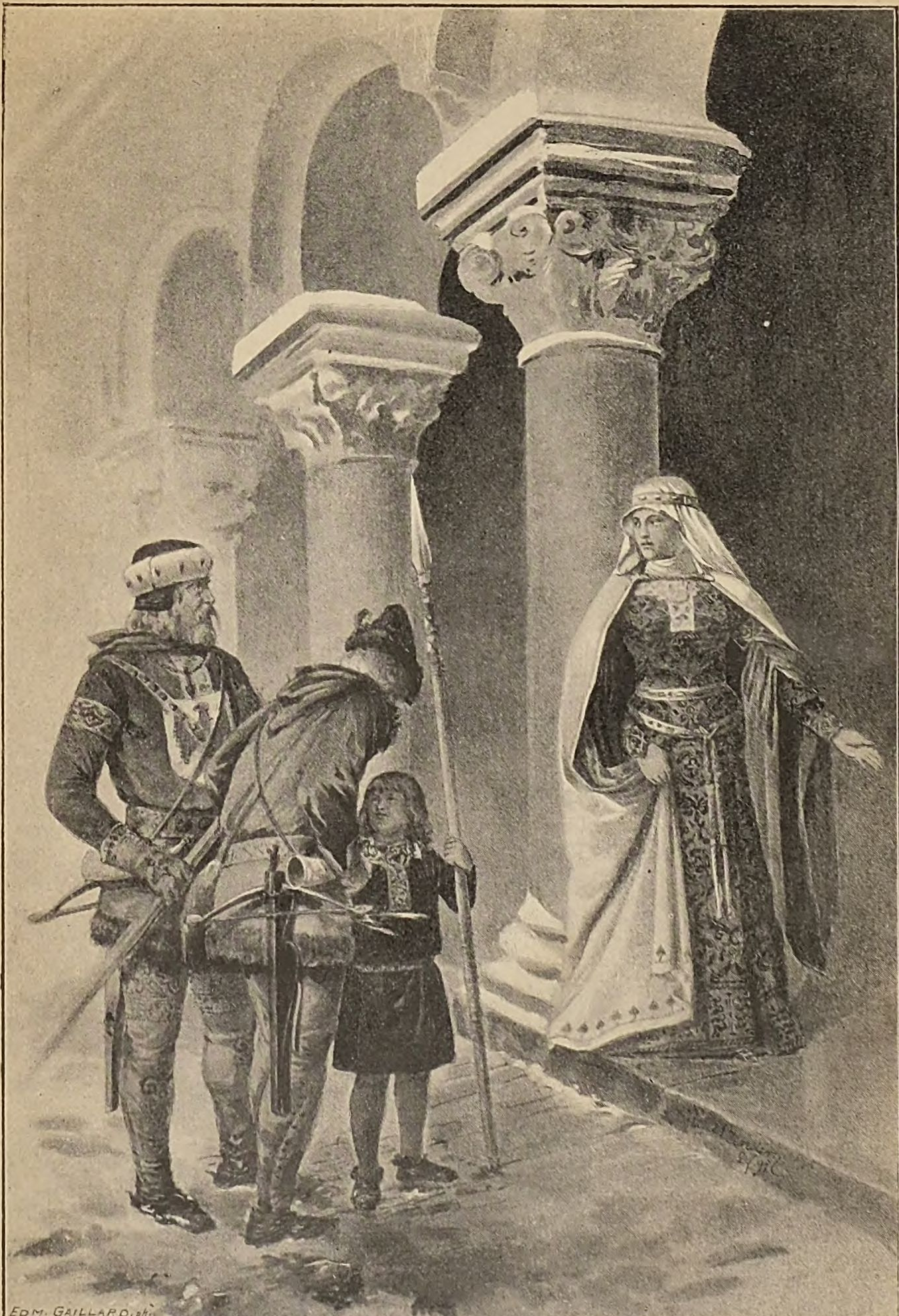
Hie gut Brandenburg allwege.

Markgraf Woldemar



von

Oskar Schwebel.



Auf Burg Werbellin.

Markgraf Woldemar.

Der echte oder der falsche?

Ein vaterländisches Geschichtsbild

von

Oskar Schwebel.

[1891]

Düsseldorf.
Verlag von Felix Bagel.

Ihrer Excellenz,

der

Frau Helene von Hülsen,

geb. Gräfin Haeseler,

der

begeisterten Tochter der Mark, seiner hochsinnigen Schützerin,

in tiefster Ehrerbietung und Dankbarkeit

Berlin,
den 7. Oktober 1891.

der Verfasser.

Vorwort.

Der Unterzeichnete hat sich seit drei Jahrzehnten eingehend mit jener geschichtlichen Persönlichkeit beschäftigt, der man den Namen des „falschen Woldemar“ beigelegt hat. Die vierbändige „Diplomatische Geschichte des Markgrafen Woldemar von Brandenburg“, welche der berühmte Forscher K. F. von Klöden in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts herausgegeben hatte, war ihm, wie jedem Brandenburger, der an der heimischen Scholle hängt, eine liebe Freundin geworden. Dennoch befriedigten ihn Klödens Ergebnisse keineswegs; eine Lösung des Rätsels ist in dem Werke, dessen massenhaftes Material eine klare Übersicht kaum zuläßt, auch nicht im entferntesten gegeben. Aus dem eifrigen Studium des überaus anziehenden Stoffes entstanden dann in den Jahren 1872 bis 1888 die folgenden Veröffentlichungen des Verfassers:

„Anhalt und Bayern!“, 1872,

„Die vielgetreue Stadt“, 1874,

„Brandenburgische Treue“, 1884, in „Vom Eisenhut zur Kaiserkrone“*) und

die betreffenden Abschnitte in den „Kulturhistorischen Bildern aus der Reichshauptstadt“ und der „Geschichte der Stadt Berlin“, 1888. —

Allein auch die hier versuchten Erklärungen der urkundlich verbürgten Vorgänge konnten kaum als genügende angesehen werden; sie lichteten das Dunkel ebensowenig wie Wilibald Alexis’ großer, an Bildern von wundersamer Schönheit und Kraft überreicher und doch fast verwirrend wirkender Roman „Der falsche Woldemar“ oder Klödens Hypothese von dem Wahnsinn des Prätendenten, welche durch die Urkunden gradezu widerlegt wird.

Ein neuer Weg der Erklärung jener hochbedeutsamen Vorgänge mußte demnach eingeschlagen werden. Daß ein „Müllerbursche“, ein

*) Minden in Westfalen bei J. C. C. Bruns.

„schlauer Meßpfaff“, ein „Bauer oder Ochsenknecht“ die Rolle eines Fürsten nicht sieben Jahre lang so würdig und so fürstlich habe durchführen können, liegt doch wohl auf der flachen Hand. Überdem ist es sehr bedenklich, ohne weiteres zu behaupten, vortreffliche Fürsten wie Rudolf von Sachsen und Albrecht von Anhalt hätten die Veranlassung zu einem so großartigen Betruge unbedenklich benutzt.

Es galt also, eine neue Deutung jener erschütternden Vorgänge des 14. Jahrhunderts zu suchen und zu finden, nach ihr die Thatsachen zu beleuchten und die Charaktere psychologisch begreiflich zu machen. Das ist im folgenden auf eine völlig neue Art versucht worden. Was den Verfasser zu derselben hinleitete, war das rätselhafte Verschwinden eines hochberühmten Staatsmannes und Vertrauten Woldemars des Großen. —

Und so nehme denn der freundliche Leser das Buch mit Teilnahme in die Hand! Der Verfasser hat sich bemüht, ein plastisches und farbiges Bild aus der Geschichte des deutschen Volkes zu geben; — am farbigen Abglanze haben wir ja nach Goethes tiefsinnigem Worte das Leben, — das Leben auch derer, die nun schon länger als ein halbes Jahrtausend in der Erde ruhen! — Die kulturhistorische Schilderung erstreckt sich auf alle Verhältnisse des Daseins unsrer Vorfahren, und der Verfasser hofft, daß ihm Anachronismen nicht werden nachgewiesen werden können. Die Quellen sind bis in die kleinsten Einzelheiten hin sorgsam benutzt worden.

Doch nicht allein erklären und belehren will die nachfolgende Darstellung; sie will auch erfreuen, sie will auch erwärmen. Deshalb die Schilderungen der heimischen Natur und Architektur, welcher der Verfasser nun schon so lange Jahre Freunde wirbt. Er hat seinem Vaterlande den Wahlspruch gegeben:

„Hie gut Brandenburg allweg'!“,

und die freudigen Töne dieses herzlich gemeinten Spruches werden den Leser geleiten auch durch jene alte, trübe Zeit. Vielleicht, daß auch dieses Geschichtsbild die Herzen begeistere für die Größe der alten Helden vom Stamme Ballenstädt!

Berlin, 25. Juli 1891.

Oskar Schwebel.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Buch.

Der echte Woldemar.

Erstes Kapitel.

Auf dem Jagdschlosse Werbellin.

Die Wintersonnenwende des Jahres 1295 hatte den märkischen Wald mit diamantenähnlichem Schmucke aufs reichste geziert. Wie glitzerten und funkelten die Reifkrystalle an den Bäumen im hellen, ja oft blendenden Sonnenscheine! Tiefblau droben der Himmel, an welchem das Tagesgestirn gleich einem goldenen Schilde prangte; schneeweiß — vom Taue noch nicht durchsickert — der moosige Waldesboden! Schneeweiß lag's auch auf den Zweigen der stolzen Buchen und Föhren, die hier, am See Werbellin, in den Jagdgründen der großen Brandenburger Markgrafen vom Stamme Ballenstädt, von der Axt noch unberührt, zu außergewöhnlicher Höhe aufgeschossen waren. Denn die Luft war still und völlig klar. In rosaviolettem Scheine zeichneten sich die fernen Höhen dort im Osten ab; — die Berge von Freienwalde und von Oderberg! Im Forste aber feierliche Ruhe; — kein Träufeln tauenden Schnees, — kein Knicken und kein Niederfallen abgestorbener Äste! Und auch er, der wunderschöne See Werbellin, hatte sein melodisches Rauschen eingestellt; — hielt ihn der harte Winter doch in des Eises Banden gefangen! —

Am Rande des Sees, auf einer kleinen Anhöhe, stand ein merkwürdiger Bau, ein Lustschloß halb und halb eine Veste. Man sah es wohl: es war ursprünglich eine Warte gewesen; — davon zeugte auch jetzt noch der hohe, von märkischen Granitfindlingen rund erbaute Turm mit seinem aus Backsteinen etwas zierlicher gebildeten Zinnenkranze und

dem kapellenartigen Gebäude zu seiner Seite. Er mochte manchen Kampf zwischen Deutschen und Slawen, zwischen Märkern und Pommern erblickt haben, der alte, steinerne Recke, welchen heut' gleich einem Helmschmucke das schimmernd-weiße Banner Brandenburgs mit seinem roten Adler schmückte. Anders beschaffen aber waren die Anbauten des Schlosses Werbellin nach dem See zu. Da sahest du Bogengänge mit schlanken Säulen und prächtig bemalten Wölbungen; da fehlte auch an geeigneter Stelle, — da, wo der Blick sich meilenweit über den blitzenden Spiegel des Sees und die herrliche Waldung ausdehnen konnte, ein Altan nicht, und üppigreich rankte der Epheu sich zu ihm auf. Sofort erkannte es der Wandrer: es war eine Stätte, welche der frohen, sommerlichen Lust geweiht war. —

Inmitten eines alten, kapellenartigen Baues aber befand sich eine hohe und breite Pforte, und vor ihr spannte sich die Zugbrücke über den gefrorenen, schneeüberdeckten Burggraben hin. Allein die Brücke war nicht aufgezogen, und auf dem Schneebelag derselben bemerkte man gar manche Hufesspur von Rossen, die zu der Veste hin- und wieder von ihr abgezogen waren. Auch feiertäglicher Schmuck, wie ihn das deutsche Volk damals ganz allgemein, in hohem wie in niedrem Stande liebte, war auf der Brücke zum Schlosse Werbellin zu finden. Die Pfeiler waren von Föhrengewinden umzogen; Föhrenbüschel und zerschnittenes Tannengrün aber waren in den Schnee gestreut; — man wollte die, so zu der Burg gekommen oder von ihr hinweggeritten waren, nach altem Brauche ehren! —

Es war grad' um die Mittagszeit, die damals schon sehr früh, auf 11 Uhr Morgens, fiel. Gar freundlich und anheimelnd stieg der Rauch aus dem hohen Schlote des Burggebäudes auf, anfangs sich kräuselnd, dann aber kerzengrad' emporziehend. Im Äußeren des Schlosses Kirchenstille; — im Innern aber rege und freudige Geschäftigkeit: das wurde heut' durch diesen sonnendurchglänzten Rauch dem Nahenden verkündigt.

Allein es nahte kein wegemüder Mann dem Schlosse Werbellin, das wie verwunschen in der lichtübergossenen Winterlandschaft dalag. Der Wald wäre fast wie ausgestorben erschienen, wenn nicht aus weiter Ferne, vom andern Ufer des Sees herüber, ein leises Tönen sich zu den Mauern des Schlosses verloren hätte, — echogleich und bald verhallend. Das klang bald wie Hörnerschmettern und bald wie Horsa-

rufen, wie Hundebellen und Rosseswiehern. Auch jene hohe, edle Frau, welche in dem oberen Saale der Burg, über der vorerwähnten Pforte, jetzt das mit dickem, grünlichem Kathedralglase versehene Fenster öffnete und aufmerksam in die glitzernde Winterlandschaft hinauslauschte, mußte die fernen Klänge vernommen haben. Jetzt schloß sie wiederum das Fenster. Ein schöner, etwa zehnjähriger Knabe, das getreue Abbild ihrer feinen Züge, der neben ihr gespielt hatte, erfaßte, die Arme emporstreckend, ihr Gürteltäschlein und ihr Schlüsselbund.

„Sag', lieb' Mütterlein, — kommen sie nun?" so fragte er.

„Kannst Du's vor Hunger nicht mehr erwarten, kleiner Schelm?" erwiderte sie ihm mit wehmütig-fröhlichem Lächeln.

„'s ist nicht des Hungers wegen, Mütterlein", bat der Knabe schmeichelnd; „allein ich möchte Oheim Otto wiedersehen, den sie den ‚Minnesänger' nennen oder den ‚Grafen mit dem Pfeile'. Was kann der schön erzählen!"

„Er ist ein edler Mann und hat gar viel erlebt! Allein vergißt Du ganz des Vaters?" —

Da eilte der Knabe stürmisch in die Arme der Mutter. „O nein! O nimmer!" rief er. „Doch Markgraf Konrad ist so ernst, so düster!"

„Verhüt' es Gott, mein Woldemar, daß Du gleich ihm es einst erfahrest, wie schwer das Leben ist!" —

Weitgeöffneten Auges blickte der Knabe seine Mutter an. Er hatte sie offenbar nicht ganz verstanden; denn seine Gedanken eilten sogleich zu seinen Wünschen zurück. „Lieb' Mütterchen", so sprach er, sich sanft an sie anschmiegend; „ich habe den Vater sehr lieb; aber ich möchte doch manchmal der Klaus von Buch sein, der immerdar bei Oheim Otto sein kann, weil er bei ihm ein Page ist."

„Er ist schon fünfzehn Jahr und Du kaum zehn! Und Du, mein Kind, Du bist ein Fürstensohn und hast wohl zu lernen, Gott und Deinem Vaterlande zu dienen, aber keinem Herrn auf Erden denn dem deutschen Kaiser." Doch als schämte sich die Dame dieser Aufwallung ihres fürstlichen Stolzes, setzte sie mit tiefem Ernste hinzu:

„Und das vergiß niemals, mein lieber, lieber Woldemar: Nie darf Dich ritterlicher Dienst oder der eitle Glanz der Welt verlocken, der Pflichten zu vergessen, die Du einst zu üben haben wirst im Dienst, — im treusten Dienste Gottes, — Deines Amts und Deiner Heimat." —

Der Ernst der Mutter machte auch den Knaben nachdenklich. Er schwieg und setzte sich den Schemel zu den Füßen der Fürstin wieder zurecht. Frau Constantia, eine geborene Herzogin zu Polen, ergriff die vorher fortgelegte Linnenarbeit. Wie sie sich jetzt über dieselbe hinbeugte, küßte ein voller Sonnenstrahl, machtvoll durch die trüben Scheiben dringend, ihre reine, edle Stirn. Wie verklärend umwob er ihr das Haupt. Die Gemahlin des Markgrafen Konrad von Brandenburg war zwar eine edelschöne Frau; — wer aber aufmerksamer in diesen Zügen geforscht hätte, der würde es auch gefunden haben, daß sich Leid, ja tiefer Seelenschmerz in dieselben eingegraben hatte. Was aber lastete auf dem Herzen dieser Fürstin? — Kein Seufzer verriet es. Auch die fernen Jagdfanfaren schienen verklungen zu sein.

„Warum weilen der Vater und der Oheim so lange im Walde?" fragte jetzt wieder der Knabe.

„Es muß wohl eine Freude sein, des Sonnenscheines im verschneiten Hage genießen zu dürfen! — Ein Hirsch oder ein Eber mag sie weit in die Ferne abgeleitet haben. Sie haben auch vielleicht bei einem der Vasallen vorgesprochen."

„Was heißt ‚Vasall', lieb' Mütterlein?"

„Es bedeutet einen Mann, der seinem Fürsten gegenüber sich verpflichtet hat, ihm in Treue zu dienen allezeit, vorzüglich aber dann, wann Not und Tod uns drängen. Dann soll ein rechter Mann sein Leben lassen für seinen Markgrafen und für sein Vaterland, und — merk' Dir es wohl, mein Sohn, — das soll ihm eine Freude, eine Ehre sein." —

Des Knaben Augen strahlten, als Frau Constantia dies Wort mit Ernst und Nachdruck gesprochen hatte. „Wird Nikolaus von Buch auch ein Vasall?" so fragte er.

„Gewiß, mein Kind", erwiderte die hohe Frau, „und so Gott ihn am Leben läßt und Dich, mein Kind, mein Kleinod, so wird er dereinst Dein Vasall. Denn seine Güter, die er einstmals erbt, sie liegen in den Landen, in welchen die Ballenstädtischen Fürsten vom Stamm des großen, frommen Markgrafen Johannes gebieten."

„O, darauf freu' ich mich, daß Klaus einst mein Vasall wird!"

„Der Mensch denkt, und Gott lenkt, liebes Kind!" sprach Frau Constantia von Polen ernst. „Allein, so Gott es will, soll Klaus von

Buch dereinst noch mehr Dir werden als nur ein Vasall, — Dein Freund, Dein Herzensfreund!"

Der Knabe jubelte. „Ja, das wird schön! Wie lieb' ich Nikolaus! — Sag', Mütterlein, wie kommt es nur, daß alle, alle Klaus so gern haben, — daß auch der Oheim Otto ihn so oft an seine Brust drückt und ihm freundlich zuwinkt?"

„Klaus verheißt ein edler Mann zu werden und ist eines edlen Stammes würdiger Sproß. Sein Vater, Herr*) Johannes, hat Großes einst an Deinem Ohm und an der ganzen Mark gethan."

„O Mütterlein, erzähl' es mir!"

„So hör' es denn, mein lieber Junge, das hohe Lied von Brandenburger Treue!" — Die Markgräfin legte ihre Arbeit auf den Sims des Fensters und zog den Knaben an ihre Brust. Dann fuhr sie in ihrer milden, sanften Weise also fort:

„Es war einst eine schwere Zeit im Lande Brandenburg, — vor siebzehn Jahren; — man schrieb damals das Jahr des Heils 1278. Da kämpfte Dein edler Oheim Otto gegen die Magdeburger, weil sie nicht Deinen andern Oheim Erich von Brandenburg, seinen Bruder, sondern einen Grafen von Schwalenberg zum Erzbischof gewählt hatten. Er kämpfte tapfer; doch, — lieber Sohn, — Gott giebt den Sieg allein; — nicht Menschenrat noch Menschenthat vermag ihn zu verbürgen! Bei dem Flecken Frohse wurde Markgraf Otto aufs Haupt geschlagen und gefangen; — er selbst und 300 seiner besten Ritter. Laut klagte da das Brandenburger Land; — sein edles Haupt war völlig in der Hand des Erzbischofes, und der demütigte den Markgrafen aufs tiefste. Ich will es heut' verschweigen, was er ihm angethan: Du wirst noch oftmals davon hören. Da wurden alle mutlos; — nur zwei goldtreue Herzen nicht. Das eine derselben gehörte Deiner Muhme Hedwig an, die nun schon lange ruht in kühler Gruft bei den ehrwürd'gen Vätern von Chorin, und sie war — die Gattin Markgraf Ottos; — das andere aber war Herr Hans von Buch. Die Magdeburger forderten ein schier unerschwinglich' Lösegeld, 4000 Mark vollwicht'gen Silbers, und die sollten sie, die treuen Märker, zahlen. Es ging weit über dieses Landes Kräfte; — es ging durchaus nicht an.

*) Männer, welche die Ritterwürde erworben hatten, wurden auch von Fürsten und Fürstinnen selbst in ihrer Abwesenheit stets „Herr" genannt.

So meinte jedermann. Da ritt Markgräfin Hedwig selbst nach Magdeburg und bat den Bischof und die Domherren, sie möchten Deinen Oheim doch auf Ritterpflicht und Ritterwort freilassen; — sei er in Freiheit erst, so werde er das Lösegeld mit Leichtigkeit beschaffen. Inzwischen aber war Herr Hans von Buch schon vor das Volk getreten und hatte Geld und Gold auf eigne Hand gesammelt. Es war viel mehr denn die geforderten 4000 Mark. Man meinte damals, mein Woldemar, der Ritter von Buch habe einen Schatz gefunden, in einer alten Kirche, einer alten Truhe. Doch nein, mein Sohn, — das ist nicht wahr! Wohl aber war Hans von Buch mit flammender Beredsamkeit vor die Stände hingetreten, — vor die Prälaten, vor die Edelleute, vor die Bürger, ja selbst vor die Bauern, und fort und fort hatte er sie gemahnt:

‚Ihr seid Brandenburger; aber Ihr würdet nicht wert sein, so zu heißen, wenn Ihr jetzt nicht alles opfertet, um Euren gefangenen Fürsten auszulösen.‘

Und siehe, lieber Woldemar, da hatten sie auf einmal wieder frischen Mut und brachten, was sie nur besaßen; — der eine einen Goldgulden, der andere einen Weißpfennig. Die Priester aber spendeten die Kelche ihrer Kirchen, und die reichen Frauen in den Städten ihre goldenen Ketten; — es war eine schöne, heiliggroße Zeit.“ —

Die Markgräfin hielt inne; sie warf einen Blick auf den lauschenden Knaben, einen Blick, in dem sich alle Muttergüte malte; dann fuhr sie also fort:

„Und wie nun Markgraf Otto und die edle Gräfin Hedwig sich aufs tiefste kümmerten und nimmer wußten, wie sie zur rechten Zeit das Geld beschaffen sollten, da kam Herr Hans von Buch einst eines schönen, lichten Tages fröhlich angeritten und sprach zu Markgraf Otto:

‚Sorget nun nicht mehr, gnäd'ger Herr, und denket nicht daran, freiwillig in die Haft zurückzukehren, um Euer Ritterwort zu lösen. Ihr seid — Gott Lob! — nun frei, ja völlig frei! Die märkische Treue hat Eure Fesseln gelöst! — Ich wollt' es Eurer edlen Gemahlin ersparen, als eine Bittende vor dem Landtage zu erscheinen, und habe darum selbst gehandelt. Soeben komme ich von Magdeburg; — hier Euer Schein!‘ —

Siehe, mein Sohn,“ schloß jetzt die Markgräfin mit erhobener Stimme, „so thut ein rechter Lehnsmann; — so wacht, so wirkt des Branden-

burgers Treue auch im Stillen! Herr Johann von Buch, der edle Mann, ruht seit fünf Jahren schon in Frieden; der Page Nikolaus aber ist sein jüngster Sohn. Er hat nicht Vater mehr noch Mutter; — ein großes Sterben hat sie ihm hinweggerafft. Da siehst Du es wohl ein, mein lieber Woldemar, daß Oheim Otto ihm ein Vater sein muß, dem armen, elternlosen Knaben! Und weil es eine Wahrheit ist, daß edle Väter auch fast immer edle Söhne haben, so soll Niklas von Buch Dein Freund einst werden! Er soll Dir helfen mit weisem Rat und soll, wann es in banger Stunde kühner That bedarf, für Dich eintreten und im Kampfgewühl den Schild ob Deinem Haupte halten, ein vielgetreuer, brandenburgischer Vasall." —

Der Knabe jubelte nicht; aber er barg sein lockig' Haupt an Frau Constantias Busen. „Mutter", so rief er dann, „ich will ihn lieben, will auch ihn beschützen, wann ich das Schwert einst trage!" —

Da klangen von der Waldesecke langgezogene und dann wieder fröhlich schmetternde Hörnertöne her: es war der Waidmannsgruß, welchen die jetzt endlich heimkehrenden Jäger dem Schlosse Werbellin zuriefen. Die Markgräfin sprang auf. Noch einmal küßte sie den Sohn. „Jetzt gilt es, rüstig schaffen!" sprach sie in frauenhafter Eile. „Bleib' hier, mein Liebling!" —

Damit enteilte sie. Der junge Markgraf aber mußte die letztere Weisung wohl nicht vernommen haben; denn er sprang wohlgemut der gütigen Mutter nach. —

Im Hofe der Burg Werbellin stiegen die Jäger von den Rossen. Ihre Wangen glühten. Ein großer Wagen, mit Wildbret stark belastet, rasselte über die Zugbrücke. Die Markgräfin Constantia erwartete ihre Gäste unter einer hohen Bogenpforte, in welcher die untere Schloßhalle gegen den Burghof sich öffnete. Ihr holder Knabe hatte ihre Rechte erfaßt und sah so sehnlich bittenden Blickes zu ihr auf, daß sie ihn nicht zurückzuweisen vermochte. —

Die einziehenden Markgrafen, Herr Otto und Konrad von Brandenburg, waren Brüder, leibliche Brüder; allein eine größere Verschiedenheit als diejenige zwischen den beiden Fürsten war kaum denkbar. Konrad, der jüngere von ihnen, war nur ein schlichter, ernster Mann; — aufs einfachste gekleidet, blickte er nicht anders darein denn jeder Edelmann seines Gefolges. Markgraf Otto erschien dagegen als der geborene Fürst und Herrscher; — auch seiner Tracht nach bildete der

hochgewachsene Fürst eine wahrhaft königliche Gestalt. Silbern zwar schon fielen die Ringellocken seines Haupthaares auf seine Schultern hinab; aber noch quollen sie in üppiger Fülle unter dem purpurnen, mit weißem Pelz besetzten Barette hervor, und noch funkelte sein Auge von jugendlichem, kriegerischem Mute. Markgraf Otto war aber zugleich auch noch ein schöner Mann, und es entstellte den hoheitsvollen Ausdruck seiner Züge keineswegs, daß auf der linken Wange eine tiefe Narbe sichtbar war. Das war ein Angedenken an den Kampf bei Staßfurt an der Bode, welchen er einst im Jahre 1279 mit den Magdeburgern auszufechten gehabt hatte. Da war ihm in dem dichten Schlachtgewirr der schwirrende Pfeil eines Bürgers der Bischofsstadt in das Haupt gedrungen. Die Ärzte wagten es nicht, die Waffe aus der Wange zu ziehen, um den Verwundeten nicht noch schwerer zu verletzen. Ein ganzes Jahr lang trug der Markgraf unter großen Schmerzen das Pfeileisen im Haupte: da stieß es die Natur von selber wieder aus. An einer silbernen Kette hing es jetzt auf das kostbare, grüne Jägerwams nieder, welches der Markgraf trug, und auf welchem vorn auf der Brust in blitzernder Silberstickerei der Wappenschild Brandenburgs mit dem roten Adler schimmerte.

„Gott grüße Dich, herzliebe Frau Schwägerin", sprach der ritterliche Markgraf. „Verzeih' es, wenn wir allzu lange im verschneiten Forst geweilt! Allein die Jagd war gut, und das Herz ging mir auf in der Winterherrlichkeit des märkischen Waldes. Ich war lange, lange Jahre nicht in Werbellin; — wie stürmten da die Erinnerungen auf mich ein! Freudige und traurige zugleich! — Verrauscht, — dahin auf immer mein Eheglück und meiner Jugend stolze Hoffnungen! Ein Fünklein nur verblieb mir noch von meiner alten Kraft; — doch auch die Fähigkeit, mich an dem Glück der anderen zu freuen!"

Er neigte sein Haupt und berührte mit den Lippen Frau Constantins lilienweiße Stirn. Ihr schimmerte das Auge feucht. „Du sprichst von Glück", erwiderte sie ihm mit einem tiefen Seufzer, „und denkst nicht jenes schweren Grames, welchen mein Bruder Premislaw uns bereitet, sowie des bittern Leides, das ich um ihn trage!" —

Da hob sich die Brust des Markgrafen in stolzem Selbstgefühle. „Vielleicht, daß Gott ihn auf den rechten Weg zurückleitet", entgegnete er; „und folgt er Gott nicht, so fühle er das Brandenburger Schwert! Indessen, — denken wir an den Kampf noch nicht! — Und wenn das Herz

Dir schwer ist, Frau Constanze, dann blick' mit Deinem Gatten auf den Knaben hier!" — Er legte die Hand auf Woldemars Scheitel. „Ist es mir doch, als würde meine eigne Jugend wieder blühsam, sobald ich in sein helles Auge schaue! Seid dankbar gegen Gott! Es ist ein hohes Glück, das er dem Hause Ballenstädt beschert hat. Nicht weniger denn neunzehn Fürsten zählt's; — mir aber sagt's mein Herz:

‚Der Sohn, der Euch geschenkt ward, Euer Woldemar, — er wird der Stolz der Mark einst sein!' — Und glaubt auch das:

‚Was ich, der Kinderlose, der Vereinsamte, noch wirken kann: für Woldemar geschieht's!'"

Er zog den Knaben an seine Brust und küßte ihn. Da stieß der Markgraf Konrad in das elfenbeinerne Hifthorn, welches ihm über das elenslederne Wams herabhing, und schmetterte lustigen Jägergruß empor zu den Zinnen und über den Hof der Burg Werbellin hin: die Aufforderung war's zum fröhlichen Mahle! Schnell füllte sich die Halle, in deren Kamine die Flammen loderten und knisterten, mit den ritterlichen Gästen des im tiefsten Forste daliegenden Schlosses.

Zweites Kapitel.

Bilder der Vergangenheit und der Zukunft.

Das Waidmannsmahl neigte sich seinem Ende zu. Markgraf Otto mit dem Pfeile war überaus fröhlich gewesen. Der Schenk, Herr Berthold von Flechtingen, hatte ihm seit langer Zeit den Becher nicht so oft gefüllt. All' seinen Rittern hatte der edle Fürst zugetrunken; ja, selbst den Meister Heinemann, den Hofjäger und Waldwärtel, hatte er nicht vergessen.*) Nun aber sprach der Kapellan Gernot das Tischgebet. Der Marschall, Herr Konrad von Raven, erhob sich nach demselben und fragte, wie die Hofsitte es vorschrieb, nach den weiteren Befehlen der gnädigen Herren.

Markgraf Otto, der ältere der gemeinsam regierenden Fürsten, erwiderte ihm:

„Wir haben heut' Euch nichts mehr aufzutragen. Wunderstark und herzbewegend überkommen uns in diesen Räumen, die wir so lange

*) Alle vorkommenden Namen gehören geschichtlichen Persönlichkeiten an.

nicht gesehen, die Erinnerungen an eine schöne Zeit, die längst dahingeschwunden ist. Wir wollen ihnen lauschen! Vergnügt Euch, wie Ihr mögt! Und morgen früh, sobald die Sonne aufsteigt, reiten wir. Wir ziehen nach Berlin, wo wichtige Geschäfte unsrer warten." —

Die Dienstmannen der beiden Fürsten entfernten sich, nachdem sie sich zum Abschiedsgruße verneigt. Sie mochten wohl mit Würfelspiel und Trunk den Rest des Tages sich vertreiben wollen. Mit ihnen verabschiedete sich auch ein Knabe, der neben dem Prinzen Woldemar zu Tisch gesessen hatte. Es war der Page Nikolaus von Buch. Wer die beiden, den jungen Markgrafen und seinen Freund, neben einander in ihrer kindlichen Fröhlichkeit an der Tafel erblickt hätte, der hätte sie wohl für Brüder halten mögen. Bei beiden fand sich dieselbe Anmut der Züge, dieselbe reiche Fülle blonden Haares, — ein Zeugnis ihres Ursprungs aus reinem, edlem, deutschem Blute, — dieselbe Tiefe und derselbe Glanz des lichten, blauen Auges. Das war auch leicht erklärlich. Waren doch auch die Edelherren von Buch semnonischen Ursprungs, gleichwie die Grafen von Ballenstädt! In uralten Tagen nämlich war einst ein Teil des semnonischen Volkes, welches zum Stamme der Sueben gehörte, von den Slawen aus seinem Landbesitze zwischen der Elbe und Oder vertrieben worden. Die Flüchtlinge hatten sich an der Ostseite des Harzes in einem Gelände seßhaft gemacht, welches von ihnen den Namen des „Schwabengaues" erhielt. Ihre Edlen hatten die dortigen Berge mit Burgen bekrönt, deren Trümmern teilweise heute noch sichtbar sind, und auch noch in ihren Resten an die folgenreichste That deutscher Geschichte gemahnen. Denn grad' von diesen Burgen aus waren mit Albrecht dem Bär oder, wie er richtiger heißt, mit Adalbert dem Schönen jene edlen Geschlechter ausgezogen, welche in schwerem Kampfe mit der slawischen Barbarei die Mark Brandenburg gegründet hatten: die Grafen von Lindow, die Mansfelder, welche in der Mark den Namen der edlen Gänse von Putlitz annahmen, weil die Zierde ihrer Helme in einer, der Ferne zustrebenden wilden Gans bestand, die Grafen von Valkenstein, von Regenstein und Hohenstein, sowie die Edelherren von Barby und von Buch. Die Gründung der Mark Brandenburg war demnach nur eine Heimkehr in das Land der Väter, — nur eine Zurückeroberung desselben. —

Wie jetzt der Page Klaus von Buch die weiße Hand der Markgräfin Constantia, demütig sich verneigend, küssen wollte, da zog sie

ihn in ihre Arme. Sie streichelte ihm das von goldigen Locken umflossene Haupt; — sie beugte sich mit mütterlicher Güte zu ihm herab; — sie fragte ihn mit leiser, aber eindringlicher Stimme:

„Sag', Klaus, willst Du wohl meinem Woldemar ein Spielgenosse und ein Bruder sein? — Willst Du ihn lieben, wie Du Deine Brüder liebst, die in dem fernen Tangermünde an der Elbe weilen?"

„O mehr als sie!" entgegnete freudig der Knabe. „Denn meine Brüder sind schon groß und stark! Mein Bruder Johannes hat bereits das Schwert empfangen; der Markgraf Woldemar aber ist noch klein und hülflos! Das nun hat meine liebe Mutter mich gelehrt, und Markgraf Otto, mein Gebieter, hat's mir wiederholt:

‚Man muß die Kleinen und die Schwachen schirmen!‘

Nicht lieben allein; — das helfe nichts, sagt Markgraf Otto, sondern sie schützen und für sie streiten, getreu bis in den Tod!"

„Willst Du das thun für meinen Woldemar?"

„Von Herzen gern, vieledle Frau!"

„So will ich fortan Deine Mutter sein; — in Markgraf Konrad aber sollst Du einen Vater finden, und innig wollen wir Dich lieben, wie's Deine Eltern einst gethan."

Ein leuchtender Blick des Pagen antwortete ihr. Sie aber fuhr fort:

„Noch liegt mir ob, von Markgraf Otto Dich mir zu erbitten; — ich will es thun, wann wir zur Ruhe gehen! Wie Wehmut aber seh' ich's über Deine Züge zucken: nein, schäme Dich der Thräne nicht, die Dir vom Auge rinnt; — sie zeigt mir, daß ein treues Herz in Deiner Brust schlägt! — Doch gehe jetzt und setze Dich mit Woldemar vor des Kamines lohe Flamme; — erzähl' ihm von der Jagd heut' morgen oder — das hört er lieber noch, — von Markgraf Ottos ruhmeswerten Thaten."

Die Knaben gehorchten; die gütige Dame aber wendete den beiden Fürsten sich zu. Draußen im Walde Werbellin war jetzt in der Abendstunde der Sturmwind wieder erwacht; brausend fuhr er über die Dächer der Burg dahin; brausend schnob er über den See. „Der Hackelberend", d. h. der wilde Jäger, „reitet durch die Lüfte", sagt man in der Umgegend des schönen, wenn auch düstern Sees bei solchem Sturme wohl noch heute. Dann aber grad' wird's heimlich in dem wohldurchwärmten Zimmer unter dem sicheren Dach. Das zeigte sich auch an den fürstlichen Brüdern und an Frau Constantia.

Markgraf Otto blickte sinnend in den goldigen Trank, der vor ihm stand; sein Auge schien den Perlen des Weines zu folgen, die aus dem Grunde des Bechers aufstiegen, um an der Oberfläche langsam wieder zu vergehen. „Dahin, dahin!" rief er wie träumend aus. „Verrauscht, verflogen! — Allein, doch wird das Herz mir wieder jung, wann ich der alten Tage denke! Erinnerst Du Dich wohl des Festes, Bruder Konrad, das wir im Jahr 1263 hier gehalten, als ich Frau Hedwig, mein Gemahl, aus ihrer Heimat in die Mark geführt? — Dort auf dem Ehrenplatze saß ihr edler Vater, Graf Geerd von Holstein; — dort Hamburgs Bürgermeister, der ihr das Geleit gegeben hatte; — dort Königin Margarethe von Dänemark; — dort meine junge Gattin, ich und Du und unser großer Vater, Herr Johannes! Es war ein segensvoller Tag; — nie ist ein schön'rer mir gekommen! Es war zur Maienzeit; die Fliederbüsche blühten, und an Sees Rand erklang der Nachtigallen Sang!" —

Konrad antwortete ihm nicht; aber er erhob sich und schritt der Rückwand des Zimmers zu, an welcher neben manchem alten Gewaffen und manchem bunten Wappenschild auch eine Harfe hing. Er zeigte auf sie hin. „Kennst Du sie noch?", so fragte er den Bruder. Der aber winkte ihm ablehnend mit der Hand.

„So will ich's wiederholen", sprach der Markgraf Konrad, „das freudige, begeistert frohe Lied, das Du zu jener Harfe dort für Deine Gattin einst gesungen! Weißt Du sie noch, die Verse:

„Räum't den Weg der schönsten aller Frauen,
Lass't mich meines Herzens Herrscherin erblicken,
Sie in ihrer holden Schöne schauen,
Wär' auch einem Kaiser ein Entzücken!
Über Sterne soll ihr Loblied steigen;
Nimmer will von ihrem Ruhm ich schweigen,
Huldigend vor ihrem Heimatland indes mich neigen!"*) —

Markgraf Otto stützte das Haupt auf die Hand, als er die Worte seiner Dichtung wieder vernahm. Die Markgräfin Constantia aber fuhr mit milder Stimme fort:

„O Frau Minne, stille Botin, sage
Meiner Holden, daß ich sie nur minne,
Sie beständig in Gedanken trage
Und auf neue Huldigungen sinne.

---

*) So der Anfang eines der wenigen, in der Heidelberger, früher sog. Züricher [Manessesehen] oder Pariser Handschrift erhaltenen Lieder des Markgrafen Otto.

Wollt' ihr süßer Mund mir lieblich lachen:
Abschied gäb' ich dann dem Gram, dem schwachen,
Um zu besserm Leben frisch und fröhlich zu erwachen."*) —

„Auch ich", fuhr sie fort, „habe das wundersüße Lied einst gehört und zwar bei festlicher Gelegenheit! Ein Spielmann sang's, als einst mein Bruder Premislaw mit Deiner Nichte Margarethe, lieber Schwager, sich vermählte. Doch ach, — wie unglücklich hat diese Ehe sich gestaltet!"

Markgraf Ottos Auge funkelte zornig. „Der Herzog Premislaw ist ein Barbar, — ein Mann von zügellosen, durchaus schlimmen Sitten! Ich wiederhole es: er fürchte unser Brandenburger Schwert!" — Markgraf Ottos Stimme klang hart und drohend, so daß die beiden Knaben am Kamin erschreckt auffuhren und ihr leises, aber eifrig geführtes Gespräch verstummen ließen.

„Ich kann ihn nicht entschuldigen; ja, es schmerzt mich tief, daß ich zu seiner Rechtfertigung nichts zu sagen vermag"; erwiderte die Markgräfin, „allein ich kann es wohl verstehen, daß er so düsteren Gemütes und so gewaltthätigen Willens geworden ist! Als Pole kämpft er einen Verzweiflungskampf gegen die kraftvoller und immer glänzender sich entfaltende Macht des Deutschtums. Von Norden her dringt die stürmische Begeisterung der Deutschritter auf ihn ein, die sich ‚die Brüder St. Mariens nennen von dem deutschen Haus zu Accon'; — von Westen her drängt ihn die Macht der Tempelherren in dem Lande über der Oder**); von Osten her drohen die Reußen und von Süden her die Herzoge von Schlesien, die deutsch geworden sind, obwohl sie eines Stammes sind mit ihm. Sie und ich, — wir gelten ihm nur als Abgefallene, ja als Verräter an der heil'gen Sache seines Volkes, die er vertreten will mit aller Kraft bis zu dem letzten Ende."

„So hätte er um unsres Vetters Albrecht Tochter Margareth' nicht freien sollen", entgegnete ihr Otto mit finsterm Blick; „zumal, da — Blut an seinen Händen klebt." —

Die Markgräfin verhüllte ihr Antlitz. Es waren im Hause der polnischen Piasten, dem auch sie angehörte, allerdings furchtbare Ereignisse vorgefallen. Der Herzog Premislaw von Polen war in erster Ehe mit der Fürstin Luitgardis von Mecklenburg vermählt gewesen.

---

*) Aus demselben mittelhochdeutschen Liede Ottos IV.

**) Die spätere Neumark.

Unschuldigerweise war diese liebenswerte und gütige Dame in den Verdacht geraten, dem Herzoge die Treue gebrochen zu haben. Es war an einem St. Martinsabende gewesen, und auf der Herzogspfalz zu Posen herrschte laute Fröhlichkeit zu Ehren des bischöflichen Heiligen; — da stürmte Premislaw, bleich wie der Tod, aber mit funkelnden, blutunterlaufenen Augen, in das Gemach seiner Gemahlin, welche mit ihrem Gefolge sich an Spiel und Tanz erlustigte. „Unselige", rief er ihr zu, „Du mußt in dieser Stunde sterben!" Umsonst beteuerte die Herzogin ihre völlige Unschuld; umsonst flehte sie unter Thränen um ihr Leben. „Hier ist ein Priester", rief Premislaw ihr zu; „beichte, auf daß Du nicht auch der ewigen Verdammnis anheimfällst." Kaum aber war die Beichte abgelegt, so überfiel Premislaw die Unglückliche von neuem und stieß ihr einen Dolch in die Brust. Allein er hatte schlecht getroffen; Luitgarde entwand sich ihm und bat in Todesangst noch einmal innig um ihr junges Leben; den wild erregten Herzog aber packte ein Starrkrampf; er vermochte die Bitte nicht zu gewähren, schlug sie indessen auch nicht ab. Indes, die eigenen Frauen der gütigen Herzogin, — Polinnen, welche die deutsche Fürstin schon seit langer Zeit haßten, — glaubten, dem Herzoge sich dienstfertig erweisen zu müssen; sie warfen der unglücklichen Herzogin einen Strick um den Nacken, erwürgten sie und erhoben dann ein wildes Klagegeschrei, als hätte Luitgardis, von Verzweiflung erfaßt, sich selbst erdrosselt. Als Herzog Premislaw wieder zu sich kam, erschien vor ihm der Burggraf, der Palatin von Posen; er überzeugte seinen Gebieter von der völligen Grundlosigkeit jenes ehrenrührigen Gerüchtes, welches in böswilliger Weise von polnischen Frauen gegen die deutsche Fürstin verbreitet worden war. Tiefe Reue erfaßte jetzt den Herzog; er führte von da ab für viele Jahre nur das Leben eines Büßers. Luitgardis aber wurde zu Kalisch bestattet, und die tiefe Teilnahme des Volkes an ihrem traurigen Geschick ließ zahlreiche Zeichen und Wunder an ihrem frühen Grabe geschehen. Sie galt fortan für eine Heilige, und viele Lieder priesen sie. Als Premislaw, dann endlich genesen, um die Prinzessin Margarethe, die Tochter des Markgrafen Albrecht von der ottonischen Linie des Ballenstädtischen Hauses*), geworben hatte, da hatte diese edle Fürstin in dem hoch-

---

*) Die beiden Linien des Ballenstädtischen Hauses, die johanneische und die ottonische, waren 1221, bei dem frühen Tode des Markgrafen Albrecht II. entstanden.

sinnigen Geiste ihres Stammes geglaubt, seiner Werbung folgen zu müssen. Sie hatte in derselben einen Ruf des Allerhöchsten erblickt, ein bußfertiges Herz zu heilen. Allein bald hatte es sich gezeigt, daß der Sinn des Herzogs Premislaw verhärtet, — daß sein Gemüt unheilbar verdüstert und erkrankt war. Die Ehe hatte sich zu einer tiefunglücklichen gestaltet, so sehr des Herzogs eigene Schwester, die Markgräfin Constanze, auch bestrebt gewesen war, den Bruder auf den edlen Geist, die hohe Opferwilligkeit und die holde Anmut seiner Gattin hinzuweisen. Es waren demnach sehr düstere Wolken, welche ob dem Hause der polnischen Piasten schwebten; — sie warfen tiefe Schatten aber auch auf das herrliche Geschlecht der Ballenstädter; — sie bildeten endlich auch die schwere Last, unter welcher der Markgraf Konrad und seine Gattin seufzten. —

Markgraf Otto hatte mit seinem Worte die alte Wunde wieder aufgerissen; — er beeilte sich nun aber auch, sie wiederum zu heilen. „Ich sagte dir schon oft, Frau Schwägerin“, so sprach er milder jetzt, „daß ich noch immer auf eine Sinnesänderung des Polenherzogs hoffe. Er muß es endlich doch erkennen, daß er in unserer Nichte Margarethe eine echte Perle besitzt;*) er wird auch wissen, daß nur das deutsche Schwert ihn erfolgreich gegen das Andrängen der heidnischen Littauer zu schützen vermag. Weine darum nicht! Der ursprünglich so edle Sinn des Herzogs wird gewiß wieder erwachen; — Frau Margarethe wird ihn heilen; denn treue, heilige Liebe vermag am letzten Ende ja wohl alles.“ —

Die Fürstin richtete das Haupt wieder auf und reichte dem Schwäher die Rechte über den Tisch hin. Da plötzlich erklang ein langgezogenes Hornsignal vor der Burg.

Markgraf Konrad, der eigentliche**) Burgherr von Werbellin, erhob sich schnell. „Wer mag so spät noch Einlaß begehren?“, fragte er erstaunt. Dann aber eilte er ans Fenster.

„Täuscht mich mein Auge nicht“, so sprach er jetzt, „so hält ein Reiter vor der Burg, welchen wir alle kennen. Gewiß, — die Brücke fällt; — es ist der Ritter Otto von Holzendorf. Was mag der Marschall uns aus Polen bringen?“ —

*) Wortspiel. „Margarita“ bedeutet „Perle“.

**) Burg Werbellin war ein gemeinsamer Besitz aller Ballenstädter; einer von ihnen aber hatte die Oberaufsicht über das Schloß.

Frau Constantia stieß einen leichten Schrei der Klage aus; der Markgraf Otto aber war sehr ernst geworden; denn der Ritter Otto von Holzendorf war jener märkische Edelmann, welcher der Prinzessin Margaretha als Marschall und oberster Diener einst in das Polenland gefolgt war.

Unmittelbar darauf öffnete sich die gotische Flügelthür der Halle. Klirrenden Schrittes, ganz und gar geharnischt, trat der Ritter von Holzendorf ein. Er hatte sich nicht einmal Zeit genommen, den Schnee vom Helme und vom Mantel abzuschütteln.

„Du bringst?“ rief Markgraf Otto ihm erwartungsvoll entgegen.

„Den Krieg, mein gnäd'ger Herr! — Ich komme Dir, dem Haupt des Hauses Ballenstädt, zu melden, daß Herzog Premislaw sich zum „Könige von Polen“ hat ausrufen lassen, — daß er die Lande über der Oder von Brandenburg zurückgefordert hat, und daß Frau Margaretha“ . . . .

„Was ist mit ihr geschehen?“ rief Markgraf Otto mit donnernder Stimme.

„Verstoßen ist sie!“, entgegnete der Ritter langsam und gedämpft. „Sie ist auf der Flucht nach der Mark! Ich brachte sie in Sicherheit bis über die Grenze; — dann ritt ich, was ich konnte, um meinen gnädigen Herren diese so traurige Kunde zu überbringen. Lasse Eure Huld mich nicht entgelten, daß sie eine üble ist.“

Markgraf Konrad erwiderte dem Boten ernst und fest, während Otto seinem tiefen, leidenschaftlichen Schmerze sich hingab: „Wir, die vom Hause Ballenstädt, wir kennen kein Königreich Polen; — die Lande über der Oder sind unser unveräußerliches Eigentum, und die Schmach unsrer Schwester, unsrer Nichte werden wir, die Markgrafen von Brandenburg, gewiß zu — rächen wissen! Hier, Ritter Otto von Holzendorf, ergreife diesen vollen Becher: Du hast den Krieg gebracht; — er soll uns denn willkommen sein!

‚Gut Brandenburg hie und all'weg!‘“ — Da reichte auch der Markgraf Otto ihm die Hand.

„Ja, Bruder; — brennende Sehnsucht nach dem Kampfe glüht auch mir in den Adern:

‚Gut Brandenburg hie alleweg!‘“ —

Er hatte die Losung mit so starker Stimme ausgerufen, daß die Saiten jener Harfe leise ertönten. —

Es verstand sich von selbst, daß die Fürsten und der Ritter von Holzendorf noch einige Zeit bei einander blieben, um Rates zu pflegen und um die Einzelheiten der Vorgänge in Polen zu besprechen. Frau Constantia aber wies ihren Gatten auf die beiden Knaben hin. Wie leuchteten auch deren Augen in der Erwartung des Kampfes!

„Sucht nun die Ruhe auf!" gebot ihnen jetzt jedoch der Markgraf Konrad. „Uns hält die unheilvolle Kunde wohl noch lange wach!"

Da eilte der Prinz Woldemar auf seinen Oheim Otto zu:

„Nicht eher suchen wir die Ruhe, lieber Oheim, ehe wir nicht wissen, ob wir auch nach Polen ziehen dürfen!"

Fragend blickte der Markgraf Otto auf Frau Constantia und diese wiederum auf ihren Gatten. Markgraf Konrad aber sprach:

„Wohl ist der Winter hart; wohl ist der polnische Wald noch unwirtlicher denn der märkische! Einmal aber müssen die Knaben den Krieg doch kennen lernen, und ich denke: hier, wo die Ehre des gesamten Ballenstädtischen Fürstenhauses angetastet worden ist, ziehen alle Markgrafen von Brandenburg ins Feld; — auch selbst die jungen!" —

In heller Freude sprang der Prinz Woldemar da zu seinem Vater empor und küßte ihn, seinen Dank für die so willkommene Entscheidung ihm darbringend. Dann aber wandte er sich zu seiner Mutter, ihr „gute Nacht!" zu sagen. Die Markgräfin Constanze legte wie segnend ihre Hände auf sein Haupt; — Herr Otto aber scherzte:

„Nun wirst Du endlich alles sehen, wovon die Märchen Deiner Kindheit Dir gesprochen haben: endlose Wälder, grimme Wölfe und riesenstarke Bären! Nur holde Königstöchter giebt's in Polen nimmer zu gewinnen! Doch dazu wärst Du auch zu jung noch, Woldemar! Das aber sollst Du zeigen, daß Du der Armbrust jetzt schon Meister bist!" —

Die Knaben entfernten sich, um zu dem oberen Stockwerke der sturmumbrausten Burg, in welchem ihre Schlafkammer sich befand, emporzusteigen. Aus der Halle des Schlosses schimmerte noch lange das schwache, bleiche Licht in den nächtigen Wald hinaus. Ein Krieg erforderte damals mehr Vorbereitungen, als es heute der Fall ist. Da mußten alle Vögte — es waren dies die obersten Landesbeamten in Krieg und in Frieden, — Heerführer und Richter zugleich; — aufgeboten,

alle Vasallen und alle Städte benachrichtigt, die Kriegsbede*) ausgeschrieben und der Landtag einberufen werden, ehe der erste Vorstoß gegen den Feind gewagt werden konnte. Wohl war die Brandenburger Mark ein streitbar' Land und stets gerüstet; da aber auch in ihr der altdeutschen Fürstensitte gehuldigt wurde, jedem Sohne des Geschlechtes einen besonderen Landesteil zu seinem Lebensunterhalte zuzuweisen, so war sie allgemach in eine Anzahl kleinerer Fürstentümer auseinandergefallen, welche zu gemeinsamem Handeln erst sorgfältig verbunden werden mußten. War demnach auch der Krieg von Seiten der Häupter der johanneischen Linie des Geschlechtes Ballenstädt beschlossen: es mußten jetzt auch noch die Fürsten des ottonischen Zweiges um ihre Zustimmung befragt werden. Allein es war ganz sicher, daß sie dieselbe erteilen würden; gehörte doch Frau Margarethe, die Verstoßene, die Beschimpfte, grad' eben diesem Zweige des brandenburgischen Fürstenhauses an! Dennoch war auf eine Entscheidung vor dem Frühjahre nicht wohl zu hoffen.

Waren die Fürsten selbst in dieser sturmdurchbrausten Nacht noch lange, lange wach: auch die Knaben in dem oberen Geschosse der Burg Werbellin konnten die Ruhe noch nicht finden. Es war nicht sowohl das Brausen des Sturmes, nicht sowohl das Klagen und Stöhnen der Bäume draußen im Walde, nicht das Knarren und Ächzen der Wetterfahne auf der Warte, welches sie störte — Söhne der Mark waren an solche Töne ja gewöhnt; — es war vielmehr das Jubeln und die freudige Erregung ihrer jugendlichen Herzen, was sie wach erhielt. Hinaus zu Kampf und Sieg; hinaus in den Wettersturm der Schlacht und in die frohlockenden Fanfaren des Triumphes! Der Fürstensohn Woldemar hatte sein eigenes Bett verlassen und schmiegte sich eng an die Brust des älteren Freundes Nikolaus an. „O wie schön wird das werden, lieber Klaus; — wir beide in dem Felde, — unter Markgraf Ottos Augen! Von Burg zu Burg, — von Sieg zu Sieg!"

„Gewiß! Allein Polen ist ein unwirtlich' Land; — die Burgen sind dort nicht so schön wie hier! Doch große Städte finden sich dort wohl: Posen, Gnesen und Krakau! Dort herrscht die Pracht des Morgenlandes schon, und mit Gold und mit Diamanten schmücken sich die Männer

*) Bede (lateinisch precaria) heißt eigentlich „Bitte", — heißt dann aber auch „Steuer", weil eine solche seitens des Landesherrn von den Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel und den Städten, erst erbeten werden mußte.

und die Frauen! Mir ist's, als sähe ich die Edelsteine bereits blitzen, die Schleier wallen, die Reiherfedern nicken, die Waffen strahlen und die Banner schimmern! Wie schön muß es doch sein, zu siegen! Ach Woldemar, besäß' ich doch das Schwert erst!" —

Schon krähte im Schloßhofe der Hahn, als die Knaben endlich einschliefen. Der Sturm aber fuhr mit seinen wilden Weisen fort. So klingen Siegeshymnen nicht; — mit Unheil schien er nur zu drohen und mit nahendem Verderben. —

Drittes Kapitel.

„Auf ritterlichen Kriegeszüg'n Das Herz im Leib mir lacht!" —

Südlich von der alten, mit hohen Mauern und tiefen Gräben stark befestigten Stadt Fürstenwalde an der Spree ziehen als Grenze des Flußthales sich schöngeschwungene, mit dichtem Walde bedeckte Höhen dahin. Weit blicken ihre breiten, von bläulichem Dämmerscheine umwobenen Kuppen in das Brandenburger Land hinein. Es ist eine der anmuthendsten Stätten der Mark. Tief unten im Thale steigen der Kirchturm und die Weichhäuser der alten Stadt auf, an welcher, einem silbernen Bande gleich, die Spree durch die grüne Niederung dahin vorüberzieht; — hier oben aber auf der Bergeshöhe liegen in jungfräulichem Forste graue, bemooste Steine, — Granitblöcke, wie sie von solcher Größe auf dem Boden der Mark Brandenburg nicht wieder angetroffen werden. Das sind die „Markgrafensteine" auf dem Hausberge bei dem Dorfe Rauen. Es waren ursprünglich zwei mächtige Trümmer aus den Granitgebirgen Skandinaviens, welche in unvordenklicher Zeit von Eisschollen bis hierher in das Herz der Mark getragen worden und hier auf diesen sanften, von der Meeresflut gebildeten Höhen niedergesunken sind. Der größere von den beiden Steinen maß in alten Tagen an Länge, Breite und Höhe wohl fünfundzwanzig Fuß; — nun aber ist er geteilt und zersprengt worden. Nur eine Hälfte von ihm liegt heute, von jungen Eichen und Eschen überschattet, noch auf dem Berge über dem Dorfe Rauen, die andere hat unter Meister Cantians Meißel sich in jene große, rotbraune Schale verwandelt, welche den Platz vor dem Museum in dem Berliner Lustgarten schmückt.

Die Stätte dort oben auf dem Gipfel der Rauener Berge aber atmet auch jetzt noch die tiefste, die erquickendste Waldpoesie. Wie blühen hier die blauen Glockenblumen und die schneeigen Anemonen, der rötliche, stark duftende Thymian und die blasse Heiderose so prangend! Wie üppig rankt hier das Brombeergesträuch; — wie stark und hoch wächst hier der Wacholder! Zwischen zarten, grünen Blättern, welche fast den Myrtenblättern gleichen, blickt scheu und mit Reif wie übergossen die rote oder blaue Heidelbeere hervor. Wie schatten hier die hohen Farnwedel; — wie rauschen über ihnen so feierlich-mächtig die Eichen- und die Föhrenwipfel! Blickst du aber von dieser steilen Höhe hier nach Süden hinab, so gewahrst du stille, tiefe Seen, die regungslos gleich glänzenden, silberblanken Schilden in der ernsten Landschaft ruhen. Die violett-schimmernden, mit grünem Moos und grauen Flechten bedeckten Granitsteine aber sind von uralten Sagen umklungen. Als der große Granitblock, so erzählt wohl das Volk, noch ungeteilt an seiner alten Stelle lag, da hörte man oft leise Töne aus ihm hervorhallen, die fast einem kläglichen Winseln glichen. Das rührte von einer Müllerstochter, — andere sagen, von einer Prinzessin — her, welche der Teufel dort gefangen hielt! Sie war auf die folgende Weise in die Hände des Bösen geraten. Am ersten Pfingsttage war es in vielen Orten der Mark und auch in Rauen Sitte, daß den Kühen derjenigen Magd, welche ihr Vieh am Morgen zuletzt auf die Weide ausgetrieben hatte, ein bunter Kranz umgehängt ward. Man sagte dann wohl, „sie führe die bunte Kuh", und das wurde allgemein für eine große Schande gehalten. So hatte nun einstmals auch die Tochter eines Müllers aus Rauen die Zeit verschlafen: als sie ihre Kühe austrieb, waren die anderen schon lange draußen. Das ging ihr so zu Herzen, daß sie bitterlich zu weinen anfing und sich selbst verwünschte, weil solches ihr geschehen sei. Nun aber hatte der Teufel schon von alter Zeit her auf den Markgrafensteinen seinen Sitz, und grad', als das Mädchen ihre Verwünschungen ausstieß, stand er oben, auf dem höchsten derselben. Sowie er nun die verhängnisvollen Worte gehört hatte, stürzte er hinab, packte das Mädchen und riß sie mit sich hinein in den großen Stein, wo sie nun bis zum jüngsten Tage sitzt, von Zeit zu Zeit in Töne wehmütigster Klage ausbrechend. Wohl versuchte ihr Bräutigam, ein schmucker Müllersbursche aus Rauen, nachdem er ihr trauriges Los erfahren hatte, sie zu retten; — er unternahm's sogar, mit Hammer und Meißel den Stein zu zer-

sprengen; allein seine Kräfte erwiesen sich als unzureichend. In Kummer und Leid endigte auch er. Noch lange sah man an dem Steine die tiefen Löcher, die er mit seinem Hammer hineingeschlagen hatte.

So die alte Sage von den Steinen auf den Rauenschen Bergen! Sie hat es vergessen, daß diese gewaltigen, wie durch ein Wunder hierher geführten Granitblöcke einst die Opferaltäre unsrer germanischen Altvordern, die Heiligtümer Wodans und Donars, gewesen sind. Daher die Blutrinnen in dem harten Granite; — daher die Schauer des Geheimnisses, welche diese grauen Blöcke auch heut' noch umziehen und über ihnen walten, so hell der Sonnenschein auch durch die Zweige der Eichen und Föhren blinkt, — so lieblich er sich auch wiegt auf den schimmernden Seen dort unten im Thale! —

Warum aber heißen denn grade diese sagenumwobenen Steine die „Markgrafensteine?" — Das wollen wir dir jetzo künden, lieber Leser! —

Es war im Lenze des Jahres 1296, — um die österliche Zeit. Mit ihren ersten Blüten, mit Gänseblümchen und mit Dotterblumen, hatten im Thale die Wiesen an der munter dahineilenden Spree sich geschmückt; — oben auf den Rauenschen Bergen aber blickten schüchtern erst aus moos'gem Flaum die Gundelrebe und das Veilchen vor, mit Perlen des Taues wunderherrlich geschmückt. Noch lagen auf Busch und Baum die feinen Schleier der Morgendämmerung; noch wogte und wallte es wie Opferdampf hier aus dem Bette der Spree und dort vom Spiegel des „Scharmützelsees" empor. Wie jetzt aber die Sonne über den fernen, duftigen Waldesrändern im Osten aufstieg, prangender und immer prangender in ihrem Siegesglanze, da endlich sanken die Nebel und der feine Dunst der Frühe, und in vollem Chor erklang der Vogelsang um die geheimnisvollen, grauen Heidensteine.

Über das Spreethal hin aber hallte feierlicher Glockenklang. Er kam vom St. Marienturme zu Fürstenwalde. Warum aber erscholl grade heut' diese ernste Sprache aus metallenem Munde? — War's doch kein Sonntag noch irgend ein Heiligenfest! — Nicht kirchlichem Brauche jedoch dienten heute die Glocken; — nein, sie erklangen vielmehr den weltlichen Gebietern der Mark zu Ehren, die sich am Abende zuvor vollzählig in der Stadt Fürstenwalde eingefunden hatten, um nach kurzer Rast von hier aus den Feldzug gegen Polen zu beginnen. Denn Fürstenwalde war anno 1296 noch die bedeutendste Stadt im Osten der

Mark; — an Frankfurts starken Mauern und hohen Kirchen wurde noch gebaut, und über der Oder, in Cüstrin, Morin und Bärwalde standen noch erst deutsche Burgen, die, wie das berühmte Schloß Lebus, vor kurzem aus polnischen Vesten zu unbedeutenden deutschen Ansiedelungen umgeschaffen worden waren.

Jetzt in der Morgenfrühe ritten die Brandenburger Markgrafen von beiden Linien des Ballenstädtischen Hauses aus der Stadt Fürstenwalde aus, um nach altem, deutschem Brauche unter freiem Himmel zu tagen und sich miteinander zu beraten, ehe Entscheidendes unternommen wurde. Es waren ihrer nicht weniger denn

neunzehn Herren, —

fast alle manneskräftigen Alters; — nur wenige Greise schon oder noch Kinder. Was Wunder, daß da die Bürger von Fürstenwalde dem ritterlichen Geschlechte ihrer Fürsten zujubelten, — daß sie die Mützen schwangen und die Hüte in die Lüfte wirbelten, — daß sie einander diejenigen der Markgrafen kenntlich machten, die der eine oder der andere von ihnen noch nicht Gelegenheit gehabt hatte zu sehen, und daß sie ihnen zu ehrendem Gruße auch ihre Glocken läuten ließen.

Und fürwahr! stattlich und prangend war der Ausritt der Ballenstädter Markgrafen im höchsten Maße! Neunzehn Söhne eines Geschlechtes! Mit Festgewändern angethan, zogen die Fürsten jetzt von ihren Herbergen zum Mühlenthor der alten Stadt, bei welchem die Spree rauschend und brausend in das Weichbild von Fürstenwalde eintritt. Als Haupt des gesamten Geschlechtes ritt Markgraf Otto IV. voran, — heute in kriegerischer Rüstung, den Panzer unter dem weißen Obergewand, auf welchem der rote Adler Brandenburgs in frischem Glanze prangte. Ja, so wie er heute einherritt, — so, grade so, hatte ihn einst der gefeierte Dichter Konrad von Würzburg geschildert, als er an König Richards von Cornwallis Seite im Jahre 1257 zu dem berühmten Turniere von Nantes ausgeritten war: „in der gewandten, ritterlichen Hand einen Stahl führend, der an Glanze einem Spiegel glich, — den Leib und die Beine durch einen Harnisch von lichten Ringen wohlverwahrt; — darüber einen Rock von weißer Seide, wie es sich für einen Fürsten wohlgeziemt. Den Schild trug er mit Hermelin verdeckt: auf ihm bot sich in wonniglichem Schein ein roter Aar mit goldnem Schnabel und mit goldnen Klauen dar, das schneeweiße Schildfeld aufs schönste zierend. Geritten kam er auf den Klee

und zu des Planes Feld mit einem teuerlichen Helm, den zwei pechschwarze Adlerflügel zierten.“*) So stattlich und so prächtig hatte Markgraf Otto der Minnesänger, „der Markgraf mit dem Pfeile“, einst in seiner Jugend dareingeblickt; und mochte jetzt auch sein Haupthaar ergraut und seine Wange tief gefurcht sein: noch war er's wert, den Zug der ruhmvollen Ballenstädtischen Markgrafen anzuführen.

Ihm folgte sein Bruder Konrad, der Vater Woldemars, — ihm gleich gekleidet. Neben dem Vater ritt auch Woldemar einher, fröhlichen Antlitzes, den Blick erwartungsvoll auf die blauen, Rauenschen Berge gerichtet. Dann kamen jüngere Brüder der beiden Markgrafen Otto und Konrad, ein Johannes, ein Albrecht, ein Hermann und ein Heinrich, — dazu noch einige Vettern, welche den geistlichen Stand erwählt hatten, Herr Johannes, der jüngst Bischof zu Havelberg geworden war, in kostbaren, gestickten Gewändern, und ein Volrad, sowie ein zweiter Konrad, welche auf ihren schwarz-seidenen Mänteln das schlichte, achtspitzige Linnenkreuz der Johanniter trugen. Das waren die zehn Ballenstädter johanneischen Geschlechtes. —

Und nach ihnen: — wiederum flatterte fröhlich im Morgenwinde ein Banner mit dem roten Adler, und die, so ihm folgten, sie nahmen es an Glanz und Ehren mit ihren Vettern erstgeborener Linie völlig auf! Das Haupt dieses Zweiges des berühmten Geschlechtes war Herr Otto der Lange, — ein etwas düster dareinschauender Herr, der nach dem frühen Tode des großen Königs Ottokar einstmals Regent des Böhmerlandes geworden war, den Böhmen gegenüber sich aber als Tyrann erwiesen haben sollte. Das sagte man ihm wenigstens so nach: er aber lächelte darüber und sprach dann leise wohl für sich:

„Nur deutsche Zucht war es und deutsche Ehre, die ich dem argen, — leidenschaftlich-wilden Volk der Czechen einzuimpfen suchte!“ — Ein Otto, Albrecht, Hermann waren seine Söhne. Sie alle teilten des Vaters ehrfurchtgebietende Gestalt, hatten indessen nichts von seinem finstern, ja, fast drohenden Blicke. Ein anderer Otto, ein anderer Albrecht, ein Johann erschienen auch in dieser Linie, — ritterliche Jünglinge allzumal, strahlend in Jugendkraft und Mut, — schimmernd im Schmucke der Waffen. Zwei noch jüngere Markgrafen beschlossen dann den Zug der Fürsten der ottonischen Linie, und

*) Dies die Worte des Dichters.

und grade sie erregten die hervorragende Anteilnahme der Bürger von Fürstenwalde: — ein Tempelherr war es und ein Mönch. Als letzterer erschien der Markgraf Otto der Kleine; er hatte, als seine Gemahlin Hedwig, die Tochter Kaiser Rudolfs von Habsburg, ihm gestorben war, in dem härenen Gewande der Cistercienser von Lehnin seinen Frieden zu finden gesucht, so glanzvoll ihm die Sonne des Glückes einst auch geschienen hatte; — der andere aber war der Tempelherr Henning von der Kommende*) Lietzen, die nördlich von Fürstenwalde, nicht gar weit von den Rauenschen Bergen, belegen ist. Auch Markgrafen von Ballenstädt, Söhne des berühmtesten Fürstenhauses Norddeutschlands, welches zugleich in Sachsen und in Brandenburg herrschte, hatten es also nicht verschmäht, die harte geistliche Ordensregel auf sich zu nehmen: zu fasten, sich zu kasteien und jeglichem weltlichen Besitze zu entsagen, dem geringsten Mönche gleich. Das dünkte vielen wundersam und wohl nachahmenswürdig. —

Unter fortdauerndem Glockengeläute bewegte sich der Zug durch die Thalniederung, um allmählich zu den Rauenschen Bergen aufzusteigen. Man sah's den Fürsten, — man sah's dem zahlreichen Gefolge, welches hinter ihnen einherzog, an, wie jedweder Mann der frühlingsfrischen Landschaft und des kommenden Kampfes sich freute. Der Diener stand dem Fürsten im allgemeinen damals viel näher als heut'; — es verletzte die Markgrafen daher durchaus nicht, daß ein Ritter ihres Gefolges — war es der Schenk Berthold von Flechtingen oder sonst ein altmärkischer Herr aus dem sangesreichen Lande über der Elbe? — ein bekanntes Reiterlied anstimmte:

„Die Rosen blühen im Thale; —
Die Reiter ziehen ins Feld, — ins Feld!" —

ja manch einer von ihnen sang die halb kriegerische, halb leidvolle Weise unwillkürlich mit. Gar ernst und schweigsam aber ritt neben seinem Freunde Nikolaus von Buch der junge Markgraf Woldemar einher. Er schien nur Augen für das liebliche Landschaftsbild zu haben, welches sich vor den Augen der Reiter entrollte, — prangender und immer prangender, je höher allgemach die Sonne stieg. Jetzt aber, da der Weg sich steiler jener Stätte näherte, von welcher man einen letzten, freien Ausblick über das Thalgelände hatte, und bei welcher der dichte, die bemoosten

*) Kommenden oder Komtureien hießen die befestigten, mit reichem Landbesitz ausgestatteten Niederlassungen geistlicher Ritter.



Auf den Rauenschen Bergen.

Heidensteine umziehende Forst begann, hob sich Prinz Woldemar im Sattel. Feurig und wie begeistert blickte sein Auge zu Thal; — feurig und wie begeistert sprach er zu seinem Freunde:

„Ich kann es Dir nicht sagen, Klaus, wie ich sie liebe, unsere ernste, schöne Mark; dies teure Brandenburg! Wann wir dereinst erwachsen sind: wir wollen alles thun für sie! Wir wollen unsrer selbst nicht denken; — wir wollen jedes Opfer bringen für des Vaterlandes Glück und seine Größe!"

„Wie schön Du sprichst!" entgegnete ihm Nikolaus von Buch. „Ja, wenn Du einstmals Großes für das Land und für das Volk der Mark zu thun gedenkst: ich will mit aller Kraft Dir helfen! Laß mich dereinst den nächsten sein an Deinem Thron" . . .

„Den nächsten auch an meinem Herzen!" entgegnete der Prinz in jener schwärmerischen Weise inniger Freudschaftsbeteuerungen, welcher die Jugend sich so gern ergiebt. —

Der Zug trat tiefer in den Forst ein; — Meister Heinemann, der Waldmeister, eilte nunmehr voraus, um den Herren den bequemsten Aufstieg zu den alten „Heidensteinen" zu zeigen. Bald war die Stätte auch erreicht. Hinter den grauen, bemoosten Granitblöcken hatte der Jägermeister einige Trompeter und Hornisten postiert; — mit einem schmetternden Willkommen empfingen sie den Zug der Ballenstädter Fürsten.

Markgraf Otto der Minnesänger war der erste, der vor den Heidensteinen von dem Rosse sprang. In wahrhaft fürstlicher Hoheit stand er jetzt vor dem größeren der beiden Opfersteine aus erratischem Granite da.

„Willkommen, — gottwillkommen, liebe Brüder, werte Vettern und edle Herren vom Hause Ballenstädt!" rief er. „Willkommen auch Ihr, getreue Mannen aus der Mark, vielliebe Edle und Vasallen! Wir ziehen aus zum Kampf, — das wißt Ihr alle! Ehe aber die Trompeten klingen, — ehe des Schwertes Schlag noch erdröhnt auf dem Schildesrande und die Rüstung prasselt unter dem Lanzenstoße des Feindes, lag's mir, dem Haupte des Hauses Ballenstädt, ob, eine heilige Pflicht zu erfüllen."

Der Markgraf hielt einen Augenblick inne; lautlose Stille herrschte; er entblößte das Haupt.

„Seht, meine Brüder und Vettern", so fuhr er dann fort, „auf meinem Scheitel liegt der Schnee des Alters! Ich habe die hohe

Freude noch gehabt, daß Ihr alle, alle, — auch die so geistlich 'worden sind von uns und unserm Blut, — einhellig meinem Ruf gefolgt seid, der Euch gebot, die Schmach zu rächen, die uns in Polen widerfahren ist. Ich darf nicht lange Lebensdauer mehr für mich erwarten; — Gott hat mich gnadenvoll genug geführt; — demütig beuge ich das Knie vor seiner Güte! Was heute mich aber so herzlich erfreut, das soll auch bleiben für alle Zeit: die Einigkeit im Fürstenhause der Mark! Neunzehn sind wir eines Stammes! Ich verpflichte mich selbst und jeden von Euch heut' feierlichst durch einen Eid:

„Wir alle wollen fest aneinander halten in Weh' und Freude, — in Sieg und Tod! Und so sollen's auch unsere Unterthanen thun! Wir nennen uns ‚liebwerte Brüder'; dieselbe Einigkeit verlangen wir auch von den Brandenburgern. Dann wird die Mark, der alte Sitz edelsten deutschen Blutes, der Semnonen, die Heimstätte erlauchter, sagenumklungener Helden, das Vaterland der Gottesfurcht und Tapferkeit, der schlichten Mannessitte und der stillen Frauentugend, stets unbesiegbar sein!" —

Mit kraftvollem Arme hatte Otto das Schwert aus der Scheide gezogen. Er hielt es hoch empor; die Sonnenstrahlen umfunkelten die Waffe. Und jetzt fuhr der Markgraf fort:

„Wo aber und wann darf solcher Blutesbund auf Tod und Leben einzig nur geschlossen werden? — Ich dachte: allein unter Gottes freiem Himmel, auf der heimischen Erde, wo alle Schönheit der Mark uns lacht, wo wir im Rauschen der Eichen und Föhren das Wiegenlied unserer Mütter wieder zu vernehmen glauben: Hier auf den Rauenschen Bergen! Dort unten liegt die Mark und dort in nebliger Ferne das Polenland, das wir mit Krieg zu überziehen willens sind! Und so schwöret mir denn den Eid auf dieses Schwert; — Ihr wißt wohl allzumal, daß es nimmer entweiht ward; — schwöret mir, daß Ihr, soviel der Herren einst auch herrschen mögen von dem Hause Ballenstädt, getreu zusammen halten wollet auch in Stunden der Not und Gefahr! Neunzehn Markgrafen von Brandenburg! Welch ein Glück für dieses Land, wenn sie nur einen Willen haben und nur einen Zweck zu fördern suchen! Neunzehn Markgrafen von Brandenburg, — welch ein Unheil aber, so sie uneinig sind, und sich einander Land und Leute neiden! Doch das, — ich weiß es ganz bestimmt, — wird nimmermehr geschehen! Aus einem Blut entsprossen, lieben wir ein und dasselbe, meiden wir ein und dasselbe, haben wir denselben Freund, denselben Feind!

Auf solche Weise wird in Ewigkeit fortblühen der stolze Stamm der Ballenstädter Grafen!"

Die Fürsten, die Edlen jubelten ihm Beifall; und auch Otto der Lange, Ottos des Minnesängers finstrer und verdüsterter Vetter, reichte dem geistvollen Markgrafen die Hand. „Du hast wohlgesprochen, Otto!" rief er. „Vergessen sei, was uns jemals getrennt hat! Das Land Bellin*) ist streitig zwischen uns; aus freiem Antrieb geb' ich Dir's zurück! Wie unsere Hände jetzt bei friedlicher Verhandlung, so sollen sie auch in der Feldschlacht immerdar verbunden sein! In ihrer Kraft und Einigkeit liegt das Geschick, — das Glück der Ballenstädter jetzt und in aller Zeit!" —

Die Schwerter flogen aus den Scheiden. „Wir schwören uns einander Treue! Hoch Ballenstädt jetzt und in Ewigkeit!" so klang's dem Haupte des Geschlechts entgegen.

Da aber erhob sich jener junge Markgraf, welcher ein schlichter Cisterciensermönch im Kloster Lehnin geworden war, Herr Otto, — der Kleine zubenannt, — von seinem Sitz am knorrigen Wurzelende einer Eiche, den er bis dahin eingenommen hatte. In düsterer Begeisterung loderte sein Auge.

„Vermessene und Frevler seid Ihr", sprach er ernst und fast mit Grabesstimme, „so Ihr das Glück und den Erfolg nur setzet auf die eigene Kraft! Du vor allen Anderen, Oheim Otto, der Du im Kerker Magdeburgs so lange einst geschmachtet hast, Du wenigstens solltest es wissen, wie aller Menschen Thun nichts ist und nichts bedeutet, falls Gott zu ihrem Werke nicht den Segen giebt! Was kann die eigene Kraft? — Wie Spreu zerstäubt sie vor dem Winde, wenn sie nicht Gott geweiht ist! Wehe dem Manne, der nur das Vergängliche sucht, — den Schimmer seiner Krone, — den Glanz seines Namens! Neunzehn Markgrafen von Brandenburg! So hast Du prahlend ausgerufen. Wohl sprachest Du von Gottes Gnadenführung! Ja, wunderbar ward Dir sie einst zu Teil, weil Gott viel edle Herzen Dir erweckte, welche in unentwegter märkischer Treue über Dir gewacht und Dich errettet haben. Doch daran denkst Du, hochberühmter Mann, mit nichten, wie sehr Du diese Heimsuchung vielmonatlicher Kerkerhaft verdient hattest! Weißt Du es noch, wie Du gedroht, Du wolltest Deine Rosse tränken aus dem Taufsteine des Magdeburger Domes?"

*) Eine Landeshöhe innerhalb des heutigen Ruppiner Kreises.

Der Angerufene unterbrach ihn. „Rühre die Dinge der Vergangenheit nicht auf! Ich war ein andrer Mann damals vor achtzehn Jahren, und schwer genug hab' ich's gebüßt!"

Der Prinz im Mönchsgewande aber ließ sich nicht abweisen. „Wenn ich, der arme Diener Gottes", so fuhr er fort, „heut' meine Stimme gegen Dich erhoben habe, der Du das glänzende Haupt des Geschlechtes derer von Ballenstädt bist, so geschah es nur, weil meine Pflicht es mir gebot. Du traust der eignen Kraft nur, Markgraf Otto, und nährst noch höhere Pläne als den, den Polenherzog Premislaw strafend zu besiegen. Das weiß ich wohl! Allein es steht geschrieben:

‚Verflucht ist er, der Mann, der sich auf Menschen nur verläßt und hält Fleisch für seinen Arm und mit seinem Herzen von Gott dem Herrn weichet!'

Und das hast Du leider gethan! Hierher entboten hast Du uns auf dieses Berges Gipfel, um uns die Herrlichkeit Brandenburgs und den Glanz seines Fürstenhauses zu zeigen. Uns zum Gebet in einer Kirche zu vereinen, — an einem Orte, wo die großen Ahnen ruhen, — das kam Dir nicht in Deinen stolzen Sinn! Und doch, Du kriegerischer Markgraf mit dem Pfeile, — was bist Du, so Gott wider Dich ist? — Ja, — prangend liegt sie heut' vor Deinem Blick, die Mark, — und doch, — wann Gott gebeut, so ist sie eine Wüstenei! Ja wohl, — achtzehn — mich rechnet nicht, — achtzehn der Fürsten aus dem Hause Ballenstädt sind heute hier in Glanz und Kraft versammelt, — und doch, wenn der es will, der diesen Stein auf diesen Berg gesetzt hat: nicht achtzehn Sommer brauchen übers Land zu gehen, und jäh erloschen, — spurlos hingeschwunden kann dann sein das hohe Haus derer von Ballenstädt, weil es auf eigne Kraft gegründet, — — weil es auf Sand erbaut war."

Der Mönch setzte sich wieder zu Füßen des Eichbaumes nieder. Seine Worte hatten einen tiefen Eindruck gemacht; — wie eine düstere Prophezeiung erklangen sie den Fürsten und ihren Lehnsträgern. Auch Markgraf Otto war sehr ernst geworden; dennoch suchte er die Wirkung der Rede seines Vetters zu verwischen.

„Ein finstrer Geist", so sprach er zu den Anverwandten, „weht aus den Worten meines Vetters mir entgegen, und ohne Grund klagt er mich an. Mein Leben lang hab' ich gesucht, mit Eifer Gott dem Herrn zu dienen; — nur vor den Bischöfen und Erzbischöfen, vor Rom

und seiner Priesterschar hab' ich niemals mein Haupt gebeugt. Und das soll auch kein Fürst der Mark je thun! Freie, edle Schwaben sind wir Ballenstädter und Gottes, aber nicht der Menschen Diener. Ich rufe Euch zu Zeugen an, daß ich in heißer Dankbarkeit der Huld und Gnade Gottes heut' gedacht hab', die durch ein schweres Leben voller Kampf und Streit auch mich geführt hat! Oft war ich in dem Bann der Kirche, doch stets mit Unrecht; dennn nie hat mein Herz von Gottes Wort und Gottes Furcht gelassen. Und unter Gottes Hand und unter Gottes Hut, — ja, in einem von Gott mir zugewiesenen Berufe fühle ich mich auch heute; denn nur um das Unrecht zu züchtigen, ziehen wir aus, wir achtzehn von dem Hause Ballenstädt! Sündlichen Stolz hat Vetter Otto uns vorgeworfen; — doch nein, es war nicht sündlicher Stolz, der uns hierher zusammengeführt hat, sondern eine gute Sache und eine tief-innige, herzliche Freude an der Blüte unsres Stammes, sowie an Gottes sichtbar uns erwiesener Gnade. Und darum bestimmen wir, daß dieser Berg, der uns achtzehn Alle einig hier gesehen und unsern Schwur gehört hat, auch für alle Zukunft einig zu verbleiben, fortan

der Markgrafenberg

heiße, und diese Steine, diese Riesensteine, die wie verzaubert hier im Waldesschatten ruhen,

— die Markgrafensteine!"

Lauter Beifall lohnte ihm. Markgraf Otto, der Mönch von Lehnin, aber streckte wie beschwörend seine Arme aus.

„In Glück und Glanz habt Ihr's verschmäht, einer warnenden Stimme Gehör zu schenken! Ich sehe Unheil nahen und Verderben! Wenn auch nicht jetzt schon, so doch in nicht mehr allzu ferner Zeit! Nur an irdischen Ruhm denken die Ballenstädter Grafen; — es ist ein tiefer Schmerz für mich; aber ich muß es Euch verkündigen: dieser Ruhm wird verwehen wie dürres Laub im Winde! Und mag er auch, wie Markgraf Otto einst gesungen, bis zu den Sternen steigen! — Ich aber gehe, um in der stillen Klosterzelle zu Lehnin die Mönchespflicht mit Demut zu erfüllen, — gehe, um inbrünstig für Euch allzumal zu beten. Nicht mahn' ich Euch, der Worte zu gedenken, die ich hier gesprochen; — sie selbst, die drohenden Ereignisse, sie werden an die Pforten Eurer Schlösser pochen; — Gott schütze unsre Mark!"

Der Mönch von Lehnin wandte sich, um, das Roß verschmähend, an seinem Wanderstabe den Bergesabhang hinabzuschreiten. Es hinderte

ihn niemand an seinem Beginnen. Allein die Fröhlichkeit des Waldfestes, welches die Markgrafen vor dem Beginn des Feldzuges zu veranstalten gedacht hatten, war doch unwiederbringlich dahin. Das Wort eines Mönches von Lehnin galt viel, namentlich wenn er, wie Markgraf Otto, in dem Rufe stand, besonderer Offenbarungen gewürdigt zu werden. Es bedurfte der ganzen Umsicht und der vollen Aufbietung der glanzvollen Persönlichkeit Markgraf Ottos des Minnesängers, um die Wolken zu verscheuchen, welche das Auftreten des schlichten Mönches heraufbeschworen hatte. Und selbst auch so ward es nur eine ernste Feier. —

„Ja, Gott wird die Mark beschützen", rief Otto mit dem Pfeile laut, und seine Augen blitzten; „aber nur dann, werte Brüder und Vettern, wenn sie die Mahnungen befolgt, welche ich Euch heute in feierlicher Weise und gleichsam als mein Testament ans Herz gelegt: wann Einigkeit in ihren Grenzen herrscht und sie des Schwert- und Schildesamtes nicht vergißt! — Allein, wann ward ein Feldzug um gerechter Sache willen je so düster-ernst begonnen? — Hinweg mit allen diesen unheilvollen Weissagungen; — Vetter Ottos Sinn ist umwölkt, seit die Gemahlin ihm gestorben, und er ein Mönch geworden, um über den Gräbern unsrer Ahnen zu beten! — Wir haben vieles zu besprechen noch! Allein das wichtigste ist doch bereits gethan; — für Krieg und Frieden haben wir unlösbar uns verbunden! Und darum, mein Schenk Berthold, fülle jetzt die Becher, und laßt sie, werte Brüder, edle Vettern, fleißig kreisen! Der Trinkspruch gelte unserm ein'gen, stolzen Brandenburg; doch einem Brandenburg, das deutsch ist und gut kaiserlich und nimmer sich vor pfäffischer Anmaßung beugen soll. Gern gönnen wir den Priestern, obwohl sie nur zu Armut, Demut, Keuschheit feierlich verpflichtet sind, ihr reiches Gut, auf daß sie Armen Wohlthaten erweisen können; ja, wir, — wir selbst, wir mehren ihnen dieses Gut, damit nicht Einer ungetröstet bleibe in der Brandenburger Mark. Doch sich nach seiner Krone greifen lassen, Bevormundung zu dulden und auch in weltlicher Beziehung sich der Kirche unterwerfen, — das wird kein Brandenburger Markgraf je sich auferlegen lassen. Darum: laßt unsern Vetter Otto seine Wege gehen; — es sind nicht die, auf welchen wir ihm folgen dürfen, so lange das Gebot der Ehre unsre Herzen lenkt! Auf nun jedoch zum frohen Mahl! Seht diesen Himmel, welcher wolkenlos hoch über uns blaut, —

seht dort den schimmernden See; — sehet die Frühlingspracht des Landes Brandenburg! Das sind uns sichere Zeichen kommenden Sieges. Und darum, ihr Spielleute, singet und spielet uns ein freudig' Kriegslied! Halt noch, — mir fällt ein solches ein; — mit ihm zogen die ruhmesreichen Staufenkaiser einst zum Kampfe aus:

‚Auf ritterlichen Kriegeszüg'n
Das Herz im Leib mir lacht!
Ja, wenn im Feld die Fahnen flieg'n
Und Speer und Harnisch kracht,
Dann denk' ich dein,
Du Heimat mein,
Mein teures Vaterland!
Frisch brauch' ich Herz und Hand!'"

Brausend fiel der Chor der Edlen und der Ballenstädter Fürsten ein. Der Mönch von Lehnin hatte, wie die Markgrafen meinten, den Streit ja auch völlig willkürlich vom Zaune gebrochen; — er hatte Buße gepredigt, wo lodernder Zornesmut allein am Platze war. Ottos Wort aber und die Verse, die er mit weithinschallender Stimme gesprochen, hatten gezündet: begeistert klang es darum jetzt von der Bergeshöhe zu Thal:

„Auf ritterlichen Kriegeszüg'n
Das Herz im Leib mir lacht!" —

Dann aber entfaltete sich die volle Pracht eines festlichen Mahles jener Tage auf der Kuppe des „Markgrafenberges". Der Kämmerer, Herr Heinrich von Redern, hatte Pfühle und Sessel mit sich geführt; Berthold, der Schenk von Flechtingen, hatte reichlich für edlen Wein gesorgt, und auch der Drost oder Truchseß, Ritter Konrad von Steglitz, hatte seiner Amtspflichten nicht vergessen. Die steigende Sonne sah auf eitel Glanz und Freude herab. Voller erklang der Sang der Finken in den grünen Wölbungen dort oben; — frühe, bunte Falter und goldglänzende Käfer umschwirrten die „Markgrafensteine" und die bei ihnen Tafelnden. Dann wollte man der Ruhe pflegen; — so hatte Markgraf Otto es bestimmt, — und einige Stunden lang noch dem edlen Waidwerke fröhnen; — Schonzeiten gab es bei dem großen Wildreichtum der Mark damals noch nicht, — um bei sinkender Sonne die Heimkehr nach Fürstenwalde anzutreten und mit dem nördlich von dieser Stadt zu versammelnden Heeren alsbald nach Polen zu ziehen. —

Das „Horridoh!" der Jäger, welche sich das in jenen Wäldern so

massenhaft auftretende Schwarzwild zum Ziele des Jagdspießes ersehen hatten, war in weiter Ferne verstummt. Am Ufer des Scharmützelsees befand sich, von Erlenbüschen umgeben, eine Fischerhütte mit schilfgedecktem, grünüberwachsenem Dache. Hier war es gut sein! Woldemar und Klaus von Buch hatten die Erlaubnis, die Jagd mitzumachen nicht erhalten; — die Hatz' auf Eber und Sauen, die borstigen Recken des märkischen Forstes, erforderte ganze Männer auf der Höhe ihrer Kraft, denen das Auge nicht zuckte und die Hand nicht zitterte, wenn das verwundete Wild mit schaumumflogenen Hauern und blutunterlaufenen Augen, von dem „Hollah!" der Treiber gehetzt, sie anlief. Drum waren die beiden zur Fischerhütte niedergestiegen. Allein, dieselbe stand heut' völlig verlassen; — der wendische Fischer hatte wohl seinen Frohn- oder Herrendienst drüben im Dorfe Pieskow zu verrichten, in welchem zur Zeit der Eroberung deutsche Edelleute sich einst angesiedelt hatten. Eins seiner Boote hatte ihn hinübergeführt; — eins aber lag noch am Strande, — ein wenig auf die Höhe des Ufers hinaufgezogen.

Wie Silber schimmerte der See und dort sogar wie flüssiges Gold! Nur an den Rändern, wo die Waldungen ganz dicht an ihn herantreten, lagen tiefblaue, stählerne Schatten über ihm. Die Arme zum Pfühl unter dem Haupte verschlungen, dehnten Woldemar und Klaus von Buch in dem weichen Moose des Bergabhanges wohlig ihre jugendlichen Glieder. Ganz still war's um sie her; — nur ob ihren Häuptern, auf der höchsten Föhre, hämmerte ein Specht. Die beiden Freunde blickten schweigend zu den leise sich regenden Wipfeln über ihnen auf. Da plötzlich fuhr Woldemar empor.

„Das klang wie fernes Läuten!" rief er.

„Ein Läuten war's auch!" entgegnete Klaus von Buch; allein er lächelte dabei.

„Allein es kam aus der Tiefe des Sees."

„Dort kommt's auch her!" lautete wiederum die etwas spöttische Antwort seines Gefährten. „Hast du noch nie davon gehört? — Wie im Werbellin, so ist auch im Scharmützel eine Stadt versunken, — wegen der Üppigkeit ihrer Bewohner. Eine große, reiche Wendenstadt! Dort auf dem „Silberberge", dem höchsten ringsum, stand einst der Tempel des obersten ihrer Götzen. Dem hatten sie zum Opfer nur die wirklichen Ährenbündel des Feldes darzubringen; allein in ihrem

Reichtume verschmähten sie des Ackers Gaben und opferten goldene Gaben. Da ergrimmte des Gottes Zorn, und er ließ dem Borne, der mitten in der Stadt lag, nicht mehr einen plätschernden Quell, sondern volle reißende Fluten entströmen, die endlich als ein See die Häuser, die Türme überdeckten. Jetzt, wann der Frühling einzieht, und der Himmel klar wird, klingen die Glocken der alten Stadt klagend aus der Tiefe, und, — scheint die Sonne hell, ganz hell, — so erblickst du wohl die Zinnen, die Dächer, über denen nun die Fische spielen." Allein er lächelte auch jetzt wieder recht sonderbar, der lockenköpfige Erzähler! —

Woldemar aber war aufgesprungen. „Klaus!" rief er freudig; — „es ist klares Wetter, und dort liegt ein Nachen! Pätzen*) stehen gewiß genug in der einsamen Fischerhütte. Komm', — laß uns hinaufrudern auf den See, daß ich sie schaue, diese untergegangene Stadt!" —

Welches fünfzehnjährige Herz hätte solcher Lockung widerstehen können? — Und dennoch; — Klaus von Buch schien Bedenken zu tragen, ihr zu folgen.

„Woldemar, — der Kahn liegt auf dem Lande; — wir wissen nicht, ob ihn der Fischer nicht dahin gezogen, um seine Schäden auszubessern."

Da lachte der Markgraf hell und laut. „Weißt Du's denn nicht wie's unsere Fischer machen, wenn ihnen das zu thun obliegt? — Ich will's Dir sagen; — hab' ich es doch oft genug bei Werbellin gesehen! Dann kehren sie das Fahrzeug um, daß sie bei Nacht nicht irren können, wenn's ‚Hol' über!' ruft!"

Jetzt sprang auch Klaus Buch, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, freudig auf. „Ja, Du hast Recht! Hinein denn in den Nachen!" —

Sie stürmten den Bergabhang hinab; sie holten sich Ruder; sie stießen das Fahrzeug in den Schilfrand des Scharmützel: Der Boden des Nachens blieb trocken. Sie ruderten auf den See hinaus, — es war ein köstliches Vergnügen! Und jetzt, — jetzt hatten sie die Mitte erreicht! Ein großartiges Landschaftsbild umfing sie. Denn der Scharmützel besitzt die beträchtliche Länge von anderthalb Meilen und eine Breite von einer halben. Höhenzüge umgeben ihn hüben wie drüben.

---

*) Märkisch-wendischer Provinzialismus für „Ruder".

In tiefem Schweigen ruhten an jenem Tage auf ihnen die Wälder; melodisch aber plätscherten an den Wandungen des Fischerbootes die Wellen. Einsam schwebte dort oben in der blauen Höhe ein Fischaar.

Die Knaben blickten in die Tiefe der Flut hinab; allein sie sahen weder Burgzinnen schimmern, noch rote Ziegeldächer leuchten. „Wir müssen wohl nicht an der rechten Stelle sein!" rief ungeduldig Woldemar. „Und doch, — wir sind's!" erwiderte Klaus von Buch mit überlegenem Lächeln. „Du glaubtest, Glocken läuten zu hören: — Du glaubtest jener alten Sage, die ich Dir erzählte, wie man sie mir erzählt hat? Nein, Woldemar, — ich wußte wohl, daß wir aus dieser Tiefe goldene Dächer nicht aufragen sehen würden. Und darum wollt' ich anfangs auch auf das Wasser nicht hinaus. Da aber dacht' ich an ein ernstes Wort, welches Markgraf Otto mir oft gesagt hat:

‚Klaus, lern' es früh erkennen, daß sich die meisten jener Hoffnungen, die Du genährt hast, nie erfüllen werden. Glaub' nimmer an Unmögliches! Du wirst sonst bitterlich getäuscht.'

Und da sagt' ich mir: ‚es mag wohl gut sein, daß auch Woldemar das frühe schon erfährt', und dazu fuhr ich mit Dir auf den See hinaus. — Wie konntest Du Unmögliches erhoffen? — Wer soll wohl Glocken läuten auf des Sees Grunde?" —

Auf Woldemars Zügen lagen Ärger und Beschämung zugleich. Doch plötzlich blitzte auch sein Auge.

„Du täuschtest mich, belogst mich!" so entfuhr es ihm.

Der Junker von Buch wurde sehr bleich. Dann aber sprach er ernst:

„Nein, Woldemar, das that ich nicht! Ich erzählte Dir ein Märchen, nur um Dich zu prüfen und Dich zu belehren! Und dabei folgte ich nur dem, was Markgraf Otto mir geboten, nachdem Deine Eltern mich zu Deinem Jugendgenossen und späteren Waffengefährten erkoren hatten. ‚Er bildet meine ganze Hoffnung', sprach einst mein Herr. ‚Deshalb pflanze ihm jenen ernsten Geist ein, den Du selbst hast. Ziehe ihn ab von jenen phantastischen Träumen, welche schon jetzt in seinem schwärmerischen Auge sich widerspiegeln. Nur auf das Erreichbare, auf das Wirkliche lehre ihn blicken; dann wird er seinem Lande dereinst ein Fürst und Vater sein'."

Der Junker schwieg; aber auch Woldemar sprach nicht. Mit raschen Ruderschlägen strebten sie dem Ufer wieder zu. Da nahm Nikolaus von Buch noch einmal die Unterhaltung wieder auf.

„Ich seh' es, Woldemar", so sprach er; „ich habe Dich verletzt! Allein Du wirst noch oft verletzt werden in Deinem Leben, wann Deine Hoffnungen sich auf Unmögliches gerichtet haben werden; und oft vielleicht werden es gerade die besten Deiner Freunde sein, die Dich verletzen müssen. Allein nun sei mir wieder gut! Denk' doch daran: der Krieg liegt vor uns! Hat sich nicht Deine Brust gehoben, als es so froh erklang:

‚In ritterlichen Kriegeszüg'n
Das Herz im Leib uns lacht!'?

Komm', reiche mir die Hand!" —

Allein der junge Markgraf folgte der Bitte seines Genossen nicht. Schon waren sie dem Ufer nahe. Ihnen zur Seite blühten die golden-, die silbern-schimmernden Wasserrosen.

Plötzlich bog sich Woldemar weit über Bord. „Und hab' ich auch die goldenen Kirchturmknöpfe der untergegangenen Stadt nicht gesehen: die goldene Blume dort, die Nixenrose, soll mir nicht entgehen!" —

Ein kurzer Schrei, und das Fahrzeug war umgeschlagen. Der Scharmützelsee ist tief, sehr tief, — auch selbst an seinen Rändern, — weil er in der That durch einen Erdsturz entstanden ist. Schnell aber erhob sich das triefende Haupt des jungen Edelherrn von Buch wieder aus der Flut. Mit angstvollem Blicke, in welchem sich Trauer, ja Verzweiflung widerspiegelten, schaute er über die Wasserfläche hin. Gott Lob! Dicht neben ihm tauchte auch Woldemar wieder auf. Schnell hatte Klaus den Fürstensohn erfaßt; schnell steuerte er, von seiner Heimat an der Elbe her des Schwimmens wohlgewöhnt, dem Lande zu. Es war nicht allzuweit entfernt. Allein, o Gott, — ein sumpf'ger Rand, dran niemand landen konnte! „Mein Herr und Gott!" — so kam es angstvoll über die Lippen des Schwimmers. Doch nicht vergeblich war der Seufzer in der Todesnot. Dort links, wohin Klaus bis jetzt noch nicht geblickt hatte, zog eine Landzunge mit festem Rande sich tief in den See hinein; — ein Rüsterbaum stand dicht an Wassers Rand auf ihr. Mit seiner letzten Kraft suchte Nikolaus das todesbleiche Haupt Woldemars über dem Wasser zu erhalten: es schien ihm dennoch fast nicht möglich zu sein. Da aber, als schon die Sehkraft den jugendlichen Schwimmer zu verlassen drohte, leuchtete fahl der gelbe Sand des Ufers vor ihm auf; — im Schutze jener Landzunge, windoberwärts von ihr, befand sich eine seichte Stelle, welche der Triebsand

gebildet hatte. Und jetzt fühlte er auch Grund unter den Füßen: das schwere Werk der Rettung war gelungen; — sie kamen wenigstens zu Lande!

Woldemars Augen aber waren bereits geschlossen; — das Wasser des Scharmützel ist eiskalt um diese Zeit! Der Sohn des Elblandes aber wußte, was in derlei Fällen zu thun sei. Er rieb und rieb mit aller Kraft, und jetzt schlug Woldemar die Lider auf. Er schlang den Arm um seines Freundes Nacken.

„Wir sind gerettet, Klaus?" so fragte er mit schwacher Stimme.

„Dem Herrn sei Dank!"

„Du trugst mich durch die eis'ge Flut?"

„Frage nicht, Woldemar! Wenn Du's vermagst, so laß uns zu dem Lager eilen. Dort auf der Bergeshöhe muß es sein! Doch nein, ich will Dich tragen!" —

Es wäre dem Junker von Buch doch wohl nicht möglich gewesen, die Höhe zu erreichen, hätte er mit seiner Last auf dem glatten Boden des Kiefernadelwaldes aufsteigen sollen. Dort aber zog sich ein fester Weg zum Ufer hinab. Den hielt er inne, — oft freilich ruhend.

„Ich trag' die Schuld!" klagte der junge Markgraf Woldemar sich an. Fast finster aber erwiderte ihm der Junker von Buch:

„Denken wir jetzt nicht daran! Ich handelte nur im Dienste meines Fürsten. Hier ist ein sonniger Fleck; — hier laß uns eine Weile rasten!"

Dann schwieg er und blickte düster vor sich hin. Da schlang der weiche Arm Woldemars sich wiederum um seinen Nacken.

„Mein Klaus, wie konnte ich Dir zürnen!" — so klang es zitternd von des jungen Markgrafen Lippen.

„Laß es nun gut sein, Woldemar!"

„Dir, meinem Lebensretter!"

„Sprich davon nicht! Doch zürne mir auch nicht mehr, wenn ich es versuche, Dir zu zeigen, wie leider so viele lockende Stimmen, die von fernher zu uns tönen, — so viele glänzende Bilder, welche Fremde uns entrollen, uns nur täuschen. Ich erzählte Dir das Märchen nur, um die prüfende Thätigkeit Deines Geistes zu erwecken, — um Dir zu zeigen, daß ein Fürst nicht jeder wunderverkündenden Stimme folgen darf. So ist's mir anbefohlen! Du solltest selbst erkennen, daß Du Dich getäuscht hattest. Hell sei Dein Auge, — scharf Dein Ohr! Glaube

niemals an Märchen, wann Du erst Fürst bist; sondern prüfe selbst! Nein, danke mir nicht, Woldemar! Laß uns hier niederknieen, Gott zu preisen! Und dann zum Lager! Schon zieht es kühler her über den See!" —

Sie knieten nieder am goldig beleuchteten Waldwege und beteten innig. Dann wollte Niklas von Buch den Fürstensohn wieder auf seine Arme nehmen; Woldemar aber erwiderte:

„Nein, lieber Klaus! Ich vermag recht wohl, zu gehen! Und ich danke Dir, daß Du zu strenger Prüfung mich gemahnt hast. Nein, Klaus; — ich will kein Träumer werden, sondern ein fester, ernster Mann, wie mein Vater, — wie Markgraf Otto ist." —

Schon klang das Geräusch des Lagers von fernher durch die rötlicher und immer rötlicher von der sinkenden Sonne beschienene Heide.

„Klaus", bat der junge Markgraf, „sprich von unserm Abenteuer nicht!"

„Wenn's sein kann, — nicht! Allein wir sehen arg genug aus. Werd' ich gefragt, so muß ich's thun, mein teurer Woldemar. Ich wollte Dich nur von den Träumereien heilen, die ich so oft durch Deine Seele ziehen sehe. ‚Es ist eine eiserne, wilderregte Zeit, in welcher wir leben', sagt Markgraf Otto, ‚und sie bedarf eiserner Männer, nicht der Träumer und Phantasten.' Von düsteren Dingen sprach, Unheil verkündend, auch der Markgraf aus dem Kloster Lehnin, und Du, Du hörtest geisterhafte Stimmen klingen aus dem See! So kommen wir nicht vorwärts, Markgraf Woldemar! Ein Mann der That sollst Du einst werden; das Leben sollst Du fest erfassen, wie es ist; ein Erbe sollst Du sein des kühnen, hohen Geistes, welchen Markgraf Otto stets bewährt hat. Hörst Du es wohl? Die Jäger sind zurückgekehrt; — sie singen es schon wieder, das schlachtenfrohe Lied!" —

Und so war's auch. In mächtig brausendem Chore klang es ihnen jetzt wiederum zu:

„Dann denk' ich Dein,
Du Heimat mein,
Mein teures Vaterland!
Frisch brauch' ich Herz und Hand." —

Viertes Kapitel.

Der Jugendtage Freud' und Leid.

Kampfesfrohen und siegesgewissen Mutes waren die Brandenburger von Fürstenwalde aus die Heerstraße nach Polen dahingezogen. Wie hatten die wallenden, bunten Banner in der Oder sich so stolz widergespiegelt, als das Heer auf Fähren bei Frankfurt den breiten, machtvoll angeschwollenen Strom überschritten hatte, der grollend die über ihn hinwegführende Brücke vernichtet! Nun waren sie ins Polenland eingedrungen, ohne erheblichen Widerstand anzutreffen. Wo aber weilte er, den ihre Rache suchte, der Herzog oder König Premislaw? — Er schien ihnen auszuweichen! — War das die Macht des bösen Gewissens? — O nein, von ihr konnte bei Premislaw nicht wohl die Rede sein! — Die Markgrafen, die sich zum Rachekriege verbunden hatten, mußten daher wohl auf ihrer Hut sein; sie hatten eine Kriegslist des gewaltthätigen Mannes zu fürchten; denn daß der stolze Piast um seine Königskrone mutig kämpfen würde, war doch nicht anders zu erwarten.

Heereszüge schritten damals sehr langsam vor; aber die Bewegungen der Brandenburger wurden noch vorsichtiger und bedächtiger, als man sich nun dem Königssitze Posen näherte. Der Marschall von Holzendorf, welcher das Heer begleitete, warnte dringend vor der Tücke des Polenfürsten. Wohl brannte den märkischen Herren vor Ungeduld, sich mit dem Feinde zu messen, das Herz; allein es zeigte sich ihnen kein Pole; der Weg in das Warthethal, der Übergang über den Fluß, ja selbst die Thore der alten Königsstädte Posen und Gnesen schienen ihnen offen zu stehen.

Man beschloß endlich, nicht weiter vorzudringen; — war doch die Absicht der Polen klar genug zu erkennen! Sie wollten die Märker ins Innere ihres Landes locken, um sie gänzlich von ihren Hülfsquellen abzuschneiden und dann von allen Seiten über sie herzufallen. Markgraf Otto der Minnesänger befahl daher, ein Lager bei Lussowo aufzuschlagen.

Wohl war nun freilich der Mai mit all' seiner holden Pracht gekommen; aber der Frühling ist ein anderer auf polnischer als auf deutscher Erde; er macht das Herz dort nicht so froh wie hier! Auch

der polnische Landmann liebt zwar Lust und Tanz; ja, er liebt den Genuß des Augenblicks noch mehr als der Deutsche. Aber wie seltsam stechen seine bunten Gewänder gegen den Schmutz seiner Hütte und gegen die harte Knechtschaft ab, in welcher er lebt! Den Märkern wurde nicht wohl auf diesem sandigen, von graugrünen Flechten überzogenen Hügel von Lussowo, auf welchem ihr Lager sich befand.

Im Zelte Markgraf Konrads, vor welchem ein hoher Mast mit dem Banner des roten Adlers aufgerichtet war, lag auch das nun wiederum völlig miteinander versöhnte Freundespaar Woldemar und Nikolaus von Buch. Es war klar ersichtlich, in wie machtvoller Weise der ältere Knabe den jüngeren beeinflußt hatte. Wohl blickte Woldemars Auge noch immer feurig und hell; allein sowohl das Überwallende, das Ungestüme seines Wesens, wie der träumerische Ausdruck seiner Züge traten mehr und mehr zurück. Es war damals und noch lange Jahrhunderte später zwar durchaus nicht ungewöhnlich, Knaben von zehn Jahren mit ins Feld zu nehmen; allein nicht viele genügten den an sie gerichteten Anforderungen in so hohem Maße wie der junge Fürstensohn. Es war die Schule Ottos IV. und des Junkers von Buch, welche so günstige Ergebnisse gezeitigt hatte. Die nächste Pflicht treu zu erfüllen: das war das Losungswort der beiden Knaben. Sah's Markgraf Konrad hin und wieder, wie sein Sohn das Rößlein sattelte oder fütterte, so klopfte er ihm wohl mit Vaterstolz die Wange oder Schulter. „Wirst einst ein guter Ritter werden, Woldemar!" sprach er dann, und hoch erglühte das Antlitz des Knaben.

Nun lagen die Märker schon acht Tage vor Lussowo. Noch immer wußte man nicht, wo Premislaw weilte: es war eine flammende Ungeduld, welche des Heeres sich bemächtigt hatte. Da, in einer Maiennacht, die freilich nichts von der bestrickenden Lieblichkeit einer deutschen besaß, und deren Dunkelheit und Kälte man nur durch helle Wachtfeuer zu verbannen vermochte, ertönte ein Trompetenstoß unfern der ersten Wacht am Waldesrande. Es waren zwei polnische Herren, die Ritter Nalancz und Zarabi, welche die Markgrafen zu sprechen wünschten.

Unter starker Bedeckung wurden sie vor die Grafen von Ballenstädt geführt.

„Was bringt Ihr?" redete der Minnesänger Otto, des Lateinischen wohl kundig, sie in dieser Sprache an, die damals auch im Osten Europas den Verkehr der verschiedenen Völker mit einander vermittelte.

„Sieg und Ruhm und den Untergang Eures Feindes, so Ihr anders wollt!“ lautete die stolze Antwort.

Otto hieß sie sprechen. Die beiden berichteten, wie König Premislaw seit der Vertreibung seiner Gemahlin ein Tyrann geworden, dessen Wüten selbst den Polen unerträglich sei. Um den Schrecken des Gewissens zu entrinnen, lasse er nicht mehr vom Becher, und schon der ungegründetste Verdacht genüge, um ihn zu wilden Wutausbrüchen und zur Verhängung der entsetzlichsten Todesstrafen hinzureißen. „Wir wollen ihm nicht dienen mehr; wir haben seinen Tod beschlossen!“ So lautete der beiden Polen letztes Wort.

Der junge Woldemar, der an der Hand seines Vaters der Versammlung der Markgrafen beiwohnte, erzitterte; ein Schauder überlief ihn. „Ist das Vasallentreue?“ flüsterte er angstvoll. Der Vater beugte sich zu ihm herab: „Wir sind in Polen, Woldemar!“ erwiderte er leise, die Hand des Knaben drückend.

„Und zu der dunklen That sollen wir Märker helfen?“ fragte Markgraf Otto die beiden.

„So Ihr wollet: ja!“

„Nichts will der Brandenburger wissen von Verrat und Hinterlist!“

„So gehet selber unter!“ riefen die Polen ihnen höhnisch zu.

„Wo weilt der Herzog Premislaw?“ —

„Das können wir nicht eher sagen, ehe uns Euer Beistand nicht verbürgt ist.“ —

Es war eine mißliche Lage für die Märker. Konnte die Drohung der Polen: „So gehet selber unter!“ nicht auf voller Wahrheit beruhen? — Ein schmerzliches Zucken lief über Markgraf Ottos Züge; dann aber sprach er fest:

„Gut also, — ich verbürg' ihn Euch!“ —

„So höret denn!“ begann der Pole. „Der Herzog Premislaw liegt auf dem Schloß Rogozno, nordwärts von Euch, und — Euch im Süden, bei der Burg Moczyn, steht Herzog Wladislaw, den wir Lokiétek, d. h. den Ellenlangen, nennen. Für morgen abend ist ein Überfall auf Euer Lager schon geplant; was da geschehen soll: in dieser Nacht muß es daher geschehen! Wir bitten nur um 500 Reiter, die uns geräuschlos nach Rogozno folgen. Wir werden Euch die Veste offen halten: es ist an Euch, mit der Besatzung aufzuräumen; uns überlaßt den Herzog!“

Markgraf Otto winkte Gewährung, stellte indessen die Bedingung, daß einer der beiden Polen gefesselt im Lager zurückbliebe, um nach Kriegessitte den Feuertod zu erdulden, falls Verrat vorläge.

„Reite ich mit?“ fragte Prinz Woldemar den Vater.

„Um Gottes willen, lieber Sohn!“ erklang die Antwort. „Ich bleibe heute selbst zurück!“

Auch Markgraf Otto mochte den Zug nach dem nur drei Meilen entfernten Schlosse nicht führen; Markgraf Albrecht von der ottonischen Linie, der Vater der verstoßenen, nun im Kloster Lehnin verweilenden Herzogin Margaretha, dem die Sühnung der seiner Tochter zugefügten Schmach zunächst zustand, leitete die brandenburgischen Reiter durch die düstere, stürmische Maiennacht. Der junge Woldemar hat den entsetzlichen Vorgängen derselben nicht beigewohnt. Nur erfahren hat er am nächsten Tage davon, wie die brandenburgische Mannschaft in das Schloß gedrungen, welches der Pole Nalancz ihr geöffnet, — wie sie Premislaw noch wachend — längst hatte ihn der Schlaf geflohen; — beim Weine angetroffen; — wie der Trunkene mit wilder Tapferkeit sich gewehrt und endlich durch die Hand der eigenen Leute einen ruhmlosen Tod gefunden habe.

Es ward dem Prinzen Woldemar unendlich weh, als er die Kunde von diesen Vorgängen vernahm. In voller Lebenswahrheit stand das edle, bleiche Bild seiner heißgeliebten Mutter vor ihm, wie sie in namenlosem Schmerz ihr Angesicht verhüllte. Auch Markgraf Konrad war aufs tiefste erschüttert. „Ich fürchte, daß es ihr das Herz bricht!“ sprach er fast tonlos zu seinem Bruder Otto.

„Wir konnten leider nicht wohl anders handeln!“ entgegnete ihm dieser. „Jetzt aber hinweg aus diesem trostlosen Lande!“

Sie atmeten in der That erst wieder auf, als ihre Rosse an der Grenze der Neumark den Staub Polens von den Hufen schüttelten. Hei! Welch ein ander' Reiten durch das „Sternberger Land“ mit seinen dunklen Wäldern, aber so freundlichen Dörfern! Hier waltete ein tiefer Gottesfriede.

Auf einer engen Straße zogen sie dahin; — reizvoll vom Abendlichte durchwogter Buchenwald begleitete sie auf den beiden Seiten des Weges. Von rechts her blickte über die Waldeswipfel von geringer Anhöhe herab ein stumpfer Wartturm ihnen entgegen; — auch er übergossen von mildem Abendscheine. Sie kannten diese Veste allzumal, die

müden Reiter: es war die Tempelherrenburg Zielenzig. Jener Markgraf Otto, der nun ein verdüsterter Mönch geworden war im Kloster Lehnin, hatte sie einst als Vatergut besessen. Als dann aber der Eifer für die Kirche ihn erfaßte, nahm er das rote Kreuz der Tempelherren, und brachte seinem Orden die Burg Zielenzig als Eintrittsgabe dar. Er ließ sie ihm, als er, von dem Leben der Templer nicht befriedigt, das Ritterkleid wieder ablegte und der viel strengeren Regel des Ordens von Cisterz sich beugte.

Jetzt zogen sie um die Waldesecke; jetzt lag das schmucklose Tempelherrenschloß vor ihnen; jetzt hielten sie unter den Linden vor dem Burgthore; — doch nur die Markgrafen allein; die anderen Reiter waren den Weg nach dem Städtchen Zielenzig selbst weitergeritten. Ein Greis in langem, faltenreichem Mantel, das rote, vierarmige Kreuz auf der Schulter und ein schwarzes Sammetbarett auf dem ehrfurchtgebietenden, von weißen Locken umwallten Haupte, empfing sie gastlich; allein er blickte dem Fürsten nicht mit froher Freundlichkeit, sondern tief ernst und feierlich entgegen, indem er sprach: „Willkommen, edle, hochgeborene Fürsten! Mit Freuden haben wir vernommen, daß der Sieg Eure Banner gekrönt hat! Tretet denn ein: gern soll zu Euren Diensten sein, was die armen Brüder von dem Kriegsheere Christi*) Euch zu bieten haben!"

„Warum so feierlich, Friedrich von Alvensleben?" fragte Markgraf Otto. „Wir waren gute Freunde doch zu jeder Zeit?"

„Handelte ich nach den Gesetzen Roms", erwiderte der Meister der märkischen Templer, „so läge mir ob, Euch den Eintritt heut' zu versagen. Allein wir haben beide denselben Feind: den herrschsüchtigen Klerus in Welschland und sein päpstlich Haupt. Rom steht auch uns nach unserm Gut und unsrer Macht."

„Bei allen Heiligen, — was ist geschehen?"

„Ihr habt die Schatzung der bischöflichen Unterthanen von Brandenburg und Havelberg nicht aufgehoben?"

„Kann ich's? — Sind sie nicht Märker gleichwie wir? — Sollen sie etwa, weil sie unter dem Krummstabe sitzen, steuerfrei bleiben, während wir andern Hab' und Gut dem Vaterlande opfern?"

„Der Bischof Volrad von Brandenburg aber denkt anders. Während Ihr in Polen waret, ist er nach Rom gezogen, um dort den Bann-

---

*) Bezeichnung der Templer „fratres militiae Christi."

strahl gegen Euch zu erwirken, weil Ihr der Kirche Gut, wie er behauptet, raubt und brandschatzt."

Da brausten Markgraf Otto mit dem Pfeile und auch sein Vetter, Markgraf Otto der Lange, wild auf. Der letztere schlug mit der Eisenhand auf das Bruststück seines Harnisches, sodaß derselbe laut erklirrte.

„Bei allen Heiligen!" rief er aus; „sie sollen sehen, daß die von Ballenstädt ein Herz und eine Hand von Stahl besitzen."

Der ehrwürdige Meister lächelte dazu jedoch nur mild; es war, als wenn das Abendrot, welches um die Wipfel der alten Linden spielte, auch seine edlen Züge überflog.

Hochgeborner Herr!" sprach er dann. „Was zürnet Ihr? Blicket auf uns, die Brüder vom Tempel! — Die lybische Sonne hat unsere Wangen gebräunt; der Sand Syriens hat unser Blut getrunken; mit letzter Kraft noch haben wir das Grab des Heilands geschützt. Und doch; — all' unser Ringen war umsonst; es konnte den Haß Roms nicht von uns ablenken! Wir werden ihn zu tragen wissen, was er auch bringen mag. Doch tretet ein, Ihr hohen Herren, — wenn Euch der Templer schlichtes Haus nicht zu gering ist!"

Die Fürsten saßen ab, um ihrem ehrwürdigen Führer zu folgen. Dem Markgrafen Woldemar und seinem Freunde Nikolaus von Buch vornehmlich ging in dem Tempelhofe zu Zielenzig eine völlig neue Welt auf. Wie ergreifend klang, von dem Chore der Brüder in der großen Halle gesungen, dies „Benedictus, qui venit in nomine Dei!"*) — wie ehrfurchtgebietend blickten diese narbendurchfurchten Gesichter; — wie schlicht war die Nahrung dieser Ritter des Geistes, die zum größten Teile den reichsten und berühmtesten Geschlechtern des Landes angehörten! Den Markgrafen freilich ward der Tisch mit Fleisch und Wein gedeckt; — die Templer aber und selbst ihr hochberühmter Meister aßen nur Brot und schwarze Suppe. Kein Laut erklang über Tisch seitens der Brüder, und ernst war auch das Gespräch, welches der Meister mit den beiden Ottonen, den Häuptern der Linien vom Hause Ballenstädt, unterhielt. Nur wenige Worte waren's, die bis zum Ende des Tisches hinabdrangen; aber wie schreckhaft lauteten sie für den jungen Fürsten Woldemar!

„Gnädige Herren", sprach der Meister, „ich seh' im Geiste Scheiterhaufen leuchten!"

---

*) Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn!

Da hob sich machtvoll Markgraf Ottos des Minnesängers Stimme: „Nein, werter Meister, — solang' ein Ballenstädter hier noch Herr ist: Nie! Wir haben auch die Juden geschützt, soweit sie schuldlos waren; — wir haben ihnen selbst in unsrer Hauptstadt Stendal das Bürgerrecht freigegeben;*) wir werden nimmer dulden, daß Christen auf dem Holzstoß enden, selbst wenn der Papst sie Ketzer nennt!"

Da erhob der Meister wie segnend die Arme über die ihm gegenüber tafelnden Fürsten. Bald darauf schloß er mit kurzem Dankgebete die Tafel.

Hinter dem Tempelhofe von Zielenzig lag ein kleines Gärtchen; in ihm ergingen sich die Knaben. Wie feierlich war Woldemar gestimmt! Kämpen des Kreuzes, hochgefeierte Ritter, und diese Nichtachtung der Welt! „Giebt es denn noch etwas Höheres als den Glanz weltlichen Rittertums?" fragte er fast bestürzt den Freund.

Auch Klaus von Buch war sehr ernst geworden. „Ja! Woldemar", erwiderte er mit etwas zitternder Stimme, „und oft hat mein nun verklärter Vater mir davon gesprochen. Er nannte es die Hingabe an einen großen, reinen Gedanken, — auch wohl den selbstlosen Dienst des Guten. Wer dem sich weihe, der sei vollkommen glücklich, sagte er, auch wenn ihn Not und Weh umfange. Ich hab' es wohl behalten; doch noch versteh' ich es nicht ganz. Wie ich zu Markgraf Otto kam, da hieß es ja doch stets: ‚Das Vaterland!' ‚das Vaterland!' Und sieh': das Vaterland, das ist doch kein Gedanke, — das ist ein Gut, das ich mit Händen fassen kann. Doch Markgraf Otto dient dem Vaterland nicht selbstlos; er will mit Ruhm und Glanz sich schmücken, will ein Fürst sein. Du weißt es ja: Gedanken sind ihm Träumereien, und darin hat er Recht. Drum scheint es mir, es mögen diese ernsten Ritter doch höhern Adel noch bekunden als selbst Herr Otto mit dem Pfeile."

Woldemar faßte des Freundes Hand: „Wir wollen Templer werden, Klaus!" kam's ihm aus voller Seele. Da lächelte Nikolaus von Buch wieder ein wenig. „Nein, Woldemar", rief er; „das geht nicht an! Dem Templer ist die Welt mit ihrer Pracht, mit Frauengunst und Festesglanz verschlossen, und ich, — ich denke mir immer, Du werdest einst ein prangender, ritterlicher Herr werden, und dann werd' ich, wie Deinem Herzen, so dem Thron der nächste sein! Wie Du gesagt!"

---

*) Jede Angabe geschichtlich.

„Das sollst Du, Klaus, mein Lebensretter!“

„Und sieh', — drum müssen wir schon in der Welt verbleiben, so arg auch manches in ihr ist.“

„Ich sehe wenig arges hier!“

„Gott Lob! — hier herrscht auch starke Fürstenhand! Komm aber nur ins Reich! Da ist nicht Friede mehr und Eintracht; da steht der eine wider den andern auf, und das Ende von allem ist ein grenzenloses Elend. — Wie ein Sturmwind fährt das Unglück daher; — Trümmer, rauchende Trümmer und verheerte Saaten, das sind seine Spuren! Und dann kommt der hohläugige Hunger und der bleiche Tod und die schleichende Pest! Woldemar; — mein Vater war gar oft im Reiche und er hat den großen Kaiser Friedrich II. noch gekannt und nannte ihn stets ‚den Sarazenen‘; aber das sagte er oft zu mir: ‚Danke Gott, Junge, daß Du ein Brandenburger und kein Frank' noch Schwabe bist. Die haben's nicht so gut wie wir und sind doch edle Deutsche auch!‘

Drum: das versprich mir, Woldemar, — kümm're Dich nicht ums Reich; — das hat noch keinem Manne Segen eingebracht. Ja, als die großen Kaiser herrschten . . .“

„Hab' keine Sorg'!“ erwiderte Woldemar fröhlich. „Ich liebe Brandenburg zu sehr, um nach dem Süden mich zu wenden! Wie gern vernehm' ich dieser Wälder feierliches Rauschen und dieser Seen leises Ebben! Wie kann man leben ohne ein Brandenburg? Ich begreife es kaum!“

Da lachte auch der junge Edelherr recht herzlich. „Sieh'“, sprach er, „so gefällst Du mir, mein Woldemar; das heißt: die nächste Pflicht erfassen; — so will Herr Otto mit dem Pfeil Dich haben!“ —

Da öffnete sich das Pförtlein; der Markgraf Konrad trat in den Garten; mit ihm der Tempelmeister Friedrich von Alvensleben. „Segnet sie, ehrwürd'ger Herr“, bat Markgraf Konrad, „mit Eurer reinen Hand! Es sind zwei Freunde; mögen sie es bleiben ihr Leben lang!“

Die welke Hand des Templers legte sich auf die Scheitel der beiden blühenden Gefährten; allein er sprach den Segen nur murmelnd; er gebrauchte dabei jene feierliche Sprache des Orients, in welcher er zuerst erklungen ist. In deutscher Rede aber fügte er, zu Woldemar sich wendend, noch hinzu:

‚Werde den Templern, wenn Verfolgungen sich gegen sie erheben sollten, dereinst ein Schutzherr, Du edles, junges Blut!“

„Hochwürdiger Meister“, sprach dann der Markgraf Konrad, „der Abend ist so schön, und diese beiden Jünglinge hier ermüden so leicht nicht! Darf ich Euch wohl bitten, es auch ihnen mitzuteilen, was an wundersamer Kunde Euch aus dem Morgenland gekommen ist?“

„Gern, edler Herr!“ erwiderte Friedrich von Alvensleben. „Dort der Apfelbaum streut seinen duftenden Blütenschnee aus; — kommet auf jene Bank unter ihm und höret! Und wenn Ihr einst in großer Not seid, dann mahnet Euer kampfesmüdes Herz daran, daß Gott allmächtig ist und Großes thut noch heute unter allen Völkern.“

Der Greis hielt einen Augenblick inne; dann begann er:

„Es sind wohl fünfundzwanzig Jahre verflossen, seitdem den Fürsten Heinrich von Mecklenburg den Älteren eine glühende Sehnsucht erfaßte, die Gnadenorte der Christenheit mit leiblichen Augen zu schauen und an der Gruft, darin der Herr gelegen, die Würde eines Ritters vom heiligen Grabe zu empfangen. Immer heißer wurde dieser Wunsch, und weder die Thränen seiner vortrefflichen, von ihm innig geliebten Gemahlin Anastasia von Pommern, noch die flehentlichen Bitten seiner Kinder vermochten, ihn von den Gefahren der heiligen Fahrt zurückzuhalten. Er legte die Herrschaft über seine Lande in die treuen Hände seiner Gemahlin nieder, übertrug ihr die Vormundschaft über seine Kinder und setzte ihr zwei würdige Männner, Dietrich von Oertzen und Heinrich von Strahlendorf, als Ratgeber zur Seite. Doch nicht in Wehr und Waffen wollt' er die heil'ge Fahrt vollbringen, sondern nur als ein schlichter Pilger und mit einem ganz geringen Gefolge, in welchem sich auch sein getreuer Knappe, Martin Bleyer, befand. Nachdem er den gesegneten Wein zu St. Johannis Minne*) getrunken hatte, zog er hinweg, quer durch Deutschland und Burgund, und erreichte so die alte Handelsstadt Massilia. Dort bestieg er ein Schiff, welches ihn nach der Küste des heiligen Landes hintragen sollte. Auf offener See jedoch ward diese Galeere von einem Barbaresken geentert und genommen. Sein hoher Stand muß den Seeräubern irgendwie verraten worden sein; denn die wilden Diener des Islam behandelten ihn mit Schonung, ja mit Achtung und brachten ihn nach El-Kahira im Land Ägypten, da nun die Mamelucken herrschen. Dort warf man ihn in den ‚Kern‘; — das ist ein Turm, welcher diejenigen Gefangenen allein aufnimmt, von

*) d. h. den religiös geweihten Abschiedsbecher.

welchen man Geld als Lösungssumme zu erpressen hofft. Allein da der edle Fürst nicht Geld noch Geldeswert mehr besaß, so mußte er mit der schlechtesten Gefangenkost vorlieb nehmen. Ein wenig besser hatte es der wackere Knappe Martin Bleyer; er durfte wenigstens frei in der großen Stadt umhergehen. Und merkt, ihr lieben jungen Freunde, auch hier ein leuchtend' Denkmal deutscher Treue:

Aus Liebe zu seinem Herrn erlernte der edle Knecht Martin Bleyer das Seidenwirken, das, wie ihr wißt, alldort im Morgenland in hoher Blüte steht. Was er durch seinen Fleiß erworben hatte, das aber teilte er mit seinem Herrn, sodaß er dessen Los wenigstens etwas erleichtern, namentlich ihm bessere Speisen verschaffen konnte. Drob' soll man für und für in deutschen Landen singen von des edlen Knappen Bleyer Treue! —

Frau Anastasia hatte inzwischen von ihrem heißgeliebten Herrn zwar nicht das mindeste erfahren; allein sie wußte ganz genau, daß ihre trüben Ahnungen inzwischen wahr geworden wären. Reichlich begabte sie deshalb die Kirchen und die Klöster; all' ihres Herzens innige Gebete und alle Werke ihrer milden Hand schienen jedoch umsonst verrichtet worden zu sein. Da nun die Zügel des Regiments in Frauenhand sich all'zeit lockern, so nahm sie ihren ältesten Sohn Heinrich zum Mitregenten an und zog sich auf ihr stilles Wittum, die wogenumrauschte Insel Poel, zurück, um dort allein ihrem Schmerze zu leben. Dann suchte sie die Unterstützung des ehrbaren Rates zu Lübeck nach, der ja so oft Botschaften aus dem Morgenland empfängt, und die ehrbaren Herren von Lübeck — Gott lohne es ihnen hier und dort, — erklärten sich bereit, der edlen Fürstin mit Freuden zu dienen. Sie fragten bei den deutschen Herren in Accon, deren Veste nun leider auch gefallen ist, zu wiederholten Malen an, ob wohl Herr Heinrich von Mecklenburg noch lebe, boten etwaigenfalls im Namen der edlen Frau Anastasia auch 2000 Mark lötigen Silbers als Lösegeld an. Die hatten sie von ihr empfangen. Wiederum verstrichen mehrere Jahre in banger Erwartung. Da endlich schrieb Herr Wirich von Homberg, der letzte Präceptor des deutschen Hauses zu Accon, den Lübecker Herren zurück:

‚Es ist leider jetzt nicht möglich, Erkundigungen in der Heidenschaft einzuziehen, weil wir in scharfem Kampfe mit ihr stehen.'

Unter Thränen empfing Frau Anastasia vom Lübecker Rate nunmehr jene 2000 Mark Silbers zurück. Jetzt drohte auch in ihrem

starken, gläubigen Herzen der letzte Hoffnungsschimmer zu erlöschen: sie legte darum die Regierung gänzlich nieder. —

Betrüger waren unterdessen in Herrn Heinrichs Landen mehrfach aufgetreten: sie gaben sich arglistig für den heimgekehrten Fürsten aus und stützten sich auf gewisse Ähnlichkeiten mit dem in der Ferne weilenden Herrn. Allein Frau Anastasia und der Rat zu Lübeck prüften sie sehr streng. Und da zeigte sich's dann bald, daß man es nur mit Gauklern zu thun gehabt hatte, welche den edlen Heinrich wohl gekannt und diese oder jene seiner Heimlichkeiten erfahren hatten. Der eine wurde zu Bützow ertränkt, der andere zu Sternberg verbrannt.

So vergingen lange, schwere fünfundzwanzig Jahre. Noch immer schmachtete Herr Heinrich im Turme ‚Kern' zu El-Kahira, treu verpflegt von seinem wackern Knechte Martin Bleyer. Allein das Herz ward auch den beiden, die bis dahin noch immer gehofft hatten, schwer, als in dem düstern Jahre 1291 auch Accon, das letzte Bollwerk der Christen im Oriente, fiel. Von Glaubensgenossen gab es jetzt ja im Morgenlande nur noch elende Sklaven!

Da kam ein neuer Herr in Ägyptenland auf, der Sultan Ladgin, genannt Malek el Mansur. Er war kein Todfeind der Christen, sondern, ein hochherziger Sarazene, wie einst der große Saladin. Den faßte ein herzlich' Mitleid mit dem fürstlichen Dulder. Er gab Heinrich nicht nur frei, sondern beschenkte ihn auch mit dem Reisegelde und übertrug ihm eine Botschaft an den Papst Bonifaz VIII. Und Herr Heinrich bestieg mit dem treuen Martin Bleyer ein Schiff und fuhr gen Cyprus und Morea. Die Fürstin Isabella von Morea, die Witwe des Grafen Florentius von Hennegau, nahm ihn alldorten auf das Gütigste auf; auch sie stattete den leiderprobten, fürstlichen Herrn aufs freundlichste aus, und so ist er denn nach Rom gegangen und rüstet sich jetzt, in sein geliebtes Heimatland zurückzukehren."

„Und wir werden ihn sehen?" fragte Woldemar, welcher der Erzählung des Tempelmeisters mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Gewiß, mein Sohn!" erwiderte Markgraf Konrad. „Allein der hochwürdige Meister hat Dir diese Geschichte zu einem höheren Zwecke erzählt. Ja, halte es so, wie er sagte: Halt' Dich in jeder Not zu Gott!" —

Wohl war die Nacht noch balsamisch schön; allein die Anstrengungen

des weiten Rittes machten sich doch fühlbar. Von dem Friedenswunsche des Meisters geleitet, suchten die drei ihr Ruhelager auf. —

Der Lerchenjubel und die aufsteigende Sonne des nächsten Tages traf die Reiter bereits auf der Straße nach Cüstrin; doch war ihrer jetzt nur noch ein kleines Häuflein: Markgraf Konrad, sein Sohn Woldemar mit seinem Freunde und die Herren des Hofstaates, unter ihnen Berthold von Flechtingen, Konrad von Raven und der Kapellan Gernot. — Konrads fürstliche Vettern hatten es übernommen, mit den Markgrafen Otto mit dem Pfeile und Otto dem Langen nach Frankfurt zu ziehen, um unter den Mauern dieser Stadt das aus Polen heimkehrende Kriegsheer wieder aufzulösen; Konrad jedoch war durch einen geheimnisvollen, aber übermächtigen Zug seiner Seele bestimmt worden, sofort nach Hause zu reiten, den Ufern des Werbellin entgegen. Schon mußte ja die Kunde von dem blutigen Ende ihres Bruders zu dem Ohre der Markgräfin gedrungen sein; er wollte Frau Constantia in ihrem Gram nicht einsam lassen.

In schnellerem Zuge sprengten sie nun der Oderveste entgegen; dann ging's am hohen Rande des damals noch einen fast undurchdringlichen Urwald bildenden Sumpflandes, des „Bruches", nach Wrietzen und nach Eberswalde hin. Jetzt aber machte der Wunsch nach leiblicher Erquickung sich auch bei dem Markgrafen Konrad fühlbar; die anderen hatten ihn längst. „Das Städtlein dort", sprach darum der Herr, „vermag uns nichts zu bieten; doch nah' ist die Abtei Chorin! Eine Stunde noch, werte Freunde, und wir ruhen in ihrem Schatten."

Das gab neue Kraft. Erquickend ging ein leiser Zug des Friedens durch den abendlichen Wald. Und nun stiegen sie aus dem Thale auf, die herrlichen Baulichkeiten des schönsten Klosters der Mark! Wie kunstvoll gearbeitetes Goldgeschmeide strahlte den Reitern, vom Purpur der sinkenden Sonne umglänzt, das gotische Ornament des Westflügels und des hohen Kirchengiebels entgegen, als jetzt ihr Weg sich wandte. Markgraf Konrad *selbst* hatte mit seinem großen Vater Johann I. und seinem Bruder Otto mit dem Pfeile diesen großartig-schönen Bau einst aufführen helfen.

Als man vom Kloster aus das Nahen der Reiter bemerkt hatte, sammelten sich die Insassen desselben, die Cisterciensermönche und deren Laienbrüder, sofort in großer Anzahl an der Pforte. Der Abt des berühmten Stiftes, dessen Kirche die Ballenstädter johanneischer Linie sich

zur Ruhestätte erwählt hatten, Herr Dietrich, schritt dem Fürsten entgegen, nicht langsam feierlich, sondern fast eilig; — sein mildes Antlitz schien von tiefem Schmerz bewegt.

Nur kurz war sein lateinischer Gruß. Dann sprach er wehmütig:

„Ich preise Gott, daß Ihr so schnell zurückkehrt, edler Herr! Ihr seid in Werbellin von Nöten.“

„Was ist's, Herr Abt?“ fragte der Markgraf, jäh erbleichend.

„Die gnäd'ge Herrin ist schwer krank; — Ihr könnt es denken: ihres Bruders grauenhaftes Ende! Soviel vermochte sie nicht mehr zu tragen!“

Dem Markgrafen Woldemar stürzten die Thränen aus den Augen; — sein Vater aber war schnell wieder seiner Herr geworden. „Leihet uns frische Rosse, Herr Abt!“ so rief er.

„Ich hab' an alles schon gedacht, als ich Euch heranziehen sah, Herr Markgraf!“ erwiderte der gütige Cistercienser. „Kurz bevor Ihr kamet, war der Bote hier, welcher uns die Fürbitte für die Markgräfin auftrug. Hier ist Wein und ein schlichtes Mahl! Lasset die jungen Herren in meiner Obhut!“

Allein Woldemar und sein Freund Nikolaus hatten bereits die frischen Rosse bestiegen. Kaum, daß der Abt den weinenden Knaben bestimmen konnte, ein wenig Erquickung zu sich zu nehmen! „Laßt mich, ehrwürd'ger Herr; die Kehle ist mir wie verschlossen!“ sprach er. Dann stürmten die Reiter — auch Markgraf Konrads Hofstaat wollte nicht zurückbleiben, — die kurzen zwei Meilen weiter nach dem Schlosse Werbellin.

Noch vor demselben stiegen sie ab. Schweigend, aber eine Thräne im Auge, empfing sie der Jägermeister Heinemann. „Dort, gnädiger Herr“, sprach er leise; „auf dem Altan am Ufer des Sees! Luft wollte die edle Frau genießen und der Abendsonne Friedensschein.“ —

Ja, dort, wo die herrliche Aussicht über den Werbellin-See und den frühlingsfrischen Wald sich eröffnete, lag die Markgräfin, in Kissen gehüllt, auf ihrem Ruhebette. Als der Gemahl auf sie zueilte, wollte sich ihrer Brust anscheinend ein stürmischer Ruf der Freude entringen; allein sie vermochte ihn nicht mehr auszustoßen. Nur ein schwaches Lächeln flog über ihre geisterbleichen, schon verklärten Züge. Da erblickte sie Woldemar, und nun schien ein tiefer Schmerz sie jäh zu überwältigen. Sie legte die schmale, wie aus Wachs geformt erscheinende Hand über die Augen und schluchzte bitterlich.

Still weinend knieten Vater und Sohn vor ihr nieder. Auf der anderen Seite des Lagers standen zwei Klosterbrüder von Chorin, der eine ein geweihter Priester, der andere ein Arzt, sowie die Frauen der Markgräfin.

„Seit einer Stunde ist die Sprache ihr vergangen", sprach der Arzt leise; „doch sie wird wiederkehren, da jetzt ihres Herzens Wunsch erfüllt ist."

Und so geschah's. Nach wenigen Augenblicken begann die edle Frau:

„Gott Lob, daß ich Euch habe, meine Lieben; — daß ich Euch segnen kann, bevor ich scheide! Du weißt, Konrad, was mir das Herz gebrochen hat: all' meine heißen Gebete, all' meine Thränen haben es nicht vermocht, meinen Bruder zu retten. Es ist ein schweres Scheiden; — wie gern, mein Gatte, hätte ich mich Deiner Güte und Fürsorge noch länger erfreut; — wie gern, mein Woldemar, die Blüte Deiner Jugend gesehen! Allein ich weiß, daß Ihr in Gottes treuer Hut seid. Mich laßt in Frieden ziehen; — mein schmerzenvolles Bild würde Dir mein Sohn, nur eine schwere Mitgabe fürs Leben sein. Der Herr hat alles wohlgemacht! Komm' näher mir, mein Woldemar! Wenn Du dereinst als Fürst in Werbellin weilst oder in Chorin, dann soll mein Geist Dir nahe sein; dann will ich Dich erfüllen mit fürstlich-würdigen Gedanken; dann will ich Deine Schmerzen heilen; dann Deinen Sinn beruhigen, Dich trösten und Dich stärken! Und Dich, Klaus Buch: zu seinem Dienst verpflicht' ich Dich — bis in den Tod! Zügle und lenke seinen Sinn, daß er nicht suche nur, was glänzt, sondern was ihm und seinem Volke frommt!"

Der Geistliche winkte der Fürstin; — sie vermochte auch nicht mehr zu sprechen. Das Abendrot verglomm auf ihren Zügen. Unten am See begann ein Sprosser ein süßes, sehnendes Lied. Immer schmetternder wurde der Nachtigallengesang. Ein müder Falter schwebte herein und setzte sich, ein Sinnbild der Auferstehung, der Fürstin zu Häupten auf das Kissen. Da begann der Priester die Sterbegebete. Lautlos entschlief die Markgräfin Constantia. —

Wie im Traume vergingen dem Prinzen Woldemar die nächsten Wochen. Das Scheiden der Mutter, der feierliche Leichenzug nach Chorin, die düstere Pracht in der hehren Abtei und dann das leere, freudlose Schloß am Werbellin: es war ihm alles, alles ein Rätsel. Und je herrlicher die sommerliche Pracht der Landschaft sich entfaltete, je reicher

und farbenprangender das Leben ward auf Feld und Flur, in Wald und Heide; um so schmerzhafter krampfte sein junges Herz sich zusammen. Da ward ihm Klaus von Buch ein wahrer Freund. „Weine Dich nur aus, mein Woldemar“, so sprach er oft; „es liegt ein reicher Trost grad' in den Thränen!. Doch denk' auch dran, daß Du ein Mann, ein Ritter werden mußt! Komm' mit; — wir reiten rasch über die blühende Heide, und dann laß uns greifen zu Schwert und Schild, daß Du wohl fechten und schirmen lernest!“ — Und dann ward auch Woldemar wieder auf eine Weile froh, um — doch bald wiederum in düstere Gedanken zu versinken. Ein Glück war's drum, daß die ehrwürdigen Väter von Chorin der Burg Werbellin so nahe waren. Der Scholastikus der Abtei, Bruder Eustachius, kam auf Markgraf Konrads Veranlassung nunmehr allmorgendlich auf einem Rößlein vom Kloster herübergeritten und unterrichtete sowohl den Junker von Buch wie den jungen Markgrafen in allem, was ein Mann von edler Bildung damals für seinen Lebensgang bedurfte, vorzüglich in der lateinischen Sprache. Bruder Eustachius aber war nicht umsonst zum Scholastikus des berühmten Stiftes ernannt worden; — er war nicht nur ein Meister der sieben freien Künste, von welchen es in dem Mönchslatein jener Tage hieß:

„Gram loquitur, Dia verba docet, Rhet verba colorat,
Mus canis, Ar numerat, Geo ponderat, Ast colit astra*);“ —

nein; er war ein Meister auch der deutschen Rechtskunde, die in Nikolaus von Buchs großem Vater Johannes einst eine Leuchte gefunden hatte, — ein Meister auch in der deutschen Poesie, ein Meister endlich in der Geschichtsforschung seiner märkischen Heimat.

So wurden die Seelen der beiden Freunde mit allem Edlen und, Hohen genährt, und Woldemar vergaß allmählich seinen tiefen Kummer. Dennoch: der zum Jünglinge heranreifende Knabe verblieb in einer gewissen Schwermut; — er glich einer zarten Pflanze, der nur eine kurze Zeit der Blüte beschieden ist.

Markgraf Konrads Blicke wurden ernster und ernster, wenn sie auf seinen Sohn gerichtet waren. „Was ist es nur, Nikolaus, was ihm hier bei uns fehlt?“ fragte er einst den Freund seines Sohnes.

---

*) D. h.: die Grammatik lehrt sprechen, die Dialektik streiten, die Rhetorik schön reden, die Musik singen, die Arithmetik rechnen, die Geometrie abwägen, die Astronomie aber die Sterne kennen.

„Darf ich's sagen, Herr, — auch wenn es Euch verletzt?" so lautete die Gegenfrage. — „Nun denn: Die Träume seiner Kindheit gingen ihm verloren; das wirkliche Leben hat ihm noch keinen Ersatz dafür geboten. Aus der Jugendtage Lust und Leid sehnt er sich hinaus in das thätige Dasein! Setzet ihm Aufgaben, und er wird ihnen genügen. Er dürstet nach Arbeit; er dürstet nach Ruhm! O, wenn doch bald eine frische, fröhliche Fehde uns käme!"

„Sie wird nicht lange auf sich warten lassen!" —

Das sprach der Markgraf Konrad um die Weihnachtszeit des Jahres 1298, und er hatte Recht.

Fünftes Kapitel.

Die ersten Schritte ins Leben.

In der Mark war trübe Zeit anno 1299. Wohl zogen die Sommerwolken in schneeiger Weiße wie sonst droben am blauen Firmamente hin, lieblich sich widerspiegelnd in den tiefen, klaren Bächen und Flüssen; wohl grünten und reiften die Saaten wie ehedem; wohl sang der Föhrenwald wie seit uralten Tagen den Dörfern auf der braunen Heide das Schlummerlied; eins aber fehlte: die Glocken klangen nicht in Brandenburg. Und die Mark war doch ein christlich Land, und ihr Volk ein arbeitsames, ehrliches, kreuzbraves, wie nur eins in deutschen Landen! Wer hatte ihm die Glocken gesperrt? — Die Geistlichkeit. Und das hatte sie nicht mit den Glocken allein gethan, sondern auch mit den Kirchen und Kapellen und, was noch schlimmer war, mit den kirchlichen Heilsmitteln selbst. Keine Taufe wurde gewährt, kein Sterbender empfing den Trost des Sakraments, kein Wort der Predigt erscholl in den hohen Kirchen, welche die alten, frommen Herren, Edle und Bürger zur Ehre Gottes aufgerichtet hatten. Und warum das alles? Die beiden Landesbischöfe, der Brandenburger und der Havelberger, — der dritte, der Lebuser, war mehr ein Pole als ein Deutscher, — waren mit dem Markgrafen bezüglich der Besteuerung ihrer Unterthanen noch immer uneins; sie verlangten, ihre geistlichen Schäflein allein scheren zu wollen. Mit Recht betonten die Markgrafen solcher schnöden Habsucht gegenüber, daß doch nur sie und nicht die Bischöfe das Land schützten und ver-

teidigten; die geistlichen Herren blieben hartnäckig bei ihrer Meinung und wollten ihre Unterthanen nicht zu den allgemeinen Landeslasten beitragen lassen. Es war in der That so, wie der Tempelmeister es dem Markgrafen Konrad vorausgesagt hatte: Bischof Volrad hatte von Magdeburg und von Rom aus die Mark mit dem Banne belegt; der heilige Vater hatte daher das Interdikt über die getreuesten Söhne der Kirche verhängt. Als Markgraf Otto, der Minnesänger, das vernahm, da hatte er gerufen:

„Hei, besser konnt' es nimmer kommen! Das alte Ghibellinenherz in mir wird wieder jung, und kämpfen will ich, wie einst die Staufer, für mein fürstlich Recht!" —

Ja, von Kampf erfüllt war nun die Welt an allen Orten. Im Norden der Mark, im Mecklenburger Lande an der Elde, saßen auf ihrer festen Burg Glasin die wilden Brüder Hermann und Eckard von Rieben mit einer Anzahl kriegerischer Spießgesellen, von diesem Sumpfnest aus alle Reisenden, alle Warenzüge beraubend, welche von Lübeck kamen oder nach Lübeck gingen. Diese Schnapphähne waren dermaßen gefürchtet, daß endlich alle beteiligten Fürsten, auch die Brandenburger, gegen sie rüsteten. Ein großes Heer umlagerte die Burg; auch Markgraf Konrad und sein Sohn Woldemar befanden sich bei ihm. Es wehten der bunten Banner schließlich wohl gegen zwanzig um die Sümpfe von Glasin, — dort der schwarze Adler der Stadt Lübeck, dort das Stierhaupt von Mecklenburg, dort die Gans der edlen Herren zu Puttlitz, dort der Rautenkranz der Sachsen und hier der rote Adler von Brandenburg. Die Männer in der unzugänglichen Burg aber spotteten ihrer. Da bestellten Herzog Albrecht zu Sachsen-Lauenburg und Konrad von Brandenburg ein öffentliches Thing*) im Angesichte der Burg. Man lud die räuberischen Gesellen; sie freilich kamen nicht; man wartete gleichwohl auf sie, bis daß die Sonne sank. Dann aber zog Albrecht von Sachsen, der bestallte Richter, sein Schwert und stieß das „Gerüffte" aus; d. h. er erklärte die Männer in der Burg für Friedebrecher und Räuber. Darauf schritt man zur Bestürmung von Glasin; allein es war ein mißlich Ding, einem altslawischen Burgwalle beizukommen, zu welchem über völlig unwegsame Sümpfe nicht mehr als nur ein Zugang führte. —

*) Gerichtsversammlung.

Eines Morgens ertönten Trompeten vor dem Lager der Fürsten; allein es waren eher weihevolle, denn kriegerische Töne. Und siehe, das Banner der kaiserlichen Stadt Lübeck voran, nahte langsam ein feierlicher Zug. Wie wallten und schimmerten die goldgestickten Kirchenfahnen! Und jetzt vernahm man auch die Worte des Psalms, welchen die Chorknaben hinter dem Banner, — langgelockte, rot- und weißgekleidete Gestalten, — sangen:

„Justum deduxit dominus.“ *)

„Was ist's?“ fragte Woldemar seinen Vater.

„Heinrich von Mecklenburg, der Pilger, kommt zurück!“ —

So sah der junge Markgraf nun bestätigt, was ihm der Tempelherr Friedrich von Alvensleben einst erzählt hatte; — er sah den ehrwürdigen Greis, der mehr denn ein Vierteljahrhundert die Fesseln der Ungläubigen getragen hatte und doch noch mit fast jugendlicher Kraft zu Rosse saß; er hörte es, wie der edle Fürst begeistert es bekannte:

„Der Herr hat Großes an mir gethan; des bin ich fröhlich! Um ihm zu danken, will ich Recht und Gesetz aufrichten auf meines Vaterlandes Erde. Mir überlasset es daher, beim Sturme auf dies Räubernest voranzugehen!“

Und was Woldemar und seinem Freunde Klaus von Buch noch viel mehr am Herzen lag: sie sahen auch den getreuen Knappen Martin Bleyer. Als Woldemar den schlichten Mann erblickt hatte, der nicht zu bewegen gewesen war, seine bäuerliche Tracht abzulegen, ein Gnadenkettlein zu tragen oder sich der Schar der Edlen beizugesellen, da sprach er etwas enttäuscht zu Klaus von Buch:

„Ich hatte mich mit einem andern Bild von ihm getragen. Ich dachte an ein feurig' Aug', — an edelschöne Züge!“

Da traf ihn wieder ein ernster, fast strafender Blick seines Freundes. Sanft aber fügte Klaus von Buch hinzu:

„Sag', Woldemar, warum verlangt Dich stets nach äußerm Glanz? Wer glänzen will, der kann nicht dienen und nicht treu sein! Die Treue echter Art gleichet dem Diamanten; — unscheinbar nur nach außen, trägt sie den höchsten Wert in sich. Erst der Schliff enthüllt die Herrlichkeit des Steines; — erst die Not den Geistesadel eines Mannes. Das merke Dir für Deine Fürstenlaufbahn!“

---

*) Der Herr hat den Gerechten zur Heimat geleitet.

„Ich besitze ja solch einen Diamanten!“ erwiderte Woldemar feurig und, diesmal nicht im mindesten verstimmt, drückte er dem Freunde die Hand.

Da traf ihn ein voller Blick aus den tiefen Augen des jungen Edelmanns, so daß er fast errötete:

„Es kommt vielleicht der Tag“, sprach der ernste Jüngling gemessen, „daß Du als wertlos wegwirfst, was Dir bislang als Edelstein erschienen ist.“

„Nie! Nie!“ rief Woldemar fast heftig. „Dich, meinen Retter!“

„Verschwör’ es nicht!“ erwiderte der andere. „Es können Lebenslagen kommen, da wir nicht eines Sinnes sind“....

„Du quälst mich, Klaus!“

„Nein, Woldemar, — ich thue nur, was mir geboten ist. Schon früh gestählt durch meines Vaters Tod, such’ ich auch Dich zu stählen; glaub’ mir’s: der Fürst, der in dem nächsten Menschenalter Lorbeern ernten will, — er muß ein Mann von Stahl und Eisen sein! — Siehe, solch Mann fehlt uns allhier! Wir liegen vierzehn Tage schon vor Burg Glasin!“ —

Mit der Ankunft Heinrichs von Mecklenburg, der fortan „der Pilger“ genannt wurde, war indessen ein neuer Geist unter die Belagerer gekommen. Mit Entschiedenheit drang der alte Herr Heinrich von Mecklenburg auf einen Sturm. „Wie der Engel der Rache will ich über sie kommen, diese Bösewichter in der Burg dort!“ rief er und bot die ganzen Landleute der Umgegend auf. Ein seltsames Bild entrollte sich jetzt vor den Augen der Belagerten: mit ameisenartiger Geschäftigkeit bahnten die Krieger, die Bauern Pfade hin über das Moor; bald konnten die schweren Katapulte und Belagerungstürme auf diesen Dämmen der Burg näher gebracht werden; bald donnerte die erste, gewaltige Steinkugel gegen den hohen Belfried der Burg. Allein die Männer in Glasin gaben ihre Sache noch nicht auf. Höhnisch hingen sie an jener Stelle, auf welcher die Brandenburger unter Führung ihres Erbmarschalls Johann Gans zu Putlitz und des Hauptmanns Konrad Wulffen die Burg angriffen, eine Gans und einen toten Wolfshund über die Mauer. Da befahl der Markgraf Konrad, aufs grimmigste erzürnt, den Sturm.

Es kam eine Stunde höchster Spannung und atemloser Erregung. Pfeifend und sausend flogen hier die Feldsteine, von den Wurfmaschinen geschleudert, gegen die Mauer, um die Aufmerksamkeit der Belagerer

abzulenken, während dort die Leitern angesetzt wurden. Allein die Belagerten wachten. Die Leitern wurden wieder umgestürzt; — wild schreiend wälzten die Herabgestürzten sich am Fuße des Burgwalls; die meisten derselben vermochten sich nicht mehr zu erheben; ihre Glieder waren zerquetscht. Doch immer neue Scharen rückten heran, ob ihnen auch Schwärme von Pfeilen und Armbrustbolzen ins Antlitz schlugen. „Eine Gnadenkette dem, der zuerst die Mauer ersteigt!“ rief der Markgraf Konrad. „Und eine teure Reliquie, einen Splitter vom echten Kreuze des Herrn!“ fügte Heinrich der Pilger hinzu.

Das Krachen der Schilde, das Klirren der Rüstungen, der dumpfe Ton der Wurfgeschosse wurde endlich durch gelle Rufe der Freude und der Wut unterbrochen: ein märkischer Mann war oben angelangt. Er ließ nicht wieder von der Zinne ab, die er bereits gefaßt hatte, wie sie auch auf ihn loshämmerten mit den Schwertern. Ein baumlanger Geharnischter stand ihm gegenüber und wollte ihm soeben mit der Streitaxt den Garaus machen; da stieß der Märker, mit großer Gewandtheit trotz seines schwankenden Haltpunktes ihm ausbiegend, den langen, scharfen Dolch in die Harnischfuge des Leibes seines Gegners. Der gewaltige Mann stürzte zurück; der kühne Kämpe aber rief:

„Gut Brandenburg hie alleweg!“

indem er von der Zinne auf den an dem Innern der Mauer befindlichen Wehrgang hinabsprang. Mehrere Genossen folgten ihm sofort.

Hermann und Eckard von Rieben waren entschlossen, den Kampf indessen auch noch im Innern der Burg fortzusetzen; auf Gnade durften sie ja nimmer hoffen! Da aber ertönte ein dumpfes Krachen, — dann ein Knacken und Prasseln und nun ein betäubender Schlag: der Belfried von Glasin, der hohe, viereckige Burgturm, war, von den Wurfgeschossen arg geschädigt, in sich zusammengestürzt und hatte den Burghof mit seinen Trümmern überschüttet. Als die Wolke von Schutt und Staub, die nach dem Einsturze sich erhoben hatte, sich verzog, ritten die Fürsten über die Verwüstung in den Burghof ein.

Düstere Scenen spielten sich jetzt hier ab. Dort standen die Herzöge Johann und Albrecht von Sachsen; dort die Markgrafen Konrad und Woldemar von Brandenburg; dort der greise Heinrich der Pilger, einem Richter gleich auf das lange Schwert gestützt. Ihm gegenüber harrten gebunden zwei und vierzig Ritter und Knechte, Eckard von Rieben voran, ihres Urteils. Hermann von Rieben war gefallen; — er war

jener Geharnischte gewesen, welchen der kühne Brandenburger auf der Zinne erstochen hatte.

Jetzt sprach Heinrich der Pilger, und seine Stimme klang wie Donnergrollen:

„Gott weiß es: mit Gedanken des Friedens bin ich aus fernen Landen heimgekehrt, — aus Fesseln und aus Banden! Gern möcht' ich Gnade walten lassen; allein ich kann, — ich darf es nicht. Ich muß dem Otterngezüchte hier das Haupt zertreten."

Er stampfte mit dem Eisenfuße auf die Erde, daß die Rüstung erklang. Eckard von Rieben erbleichte. Der Fürst, die grauen Locken schüttelnd, aber fuhr ihn also an:

„Ja, Eckard; — Du hast Grund, jetzt zu erbleichen. Vernimm mein Urteil! Ihr zwei und vierzig, Ritter sowie Knechte, beichtet und dann — endigt ihr am Galgen. Ja, am Galgen, — als gemeine Räuber und Friedensbrecher! Und Du, lieber Vetter Konrad von Brandenburg, — klopfe mit Deiner Streitaxt dreimal gegen das Gemäuer der Burg: das ist das Zeichen, daß sie vollends gebrochen werden soll. Wo aber ist jener kühne märkische Held, der zuerst die Burg erstiegen und den wilden Hermann von Rieben gefällt hat?" —

Niemand wußte von ihm.

„Wer war's?" fragte der Fürst Heinrich weiter.

Da anwortete ein alter Rottmeister, eine Thräne sich aus dem Auge wischend:

„Ein junges, edles Blut, — der Junker Klaus von Buch, von hochberühmtem Geschlechte, ein Sohn des weisen Herrn Johannes."

„Suchet ihn unter den Trümmern, — wir müssen ihn finden!" befahl der Mecklenburger. „Heil Dir, Vetter Konrad, daß Du solche Junker hast! Mit diesen aber — schnell hinweg!"

Die Verurteilten versuchten es nicht, die Milde des Fürsten anzurufen; — sie wußten es: der greise Heinrich war unbeugsam. Als die Mittagsonne über der Burg Glasin stand, hingen die Zweiundvierzig an Stricken von den Zinnen der äußeren Mauer herab; — starre Gestalten, die Häupter seitwärts oder auf die Brust geneigt. Sie waren als herzhafte Gesellen gestorben, ohne mit den Wimpern zu zucken. Hermann von Rieben wurde zu ihnen gehenkt. Eckard von Rieben hatte, als ihm der Henker seine Schlinge wand, noch einen großen Becher Weines sich erbeten. Den stürzte er hinunter und dann rief er:

„Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben!“ —

Im Innern des Schloßhofes saß jetzt der junge Markgraf Woldemar auf einem Trümmerreste des Turmes und weinte und weinte. Man hatte Klaus von Buch noch nicht gefunden, und doch waren die Trümmer des gefallenen Turmes fast schon völlig hinweggeräumt worden. Der alte Rottmeister, der oben jene Auskunft gegeben, stand düster neben dem Knaben und suchte ihn auf seine Art zu trösten. „So oder so! Wir müssen ihn doch finden, Prinzlein, lebendig oder tot. Dat is so as dat ledder is! Töv' man een beeten! Ik will nu sülvsten söken.“

Der wackere Mann schlug dem Markgräflein mit der derben Rechten auf die zarte Schulter; dann ging er. Wo Klaus von Buch die Mauer erstiegen hatte, war sie völlig eingestürzt, darniedergeschlagen von den Trümmern des zerschossenen Turmes. Man hatte hier zuerst gesucht, doch nichts gefunden. Nun schlug der Rottmeister Heidenreich an dieser Stelle noch einmal seine Hacke ein. „Hie mött se sinn!“ sprach er, — nichts weiter. Hei, wie da die Trümmer flogen! Zu unterst lag ein gewaltig' Stück Mauer. „Wenn er darunter liegt, dann ist er tot!“ sprachen die andern. „Man weg!“ befahl der Rottmeister. Als endlich auch dieses Hindernis beseitigt war, gähnte ihnen eine weite Öffnung entgegen: die ersten Massen, die herabstürzten, hatten hier ein Gewölbe durchschlagen, die nachfolgenden Trümmer hatten dasselbe wieder verdeckt.

Mit einem Sprunge war der Rottmeister unten: er hatte des nicht weiter Acht, daß ein edles Fürstenkind behend ihm folgte. Plötzlich stieß der wackere Heidenreich ein lautes „Hojoho!“ aus. Dort unten, in einem unterirdischen Kerker, der aber einige schmale Luftschlitze nach beiden Seiten hin hatte, lag der Vermißte, — blutig freilich und bleich, und Trümmer um ihn her.

In glühendem Eifer, hangend zwischen Furcht und Hoffnung, stürzte Prinz Woldemar zu dem Freunde hin, um seine frischen Lippen auf seinen starren Mund zu drücken. „Gott Lob! er atmet noch!“ rief er dem Rottmeister zu.

„Dat will ick ju wol glöven, junge Heer“, erwiderte der Kriegsmann. „Wat so 'nen braven Kerrel is, laot God nich undergoahn! He up, — de junge Her van Buk, — treckt 'rup!“

Es schien in der That, als habe ein Wunder über dem edlen Knappen gewaltet. Bewußtlos war er ja, und arg zerschunden war sein junger Leib. Und dennoch, trotzdem er im Panzer von so beträchtlicher

Höhe herabgestürzt war, hatte er sich die Glieder nicht gebrochen. Als man ihn gewaschen, — ihm Wein eingeflößt hatte, kam er wieder zu sich. Da warf sich Markgraf Woldemar über ihn hin, und ein Thränenstrom überflutete das Antlitz des Wiedergefundenen.

Allein es waren Freudenthränen. Eine Stunde darauf sah Woldemar seinen Freund, den Knappen von Buch, vor der Versammlung der Fürsten stehen. Der edle Jüngling hatte das lockige Haupt gebeugt; — seine Wangen waren wie von Pupur übergossen.

„Niklas von Buch“, sprach Heinrich der Pilger zu ihm mild, „Du hast das Beste gethan; Du hast den grimmen Hermann von Rieben gefällt; Du warst der Erste auf der Zinne! Dein also ist fortan diese hochheilige Reliquie. Sie wird Dich schützen in Kampfes Not, im Wettergraus der Schlacht! Hat sie's nicht jetzo schon gethan, obschon Du sie nicht trugest? — Bleib' Deiner großen Väter würdig, wie Du es heute warst, Junker von Buch!“

Klaus kniete nieder. Fürst Heinrich hing ihm ein schmales Band von schwarzer Seide um, an dem ein goldenes Kreuz befestigt war, welches die Reliquie umschloß. Da nahte ihm auch Markgraf Konrad. Er fügte der schmucklosen Ehrenzier eine prächtige Kette mit einem großen güldenen Ehrenpfennig hinzu. „Du weißt, Klaus“, sprach er, „daß ich Dich liebe wie einen Sohn — ja, wie meinen Sohn! Nimm hin die Kette mit dem Bildnisse Frau Constantias und bleibe mir und meinem Sohn getreu!“

Klaus von Buch wollte sich erheben; doch schon trat auch der Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg vor ihn hin. Der Fürst riß das Schwert klirrend aus der stählernen Scheide. „Wie alt bist Du, edler Jüngling?“ fragte er den Knieenden.

„Achtzehn Jahre, mein Fürst!“

„Es fehlen also noch drei, daß Du die Ritterwürde nehmen könntest. Allein, — gleichviel, — ich schlage Dich zum Ritter! Mir hat das Herz gejubelt, als ich Dich, Jüngling, auf der Zinne sah!“

Da aber erhob sich Klaus von Buch.

„Hoher Herr“, sprach er, „es ist ja nur die Pflicht, die ich erfüllt habe. Machet mich nicht zum Gegenstand des Neides meiner Freunde! Ihr seid zu gütig, und mich bindet ein Gelübde. Nicht eher will ich Ritterehren und den Rittergürtel tragen, ehe sie nicht mein edler, junger Freund gewonnen, — der Markgraf Woldemar von Brandenburg! Des Diener bin ich, — ich will nicht Herr sein über ihn!“

Der Herzog von Sachsen erwiderte: „Wohlgesprochen! — Junker, — Du wirst ein ganzer Mann einst werden, — getreu und tapfer und bescheiden zugleich! So steck' ich denn die Klinge wieder ein; allein zum Ritter weihe ich Dich doch — durch diesen Kuß!“

Der greise Herzog zog den blühenden Jüngling an sich. Da jauchzten alle die Ritter und die Knechte. So ehrte der Lauenburger, der auch aus dem Geschlechte Albrechts des Bären war, nur selten einen Mann. Neidlos aber gestanden auch alle es zu: Klaus von Buch hatte diese Auszeichnung wohl verdient! Dann aber zogen die Fürsten von dannen: es weilt sich ja nicht gut über einem zerstörten Schlosse, an dessen Mauern mehr denn vierzig wehrhafte Männer in Todesstarre hangen! Schon nahten aus den Wäldern ringsum auch die Weiher und die Falken und die Bussarde und von den Sandbergen dort drüben die nimmer satten Krähen. Ihnen überließ man Schloß Glasin und seine stummen Bewohner.

Das war im Sommer 1299 gewesen. Als der Herbst gekommen war, — als der Wind über die Stoppeln ging und die weißen Marienfäden zart und schneeweiß sich um die Hecken und die Wacholderbüsche wanden, rief das Heerhorn an anderer Stelle zum Streite. Im Fürstentume Rügen, welches damals nicht nur die gleichnamige Insel sondern auch jenen Teil der pommerschen Küste umfaßte, auf welchem gleich Perlen an grüner See die beiden großen Handelsstädte Stralsund und Greifswald liegen, — in diesem altslawischen Fürstentume herrschte damals ein überaus mannhafter Gebieter: Herr Witzlaw II. von Rügen. Er war ein Held und Minnesänger wie Markgraf Otto mit dem Pfeile; — den Brandenburgern aber war er gar nicht hold; denn nur zu klar erkannte es sein scharfer Blick, daß Brandenburg sein Banner wehen lassen wollte auch am Gestade des slawischen Meeres. Als nun die Brandenburger vor Glasin gelegen, da gerade war Herr Witzlaw in die Mark eingefallen, um Unbill alter Zeit zu rächen. „Ist denn der junge Fink schon flügge?“ sprach Markgraf Otto mit dem Pfeil zu seinem Bruder Konrad. „Das hätt' ich nicht gedacht! Rüste den Kriegszug, lieber Bruder! Für jede Kuh, die Witzlaw weggetrieben hat, nehmen wir uns ein rüg'ner Dorf!“

Mit Ungestüm drangen die Märker nunmehr von der Ukermark aus durch Mecklenburg in die Lande Witzlaws ein. Der Fürst von Rügen fühlte sich ihrer Macht zwar nicht gewachsen; sein stolzer Sinn

verbot es ihm jedoch, dem roten Adler zu weichen. Nun aber hatte er einen vielerprobten Ritter; das war Herr Boguslaw von Dewitz, gesessen auf dem Schlosse Daber. Zu dem sprach er, als schon die Brandenburger Fahnen sich dem Recknitzflusse näherten:

„Herr Boguslaw, Du hast nur wenig Mannschaft; aber tapfer ist sie. So zeig' es denn den Brandenburgern, was wenige Mann durch Opfermut vermögen. Ich eile, Söldner aufzubringen. Daß ich Dich, geht es irgend, nicht im Stiche lasse, das weißt Du. So halte Dich denn brav und kämpfe, wie es einem edlen Slawen ziemt!"

„Drup könnst Du Di vorlaten, Her und Först!" sprach Boguslaw von Dewitz und drückte kräftig Witzlaws Rechte.

Die sumpfige Landschaft an der Recknitz bei Sülz und Triebsees war von den Nebeln des Herbstmorgens bedeckt. Schier unaufhörlich schien der graue Brodem dem Ellernbruche und der rotbraunen Luchwildnis zu entsteigen, wolkig zuerst gen Himmel ziehend, dann aber wie mit bleierner Schwere wieder niedersinkend auf Busch und Baum. Endlich schien ihn die rötlich schimmernde Sonnenscheibe doch besiegt zu haben, den dichten, grauen Nebel; denn dünner und durchsichtiger wurde die Luft. Nur eine ganz schmale Straße, — so zieht sich der sogenannte „Mecklenburger Paß", durch Sümpfe von beiden Seiten eingeengt, von Sülz nach Triebsees hin. Jetzt, als der Nebel sank, schimmerten an seinen beiden Enden Waffen, — Lanzenspitzen, Helmspangen und Panzerringe.

Westlich bei Sülz standen die Brandenburger, Markgraf Konrad, Otto mit dem Pfeile, Woldemar, jetzt auch schon den aus Eisenmaschen dicht zusammengeflochtenen Kettenpanzer tragend, Niklas von Buch und der Marschall Konrad Raven. Östlich aber bei Triebsees flatterte das Greifenbanner der Herren von Rügen und die Fahne der Herren von Dewitz mit den drei Bechern, die ihnen einst eine gütige Fee als Familientalismane hinterlassen haben soll, wie eine alte Sage erzählt. Plötzlich schmetterten auf brandenburgischer Seite die Hörner. „Gut Brandenburg hie alleweg'!" rief Markgraf Otto, der schlachtenfrohe Greis, und legte seine Lanze ein. „Heut', Woldemar, bleibst Du an meiner Seite!"

Es war ein mächtiger Anprall mitten im Sülzer Moor. Wer aus dem Sattel sank, blieb liegen. Weh' ihm, wenn er auf die Heerstraße geschleudert wurde; — die Rosse zerstampften ihn dann während des

hin- und herwogenden Kampfes; — weh' aber ihm auch, wenn er seitwärts in das hohe, grüne Gras der Sumpfwildnis abstürzte! Dann sank er in seinem Ehrenkleide von Eisen allmählich tiefer und tiefer, und endlich schlossen ihn die weißen und die goldgelben Mummeln des Luches ganz in ihre Arme und zogen ihn hinab in die feuchte, die undurchdringliche Tiefe.

Herr Boguslaw von Dewitz war ein Mann; — er wich nicht einen Schritt zurück. Als er die Übermacht der Märker erkannte, da schlug er den Helmsturz auf. „Freunde", rief er den Genossen zu, „wir müssen sterben oder fliehen! Ich aber will nicht fliehen! Auf in den Feind! An seinen Lanzen uns gespießt! Wohl weiß ich es:

‚Dat Sterwen is ein harter Gang,
Dat tweit danach der Klocken Klang; —
Von den Fründen wer'n vergeten,
Drübbet, dat scholde jy weten!'*)

So ist's der Welt Lauf! Wir aber werden nicht vergessen werden, wenn wir hier sterben an der Schwelle des rügischen Landes im Kampfe mit ebenbürtigen Männern. Noch einmal: auf und daran! Wir werfen sie in den Sumpf oder wir sterben!"

„Horsa**) der Greif von Rügen!" klang es dem hochgemuten Manne allerorts entgegen. „Horsa der Greif von Rügen!" rief auch er, und sprengte auf die Brandenburger los. Drei Reihen hintereinander knieender Speerträger fingen den Ansturm auf; — an ein Durchkommen war nicht zu denken. „Ergieb Dich, Boguslaw!" rief Markgraf Otto. „Du hast gethan, was Menschen möglich ist!" — „Das hast Du selbst wohl nicht erwartet! Schütze nur Dein eigen Haupt, Herr Markgraf!" rief Boguslaw von Dewitz zurück und trieb das Roß zu einem letzten Sprunge an. Mit der Kraft der Verzweiflung führte er ein paar Hiebe gegen Ottos Stahlhelm, sodaß die Funken stoben. Dem Markgrafen drohte Todesgefahr von dem ungestümen, heldenhaften Manne Da hielt wiederum Einer ruhig beiseits die Armbrust. Jetzt zielte er;

---

*) Sterben ist ein harter Gang,
's folgt dann der Glocken dumpfer Klang.
Wollt Ihr auch das Dritte wissen?
Freunde werden nie Euch missen.
Alter, niederdeutscher Reim.

**) Hurrah!

— jetzt drückte er ab. Ein wohlgelenkter Bolzen aus der Hand des Knappen Nikolaus von Buch traf den Hauptmann von Dewitz mitten in die Stirn, von welcher er im Kampfeseifer das Visier entfernt hatte. Noch einmal sah man seines Schwertes Spitze in der Sonne blinken, die jetzt den Nebel gänzlich verdrängt hatte; dann stürzte der wackere Marschall vom Rosse. Auch von den Männern hinter ihm wich keiner; all' diese rügischen Pommern wurden in buchstäblichem Sinne erschlagen und zerhackt. Als die Blutarbeit vollbracht war, faltete der Markgraf Konrad die Hände:

„Sie haben es nicht anders gewollt", sprach er, eine Thräne aus dem Auge wischend; „allein es waren wackere Männer. Der Friede Gottes lohne ihrer Tapferkeit! Mein Heiland, was muß das für ein Volk wohl werden, wenn einst die Märker mit den Pommern eins sind! Dem wird kein deutscher Stamm, geschweige denn ein fremder, widerstehen können!"

Es war indessen ein Sieg, der nicht froh machte. Kein Lied erscholl den Abend. Die Märker hielten die Totenwacht bei den 600 Pommern, die allesamt gefallen waren. —

„Glücklicher, Du hast auch heute wieder das Beste gethan!" sprach Markgraf Woldemar zu seinem Freunde. „Wie bist Du zu beneiden!"

„Wollt's Gott, daß ich den Pfeil nicht hätte abzusenden brauchen!" erwiderte Nikolaus von Buch düster ernst. „Kennst Du die alte Sage nicht? — Es bringt nie Glück, einem Dewitz geschadet zu haben! Denn sie sind hochedlen germanischen Stammes und sollen nach der Sage geisterhafte Beschützerinnen haben, — Schicksalsfrauen, Feen, Walkyrien, — wer weiß es! Du siehst, ich träume selber jetzt, wie einstmals Du! Allein ich mußte meine Armbrust heben; — Ihr war't in Todesnot, — Du und Dein Oheim. Nie aber sah ich einen Mann so rühmlich fallen wie diesen Marschall Boguslaw von Dewitz."

Klaus von Buch löste dem Fürstensohne das Helmband und die Halsberge. Es konnte ihm daher nicht entgehen, daß ein Zug des Unmuts das sonst so freundliche Antlitz Woldemars überflogen hatte. Da lachte er wieder von Herzen. „Du neidest mir das wenige, was ich gethan, — einen gutgezielten Schuß und einen glücklichen Dolchstoß! Doch Du thust Unrecht daran, Woldemar! Ganz andere Thaten wirst Du zu verrichten haben, wenn Du so alt erst bist wie ich; denn Du bist ja ein Fürst! Größer und edler, nicht tötend, sondern belebend, segen=

spendend und glückverbreitend darfst Du eintreten ins Leben. O es muß schön sein, Fürst zu sein!"

In der That, es kamen nach der Beendigung des Kampfes mit Witzlaw von Rügen glücklichere Jahre, — Jahre in denen die Markgrafen beider Linien sich einer ersprießlicheren Thätigkeit als diesen unerquicklichen Grenzkämpfen und erbitterten Fehden zuzuwenden vermochten. Durch friedliche Verhandlungen gelang es ihnen, ihre Lande beträchtlich zu erweitern; so namentlich durch Erwerbungen in der Lausitz. Auch von der „Landeskrone" über der Stadt Görlitz und von der Burg zu Bautzen wehte nun der Adler Brandenburgs auf schimmerndem Banner herab. All' diese neuen Gebiete mußten nach deutscher Fürstensitte nun zu Roß durchzogen werden, damit die Unterthanen huldigten. Als das zu Bautzen geschah auf der alten Burg, die einst der große Markgraf Gero, der Stifter auch des brandenburgischen Staates, gegründet hatte, da sprachen die edlen Häupter des Geschlechtes, die beiden Ottonen, zu Woldemar:

„Lege auch Du die Hand an den Schaft der Lehnsfahne der Lausitz, bei welcher uns jetzt unsere neuen Unterthanen huldigen! Und dann versprich's uns hoch und heilig, daß Du dies Banner nimmer aus der Hand giebst!"

Der junge Markgraf that, wie ihm geboten.

Allein auch in den alten Landen der brandenburgischen Fürsten war manches noch zu thun, blieb manches noch zu ordnen, namentlich in jenen Gebieten, welche das brandenburgische Schwert einst von Polen und Pommern losgetrennt hatte. Sollten diese Landschaften deutscher Gesittung dauernd erhalten werden, so war es zunächst notwendig, deutsche Städte in ihnen anzulegen. Solch eine rühmliche That sollte nach der Absicht des Markgrafen Konrad die erste sein, bei welcher sein Sohn Woldemar selbständig handelnd auftreten durfte. —

In dem fernen Lande Boytin an der Küddow und der Netze lag damals ein polnisches Dorf Walcz mit einer Burg, welche „die Döberitz" geheißen war. In weitem Umkreise befand sich keine Stadt hier; Dorf Walcz sollte daher zu einer solchen erhoben werden. Es sollte dies die erste feierliche Handlung sein, die Markgraf Woldemar vollzog.

Vor der Burg Döberitz flatterte auf hoher Flaggenstange der rote Brandenburger Aar. Unter ihm stand auf einer Bühne ein Thronsessel; vor den trat Woldemar, nach festlicher Sitte das Haupt mit einem

grünen Kranz geschmückt, die zierliche, jugendliche Gestalt von prächtigen Gewändern umwallt. Wie Maiensonnenschein blickte es aus seinem Auge. Vor ihm hatten die anderen Markgrafen sich versammelt, dazu die Edlen dieser Landschaft, Ritter des Tempels, die einst auf dem Schlosse Döberitz geweilt hatten, sowie Einwohner des Dorfes und fremde Kaufleute, die sich hier ansiedeln wollten. Jetzt reichte der Notar und oberste Schreiber dem Markgrafen Woldemar eine Urkunde hin, die er mit weithin schallender Stimme verlas. Dieselbe that den Entschluß der Markgrafen kund, eine Stadt zu gründen, welche den Namen

„Arnskrone“

führen und eine sehr große Feldmark von 208 Hufen besitzen sollte. Die edlen Ritter Ulrich von Schöning und Rudolf von Liebenthal sollten der zukünftigen Stadt den Richter oder Schulzen setzen und mit ihm den Bau der Häuser überwachen, die Mauern aufführen und die Hausstellen verteilen.

Nach der Verlesung der Urkunde ergriff der jugendliche Markgraf ein blitzendes Schwert; er trat von der Bühne herab; er stieß die Waffe in den Boden. „Hier soll der Roland stehen von Arnskrone!“ rief er. „Ein Zeichen der Marktfreiheit sei er; doch auch ein Sinnbild des Gerichts! — Und so blühe denn, du neue Stadt, und wachse und gedeihe, und erinnere dich in kommenden Tagen der drei Markgrafen Otto, Konrad und Woldemar von Brandenburg, die dich gegründet haben in dem Jahr des Heiles 1303, am Tage St. Georgs des Ritters!“ *)

Es folgte ein frohes Mahl auf der vom Lenz so schön geschmückten Stätte. Vom nahen Walde drang Vogelsang melodisch zu der alten grauen Burg herüber. Dann setzte sich Woldemar zu Rosse. Mit den Rittern von Schöning und Liebenthal umritt er die Grenzen der Feldmark und gebot einem Knechte, hier und dort Weidenruten als Grenzzeichen in den Boden zu stecken. So ward die deutsche Stadt Arnskrone gegründet. Es lag etwas jugendlich Hoffendes, — etwas froh Aufstrebendes in ihrem Namen; — Woldemar selbst hatte ihn gewählt. Etwas minder poetisch heißt heute die Stadt, die damals in rüstiger Arbeit erstand:

„Deutsch-Krone;“ —

niemand aber denkt mehr daran, daß die Gründung derselben die

*) 23. April.

erste Regierungshandlung des Mannes gewesen ist, den man später

„Woldemar den Großen"

genannt hat. —

Wohl mußten die Fürsten jener Tage sich behaglich fühlen und frisch und frei wie der Vogel in der Luft, wann sie auf ihren Rossen das blühende Land durchzogen. Seit Frau Constantias Tode war Markgraf Konrad fast beständig im Sattel; er mied den Grimnitzer Forst und das Jagdschloß Werbellin, um nicht an sein „dahingegangen" Glück erinnert zu werden. Allein diese rast- und ruhelose Lebensweise griff seine Kräfte doch auch sichtlich an. Mit tiefer Besorgnis blickte Woldemar oft auf den Vater, dessen aufrechte, ritterliche Haltung mehr und mehr zusammenfiel und der nur noch tiefwehmütig zu lächeln vermochte. Oft kam auch ein mahnendes Wort über des alten Markgrafen Lippen, wie:

„Werde ein gütiger Fürst, mein Woldemar. Es ist unendlich viel schöner, geliebt, als bewundert zu werden!"

„Traue den Schmeichlern nicht; verlaß Dich nur auf Klaus von Buch. Er ist klug und verständig und liebt Dich und Dein Brandenburg mit heißer Inbrunst!" oder:

„Es wär doch besser, wenn die Glocken wiederum erklängen, Woldemar! 's ist um des Volkes willen! Erlaubt es Deine Ehre, so halte mit der Kirche Frieden. Vielleicht, daß auch die Geistlichen dereinst die Liebe zu dem Vaterland erfaßt, daß sie nicht länger suchen, was nur ihnen frommt, — nein, was dem Frieden aller dient!"

Kam der reisige Zug sodann zu irgend einer Höhe des Landes, von welcher aus der Blick vielleicht über eine Flußniederung oder sonst ein gesegnetes Gelände hinstreifte, dann schien es, als könne Markgraf Konrad von seinem Heimatland sich nimmer trennen. Seine Seele schien das anmutige Bild in sich aufzusaugen; er faltete dann wohl die Hände über dem Sattelknopf und ritt — abseits. So zogen sie von dem fernen Osten der Mark nach dem Oderlande hin, überschritten bei Cüstrin den Strom und rasteten in Chorin und Eberswalde. Wann die Reiterschar Markgraf Konrads vor einer Stadt erschien, — es tönte ihr dann freilich noch immer kein Glockengeläut entgegen; — es holten freilich keine Priester mit wallenden Kirchenfahnen und Wohlgerüche verbreitenden Rauchfässern die Nahenden ein; aber die Bürger

kamen mit ihren Frauen und Kindern und streuten Laub und Tannenreisig und wollten den Steigbügel des geliebten Herrn nicht aus den Händen lassen. Denn näher stand ihnen der schlichte Markgraf Konrad im grauen Elennskoller, als der glänzende Otto mit dem Pfeile und der düstere, vornehm sich abschließende Otto der Lange. Und was die Herzen an Liebe zu dem Vater empfanden, das übertrugen sie freudig auch auf den Sohn. —

Berlin war erreicht. Zum ersten Male weilte Woldemar in den beiden kräftig und verheißungsvoll emporblühenden, der ottonischen Linie gehörigen Städten Berlin und Kölln an der Spree. Eine neue Welt that sich in ihnen vor ihm auf. Welcher Glanz in den Gewölben der Kaufleute am „Alten Markte" und in der „Spandauer Straße!" Wie Fürstinnen erschienen ihm die Patrizierinnen mit ihren Kränzen aus goldenen Reisern und ihren Kleidern von goldgestreiftem Tuch. Merkwürdigkeiten und Wahrzeichen allüberall! Hier die angebliche „Rippe" und das „Schulterblatt" eines vorgeblichen Riesen; — es waren Mammutknochen aus der Tiefe des sandigen Bodens von Berlin; — dort die „drei gewaltigen Linden", welche das Dach des kleinen Kirchleins zum Heiligen Geist anmutig beschatteten; — hier der düstere „Recke Roland", ein starres Steinbild mit überlangem, nackten Schwerte, und dort die „Bären", welche der Rat als Wappentiere der Stadt in einem Zwinger am Rathause unterhielt, — wie zog das alles den jungen Markgrafen an! Als der Tag sich geneigt hatte und das Glöcklein der Franziskanermönche — dies allein durfte während des Interdiktes geläutet werden, — den Abend ankündigte, sahen die Fürsten von ihrer Residenz in Alt-Berlin, dem „hohen Hause" herab, noch auf ein lieblicheres Bild hernieder. Mit grünen Kränzen geschmückt, kam die Jugend beider Geschlechter vor die fürstliche Burg, um auf dem freien Platze vor derselben zu singen und zu tanzen. Lust und Fröhlichkeit erloschen erst dann, als in den Feuerbaken, welche an einzelnen Stellen der Stadt aufgerichtet waren, Pech und Kienholz düsterrot aufflammten.

Allein den Markgrafen Konrad hielt es auch in Berlin nicht. Am nächsten Morgen schon, nachdem er eingeritten war, ließ er wieder satteln. „Ich muß auch in meinen überelbischen Landen nach dem Rechten sehen!" sprach er zu dem Bürgermeister Konrad von Belitz, als dieser ihm vor dem Rathause den Abschiedstrunk reichte. „Bleibt gute Märker, Ihr hier in Alt-Berlin, und meinen Vettern treu ergeben!"

„Auch Euch und Eurem blühenden Sohne!“ sprach da der wackere Oldermann Belitz, die ihm dargebotene Rechte des Fürsten kräftig schüttelnd. „Denn das ist unser Stolz und unsere Freude: es giebt der Markgrafen von Brandenburg so viele: allein ein Herz sind sie und eine Seele! Und so auch wir, — die an der Elbe und der Oder, und wir hier an der Spree, — wir alle rufen eines Sinnes:

„Gut Brandenburg all'weg'!“ —

Der Fürst drückte dem Bürgermeister noch einmal die Hand; dann gab er dem Rosse die Sporen. Rasch sprengte er die Spandauer Straße hinab, dem gleichnamigen Thore zu: er wollte vor den Bürgern von Berlin jene tiefe Bewegung nicht zeigen, die sich seiner bemächtigt hatte.

Fort ging's durch die in Herbstespracht rot und golden schimmernden Wälder. Am Ende des Oktobers 1303 rastete Konrad in der alten Stadt Stendal, die er besonders liebte. Er fühlte, daß sein Ende nahte. Eines milden Herbsttags nachmittags verweilte er mit Woldemar und Klaus von Buch in dem hehren Dome der Stadt. — Sinnend blickte er von der hohen Kirchenhalle aus auf den stillen Kreuzgang hin, welcher den Friedhof des Domstifts umschließt. „Wie sanft muß sich's hier ruhen!“ sprach er leise. „Doch ja, — ich bin im Banne noch!“

„Gott richtet anders, gnäd'ger Herr, als Papst und Kirche!“ sprach der Junker von Buch.

„Das ist auch meine Zuversicht!“ erwiderte der Markgraf. „Ich habe niemandem wissentlich Unrecht gethan; ich kann mit ruhigem Gewissen sterben. Sehet, — da steht sie schon, die weiße Frau, die mich zur Ruhe ruft! Doch nein, — es ist die Todesbotin nicht, — 's ist Frau Constantia; — sie lächelt mild!“ —

Unverwandt blickte der erkrankte Markgraf nach einer Stelle des Kreuzganges hin. Sie war leer, ganz leer; — die drei waren allein in dem weiten, durch das Interdikt verödeten Gotteshause. Eine tötliche Angst überkam den Prinzen Woldemar. Klaus von Buch aber ergriff den Arm des Fürsten. „Gnädiger Herr“, sprach er, „Euch schüttelt ein Fieber. Kommt ins Freie; — die Luft ist drückend hier und voll Modergeruch!“

„Moder! Ja, Moder!“ wiederholte der erschöpfte Fürst. „Das ist das Ende aller Herrlichkeit der Welt! Hänget Eure Herzen nicht an Ruhm und Glanz dieses nichtigen Lebens; — suchet, was bleibend ist!“ —

Noch an demselben Abende verschied Markgraf Konrad der Gütige zu Stendal. Markgraf Woldemar, jetzt 18 Jahre alt, war nunmehr

ein selbständiger, mitregierender Fürst. Klaus von Buch beugte am Totenbette Konrads das Knie vor ihm. „Als erster Deiner Vasallen bringe ich Dir Gruß und Huldigung dar; — Du weißt es, — sie können aus keinem getreueren Gemüte kommen!“

„Ich fordere Dich ganz mit Herz und Hand; — Du hast mir meinen weisen Vater zu ersetzen!“ erwiderte der Markgraf Woldemar und zog weinend den Freund zu sich empor. —

Markgraf Konrad wurde im Kloster Chorin bestattet. Wohl war er im Banne verstorben; allein die Väter der stillen, waldumgebenen Cistercienser-Abtei dachten mild genug, um ihrem hochherzigen Wohlthäter die Ruhe in geweihter Erde neben seiner Gemahlin zu vergönnen. Wer aber den Dom zu Stendal besucht, der findet dort noch heute ein Monument, welches die dankbaren Bürger dieser Stadt dem Vater Woldemars errichtet haben. Auf einem Grabstein steht der Markgraf im Panzer und im Waffenrocke vor uns; — er trägt das Schwert und seinen Brandenburger Adlerschild. Darum läuft eine Inschrift, welche es in lateinischer Sprache verkündet, daß Markgraf Konrad im Jahr des Heiles 1303 entschlafen ist. —

Sechstes Kapitel.

Der jugendliche Adler.

Durch den Grunewald, dessen hoher, steil abfallender Rand von der blauen Havel bespült wird, brauste die Eberjagd. Der jugendstarke Markgraf Woldemar weilte bei seinem Oheim Hermann dem Langen, dessen Residenz die Veste Spandau war. Am frühen Morgen, als noch die Herbstesnebel Berg und Thal verschleierten, waren die Jäger ausgezogen, und mit ihnen, der Sitte der Zeit gemäß, auch holde Frauen mit langherabwallenden Locken und wogendem Federschmuck, den Falken auf der Rechten. Denn nicht allein „Schwarzröcke“, d. h. Wildschweine und borstige Eber mit gewaltigen Hauern, gab's damals in dem von Menschenhand noch nicht berührten „Grunewalde“, sondern auch Reiher, die auf den hohen Föhren am überhängenden Uferrande horsteten.

Die Jagdgesellschaft hatte sich zerstreut; — bald klang dort in der Niederung, — bald klang hier auf der Höhe ein Jägerhorn. An jener gewaltigen Eiche, die auf einer weit in die Havel vorspringenden Land-

zunge stand und an welcher seit uralten Tagen der eiserne Schild eines Wendenfürsten hing, — an jener Eiche auf dem „Schildhorne" wollten zur Mittagszeit die Jäger und die Jägerinnen sich wiederum zusammenfinden.

Und schon lag heller Mittagsschein über dem breiten, wie Stahl schimmernden Wasserspiegel der Havel, über den Föhrenbäumen und Wacholdersträuchern der Heide. Unter der Eiche auf dem „Schildhorne" rastete aber erst ein Paar, — ein Jüngling von zierlichem Wuchse in grünem, golddurchwirkten Jägerkleide und eine Jungfrau von anmutiger Schönheit, einer hold und schämig sich erschließenden Rosenknospe vergleichbar. Ihr Gewand war scharlachrot, wie es nur fürstliche Frauen damals trugen; — von dem breit schattenden Hute wallten goldig glänzende Pfauenfedern und ein langer, weißer Schleier herab. Auf ihrer rechten Hand, die, wie ermüdet, in den Schoß gesunken war, saß ein kleiner Falk mit blitzenden Augen; zu ihren Füßen aber lagerten zwei schwarz- und weißgefleckte Bracken, Jagdhunde mit langen Ohren und spitzen Schnauzen.

„Was für ein seltsam Denkmal hier auf der weltfernen Landzunge, in der friedlich stillen Einsamkeit von Wald und Wasser?" fragte der fürstliche Jüngling, den wir an seinem blitzenden Auge sofort als den Markgrafen Woldemar wieder erkennen, indem er zu dem rostigen Schilde emporblickte.

„Kennst Du die Sage von dem Schildhorn nicht, mein lieber Vetter?" entgegnete die junge Fürstin. Es war die Prinzessin Agnes von Brandenburg, die Tochter des weisen Markgrafen Hermann des Langen von Brandenburg.

„Du weißt: ich war noch nie in diesem wunderschönen Walde. Mir rauschten ja die Föhren an dem Werbellin das Wiegenlied."

„So höre denn! — In alten Tagen soll's gewesen sein, da unser großer Ahn Albrecht der Bär, das Kreuz in diesen Landen aufzurichten versuchte und stets das Schwert gezogen halten mußte. Da rief der Wendenfürst, der auf der Brandenburg gesessen war, — er hieß mit Namen Pribislaw, — die letzten Kräfte seines Volks zu einem wilden Kampfe für die alte Freiheit und die alten Götter auf. Dort drüben in der blauen Ferne, — dort, wo der Turm vom Dorfe Glienicke hervorblitzt, — dort ward die letzte Wendenschlacht geschlagen. Das Kreuz und Albrechts Schwert errangen einen blut'gen Sieg; der König

Pribislaw kämpfte zwar wie ein Verzweifelnder; allein zuletzt mußte auch er die Flucht ergreifen. Jedoch die Deutschen ließen nimmer von ihm ab; wie eine Meute hefteten sie sich an seines Rosses Hufen. So kam er dort bei Gatow an die steile Wand. Vor ihm tief unten dieser breite Strom und hinter ihm die Feinde: es schien um ihn geschehen! Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: die Götter seiner Väter hatten ihn verlassen oder besaßen nicht die Macht, ihm aus der Not zu helfen. ‚Gott der Christen!‘ so rief er drum in höchster Angst. ‚Errette mich, und ich bin dein!‘ Und als er das gesprochen, kam es wie neue Kraft über ihn. Er sprengte zu der leuchtenden Sandwand; er spornte das Roß und setzte mit gewaltigem Sprunge hinab in die blaue Flut. Manch' Wurfspieß sauste ihm nach; doch keiner traf ihn. Sein Roß trug ihn hinüber; — hier an der großen Eiche auf dem flachen Sande, an der einzigen Stelle des Uferrandes, wo er landen konnte, erreichte er den schützenden Forst. Eh' er jedoch das getreue Roß in dessen Dunkel hineinleitete, kniete er zuvor unter jener Eiche nieder, dankte dem machtvoll schirmenden Gott der Christen und hing zum Gedächtnis an die Eiche — seinen Schild. Er ist seinem Gelübde auch getreu geblieben und hat als Freund Albrechts des Bären noch manches Jahr auf der Brandenburg gelebt und gewaltet, bis er endlich das Nahen des Todes fühlte. Da hat der edle Held Pribislaw seine goldene Krone auf dem Altar des Klosters Leitzkau niedergelegt, hat unsern Ahnherrn Adalbert oder Albrecht den Bären zu seinem Erben eingesetzt und ist dann in Frieden gestorben.*) In der Kirche auf dem St. Marienberge bei Brandenburg, den man auch den Harlunger Berg nennt, findest Du noch heute sein Denkmal. Doch wie leuchtet Dein Auge?"

„O Agnes, — daß doch die alten Zeiten wiederkehrten, da es ruhmvollen Kampf galt für das Höchste, — für das Kreuz und die Ehre Deutschlands! Wie hat man Albrecht den Bären gefeiert; — wie Herrn Johann I. und Otto III., seinen Bruder, — wie unsern Oheim Otto den Minnesänger in seinen jungen Tagen! Und jetzt ist die Welt so klein und ärmlich! Kein großer Kampf mehr und keine Begeisterung mehr; — nur kleine Fehden und weiter nichts! Agnes, ich dürste nach Ruhm, wie auch mein Freund, der stolze, edle Klaus von

*) Historisch.



Am Schildhorn.

Buch, es thut. Ich fühle ja die volle Kraft in mir, einst Großes zu vollbringen!"

Da traf ihn ein ernster, aber innig tiefer Blick aus den Augen des Fräuleins. „Auf das Große, Woldemar, kommt es nicht so sehr an, wie auf das Gute und Heilsame", sprach sie. „Suche nicht Glanz und strahlendes Glück; — suche Deinen Seelenfrieden und das Wohl Deines Volkes! Herr Otto mit dem Pfeile ist ein harter Mann; — mein Vater wenigstens sagt das und hat es oft schon tief beklagt, daß Ihr, — daß Du nicht Frieden schließest mit der Kirche!"

„Wir beugen uns vor Rom nicht!"

„Doch sieh', wie in dem Streit das Volk verdirbt! Schon Jahre lang kein Gottesdienst in Euren Landen mehr! Auch Du im Bann! Mir thut es weh', wenn ich daran gedenke!"

Auch Markgraf Woldemar war nachdenklich geworden. „Du hältst mich wohl für ewiglich verloren?" fragte er dann sinnend die Verwandte. Da fiel ihm die Prinzessin schnell ins Wort:

„O nein! Nein, nie! So edle Jugend kann nimmer verloren sein! Allein ich bange für Dein Haupt. Du betest nicht, — kein Gottessegen schützt Dich; — ich nur, ich flehe in der stillen Nacht zur Jungfrau und den Heiligen". . . .

Doch die Prinzessin hielt plötzlich inne, und, wie als ob sie bereits zu viel gesagt, als ob sie ein Geheimnis ihres Herzens verraten hätte, ward sie von rosiger Glut übergossen.

„Agnes! Du teure, holde Agnes!" rief Markgraf Woldemar und ergriff die Hand seiner Base. Da wieherten die Rosse, die der junge Fürst unfern der Eiche angebunden hatte, und zugleich ertönten gellende Rufe auf der Höhe, die hinter dem „Schildhorne" lag.

Schnell sprang der junge Markgraf auf und ergriff den Jagdspieß. „Hollah, — wohl aufgemerkt; — der Eber ist in höchster Wut!" — so tönte es von oben herab.

Mit einem Blicke hatte Woldemar die Lage überschaut. Von den Reitern dort oben gehetzt, stürmte ein mächtiges Wildschwein, ein mit Schaum und Blut bedeckter Eber, nach der Landzunge herab, — grad auf die Rastenden los. Die beiden Bracken warfen sich dem borstigen Ungetüm entgegen; — allein einen kläglichen Todesschrei ausstoßend, flogen sie zur Seite; das gewaltige Tier hatte sie mit seinen Hauern zu Tode getroffen. Jetzt stutzte der Eber vor dem jungen Markgrafen,

der sich ihm mit dem Jagdspieße, der starken, sogenannten „Schweinefeder“, entgegengestellt hatte. Wie loderndes Feuer erglänzten die Augen des Tieres; dann sprang es mit mächtigem Satze gegen Woldemar an. In demselben Augenblicke aber bohrte sich der Spieß des jungen Markgrafen, der schützend vor seine Verwandte getreten war, dem Tiere in die breite Brust. Der Schaft zersplitterte, und Woldemar sank in die Kniee; doch auch der Eber stürzte. Woldemar hatte vortrefflich gezielt: die Wunde in der Brust des Wildes war tödlich. Der Meister Heinemann trat zu dem gewaltigen, mit seinem ungefügen Haupte furchtbar um sich schlagenden Tiere heran und gab ihm still den Fang.

„Das heiß' ich unerschrocken handeln! Das heiß' ich treffen!“ rief ein ernster, hoher Herr, vom Rosse springend. Es war Markgraf Hermann der Lange von der ottonischen Linie, — der Schloßherr zu Spandau. Er reichte dem jungen Fürsten die Rechte. „Ich danke Dir das Leben meiner Tochter! — So ist es recht, mein Held! Dem Tod ins Antlitz sehen und nicht zittern, — das ist der Ballenstädter alte Art! Wir konnten's freilich nimmer wissen, daß Ihr so frühe schon hier rasten würdet.“

Woldemar küßte dem Oheime die Hand. Sich vom Staube befreiend, sprach er dann:

„Hier, lieber Ohm, — ich verzichte auf jedes Lob! Ich habe nur gethan, was Heinemann der Jägermeister mich gelehrt! Ich hoff' es Dir noch in anderer Weise einst zu zeigen, daß meine Hand nicht zittert, mein Aug' nicht zuckt vor der Gefahr!“

Da nahte ihm auch die Markgräfin Agnes. „Wie dank' ich Dir, mein lieber Vetter! Allein ich fühlte mich so sicher, als Du jetzt vor mich tratest; — ich wußt' es, daß die Heiligen Dich schützen würden!“

Sonnig lächelte sie ihn dabei an. Dann aber brach sie einen frischen, goldig-grünen Zweig von der Schildhorneiche und befestigte ihn auf Woldemars Barette. —

Das ward ein fröhlicher Tag auf der bergigen Landzunge in der Havel! Die Herren schmausten und zechten; — Meister Heinemann hatte aus dem erlegten Eber einen überaus schmackhaften Braten zu bereiten gewußt! Woldemar aber und Nikolaus von Buch, der mit den Jägern Markgraf Hermanns genaht war, sowie das Fräulein Agnes von Brandenburg erfreuten sich des herrlichen Tages, der in dem breiten

Strome hell und licht sich widerspiegelte, in andrer Weise. In dem Fischerhause weiter oberwärts an der Havel hatten sie einen Nachen vorgefunden, in welchem sie auf dem sonnenüberglänzten Flusse sich wiegten. Klaus von Buch führte die Ruder und blickte sinnend auf die beiden hin, die, in ein glückliches Schweigen versunken, am Steuer bei einander saßen.

Langsam trieb der Kahn dem dichtbewaldeten, bergigen Werder zu, auf dessen oberster Höhe in heidnischer Zeit einst ein Opferaltar des slavischen Todesgottes Pikullos gestanden hatte, und der daher der „Pichelswerder“ hieß und so noch heute heißt. Leise wogten auf den Wellen auch hier die silbernschimmernden, die golden funkelnden Nymphäen hin und her. Fürst Woldemar schien es nicht zu bemerken, daß sie dem Ufer sich nahten; er blickte unverwandt auf die holden Züge der Markgräfin Agnes hin. Da begegnete das Auge dieser den Zügen des rüstigen Fergen, und — eine glühende Röte überflog sie. Dennoch blieb ihre Hand in der des Vetters ruhen. Da jauchzte Woldemar hell auf. „Du weißt ja alles!“ rief er seinem Freunde zu. „Mein Herzensbruder Klaus; erinnerst Du Dich wohl, wie ich auf dem Scharmützelsee einst nach solch' einer goldigen Wasserrose gegriffen und meine Unbesonnenheit mit dem Tode gebüßt hätte, wenn Du mich nicht gerettet hättest? — Nun wohl, — eine holdere Rose habe ich heute gewonnen, — meine herzliebe Muhme Agnes!“

Doch was war das? — Der Junker Klaus von Buch erbleichte, und jäh entfiel ihm das eine der Ruder. „Um aller Heil'gen willen, gnäd'ger Fürst!“ so rief er. „Was habt Ihr ohne Wissen Eurer Oheime gethan? — Nie wird der Markgraf Hermann, — nie wird auch Euer Oheim Otto mit dem Pfeile Eurer Herzen Bündnis segnen! Es kann nicht sein!“

Da aber, — sie waren soeben zum Ufer des Werders gelangt, und in der Ferne schimmerten die hohen Türme von Spandau, — sprach Markgraf Woldemar, sich von seinem Sitze erhebend und die Hand der Markgräfin erfassend:

„Du sagst: ‚Es kann nicht sein!‘ — Laß mich dies Wort nie wieder hören, lieber Klaus! Ich sage dir: ‚Es wird sein!‘ Der Adler ist in mir erwacht! Ich strebe nach dem Höchsten; — ich kenne Hindernisse nicht! Ich will ein Fürst sein wie der Mann, der hier die Wenden einst geschlagen! Ich fühle es in mir, das Blut Albrechts des Bären und des großen Markgrafen Johannes!“

„Ihr steht im Banne!“

„Ich bin entschlossen, mich von ihm zu lösen!“

„Der Preis dafür wird unbezahlbar sein! Ihr brecht dadurch des Fürsten Otto stolzes Herz!“

„Nie werd' ich meiner Würde nur das mindeste vergeben!“

„Ihr und die edle Markgräfin seid allzu nah verwandt; — nie darf des Priesters Wort den Segen spenden, da Eure Ahnen*) Brüder waren!“

„Die Kirche bindet nicht allein; sie löst auch! Und müßte ich nach Rom wallfahrten: ich werde Agnes mir erringen!“

Wie es dem Vasallen geziemte, schwieg Klaus von Buch nach diesen Worten seines Gebieters. Allein um seine Lippen zog es wie ein Zug des Schmerzes. Es waren peinliche Augenblicke. Woldemar selbst fühlte sich gedrungen, das drückende Schweigen zu brechen. „Und fehlt mir auch“, so sprach er zu der Geliebten, „zum Bündnis unsrer Herzen meines besten Freundes Glückwunsch: doch soll, doch wird mein Lieben Dich erringen! Wie Parcival einst um den Graal, so will ich werben kühn und treu um Dich!“

Mit diesen Worten trat er aus dem landenden Nachen heraus. Da aber warf sich Nikolaus von Buch an seine Brust. „Gnädiger Herr“, so rief er; „vergebt es, daß ich Euch heute Einspruch machen mußte! Ich aber weiß es, wie der Markgraf Hermann denkt. Nur vor Enttäuschung wollt' ich Euch und auch die edle Fürstin Agnes vorsorglich bewahren! Daß ich Euch Gottes reichen Segen wünsche, — könnet Ihr daran zweifeln? — Allein ich seh' es klar: das Jawort Markgraf Hermanns wird Euch nicht zuteil; — nicht ist's der Liebe Lust, die Eurer wartet; es ist vielmehr der Liebe Leid!“

Da hob sich Woldemars ritterliche, wenn auch zarte Gestalt:

„Nun denn“, so sprach er; „auch dieses Leid soll stark und treu von mir getragen werden! Ich werbe heute noch, sobald wir in das Spandauer Schloß zurückgekehrt sind, um Deine Hand, Geliebte!“

Da sah auch sie mit ängstlichem Blicke zu ihm auf. „Nein, Woldemar, thu's heute nicht! Vertrauen wir der Zukunft!“ sprach sie, sich bittend an ihn schmiegend. „Der Junker Buch hat Recht. Es ist

*) Johann I. und Otto III., die Stammväter der beiden Linien. Woldemar war ein Enkel Johanns, Agnes eine Urenkelin Ottos.

gar manches, was Ihr thut, — Du und Dein Oheim Otto, — was meines Vaters Billigung nicht findet!“

„Gehorcht der edlen Fürstin! Gewiß, — es werden andere Zeiten kommen!“ sprach auch Klaus von Buch.

Da aber schüttelte Woldemar die Locken. Mannhaft blickte er und ernst, — nicht, wie ein Jüngling mehr. „Da sei Gott vor“, erwiderte er, „daß ich vor einer Entscheidung mich fürchten sollte! Ich will Gewißheit haben! Und wie auch Markgraf Hermann mir immer antworten mag: Du, Agnes, hast mein Wort, und ich das Deine! Wir lassen nimmer von einander! Ich sagt' es Euch: ‚der Adler ist in mir erwacht!‘ Ich halte fest, was sich an schönstem Gute mir gegeben!“

„So schütz' Euch Gott!“ rief Klaus von Buch. „Allein es wird ein Kampf, — ein schwerer Kampf!“ —

Sie stiegen zu dem alten Götzenaltare empor, der, wie erwähnt, von wilden Rosen umblüht, in der Mitte des Pichelswerders sich erhob. Dort lagerten sie sich; — die helle, holde Herbstessonne umspielte sie mild. Die Markgräfin Agnes wand aus den bleichen, weißen und roten Blüten der Hagerosenbüsche Kränze für die Freunde. „Kurzlebig nur sind diese Blumen!“ sprach Woldemar ernst. „Gar bald zerstäuben sie in Herbsteswinde! Wie eindringlich mahnen sie uns daran, jede Stunde des Daseins auszukaufen und jedes Glück zu wahren, welches uns beschieden ward! Ich werde siegen, Klaus von Buch!“

„Auch mich stärkt Dein Mut, Geliebter!“ erwiderte die Markgräfin. „Und mag des Sieges Sonne auch verziehen, uns zu scheinen: das deutsche Herz kennt ja die Treue! Ich weiß, daß Du mir Treue halten wirst, mein Woldemar. Und dessen bin ich fröhlich!“ —

Der Pichelswerder war damals noch eine sehr einsame Insel; — nur wenige wendische Fischer wohnten an seinen Rändern. Die mochten wohl staunen, als sie an jenem Herbsttage von wohlgeschulten Stimmen durch Busch und Wald hindurch ein deutsches Minnelied vernahmen. Es war eine Dichtung des Ritters von Kürenberg, eines süddeutschen Herrn vom Donauufer, — ein Lied, bekannt jedoch damals in allen deutschen Landen. Getragen und sehnsuchtsbang erscholl es durch die hohen, von der Abendsonne angeglühten Stämme des Waldes:

„Ich zog mir einen Falken
Wohl manches lange Jahr;
Ihr wißt, wie zahm und sittig
Der edle Vogel war!

Doch als ich sein Gefieder
Mit Gold ihm reich umwand,
Hub er sich zu den Wolken
Und flog in andere Land'.

Jüngst sah ich wieder den Falken; —
Stolz war sein Flug und hoch;
Er trug an seinem Fuße
Den seid'nen Riemen noch
Und Gold um sein Gefieder, —
Mein rotes, rotes Gold:
Gott sende die zusammen,
Die treu sich sind und hold!" —

Kürzer und kürzer wurden die Schatten; — ein Herbsttag säumt nicht eben lange, um wieder zu gehen. Die drei fuhren wieder nach den Bergen des gegenüberliegenden Ufers zurück, um dem nach Spandau heimkehrenden markgräflichen Zuge sich anzuschließen. „Für immer Dein!" flüsterte die Markgräfin Agnes in dem Augenblicke, als sie drüben ihre Rosse bestiegen. „Ja:

„Gott sende die zusammen,
Die treu sich sind und hold!" — —

Auf der Burg zu Spandau, von welcher heute nur noch ein Turm, der berühmte „Juliusturm", in die Lüfte aufragt, war die Abendmahlzeit gehalten worden. Markgraf Hermann der Weise hatte sich nach derselben mit seiner Familie und mit seinem Gast auf die Kemenate seiner Gattin Anna von Österreich, der Tochter des Kaisers Albrecht, zurückgezogen. Erst jetzt erzählte er's seiner Gemahlin, wie mannhaft der junge Woldemar heut' auf dem Schildhorne für seine Base eingetreten sei und wie ritterlich er den zornigen Eber bestanden habe. Mit leuchtendem Auge blickte die Kaisertochter auf ihren Neffen hin.

„Und giebt es nichts in Markgraf Hermanns Landen", fragte die gütige Fürstin alsdann, „was Deine Seele wünscht, mein Woldemar? — O sag es uns, wodurch wir Dich erfreuen könnten!"

Da kniete Woldemar erglühend vor dem markgräflichen Paare nieder. „Ja, — wenn ich auf Gewährung hoffen dürfte!" sprach der edle Jüngling. „Allein ich habe Hohes, Edles zu erbitten, — ja, — wohl das Höchste, was Ihr selbst besitzt! Agnes von Brandenburg, — das ist der Inhalt meiner Bitte!"

Ein leichter Schrei des Schreckens entrang sich den Lippen der Fürstin; — dann zog sie ihre Tochter an sich, die weinend ihr Gesicht

an ihrem Busen barg. Markgraf Hermann aber hatte sich erhoben und durchmaß das Gemach mit langsamen Schritten. Dann blieb er vor dem jugendlichen, noch immer in seiner knieenden Stellung verharrenden Verwandten stehen, reichte ihm die Rechte und sprach:

„Erhebe Dich und sei ein Mann, mein lieber Neffe!“

Tief Atem schöpfend, fuhr er dann fort: „Ich habe es geahnt, — ich habe es ja selbst verschuldet, weil ich nicht augenblicks dazwischen trat, als ich gewahrte, daß Eure Herzen sich entgegenschlugen! Ja, wenn die Dinge anders lägen! — Mein lieber Neffe Woldemar, — Du bist im Bann der Kirche! Das aber scheidet Dich von meiner Tochter! Nie hab' ich es gebilligt, was Otto mit dem Pfeile thut, — was Du gelernt in seiner Schule! Die Bischöfe des Landes sind vertrieben; — die Glocken schweigen, und die Kirchen sind geschlossen. Wie dürft ihr da auf Gottes Segen hoffen?“

„Oheim, — bedenke, — unser Recht!“

„Das ließe sich auf anderm Wege besser wahren! — Warum nicht gütliche Verhandlung? — Ihr, Du und Otto, schädigt eine Unzahl frommer Seelen! Der Kirche Unterthanen sind vom Fürstendienste stets befreit gewesen! — Nein, unterbrich mich nicht; — hör' mich erst an! — Ich weiß, was Markgraf Ottos Sinn beherrscht; — ich weiß, was er Dir eingepflanzt! Liebe zum Ruhm, — Liebe zum Glanze dieser Welt ist es allein! Und einem solchen Freier wird mein Kind niemals! Was ist sie ihm, wenn Glück und eitler Schein sein Auge blenden? — Nichts, — gar nichts, — ein verlassen', trauernd' Weib!“

„Oheim!“

„Laß meine Antwort mich beenden! — Gar tief ist jenes Wort, welches unser Vetter, der Mönch Otto, auf dem Rauener Berge bei den großen Steinen einst zu uns gesprochen hat, in meine Seele gedrungen: ‚Die von Ballenstädt suchen nur das Glück und den Glanz der Welt!‘ Wozu diese ewigen Fehden; — wozu dies Hinwegstreben über die Grenzen des eigenen Landes nach Polen hin, — nach Preußen und nach dem Meere der Wenden?*) Warum nicht Friedenswerke still vollbringen hier?“

„Mit einem Friedenswerk hab' ich begonnen!“

„Gewiß! Allein ich kenne Deines Auges Funkeln! So schaute auch

*) Die Ostsee.

der jugendliche Otto aus! — Doch all das möchte wohl noch sein! Allein ein zweites scheidet Dich von Agnes; — das ist der Kirche heil'ge Satzung! Es bringt nie Glück, wenn man sie übertritt. Gott weiß es, lieber Neffe! Wir schulden heißen Dank Dir allezeit für das, was Du uns heut' gethan! Wärst Du ein fremder Fürstensohn; — ich legte segnend meine Hand auf Deinen Scheitel. Allein es kann nicht sein; denn mein Gewissen läßt's nicht zu!"

Da richtete sich auch Woldemar stolz auf.

„Ist das Dein letztes Wort, mein teurer Oheim?" fragte er.

„Es ist's!"

„So künd' ich's Dir, — in aller Ehrfurcht, aber fest: Ich lasse nicht von Agnes! Ich laß auch von dem Plane nicht, mein Brandenburg einst groß und — stolzer noch als heut' zu machen! Ja, Du hast recht geurteilt: es wohnt ein flammender Ehrgeiz in meiner Brust! Doch neben ihm die Liebe! Ich hatte Agnes vorher nur einmal gesehen; — ich kam, um sie zu werben! Ich werde sie mir auch erobern, Oheim! Das Leben ist mir glanzvoll aufgegangen; — ich traue seinen Hoffnungen; — ich fühle Mannes mich genug, um in den Wettstreit um das Höchste einzutreten! Leb' wohl denn, Oheim, — lebet wohl, Frau Anna, und Du, Du holde liebe Agnes! Der Adler ist erwacht; — zu hohen, goldnen Zinnen, — zur Sonne soll er fliegen!"

Rasch und entschlossen wandte er sich nunmehr ab. Er beachtete es nicht, daß Frau Anna von Österreich ein begütigendes: „Woldemar!" ihm nachrief. In düsterem Schweigen aber verharrten die drei Zurückbleibenden; — Agnes weinte nicht. Sie vernahmen es, wie der junge Markgraf unten im Schloßhof den Befehl gab, sofort aufzubrechen.

„Du warst sehr hart zu ihm!" sprach Anna von Österreich vorwurfsvoll zu dem Gemahle.

„Ich mußte es!" sprach Markgraf Hermann leise zu seiner Gattin. „Der Mönch von Lehnin, der vordem einst ein Templer war, hat ihm wie Du ja weißt, ein düster' Horoskop gestellt, — ihm und dem ganzen Hause Brandenburg!"

Da stürzte weinend ein Knabe ins Gemach; — es war der Prinz Johannes, Markgraf Hermanns junger Sohn. „Der Vetter Woldemar zieht fort!" so rief er klagend.

„Zieh' er mit Gott!" erwiderte der Markgraf Hermann ernst und verließ mit seinem Sohne das Gemach. Da erst warf sich die Prinzessin

Agnes an die Brust ihrer Mutter. Jetzt strömten ihre Thränen reichlich. Begütigend aber streichelte Frau Anna ihren Scheitel. „Hoffe, mein Kind!“, so sprach sie. Es ist ein finstrer Geist mit unserm Oheim Otto, dem Lehniner Mönch, in unser Haus getreten. Ich glaube nicht daß Gottes Wille in den Sternen lesbar ist. Und — Woldemar ist ja ein Mann!“

Unten schmetterten die Trompeten lauter und lauter. Was aber bliesen sie? — Es war das Lied des Kürenbergers:

„Ich zog mir einen Falken!“

Die Markgräfin Agnes lauschte, bis auch der letzte Ton verklungen war. Dann sprach sie innig:

„Gott sende die zusammen,
Die treu sich sind und hold! —

Ich hoffe es mit Zuversicht: Der jugendliche Aar wird siegen.“

Siebentes Kapitel.

Heimsuchungen und Enthüllungen.

In der That, es waren düstere Tage für das so fröhlich erblühende Haus Brandenburg gekommen, und die Ereignisse schienen den düsteren Prophezeiungen des Mönches von Lehnin nur zuviel Recht zu geben. Fort und fort läuteten die Totenglocken in den Grabesklöstern der Ballenstädter Markgrafen. Nach dem Markgrafen Konrad, dem Vater Woldemars, sank im Jahre 1304 zuerst der Markgraf Otto der Lange von der ottonischen Linie der Ballenstädter in das Grab. Der ihm am nächsten stehende Markgraf Hermann wurde der Erbe seiner Lande und schloß nun auch für sie seinen Frieden mit der Geistlichkeit, — freilich nur unter schweren Zugeständnissen, — ab. Die Bischöfe Friedrich, ein Edler von Plötzke, zu Brandenburg und Reinhard Dequede zu Havelberg kehrten triumphierend in ihre Sprengel zurück. Nur Otto, der greise Minnesänger, und Woldemar beugten sich der Kirche nicht; — bald aber standen sie — für sich allein. Denn Prüfung über Prüfung wurde ihnen gesendet. Jäh rief der Tod die Mitglieder ihres glorreichen Hauses ab; — heute turnierte dieser oder jener der edlen Ballenstädter noch in ritterlichem Glanze, und schon morgen lag er auf der Totenbahre. Von jenen neunzehn Fürsten, welche einst bei den

„Markgrafensteinen“ versammelt gewesen waren, lebten im Jahre 1307 nur noch sechs: das waren von der ottonischen Linie der Markgraf Hermann und sein junger Sohn Johannes, — von der Johanns des Weisen Otto IV., sein Bruder Heinrich, genannt von Landsberg, mit einem gleichnamigen Sohne, und Woldemar, sein Neffe. Auch er, der düstere Mönch von Lehnin, war zur Ruhe gegangen; von jener Einigkeit aber, die auf den Rauenschen Bergen einst so freudig beschworen worden war, verspürte man nichts mehr in der Mark; — der Streit mit der Geistlichkeit, die Härte des alten Ghibellinen Otto und des jugendstarken Woldemar einerseits, — die Nachgiebigkeit Hermanns des Langen gegen den Klerus andrerseits hatten dieselbe völlig zerstört. „Ich bleib' im Banne!“ rief Markgraf Woldemar; — „ich trag' ihn ja für's Vaterland!“ so oft ein milder Priester ihn daran ermahnte, sich mit der Kirche wieder zu versöhnen.

Allein auch die Tage des Markgrafen Hermann waren gezählt. Nur einmal noch rief ihn das Heerhorn zum Streite. Es war ein alter Zwist zu schlichten noch mit den Herren von Werle, welche das seenreiche Gebiet zwischen Mecklenburg und der Mark besaßen und von hier aus den Brandenburgern gar manche Unbill zugefügt hatten. Markgraf Hermann zog endlich das Schwert; er fiel mit 4000 Geharnischten ins Land Thurne*) ein und verheerte alles weit und breit. Einer solchen Macht wagten die Herren von Werle mit den Waffen in der Hand freilich nicht gegenüberzutreten; sie baten daher um Frieden. Markgraf Hermann aber wollte nicht aus dem Lande weichen, ohne hier an der Brandenburger Grenze eine starke Veste gegen die räuberischen, slawischen Nachbarn angelegt zu haben; auf sein Geheiß erhob sich daher nahe der Stadt Lübz die „Eldenburg“. Allein es sollte auch die letzte Freude des ernst- und frommgesinnten Fürsten sein, es zu erblicken, wie allmählich die Ringmauern und der stolze Wartturm der Eldenburg emporstiegen. Denn plötzlich erkrankte er; — ein Sumpffieber hatte ihn erfaßt. Sehnsüchtig schweiften seine Gedanken nach dem fernen Spandau hin. „Wehrlos mein Weib! Wehrlos nun auch mein Land und meine Kinder!“ rief er in banger Sorge aus. „Wer wird sie schützen? Ich will es nicht, daß der gebannte Stamm Johanns des Weisen über meine Lande herrsche!“

---

*) Nordöstlich von Wittstock in der Priegnitz.

„Herr, so bestellet Euer Haus!“ entgegnete ihm ernst der Bischof Friedrich von Brandenburg, welcher in Wehr und Waffen den kriegerischen Zug begleitet hatte. „Wenn mich nicht alles trügt, geht Eure Lebenskraft zur Rüste; — schon steht etwas wie Todesschweiß auf Eurer Stirn.“

„So rufet meine Edlen an mein Sterbelager!“ erwiderte dem Bischofe der Markgraf gefaßt. „Die, welche mir am nächsten stets gestanden! — Den wackern Heinrich Schenk von Flechtingen, den Truchseß Droiseko von Kröchern, Bernhard von Plötzke, Euren Bruder, und ihn, den Edelherrn Hermann von Barby!“

Bald standen die Genannten vor dem Ruhebette des Markgrafen. Hermann der Lange erhob sich mit großer Anstrengung noch einmal.

„Liebwerte Freunde und Vasallen!“ so sprach er männlich-ernst. „Ich könnte ruhig sterben, wenn ich nicht bedenken müßte, daß nur zwei schwache Frauen nach mir bleiben und ein — unmündiger Sohn! Nach Sachsenrecht müßten die nächsten Schwertesmagen*) meines Sohnes Vormünder sein. Allein ich will es nicht, daß Otto mit dem Pfeil und Woldemar meinen Sohn Johann erziehen; ich will es nicht, daß sie den Streit mit Geistlichkeit und Kirche in meine bis jetzt so glücklichen Lande tragen; ich will es nicht, daß meine Unterthanen ohne Gott und seine heilige Kirche leben und wohl gar auch sterben. Wohl weiß ich, daß sehr ungewöhnlich ist, was ich jetzt thue; allein ich muß es thun. Ich setze Euch vier Ritter zu Regenten meines Landes, zu Schützern meiner Frau und meiner Tochter, sowie zu Pflegern meines Sohnes ein.**) Wollt Ihr die schwere Pflicht auf Eure Schultern nehmen?“

Sehr ernst erwiderte dem Fürsten da der Drost Herr Droiseko von Kröchern:

„Geliebter Herr! Wir werden um die Rechte kämpfen müssen, die Du uns hierdurch überträgst. Das sehe ich schon heute klar voraus. Allein — wann haben wir den Kampf für Dich jemals gescheut? — Es gilt, Dir Ruhe zu verschaffen; — es gilt, den Frieden mit der Kirche zu erhalten! So nimm denn hin das letzte Treugelöbnis Deiner Mannen; — wir weihen uns dem Schutz des Landes und der Deinen.“ —

Die vier Ritter knieten bewegt am Schmerzenslager Hermanns

*) Magen = Verwandte.

**) Historisch.

nieder und bekräftigten ihre Zusage noch überdem mit einem Eidschwure vor dem Brandenburger Bischofe, der eine Urkunde über das Geschehene aufsetzen ließ. Wie süße Ruhe kam es jetzt über den kranken Fürsten. In der folgenden Nacht, am 21. November 1308, entschlief der Markgraf sanft. Ein Geschichtsschreiber seiner Zeit hat es ihm nachgerufen:

„Dieser Hermann war stark an Weisheit und Kühnheit, reich an Gottesfurcht und so beständig thätig, daß er seines Namens Ruf zu allen Landen hin verbreitet hat.“ —

Jetzt aber hatten die vier Vormünder schnell und entschieden zu handeln. Gleich, als der Markgraf die Augen geschlossen, brachen sie mit 1000 Reitern auf; in eiligem Ritte sprengten sie dem Havellande zu, um Hermanns starke Veste Spandau so schnell wie möglich zu gewinnen. Langsam zog unterdessen der Leichenzug nach Kloster Lehnin.

Das Schloß zu Spandau, von dessen hohem, runden Turme die Sage schon damals zu erzählen wußte, daß der römische Feldherr Gnäus Domitius Aënobarbus ihn erbaut und seinem großen Freunde Julius Cäsar zu Ehren den „Juliusturm“ geheißen habe, wurde nunmehr von der Totenklage durchhallt. In finsterer Nacht waren jene vier oben genannten Ritter vor Anna von Österreich und der holden Markgräfin Agnes erschienen. Die stolze Kaisertochter hatte sich dem letzten Willen ihres Gatten zu beugen, so schwer es ihr auch wurde: jene vier Vasallen Hermanns waren nun zugleich auch ihre Berater, ja fast ihre Gebieter! Oft blitzte es im Auge der Markgräfin auf, wenn sie jetzt an den langen Winterabenden allein mit ihrer leidvoll-stillen Tochter in der Kemenate saß. „Ja wohl“, pflegte sie dann wohl zürnend zu sprechen: „er hat sein Brandenburg geliebt, mein heimgegangener Herr, — nur leider mehr als selbst die Seinen! Des Kaisers Tochter hat dem Willen märkischer Ritter in Demut zu gehorchen! Mein Sohn wird mir entfremdet und Du, Du holde, junge Rose, welkest mir dahin! O, wenn ein Adlerhaftes ist in Markgraf Woldemar, so hat er jetzt es zu beweisen!“

Da leuchtete es wie ein Strahl der Hoffnung in des Fräuleins Auge auf. Ernst, aber bestimmt sprach sie:

„Ich weiß es; er wird kommen!“ —

Gar langsam ging der Winter hin. Jetzt brausten die Frühlingsstürme des Jahres 1308 durch die Mark. Es war ein feuchtwarmer Abend im März; aus zerrissenem Gewölk ergoß der Mond sein bleiches

Licht, und fast gespenstig ragten in ihm die Türme und Zinnen des Schlosses Spandau auf. Die Markgräfin Anna saß mit ihren Kindern bei einer Stickerei, welche sie für jenen Altar des Klosters Lehnin zu fertigen gedachte, vor welchem unter schwerer Grabesplatte ihr Gemahl nun neben seinem Oheime, dem Mönch und Templer Otto, ruhte.*) Plötzlich wurde die Thür des Gemaches geöffnet. Ein Mönch im Cistercienser-Gewande, der weißen Kutte und dem schwarzen Skapuliere,**) trat ein.

„Ein Bote des hochwürdigen Abtes von Lehnin!“ rief der Ritter Droiseko von Kröchern selbst in das Gemach hinein. „Er bringt Euch, hohe Frau, die Zeichnung jenes Denkmals, welches der kunstverständige Meister Steinmetz aus Alt-Brandenburg über der Gruft des toten Herrn demnächst aufrichten wird.“

Die Thür schloß sich wieder hinter dem Truchsessen. Der Cisterciensermönch aber breitete eine auf Pergament aufgerissene Zeichnung vor den Frauen aus; dann verriegelte er die Thür und ließ seine Kapuze fallen.

„Markgraf Woldemar!“ rief die Markgräfin Anna, zugleich erstaunt und erfreut, aus, den Eingetretenen willkommen heißend, während die Prinzessin Agnes ihre Arme ausbreitete.

Woldemar legte jedoch den Finger auf die Lippen. „Sind wir ganz unbelauscht?“ fragte er leise.

„Vollkommen! — Welch eine Freude, Woldemar“, erwiderte die Fürstin, „daß Du kommst!“

„Wir müssen eilen!“ sprach der Markgraf. „Wie ist der Knabe hier gesonnen?“

„Schwer liegt auf ihm die Zucht Herrn Droisekos, des finstern, mönchisch-strengen Mannes!“

„Dann darf ich reden; — doch in fliegender Hast nur soll es geschehen! Muhme Anna, — Herr Otto mit dem Pfeile und ich sind nicht gewillt, die letztwilligen Bestimmungen Markgraf Hermanns anzuerkennen. Wir sind die von göttlichem und menschlichem Recht gesetzten Vormünder Eurer Kinder! Mein Oheim Otto fordert diesen Knaben, —

---

*) Von allen Grabsteinen der zu Lehnin bestatteten Fürsten Ballenstädtischen Stammes ist nur derjenige des Mönches Otto noch heut' erhalten.

**) Schultertuch.

ich die edle Blüte, Eure Tochter! In unsrer Hand, vielteure Muhme, — liegt Euer Wohl allein. Mit höchstem Eide will ich es bekräftigen: ich will mein Herzblut für Euch lassen! Doch das darf nimmer sein, daß Edelleute herrschen in dem Lande Brandenburg!"

„Was fordert Ihr? — Wir sind ja wehrlos, — gleichen fast Gefangenen, und das Schloß Spandau ist das festeste der Mark."

„Wir fordern wenig nur; — nur, was nach altem Rechte uns gebührt. Hört denn! Es soll zu blut'gem Kampf nicht kommen! Ihr ziehet morgen nach Lehnin, um Markgraf Hermanns Totenmal zu sehen. Beim Dorfe Plessow liege ich im Hinterhalt; — wir führen Euch von dort nach Brandenburg, wo Markgraf Otto Eurer wartet. Frei seid Ihr dann und aller Bande ledig."

Die Fürstin sann einen Augenblick nach; dann fragte sie:

„Sage mir, Woldemar, — dürfen wir Dir von ganzer Seele trauen?"

Da nahm der junge Fürst die Hand seiner Verlobten. „Ihr wißt es, Muhme, daß ich Agnes über alles liebe! Wie könnt' ich Euch betrüben! — Wir beide, Otto und ich, — wir thun nur unsere Pflicht! Markgraf Hermanns Sinn war verdüstert, als er sich in seinem letzten Willen gegen uns aussprach; und nicht vermochte er sich's mehr zu überlegen, daß man sehr wohl ein Knecht des Höchsten sein kann, ohne dem Herrschgelüste der Geistlichkeit sich sklavengleich zu beugen!"

„Nun denn, — ich traue Dir! Allein ein Doppeltes mußt Du mir noch versprechen:

Sein Vatererbe bleibt hier meinem Sohne…"

„Gewiß! Ich schwöre es! Und weiter?" —

„Ist alles wohlgelungen, so machst Du Deinen Frieden mit der Kirche!"

„Muhme! — Was fordert Ihr von mir?" —

„Ich kann nicht anders! — Der Markgraf Hermann war ein edler Fürst. Ich müßte fürchten, seinen Segen zu verlieren, wenn Du diese Bedingung nicht erfüllen wolltest."

„Ich möcht' es wohl! Mein Vater hat am Banne schwer getragen. Doch Markgraf Otto!"

Da wies die Fürstin auf ihre Tochter hin. „Und gilt Dir Agnes weniger denn Otto?"

„Nun denn, — es sei; — mein Wort darauf; — allein demütig flehen will ich und kann ich nicht!"

„Das sollst Du nimmer, Woldemar!“ sprach Agnes. „Allein bedenke es: wie kann ich Dir gehören ohne Gottes Segen!“

„Wohlan denn! Morgen, wenn Ihr von dem Kloster heimkehrt, — im Wald bei Plessow, — schließ' ich Dich in meine Arme. Und nun, behüt' Euch Gott! Ein schönes Frühjahr soll nach diesem Winter unsrer Heimat tagen!“

Der vorgebliche Mönch drückte einen flüchtigen Kuß auf Frau Annas weiße Hand und auf die roten, bangenden Lippen seiner Verlobten. Dann ging er. Unten in der Halle begegnete ihm Herr Droiseko von Kröchern. „Ehrwürd'ger Bruder, — noch so spät hinweg?“ fragte der Ritter den Vermummten.

„Ich muß zu heil'ger Stätte noch, gestrenger Herr!“ lautete die in tiefen Tönen abgegebene Antwort. „Wir haben viel zu beten, denn reiche Ernte hat der Schnitter Tod im Hause Brandenburg gehalten.“

„Ja, das ist wahr! Behüte Gott Euch, frommer Bruder!“

„Auch Euch, Herr Ritter!“ —

Die Brücke von Schloß Spandau sank; der Mönch schritt über sie dahin. — —

Es war am nächsten Tage, als die Sonne zur Rüste ging. Die Heide von Plessow stand im Regenschauer eintönig grau und fröstelnd da. Jetzt aber drang die Abendsonne endlich dennoch durch die Wetterwolken hindurch, und ein breiter Streif feurig roten Lichtes ergoß sich auf die Wipfel der alten Eichen und Föhren.

Auf dem regendurchnäßten Heerwege aber zog ein Trupp Reiter einher; — ein Geharnischter ritt ihnen voran; er trug auf dem Panzerhemde, auf dem Schilde und an der Lanze die Farben und die Zeichen Brandenburgs. Mit wenigen Knechten hatte Herr Droiseko die Hinterbliebenen Markgraf Hermanns nach Kloster Lehnin geleitet; — schon früh am Morgen; — jetzt aber gedachte er, sie nach Spandau zurückzuführen. —

Vor den Reisenden stieg jetzt ein Kirchturm auf, — ein stumpfer Turm mit gotischen Fialen. „Seht, gnäd'ge Frau“, sprach Droiseko von Kröchern, mit der Lanze auf das Gotteshaus hinweisend, „dort winkt uns schon die Plessower Kirche! Wenn Ihr befehlet, wollen wir Rast halten dort bei dem von Rochow.“

„Nein, vorwärts, mein Herr Truchseß! Und das schnell!“ So lautete die Antwort.

Die Markgräfin Agnes, deren Wangen hochgerötet erschienen, blickte erwartungsvoll bald nach rechts, bald nach links in den dämmernden Wald und dann wieder auf ihre Mutter. Von den Zweigen der Bäume träufelte mit einförmigem Geräusche der Frühlingsregen hinab. Frau Anna war sehr bleich. Leise flüsterte sie jetzt ihrer Tochter die Worte zu:

„Es ist doch wohl ein Unrecht gegen unsern teuren Toten!" Die Prinzessin aber erwiderte ihr:

„Ich kann nicht anders! Mein Herz, das jetzt so stürmisch pocht, gehört dem hochgemuten Woldemar! Und ihm allein!" —

Da knackten die Zweige rechts und links im Walde; gewaffnete Reiter und Knechte brachen aus dem Holze hervor. Der Zug der von Lehnin nach Spandau Zurückkehrenden war schnell umzingelt.

„Ergebt Euch, Droiseko von Kröchern!" rief der jugendliche Führer der Reiter dem Drosten zu.

„Nein! Nie und nimmer!" tönte es zurück. „Wer seid Ihr, — Ihr Vermessener?"

„Der Markgraf Woldemar!" erwiderte der Fürst und schlug den Helmsturz auf.

Für einen Augenblick ließ Droiseko von Kröchern seine Lanze sinken; dann aber richtete er sich wieder in den Bügeln auf. „Nein, junger Herr, — es darf nicht sein!" so rief er. „Der tote Landesfürst hat meinen Eid! Wahre Dein Leben, Markgraf Woldemar!" Und ihm entgegen stürmte er.

Es war ein mächtiger Zusammenprall; allein die jugendliche Kraft, — sie hielt der älteren diesmal vortrefflich Stand. Die Lanze des Drosten zersplitterte an Woldemars Eisenschilde. Wohl wankte der Jüngling im Sattel; aber er hielt sich dennoch; der Truchseß Droiseko aber stürzte von seinem Rosse, welches in die Kniee gesunken war.

„Ergieb dich! Weiche der Übermacht!" rief Woldemar. „Dir und allen den anderen vollkommene Sicherheit! Ich will nur nehmen, was nach deutschem Fürstenrecht mir zukommt!"

Da streckten die Knechte die Waffen. „Gott Lob!" rief Woldemar, „daß kein brandenburgisch Blut geflossen ist. Herr Droiseko ist nur der Bügel ledig worden! Helft ihm unter seinem Rosse vor! Gehab Dich wohl, Du treuer Mann. Es ist mir eine Ehre, daß ich Dich bestand!" —

Der Überfall war in der That vortrefflich gelungen. Es hatte keiner der einst markgräflich Hermannschen Leute gewagt, die Armbrust

oder das Schwert zu erheben, als man in dem Lichte des rosig verglimmenden Abendscheines den Markgrafen Woldemar erkannt hatte. Während die Knechte nunmehr dem wackern Herrn Droiseko wiederum zu Rosse halfen, sprengten die Woldemarschen Reiter bereits auf einem andern Wege durch die Heide, — die beiden Frauen und den jungen Markgrafen Johannes in ihrer Mitte. Der Ritter von Kröchern hatte indessen doch Schaden gelitten: Woldemars Lanze hatte am Halse das Kettenhemd des Drosten durchbohrt. Er blutete stark, als man ihm jetzt die Brünne löste; ja, er ward bewußtlos. So führte man ihn nach Spandau, wo er jedoch bald wieder genas. Mißmutig aber war sein Wesen geworden. „Bin nimmer noch von Einem im Turnier oder im ernsten Kampfe geworfen worden!“ sprach der getreue Mann. „Und dieser Fant, der jugendliche Woldemar! Doch, Gott sei Dank, es ist wohl besser, daß ich blutete, denn er! Ich sah voraus, wie's kommen würde. Behüt' ihn Gott, den jugendlichen Prinzen! Sie werden doch wohl gegen 's eigne Fleisch nicht wüten, der Markgraf Otto und der Woldemar! Man sagt ja, daß der jugendliche Held die Gräfin Agnes liebe! Und zu 'nem Mönche war der Markgraf Hans wohl auch nicht grad' geschaffen!“ —

Allein nicht alle der eingesetzten Vormünder beruhigten sich so schnell wie der Truchseß Droiseko. Vor allem der Edle Bernhard von Plötzke nicht und auch sein Bruder nicht, der Brandenburger Bischof. Laut klagten diese beiden über die kecke Gewaltthat Woldemars, und von neuem erfolgte seitens des Bistums Brandenburg die Verhängung des Bannes über Otto und Woldemar. Es war damals ein gar wunderliches Wesen in der alten Kur- und Hauptstadt Brandenburg. Dort auf der Dominsel saß der Bischof Friedrich bei seiner Kathedrale und dort auf dem „Kurfürstenhause“ in der Neustadt der alte Markgraf Otto der Minnesänger. Nun führte wohl eine Brücke zum Dome hinüber; allein sie lag still und verlassen da; der Bischof hatte den Insassen des „Domes“ jeden Verkehr mit den Markgräflichen verboten; denn:

„Ketzer und Gebannte sind sorgsamer noch zu meiden als selbst Aussätzige“, — so predigte die Kirche. —

Dennoch, so viele der Gegner sich auch erhoben, — so viele der Getreuen das Haupt auch schütteln mochten über die von Woldemar an den Hinterbliebenen des Markgrafen Hermann begangene, scheinbare

Ungebühr: über den greisen Markgrafen mit dem Pfeil und über seinen jugendlichen Neffen schien es wie eine feurige Kraft gekommen zu sein, die jeden Widerstand, jedwedes Hemmnis besiegte. Wohl klagten Bernhard von Plötzke und der Graf Hermann von Barby über unerhörte Vergewaltigung; — wohl schlossen sich auch die Städte der einstmals ottonischen Lande zu einem Geheimbunde zusammen; allein den beiden Markgrafen mit kühner That zu trotzen, wagte doch niemand. Unbehindert vermochten sie daher all ihre Kraft den hohen Zielen zu weihen, welche sie gemeinschaftlich verfolgten.

Großes und Ersprießliches winkte ihnen ja sowohl im Nordosten, wie im Südwesten! Aus dem Polenlande, in welchem nach Premislaws Tode der Herzog Wladislaw gebot, kam ihnen eine höchst erwünschte Kunde. Der Woiwode von Danzig, Graf Peter von Neuenburg, war von dem leidenschaftlich aufbrausenden Herzoge grundlos und bitter gekränkt worden; — er suchte Rache jetzt in derselben Weise, wie einst die Edelleute Nalancz und Zarabi. „Ihr habt ein altes, kaiserliches Recht auf Pommern und auf Polen“, so schrieb der Graf an Otto und an Woldemar; „der Kaiser Friedrich Barbarossa hat Eure Ahnen einst mit dem Küstenland an der Ostsee feierlich belehnt. Ziehet vor Danzig, und — ich bürge Euch dafür: die Stadt ist Euer!“ —

Was konnte ihnen wohl willkommener sein? — Jetzt endlich fand sich für sie die Gelegenheit, den Plan ins Werk zu setzen, den einst ihr großer Ahnherr Albrecht schon genährt hatte: die Grenze Brandenburgs bis zu der See hinauszurücken! Schnell ward die Heerfahrt zugerüstet. Und der Graf Peter hielt, was er versprochen hatte. Danzigs Thore öffneten sich den Markgrafen; der rote Adler Brandenburgs flatterte jetzt auch am Gestade der Ostsee; nur die Burg der Stadt verteidigte sich unter dem polnischen Landrichter Bogussa und dem Hauptmann Albertus trotz mehrerer Stürme der Brandenburger aufs tapferste. Die Markgrafen wurden nach dem Lande Brandenburg zurückgerufen, ehe noch die Veste selbst erobert war.

Grad' um dieselbe Zeit nämlich traf auch ein großer Schmerz das Haus der Ballenstädter. Der Kaiser Albrecht, Deutschlands hochgeweihtes Haupt, der Vater der Markgräfin Anna, wurde am 1. Mai 1308 von seinem Neffen Johann von Schwaben zu Windisch an der Reuß ermordet. Wohl war das ein Verlust, — ein schwerer und ein harter Schlag! Und dennoch: diese Frevelthat eröffnete grade dem Hause

Brandenburg eine lockende, glänzende Aussicht: die Kaiserkrone war ja frei geworden! Gab es im ganzen deutschen Reich ein ihrer würdigeres Haupt als das des greisen und doch noch jugendstarken Helden Otto mit dem Pfeile? —

Hin flogen denn jetzt die märkischen Gesandten, Graf Berthold von Henneberg und der vielgewandte, rechts- und sprachenkundige Ritter Konrad von Redern, nach dem grünen Rheine, nach Boppard und nach dem Königsstuhle zu Rense, woselbst die Vorbesprechungen zur Königswahl stattfinden sollten. Und eilig kam auch Botschaft von ihnen, — günstige und verheißungsvolle! „Es ist wohl möglich, Euch die Krone zu gewinnen, gnäd'ger Herr!“ schrieb der Henneberger Graf an Markgraf Otto nach dem stillen Jagdschloß Werbellin, woselbst der greise Herr nunmehr am liebsten Hof hielt. „Nur müßt Ihr selber kommen, — Ihr oder Markgraf Woldemar. Denn allzuschwer ist es für uns, da Ihr gebannt seid, Euch der Kirchenfürsten Stimmen zu erwerben.“ —

„Ziehe denn nach dem grünen Rhein!“ schrieb Otto drauf dem jugendlichen Neffen, welcher mit der Familie des Markgrafen Hermann seit der Rückkehr aus Danzig wieder zu Brandenburg verweilte. „In Deine Hände lege ich das Schicksal unsres Hauses! Daß Dir's an Mut nimmer gebricht, das weiß ich wohl; — dafür bist Du ein Ballenstädter! Laß es nun aber auch an Vorsicht und an Besonnenheit nicht fehlen! Versprich nichts, was Du nicht zu halten denkst. Die Kaiserkrone über unserm Adlerschilde, — wohl ist's ein leuchtend, heißerwünschtes Ziel! Allein ich nehme diese Krone nie, wenn ich um ihretwillen mich vor jenem Klerus beugen soll, der uns gebannt hat, — nur, weil wir unsres Vaterlandes Recht vertraten.“

Der greise Markgraf konnte es nicht ahnen, daß Woldemar erröten würde, als er diese Worte las. „Mein lieber Oheim“, schrieb der Jüngling ihm zurück, „zieh' Du doch selbst zur Königswahl; — ich hab' von solchen hohen Dingen ja noch keine Kenntnis!“ Mit Spannung erwartete Woldemar dann die Entscheidung des Geschlechtsoberhauptes. Ihm selbst schwebte die Lösung vom Banne als ein begehrenswerter Anfangsschritt zur vollkommenen inneren Versöhnung im Lande Brandenburg vor; — sie war ja auch die unerläßliche Vorbedingung der Entfaltung seines jugendlichen Liebesglückes! Und jetzt, gerade jetzt mußte das hochverehrte Haupt des Hauses Ballenstädt einerseits diese Pläne höchsten Ehrgeizes fassen, andererseits aber im Vollgefühle seiner

Fürstenmacht auf jede Einigung mit seinen Bischöfen verzichten! Welch wirre Lage!

Woldemar befand sich daher in schmerzlichster Erregung, als wenige Tage darauf ihm neue Nachricht aus dem Werbelline kam. Sie enthielt nämlich die bestimmte Weisung:

„Du ziehst zur Kaiserwahl; — Du übst das Wählerrecht des Hauses Brandenburg; — Du wirbst für mich um Stimmen! Ein großes Werk soll Deine Jugend weihen! Ich traue Deiner Kraft und Weisheit! Die Staufer wußten einst dem Kirchenbann zu trotzen; — wie sie, sind auch die Ballenstädter Schwaben!*) Gern schließ' auch ich mit unserm Klerus Frieden; allein er muß sich unterwerfen. Der Junker Klaus von Buch begleitet Dich, — Herr Droiseko von Kröchern auch! Erwirb Dir Ehre an des Reiches schönstem, königlichem Strome!"

Sowohl die Markgräfinnen Anna und Agnes wie Klaus von Buch waren zugegen, als Woldemar dieses Schreiben seines Oheims empfing. Er überreichte das Pergament seinem Freunde:

„Du warntest mich einstmals vor solchen Plänen!" sprach er fast mißmutig.

„Ich warne Dich auch heute noch vor ihnen", erwiderte der zu voller Kraft herangereifte Edelherr. „Es ist nicht möglich, hier von dem äußersten Nordosten aus dem Reich mit Glück und Ehren vorzustehen. Dein Leben, — es gestaltete sich, trügest Du die Krone Deutschlands dereinst, zu einem nutzlosen Kampfe; — die edelsten Kräfte opfertest Du und erntetest doch nichts als Undank, schnöden Undank! Und Du, Du wärst ein Jüngling; — der Markgraf Otto aber ist ein Greis!"

Da erhob sich die Markgräfin Anna mit gebieterischem Stolze: „Anders, Niklas von Buch", so sprach sie, „dachten meine Väter, Herr Albrecht und der glorreiche Kaiser Rudolf! Sie gaben ihre Töchter gern den Ballenstädtern, weil sie es glaubten, daß derselbe hohe Sinn in ihren Seelen leben werde. Du, Woldemar, bist Markgraf Ottos Erbe; — klar steht Dir vorgezeichnet, was Du thun mußt. Erglänzt die Krone Karls des Großen einst ob Deinem Haupte: Du wirst auch starke Gotteskraft erhalten, sie zu tragen!"

„Ich ziehe nach dem Königsstuhl zu Rense!" rief Woldemar begeistert.

---

*) Schwaben aus dem Schwabengau am Harze, in welchem die Burg Ballenstädt liegt.

„Ich kann es nimmer hindern", sprach der Junker von Buch; „doch Du wirst selber sehen, Woldemar, daß Markgraf Otto diesmal nur von schönem Schein geblendet worden ist. Er ward sich selber ungetreu! Die Kaiserkrone, welche er erringen will, sie ist kein ‚nächstes Ziel', nach welchem hinzustreben er uns, seinen Schülern, einst gebot. Ein Traumbild ist sie; — weiter nichts! Doch Du sollst selber Dir ein Urteil bilden; — ich will Dich ja, — ich muß Dich ja zum Rhein geleiten und nimmer werde ich als dein Vasall es wagen, in Deinen Plänen Dich zu stören. Wenn große Männer altern, — oft steigt's dann gerade wie ein stolzer Jugendtraum vor ihnen auf, glänzend und schimmernd, — dem Geweb' der Fee Morgana gleich! Komm', Woldemar, und sieh', ob diese Krone Karls des Großen wert ist, daß man der eignen Heimat Glück ihr opfere! Sie ist entweiht, befleckt; — Adolf von Nassau und der ernste Kaiser Albrecht haben sie als Dornenkrone nur getragen, bis daß ihr Blut den goldnen Reif gerötet hat."

Die Kaisertochter sank in den Sessel zurück, aber sie breitete die Arme leidenschaftlich gegen Woldemar aus. „Und grade darum", rief sie weinend, „hast Du, ein gutes Recht auf sie, mein Woldemar! Höre heut' nicht auf Deinen Freund, — nein, — auf des Herzens Stimme! Zu Hohem, Herrlichen beruft Dich das Geschick. Lerne es kühn erfassen, was der Augenblick Dir beut! Nur darum, weil ich glaubte, daß Dein Sinn von adlergleicher Schwungkraft sei, verband ich meiner Tochter Los mit Deinem! Verdiene Dir die Braut, die Deiner harrt!"

Die Fürstin erhob sich in stolzer Hoheit und verließ das enge Gemach im Kurfürstenhause zu Brandenburg. Ihre Tochter, das Fräulein Agnes, aber blieb zurück.

„Ich gehe nach dem Kaiserstuhl", sprach Woldemar jetzt noch entschiedener, „und setze alle Kraft ein, daß meines Oheims greises Haupt im kaiserlichen Schmuck hinleuchtet über alles deutsche Land."

Klaus von Buch erwiderte nichts; — ein Vasall der damaligen Zeit hatte, gleich wie ein Krieger der heutigen —, Befehle, die ihm widerstrebten, dennoch stillschweigend und nach bestem Können zu erfüllen; — wo wäre sonst der eine, starke Wille, der da alles lenken sollte, geblieben? — Allein ein weicher Arm legte sich jetzt auf Woldemars Schulter: es war der seiner Verlobten Agnes.

„Geliebter", sprach sie innig, „ich glaube doch, daß der Junker Buch das Rechte Dir gesagt hat. Der Glanz der deutschen Krone ist ein

trügerischer; er muß ein trügerischer sein; — wie würde sonst die Mutter täglich bitter weinen um meines kaiserlichen Ahnen Albrecht Schicksal? — Doch nicht für Dich hast Du um jene Krone jetzt zu werben; — dem Oheim aber schuldest Du Gehorsam! So ziehe denn mit Gott! Er schärfe Dir das Auge, daß Du klar erkennest, nicht, was dem Hause Ballenstädt allein, — nein, was auch diesem Lande frommt!

Trag' Deiner Unterthanen Heil
Auf Deiner Seele!"

Woldemar reichte der Verlobten die Rechte; Klaus von Buch aber dankte der Fürstin mit einer tiefen Verbeugung. „Das war ein Wort zu rechter Zeit, mein fürstlich' Fräulein!" sprach er dann erleichtert. „Auch ich rufe es meinem markgräflichen Freunde stets vor die Seele: ‚Es ist doch schöner, geliebt, als bewundert zu werden!'"

Und so zogen sie denn wenige Tage später wirklich nach dem Rheine, — Woldemar und sein diesmal überaus stattliches Gefolge, — das Banner Brandenburgs voran! Je weiter sie nach Westen kamen, um so prangender erschloß sich ihnen die Herrlichkeit des deutschen Landes. Woldemars ganze Persönlichkeit, sein Weben und Walten, sein Sinnen und Reden, schienen unter dem erhebenden und veredelnden Einflusse einer tief innerlichen Begeisterung zu stehen. Mit Jubel begrüßte er die alten Städte Westdeutschlands, mit Jubel diese burggekrönten Bergeshöhen, diese prangenden Wälder und üppigen Felder. Und wundersam; — daß die Brandenburger im Banne waren, das schien hier niemand zu beachten! Ohne weiteres eröffneten sich ihnen die Kirchen; ja, die Geistlichkeit selbst empfing sie mit ihren wallenden Kirchenbannern, ihren blitzenden Weihrauchfässern, ihrem volltönenden Hymnengesang. „Mir geht das Herz auf hier in dem herrlichen Lande!" sprach Markgraf Woldemar gar oft zu seinen ritterlichen Begleitern. — „Allein Ihr sehet, gnädiger Herr, hier nur des Lebens glänzende Außenseite!" sprach da der ernste Ritter Droiseko von Kröchern. „Jetzt, wo die Weinlese gekommen ist, da jauchzt das Volk. Fraget im Winter nach, wieviel noch von der Freude blieb, die einst der schöne Herbst gebracht! Und naht der Frühling dann, — ja seht: es wird, wenn möglich, hierorts zu Lande schlimmer noch! Denn leider ist kein mächt'ger Herr und keine Ordnung hier! Wir ziehen täglich wohl durch zehn bis zwanzig Gebiete vereinzelter, kleiner Herren, die sich befehden, sich ver-

einigen und wieder sich entzweien, — wie sie eben wollen. Und dann kommt Elend über alle Maßen! Da ist mein Brandenburg ein ander' Land! Ein starker, hochgemuter Stamm, er herrscht, und wir, die Unterthanen, folgen freudig seinem Wort. Dem Fürsten unbedingte Treue! Nur deshalb ward ich Vormund Eures Vetters einst! Jetzt, da es anders kam, ist's mir ganz recht! Dergleichen Treue findet Ihr hier nicht. Schön ist das Land, ja einem Gottesgarten gleich! Stark ist das Volk und hochbegabt; — allein ein Führer fehlt ihm und Gebieter! Ja, wenn die alten Kaiser heut' noch wären! Die aber ruhen in der Pfalz zu Aachen, zu Quedlinburg und Magdeburg und in dem Dom zu Speier!"

„Sie werden wiederkehren, Droiseko!" sprach Woldemar.

„Das hat wohl lange Zeit!" erwiderte der Edelmann. „Und eins noch müßte vorher sein: auch das Volk müßte erst besser werden! Treuer und freier und ernster und frömmer! Dann wird sich alles andere von selber finden. So aber ist's ein schlimmes Ding heut' um das deutsche Kaisertum; — das wird auch Markgraf Otto bald verspüren, falls ihn die Wahl trifft."

„Und doch, — was könnte dieses Scepter sein in starker Hand!" sprach Woldemar nachdenklich.

„Nein, Herr", mischte sich jetzt auch Nikolaus von Buch ins Gespräch; „auch in der starken Hand eines Karl wäre es nichts mehr; — du wirst's in Rense selber sehen! Zu Grabe ging die Herrlichkeit des deutschen Reiches."

„Otto und ich, wenn's sein muß, — wollen sie zu neuem Glanz erstehen lassen!"

„Es ist ein Traum nur, mein Gebieter."

„Ich werde, — ich will flammend zeugen für die Pflichten gegen unser teures Deutschland."

„Herr, sie verstehen's nicht! Es denkt ein jeder nur an sich!" —

Gegen Ende des Oktobers 1308 hatte Woldemar die alte Römerstadt Koblenz erreicht. Graf Berthold von Henneberg und Ritter Konrad von Redern empfingen den Markgrafen zwar mit Freuden in einem der alten Edelhöfe von Koblenz, vor welchem der Schild und das Banner von Brandenburg ausgehängt waren; allein die Züge des jungen Fürsten verdüsterten sich sofort, nachdem er die ersten Nachrichten mit den Wahlabgesandten ausgetauscht hatte.

„Wir danken unserm erlauchten Herrn", sprach der thüringische Graf, „daß er Euch, junger Freund und Vetter, alsobald geschickt hat. Allein die Eile that auch not! Sagt, — wieviel können wir dem Mainzer und dem Trierer heute senden?"

„Was? Senden? Wieviel senden?" fragte Woldemar betroffen.

„Nun ja, in bestem, lötigem Silber oder Gold!" erwiderte der Graf.

„In Gold? In Silber? — Ihr erschreckt mich! Ich bin mit Zehrungskosten einzig und allein versehen!"

„Das ist sehr schlimm! Doch Euer Wort gilt viel! So stellet denn für Markgraf Otto Wechselbriefe aus!"

Da erbleichte der junge Fürst. Doch er faßte sich und sprach:

„Ihr seid ein wackrer Herr, Graf Berthold, und meinem Hause treu ergeben; — ich kann daher nicht denken, daß Ihr zum Hohn mich also fragt. Ist es denn also wirklich wahr: die deutsche Königswürde, — die deutsche Kaiserkrone wird verhandelt?"

„Gewiß, Herr Markgraf! Heinrich, der Graf von Lützelburg, hat sich mit Mainz und Trier bereits geeinigt; — heut' zieht auch Erzbischof Heinrich von Köln ins Lager bei dem ‚Königsstuhle' ein, und der Graf Heinrich hat's ihm urkundlich gelobt, er werde ihm für alle Kosten stehen! Der ‚Pfaffenkaiser' ist daher schon fertig! Gebe es Gott, daß er kein Pfaffenkaiser bleibe! Ihr habt Aussicht nur dann, wenn Ihr ihn überbietet!"

„Nein", sprach der Markgraf; „nimmer thu' ich das! Das hieße zweierlei verraten: die deutsche Krone und die Ehre Brandenburgs! Geistliche Fürsten sind nur drei; der weltlichen sind vier! — Ja, nun verstehe ich's, warum mein Oheim sich vom Banne nimmer lösen lassen wollte! Sie sind ja ärger als die Juden, wenn ihnen alles spiel und feil gilt! Habt Ihr mit Pfalz, mit Sachsen und mit Österreich verhandelt?"

„Gewiß, mein gnäd'ger Herr! Konrad von Redern hat das Menschenmögliche gethan. Allein umsonst, weil — ohne Geld! Für Pfalz, für Sachsen wollte ich wohl stehen, daß sie den Markgrafen erwählen, wenn sie gleich jenen Herren mit der Mitra*) die gebührende Entschädigung erhalten; — Friedrich von Österreich jedoch, der Böhmens Stimme führt, ist unzugänglich und wirbt selber um die Krone."

---

*) Bischofsmütze.

„Er? der Markgräfin Anna Bruder?“

„Es ist so, gnäd'ger Herr! Ihr wollet es mir gnädigst verzeihen, wenn ich Euch sage, daß wir qualvolle Wochen und Monde hier verlebt haben. Auch wir wußten noch nicht, daß man um Deutschlands höchste Ehre feilscht.“

„Und keine, keine Aussicht?“ —

„Bar Geld oder — ein gut verbürgter Schuldschein!“

„Nein, — das verhüte Gott! Ich will mit ihnen selber reden! Was uns, die Ballenstädter, ruft zur deutschen Krone, das ist nicht überlegene Macht, — nicht überlegener Besitz, — es ist nur das Bestreben, ja, die Pflicht, all' unsere Kraft dem deutschen Volk zu widmen, — neu zu begründen aller Deutschen Glück! Wir könnten kämpfen um die Kaiserkrone; — Geld aber für sie darzubieten, ziemt der Ehre unsres Hauses nicht! Allein auch zu verzagen, steht uns übel an! Ich will mit Deutschlands Fürsten selbst verhandeln!“ —

Die beiden Abgesandten, der Graf von Henneberg und der Herr von Redern, verbeugten sich; — sie waren ihrer Dienste quitt und ledig. Am Ende des Heerlagers, unterhalb jener luftigen gotischen Halle, welche den Königsstuhl und die Kurfürstensitze bei Rense trägt, wurden nun auch die Brandenburger Zelte aufgeschlagen, wurde der rote Adler gehißt.

„Wie recht Ihr beide hattet!“ sprach der Markgraf Woldemar jedoch schon nach einigen Tagen zu seinen Vertrauten. „Ich habe alles versucht! Österreich ist unerschütterlich; die Herren von der Geistlichkeit sind nicht mehr zu gewinnen. Wir unterliegen, selbst wenn Kurpfalz und Sachsen unsrer Sache treu verbleiben sollten. Und d a s heißt einen deutschen König wählen! Es ist dem Reiche eine Schmach! Bestechung macht den König! Allein ich gebe meine Hoffnungen nicht auf! Ist auch für diesmal alles vergebens gewesen: für die Zukunft sollen die hier gemachten Erfahrungen mir Nutzen bringen: Wir bleiben, bis wir sehen, wer aus der Königswahl hervorgeht!“ —

Es war am späten Abende dieses Tages, und schon waren die Nebelschleier einer unfreundlichen Herbstnacht auf das Gelände am Rheine herabgesunken. Da meldeten zwei Fremde, in schlichte, graue Mäntel gehüllt, sich bei dem Rottmeister Heidenreich, dem Wachthabenden vor dem Zelte Woldemars, welcher die Länge des Herbstesabends mit Klaus von Buch durchs Brettspiel sich zu kürzen suchte. Erstaunt blickte der

Markgraf auf. „Graf Heinrich von der Lützelburg!“ sprach er dann kühl. „Ich wüßte nicht, was mir die Ehre Eures Besuchs verschaffen könnte!“

„Und doch“, sprach der eine, der schlanker und höher gewachsene von den beiden Herren, „doch gilt Euch unser dringlicher Besuch, Herr Markgraf Woldemar! Und hier, der würd'ge Herr zu Mainz, Herr Peter von Aspelt, hat mich zu Euch geleitet, daß wir in Frieden schlichten, was sonst nur im blutigen Kampfe zu entscheiden ist. Wir wissen Markgraf Woldemar, daß Euer Ohm, Herr Otto, auf drei Stimmen rechnet: auf Brandenburg, auf Sachsen und auf Pfalz. Herr Friedrich von Österreich, den man den Schönen nennt, — er steht allein! So bleiben drei der Stimmen nur für mich und — unentschieden ist die Wahl!“

„Herr Graf, — was soll's?“

Da nahm der große und edle Erzbischof von Mainz, einst der Leibarzt des Grafen Balduin von Lützelburg, jetzt des Reiches mächtigster Fürst, das Wort. „Herr Markgraf“, so begann er, „grad' ausgesprochen sei es; — es ist Eure Stimme, um welche wir werben wollen. Seid Ihr für uns, so beugt sich auch das Haupt des stolzen Habsburgers, und Deutschland hat die Freude, einhellig einen Herrn erwählt zu sehen. Ihr kennt das Reich! Sagt selbst: Bedarf's nicht einer vollen, starken Manneskraft, um das Verderben von ihm abzuwenden? — Ihr seid zu jung, — Herr Otto ist zu alt, um mit Erfolg den Herrscherstab zu führen! Entlegen ist das Brandenburger Land; wie wollet Ihr von dort aus jene Rechte schirmen, welche der deutsche Kaiser auch jenseits der Berge in Italien zu wahren hat? — Nein, edler, junger Herr, — die Aufgabe, die dem erlauchten Haus der Ballenstädter ward, sie ist doch eine andere, als Herr Otto sich ersehen hat: schirmen und schützen soll Mark Brandenburg die Lande in dem fernen Osten, wo deutsche Ritter, deutsche Mönche, deutsche Bürger das Banner der Kultur entfaltet haben gegen slaw'sche Barbarei! Ich bring' Euch Nachrichten von großer Wichtigkeit. Der heil'ge Vater hat es fest beschlossen, den Tempelorden aufzuheben“ . . .

„Den edelsten der Christenheit?“ fiel ihm der junge Fürst ins Wort.

„Das war er einst; — er ist's nicht mehr, — in Frankreich nicht und nicht in Deutschland! Der Stolz, die Ketzerei und Laster wider die Natur haben ihn lange schon zerfressen. Die Templer wachen also nicht mehr an der Grenze Deutschlands gegen Polen, und höhere Pflichten hat

darum der Brandenburger Markgraf. Die deutsche Art hat er zu schützen auch im Preußenlande. Daß Ihr es wißt, Herr Woldemar: Danzig und Pommerellen gingen Euch verloren, derweil Ihr nach dem Rheine zoget."

„Herr Erzbischof!"

„Es thut mir weh, Euch diese schlimme Mär' zu überbringen. Allein es ist so, wie ich Euch gesagt. Der Landrichter Bogussa — so haben Boten deutschen Ordens es mir berichtet, — ist von der Burg aus in die Stadt gedrungen, während der Herzog Wladislaw Lokietek Danzigs Mauern erstürmte. Es fand den Tod, wer Eure Farben trug!"

„Und mein Ohm Otto?"

„Die Boten Siegfrieds von Feuchtwangen — und Ihr wisset wohl, daß sie zuverlässig sind, — meldeten mir soeben, vor einer Stunde, daß der edle Markgraf krank zu Bärwalde verweile. Ihr sehet, — Großes habt Ihr zu vollbringen in dem eigenen Lande. Will das Haus Brandenburg noch überdem die Last der Kaiserkrone tragen?"

Woldemar war betroffen, ja bestürzt; er antwortete dem Kirchenfürsten nicht sogleich. Welche Enttäuschung! Während er nach dem Rheine gezogen, war daheim fast alles ins Wanken geraten! Der Oheim krank! Was sollte er nun thun? — Da faßte der Lützelburger Graf seine Rechte.

„Edler, junger Herr!" sprach Heinrich in der herzgewinnenden Weise, welche ihm eigen war. „Wie auch immer Eure Entscheidung fallen möge: ich bitte um Eure Freundschaft! Und glaubt es mir: nur nach langer, ernster Prüfung hab' ich mich meinem hochwürdigen Freunde von Mainz gegenüber verpflichtet, die Dornenkrone auf mich zu nehmen. Ich will im Reiche Zucht und Ordnung schaffen; ich will den Wälschen zeigen, daß der Kaiser Herr auch ist am Po, am Arno und am Tiber. Gott weiß allein, was meiner wartet; allein geduldig und gelassen will ich's tragen. Denn Liebe zu dem deutschen Volk treibt mich allein. Wäre der Markgraf Otto jugendstark und kräftig, — schmückte Euch, edler Herr, bereits der Rittergürtel: mit Freuden wäre ich der erste, der Euch erköre mit dem hellen Ruf der Wahl! So aber bitte ich um Eure Hilfe, Eure Freundschaft! Für mich selbst! Ich werde Euch zu lohnen wissen!"

Es war ein Augenblick schwerer Entscheidung für Woldemar. Dann aber leuchtete sein Auge auf. Er wendete sich zunächst an den Erzbischof von Mainz.

„Hochwürd'ger Herr", begann er; „Euer Wort bürgt mir für die volle Wahrheit Eurer Mitteilungen, die mir tiefschmerzliche gewesen sind. So vernehmet denn meinen Entschluß!

Ich denke einer Mär' aus alten Tagen. Einst lagerten die Deutschen zwischen Worms und Mainz, um einen König sich zu küren. Da traten jene beiden Konrade vom Salierstamme auf und beide warben um die Krone. So mich mein Lehrer in dem stillen Kloster recht berichtet hat, ging da der ältere Konrad zu dem jüngeren hin, wie Ihr heut' zu mir kamt, Herr Graf von Lützelburg. Einträchtig pflogen sie des Rates, und Bischof Aribo von Mainz gab dann den Ausschlag. ‚Der ältere sei's, weil's doch nur Einer sein kann!' sprach er, und freudig stimmte dem der junge Konrad zu.

So, ebenso will ich mich heut' entscheiden. Das deutsche Reich verlangt zu dieser Zeit den jüngern Mann. ‚Der jüngere sei's!' so rufe ich."

Da streckte der ritterliche Graf von Lützelburg dem Markgrafen die beiden Hände entgegen. „Und wie der Kaiser Konrad seinen Vetter einst an seine Brust zog, dort auf dem Feld bei Guntersblum*), so ruf' auch ich:

‚In meine Arme, Markgraf Woldemar!'"

Es war eine bewegte Scene. Nikolaus von Buch küßte die Rechte seines Fürsten. „So hatte ich's erwartet!" sprach er leise. Dann aber verneigte er sich vor dem Erzbischofe von Mainz.

„Hochwürdiger Herr", sprach der märkische Edelmann, „Ihr sehet: Mein Fürst hat den schwersten Sieg, den Sieg über sich selbst errungen! Ich weiß, wie seine Seele an dem Wunsch gehangen hat, Deutschlands Krone auf eines Ballenstädters Haupte zu erblicken. Euer Wort aber hat eine gute Statt gefunden, und treue Freunde wird der Kaiser Heinrich nun im deutschen Osten haben. Wir halten, was wir Euch versprochen!

Doch eine Bitte jetzt!

Ihr wißt es: noch sind wir im Bann. Ihr selbst habt in Roms Auftrag ihn verkündigt. Und doch ist nur gerecht, was meine Fürsten von der Kirche fordern; — auch sie soll kämpfen für das Vaterland!

Hochwürd'ger Herr, — wir sind nicht Kirchenschänder. Es wohnt ein stilles, frommes Volk im Lande Brandenburg. Zweischneidig wirkt

*) Anno 1024. S. Uhlands „Ernst von Schwaben".

auch überdies des Bannes Waffe. Schon murrt die Geistlichkeit bei uns: es fällt kein Opfer mehr auf die Altäre, und unsere Kirchen sind verödet. O löset uns vom Banne! Wenn Markgraf Otto sterben sollte: es bricht das treueste, das edelste der deutschen Herzen! Vergönnt ihm alsdann der Kirche Frieden, — vergönnt der Mark der Kirche Segen!"

Die edlen Züge Herrn Peter von Aspelts belebten sich mit priesterlicher Würde. Mild neigte er sich zu Woldemar. „Wohl einem Fürsten", sprach er, „wenn er solche Diener hat! Allein ich hätte selbst und ohne Eure Bitte, Markgraf Woldemar, den Bann gelöst. Ich weiß, was die von Ballenstädt einst mit dem Schwerte für das Kreuz gethan! Ich weiß auch, welche Hoffnungen in Eurem Herzen glühen, Herr Markgraf Woldemar! Mögen sie auf das schönste sich erfüllen!

Und billig, nur gerecht soll auch der Ausgleich sein! Von heut' ab steuern auch der Kirche Unterthanen in der Mark dem Kurfürsten und Markgrafen. Von dem jedoch, was Ihr bis heute eingenommen habet von noch nicht gebotenem Zoll, fällt eine Hälfte an die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg; — die andere bleibt Euch! Seid Ihr's also zufrieden?"

„Von ganzem Herzen, edler Herr!" sprach Markgraf Woldemar.

„Nun, einen Handschlag denn in deutscher Treue!" erwiderte der Erzbischof. „Und daß Ihr seht, daß auch die Kirche halten wird, was sie versprochen, so knieet nieder, Fürst und Edelmann, — hier als Vertreter Eures Landes, Eures Volkes! Kraft jener Macht, die mir, dem Primas alles deutschen Landes und Knecht der Knechte Gottes, einst verliehen ward, zu binden und zu lösen, sprech' ich des Banns Euch frei und ledig!"

Der Erzbischof that's mit den ihm von der Kirche vorgeschriebenen Worten; dann erteilte er den Freunden seinen Segen und verließ mit dem Grafen von Lützelburg das Zelt, den Markgrafen Woldemar in tiefem Sinnen zurücklassend.

„Heimsuchungen und Enttäuschungen!" sprach dieser nach langem Schweigen. „Danzig verloren und die deutsche Krone aufgegeben! Und Markgraf Otto krank, und unser Haus zählt nur fünf Fürsten noch!"

„Doch Gottes Segen kommt zurück!" sprach Klaus von Buch, vor seinem Freunde niederknieend. „Ich danke Dir, mein Herr, im Namen Brandenburgs, daß Du so mutig dich bezwungen und besiegt hast. Ich hoffe viel von diesem Lützelburger Grafen! Und Du bist Herr in

Deinem Lande! Doch nun zurück! Der Mainzer Erzbischof soll Deine Stimme führen!"

„Nein, Klaus; — ich will es selbst erfüllen, was ich zugesagt! Des Ordens Boten laufen schnell; — vielleicht, daß wir in ein'gen Tagen weitere Nachricht haben. Mein Oheim krank, und ich nun durch mein Wort gebunden! Mir ist das Herz doch sehr, sehr schwer, mein lieber Freund!"

Da erhob sich Klaus von Buch. „Ein jeder Sieg erfordert Opfer. Wohl dem, der sie so hochherzig zu bringen vermag, wie Du, mein Fürst, am heut'gen Tage! Enttäuschter Hoffnung nachzutrauern, ist freilich wohl erklärlich; allein es frommt dem Manne nicht. Und wäre Markgraf Otto ernstlich krank, so hätten wir gewiß schon Botschaft. Schreibet, wenn ich Euch raten darf, jetzt von der Kaiserwahl noch nichts nach Hause; — laßt alles erst entschieden sein! Nur das vermeldet Eurem Oheim, daß wir des Bannes ledig sind, — ohne ein Opfer, — ja so, daß fortan auch die Kirche in dem Lande Brandenburg dem Fürsten zehntet. Es wird sein greises Herz erquicken!" — Woldemar sagte es ihm zu.

Länger als man erwartet hatte, zogen sich indessen die Vorbereitungen zur Königswahl hin. Erst am 25. November 1308 wurde Heinrich, der Graf von Lützelburg, als Heinrich VII. zum Oberhaupte des deutschen Volks erkoren, — einstimmig von den Wählern allen. Man hätte ja auch in deutschen Landen keinen redlicheren Mann, keinen tapferern Krieger, keinen weiseren und kraftvolleren Herrscher zu finden vermocht als diesen Grafen von dem Ardennergebirge. Dann zogen die Fürsten mit ihm nach Frankfurt am Main. Hier sprach der Pfalzgraf Ludwig am 27. November in der Predigerkirche das feierliche „Eligo!" aus. Zur Krönung zog man endlich noch nach Aachen; am 6. Januar 1309 empfing der Kaiser Heinrich hier das Diadem. —

Nachdem die feierliche Handlung im Dome ihren Schluß erreicht hatte, zogen die Fürsten und Herren nach der königlichen Pfalz. Woldemar allein blieb mit den märkischen Rittern und einigen Geistlichen in jenem achteckigen Gotteshause zurück, welches, von drei Reihen übereinanderstehender Säulen gestützt, einst die Hofkapelle Karls des Großen gebildet hat. Er stieg mit seinen Begleitern in die Gruft des ersten deutschen Kaisers nieder; zwei Chorknaben leuchteten ihm mit ihren Fackeln. Wohl sah der Markgraf nicht mehr jenes Bild imposanter Totenherrlichkeit, welches Kaiser Otto III. im Jahre 1000 hier einst

erblickt hatte. Denn die Leiche Kaiser Karls saß nicht mehr auf ihrem goldenen Stuhle, — das Evangelienbuch auf ihrem Schoße, das Schwert darüber gelegt, Scepter und Schild ihr zu Füßen. Schon Kaiser Friedrich Barbarossa hatte die Reste seines großen Vorfahren in einen antiken, von der Darstellung des Raubes der Proserpina umzogenen Sarkophag betten lassen, und Kaiser Friedrich II. hatte dieselben in ein kostbares, sarazenisches Gewebe wie in ein Grabtuch eingehüllt. Dort aber stand der Marmorsarkophag, und auf ihm lag des Kaisers Pilgertasche! Markgraf Woldemar befahl, den Deckel aufzuheben. Da blickte ihm jenes leuchtende Gewebe entgegen; doch unter ihm und in ihm — nur Staub und Gebeine! „Wie wurde er gefürchtet und geehrt!" sprach Woldemar gerührt, des Freundes Hand ergreifend. „Ja, Du hast Recht: es ist doch besser, um jene Liebe zu werben, welche dem Großen dort gefehlt hat! Hinauf, zum Tageslicht! Mich fröstelt hier!" —

Es war nun nichts mehr, was den jungen Markgrafen am Rhein zurückhielt. Das deutsche Volk hatte sein geweihtes Haupt erhalten, und kräftig genug begann Heinrich VII. seine Regierung. Es zog die Märker nach der Heimat hin. Vom Markgrafen Otto war noch keine nähere Kunde gekommen; — bang schlugen aller Herzen und — mit Fug und Recht. —

Denn jener heilige Dreikönigstag, an welchem der Graf zu Lützelburg im Münster zu Aachen die Krone erhalten hatte, — er hätte nach altem Brauche ein Festtag auch sein müssen für die Mark Brandenburg. Gingen doch an diesem Feiertage die drei heiligen Könige Kaspar, Melchior und Balthasar allüberall in Stadt und Land umher, — verkleidete Knaben, — Mützen von Goldpapier tragend und „ihren Stern drehend"! Vor Schloß und Hütte erklang ihr etwas eintöniger Gesang:

„Wir sind die drei Könige mit unserm Stern,
Wir essen und trinken, aber zahlen nicht gern!"

und reichlich wurden ihnen Gaben hinausgereicht. Allein wie trübe, schwere Schneeluft lag's am 6. Januar 1309 über der gesamten Mark. Das Haupt des Stammes Ballenstädt, Herr Otto mit dem Pfeile, verweilte krank im Schlosse Werbellin. Er hatte im November bei der Wolfsjagd „sich wohl zu viel gethan", wie es am Hofe hieß. Dann war die üble Mär' gekommen, daß die Stadt Danzig wieder von den Polen eingenommen worden war. Von Woldemar endlich blieb jede Nachricht aus. „Laßt ihn", erwiderte der kranke Fürst, wenn seine Hof-

leute anfragen wollten, ob sie nach dem Rheine schreiben sollten; — „hätte er Freudiges zu vermelden: würde er seines alten Oheims gewiß nicht vergessen! Zudem, — was sollte mir die Krone jetzt, wo ein so schweres Leiden mir gekommen? Ich hätte mich doch noch für rüstiger gehalten! Wie schmerzt die Brust, welche das Kettenhemd so freudig einst getragen hat! Wie brennt die Wunde, welche jener Pfeil von Staßfurt mir geschlagen hat!"

So lag er lange, lange Zeit. Schon um die letzten Tage vor Weihnachten hatte Meister Borchard, der arzeneiverständige und auch als Arzt oft thätige Apotheker der Stadt Berlin, gesagt:

„Gnädiger Herr, — es möchte doch wohl Zeit sein, daß Ihr Euer Haus bestellet!" —

„Es ist geschehen schon seit langer Zeit!" erwiderte ihm der greise Markgraf. „Und trotz der Kirche Bann! In Frieden will ich scheiden, sobald mein Gott mich ruft. Mein Erbe weiß ich ja in guten Händen!"

Da traf grade zum Weihnachtsfest die Nachricht Woldemars ein, daß die Mark Brandenburg des Bannes los und ledig sei. Wie eine stille Freudigkeit kam es über den alten Markgrafen. Er ließ sich in einen Sessel betten und, mit Pelzen wohl verdeckt, nach der Abtei Chorin hintragen. Es herrschte große Freude darob in dem Kloster, und doch, als man den kranken Herrn erblickte, wurden aller Augen feucht. Markgraf Otto aber versuchte, sich in seinem Kirchenstuhle aufzurichten, als die frohe Botschaft erklang:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Allein er sank wiederum in die Kissen zurück. So wohnte er dem Gottesdienste bei. Oft fiel das Haupt ihm auf die Brust. Als aber der Abt der Gemeinde und dem Konvente es verkündigte, daß nun die Mark vom Banne frei sei, da leuchtete das Auge Ottos hell, — hell, wie die Silberkette mit dem Pfeil auf seiner Brust! Und nach dem Gottesdienste sprach er zu dem Abte:

„Herr Abt, — schnell kommt mein End'; — ich fühl' es wohl! Ich freue mich, daß ich in Frieden mit der Kirche scheide! Das hat der junge Woldemar doch durchgesetzt! Die Kaiserkrone zwar wird Brandenburg wohl jetzt noch nicht erringen; — ich hätte Nachricht sonst! Und was auch sollte sie mir sein, dem Sterbenden? Gehabt Euch wohl und betet für mich Armen. Und dort" — er deutete auf die grauen

Grabsteine vor dem Hochaltare; — „die Stelle kennt Ihr ja, — zu Füßen meines Vaters, Herrn Johanns, des Städte- und des Klostergründers, und neben meiner nie vergessenen Gattin Hedwig! Gott schütze Brandenburg und segne Woldemar! Doch eins noch, lieber Abt! Die Harfe gebt mir mit ins Grab und diesen Pfeil!" —

Otto sah Chorin in der That lebend nicht wieder. Es war an jenem 6. Januar 1309, am heiligen Dreikönigs-Abende, und die Sterne der eisig-kalten Winternacht leuchteten in funkelnder Klarheit am tiefdunkeln Firmamente. Der Markgraf lag auf seinem Ruhebette, ihn fröstelte; — man hatte ihn deshalb reichlich mit Pelzen überdeckt. Da erklang auch vor Schloß Werbellin das Lied der Sternsinger. Der Markgraf Otto ließ die Knaben — sie waren aus dem nahen Dorfe Golze — ins Schloß hineinrufen und richtete sich empor. Fackelschein erfüllte das Gemach. Die Kleinen mußten das Lied vom Könige Herodes und den drei Weisen aus dem Morgenlande in seiner volkstümlich-kräftigen Weise seiner ganzen Länge nach vor ihm absingen. Ein Lächeln umspielte dabei die Züge des hochbetagten Dichters und fürstlichen Helden. Und nun erklangen die Schlußverse:

„Gott gebe dem Herrn einen ewigen Lohn,
Im Himmel einen goldenen Thron,
Einen Thron mit silbernen Spitzen, —
In Seligkeit soll er dort sitzen!"

und leise hub dann die uralte Weise an:

„Verleih' uns Frieden gnädiglich,
Herr Christ, zu allen Zeiten!" —

Als die Sänger geendet hatten, erhob sich der Markgraf wieder. Noch einmal stand er in voller Hoheit da, und eine unendliche Milde lag auf seinem edlen Antlitz. Er ließ die Knaben näher treten und legte zweien von ihnen die Hände wie segnend auf das flachsblonde Haar.

„Ja", sprach er, „Ihr habt recht gesungen! O, daß ich ihn erränge, diesen Sitz im Himmel; — o, daß mein Land, mein teures Brandenburg, den Frieden fände und behielte! Hier eure Gabe, lieben Kinder; — denkt eures Markgrafen, auch wenn er nicht mehr sein wird! Und haltet märk'sche Treue meinem Neffen, — dem jungen, — einst vielleicht dem großen Woldemar!"

Er winkte seinem Drosten Konrad von Steglitz. Der überreichte den Knaben und ihren Führern, den „heiligen drei Königen", noch eine

stattliche Gabe. Sie schieden. Wehmütig sah der Markgraf ihnen nach, als sie langsam sich entfernten. Bald aber versank Otto in einen festen tiefen Schlaf. Es mochte um Mitternacht sein, da erwachte er. Sein Blick erglänzte wie in Verklärung. „Welch ungeahnte Herrlichkeit hab' ich geschaut!" sprach er zu den ihn trauernd Umstehenden; — Konrad von Steglitz war's, sein Drost, der Ritter Konrad von Raven und Meister Heinemann, der Jäger. „Weit über alles Hoffen wird erfüllt, was wir geplant! Ich sah des Reiches Herrlichkeit auf Brandenburger Boden neu erblühen; sah einen Heldengreis im Schmuck der Kaiserkrone; — ich hörte Banner rauschen, blutige, zerfetzte; — ich war in einem neuen Turm am Werbellin, und Epheu rankte sich an ihm empor und Lorbeer, überreich! O das war schön!

Gut Brandenburg hie alleweg!

Gott segne dich, mein teures Heimatsland, — Gott schütze dich in trüben Tagen!"

Da sank sein Haupt zur Seite. Konrad von Raven beugte sich über ihn; er atmete nicht mehr.

Weinend knieten die drei Getreuen an Ottos Lager nieder. — Solches geschah kurz vor Mitternacht des 6. Januar des Jahres 1309, — also noch vor Abschluß des Tages, an welchem Woldemar im Aachener Dome die Reste Karls des Großen erblickt hatte. —

Achtes Kapitel.

Auf der Burg zu Tangermünde.

Ein einziger Herr gebot jetzt in den weiten brandenburgischen Landen: der Markgraf Woldemar, der Vormund des noch im Kindesalter befindlichen Markgrafen Johannes. Nur in der fernen Mark Landsberg, die im schönen Thüringer Lande an der Unstrut, in der Umgebung der alten Kaiserpfalzen Wallhausen und Sangerhausen, sowie des Städtleins Delitzsch belegen war, herrschte noch eine abgesonderte Linie der brandenburgischen Ballenstädter: der Markgraf Heinrich mit seiner Gemahlin Agnes von Bayern und seinem siechen Sohne Heinrich. Vier also nur von jenen neunzehn Markgrafen waren geblieben, die bei

dem großen Stein von Nauen einst die Einigung geschlossen und beschworen hatten!

Mit ungemeiner Thatkraft begann nunmehr der neue Herr seine Regierung. Er lebte nur der Pflicht. Nachdem er die Huldigungen seiner Unterthanen angenommen hatte, sorgte er zunächst für eine vortreffliche Erziehung seines Vetters Johannes. Er legte dieselbe in die Hände eben jener Männer, welche Markgraf Hermann einst zu Schützern seines Sohnes eingesetzt hatte, und verbannte damit auch die letzte Spur von Groll aus den Herzen der Unterthanen der ottonischen Linie. Die stolze Markgräfin Anna, die Kaisertochter, und Agnes, Woldemars holde Verlobte, verweilten wiederum auf der Veste von Spandau, — vor jeder Kränkung nun beschützt durch Woldemars gewaltige Hand. Danach führte der neue Herr ein neues Recht ein, welches schon Otto mit dem Pfeile seinem Lande schenken wollte: er ersetzte den bis dahin üblichen, gerichtlichen Zweikampf zur Ermittelung der Wahrheit durch den Zeugenbeweis. Dann durchsah er die Gesetze seiner Städte und warnte seine reichen, nach hanseatischer Unabhängigkeit strebenden bürgerlichen Unterthanen vor Bündnissen mit dem Auslande. Auch einen neuen Rat*) berief er sich. An der Spitze desselben standen Droiseko von Kröchern und Nikolaus von Buch, ferner der Kapellan, Kanzler und Protonotar Sloteko von Görne, der Graf Berthold von Henneberg und der Propst Eberhard von Stolpe. Neues Leben durchdrang jetzt die Mark. Seiner Liebe zu denken, fand Woldemar freilich weder Rast noch Ruhe, und schon murrten die fürstlichen Frauen auf der alten, düsteren Burg Spandau, daß Woldemar sich nur den Regentengeschäften widmete. Da schrieb er seiner Braut zurück:

„Gedulde Dich nur noch ein wenig! Glanzvoll wird uns der Liebesfrühling tagen, sobald nur erst die Pflicht erfüllt ist!“ —

Wenn irgend jemand seine Freude hatte an dem neuen Herrn, so war es Nikolaus von Buch. Stolz leuchteten dessen Augen, wenn er jetzt auf Woldemar blickte, der so unermüdlich thätig war. „Er ist kein Träumer mehr“, sprach der Junker dann wohl voll innerer Befriedigung zu sich selbst: „er hat das Wort erfaßt: ‚Ergreife stets das nächste Ziel!‘“ Und als Woldemar eines Tages ihm gar sagte:

---

*) Wir würden heute sagen: ein Ministerium.

„Ich möchte auf Danzig und Pommerellen endgültig und ganz und gar verzichten, damit ich den Marken allein mich widmen kann; — ich möchte meine Ansprüche auf Frau Constantias Heiratsgut den deutschen Rittern überlassen, damit ich einen starken Freund, wie an dem Kaiser Heinrich dort im Westen, so an dem Orden auch hier in dem stets bedrohten Osten habe;“ — da vergaß Klaus von Buch in seiner Freude über Woldemars weise Mäßigung so sehr der dem fürstlichen Freunde gebührenden Ehrfurcht, daß er dem Markgrafen um den Hals fiel und ihn küßte.

„So ist es wohlgethan, mein gnäd'ger Herr“, sprach er fast jubelnd; — „dem Vaterland die höchste und die ganze Kraft!“

Wirklich kam der Verkauf Pomerellens zustande; — die Kasse Woldemars füllte sich überreich mit Golde, und der deutsche Orden übernahm nunmehr die völlige Eroberung des Danziger Landes. Das hielt die Kraft der Mark beisammen. —

Auch mit der Kirche war nun Friede geschlossen. Die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg hatten eine angemessene Entschädigung erhalten; aber auch ihre Unterthanen zehnteten jetzt dem Markgrafen, sobald Kriege oder Fehden ausbrachen; sie fanden sich gerüstet bei dem Banner ihres Stiftes ein, sobald es in das Feld ging. Alles schien in gedeihlichster Entwickelung begriffen zu sein: da zuckten plötzlich Blitzstrahlen von Süd und West her über die Mark.

Ja, — es war volle Wahrheit, was Woldemar jüngst bei der Königswahl von Rense erfahren hatte: Papst Clemens V. in Avignon hatte den geistlichen Ritterorden der Templer, der in Woldemars Augen so hoch dastand, thatsächlich gebannt und aufgelöst. Der Erzbischof Burchard von Magdeburg, einer der treulosesten und unwürdigsten Kirchenfürsten jener Tage, sendete jetzt eine Botschaft oder vielmehr einen Befehl an Woldemar, des Wortlautes:

„Wir tragen Dir auf, daß Du die Templer fangest, lieber Sohn, und zum Gewahrsam zu uns sendest. Der fromme König und der allerchristlichste Monarch Philippus, Herr von Frankreich, hat 54 dieser Ketzer bereits verbrennen lassen. So will auch ich thun, auf daß dies böse Unkraut ausgerottet werde.“

Da aber ergrimmte Woldemar. Er warf das Pergament zu Boden und zertrat es; man sah's: der Adler in ihm war erwacht, — wie er einst selbst von sich gesagt! „Was mutet dieser unwürdige Mann mir

zu?“ rief er dem Boten zu. „Sag's Deinem schnöden Herrn: ein Schutzherr will ich sein den Templern und ein Hort der Freiheit des Gewissens! Und mögen sie auch Ketzer sein im Aug' des Erzbischofs und Papstes: ich schütze sie; ich lasse sie nicht brennen!“ —

In der That, — der furchtbare Justizmord war in Frankreich bereits erfolgt, und gern hätte die habsüchtige Kirche jener Tage ähnliche Greuelscenen auch in Deutschland veranstaltet. Hier aber bot der große Erzbischof von Mainz, Herr Peter von Aspelt, solchem Unterfangen kühn die Stirn. Und wenn der Magdeburger Erzhirt auch die Templer bannte und ihre Burgen niederbrach: die Ritter fanden drüben über der Elbe, im Brandenburger Lande vollauf Schutz und Schirm, — die ersten all' jener um ihres Glaubens willen Verfolgten, denen auf märkischem Boden eine gastliche Stätte sich eröffnet hat! Freilich, in die Öffentlichkeit trat der Orden als solcher nicht mehr; — still und einsam verblieb Friedrich von Alvensleben auf seinem Schlosse Zielenzig. Die Flüchtlinge aus dem Magdeburgischen zogen sich auf uralte, abgelegene wendische Burgwälle mitten in Luch und Sumpf zurück, — in den „Drömling“ in der Altmark, in die Brüche der Oder und Warthe. Dort haben die Templer, abgeschieden von der Welt, eine Zeit lang noch ein geheimnisvolles Dasein geführt, bis sie allmählich ausstarben und ihre Habe teils dem Markgrafen, teils dem Johanniter-Orden anheimfiel. Dunkle Sagen gehen von ihnen noch jetzt um; — sie rühmen den stoischen Gleichmut, mit welchem die Ritter, die Söhne der edelsten Geschlechter der Mark, ihr Unglück ertragen haben. Friedrich von Alvensleben aber, des Tempels Meister in Allemannien und Wendland, wird uns noch oft begegnen.

Zwei glühende Wünsche aber waren es, welche den unablässig thätigen Fürsten vor allen anderen am Herzen lagen:

er wollte ritterliche Ehren sich erringen, —

er wollte mit seiner heißgeliebten Verlobten nun endlich auch ein Heim sich gründen.

Beiden Wünschen aber stellten schwere Hindernisse sich entgegen. Von wem vermochte Woldemar die Ritterwürde zu erhalten? — Es lebte kein Fürst mehr vom Hause Ballenstädt, der selbst ein Ritter war, und nur ein Ritter durfte einen andern Mann zum Ritter schlagen. Und, — wie innig sich das Verhältnis der beiden Verlobten zu einander sich auch gestaltet hatte, — wie sehr auch Frau Anna, die Mutter der

Markgräfin Agnes, sich an der rühmlichen Thätigkeit des jungendstarken Markgrafen Woldemar erfreute: doch stand der Eheschließung eines noch im Wege: das war die nahe Verwandtschaft des Markgrafen mit seiner Verlobten. Demselben Blute waren beide ja entsprossen: ihre Ahnen, Johann I. und Otto III., waren Brüder und Söhne desselben Paares gewesen, des Markgrafen Albrecht II. und seiner Gemahlin Mathilde von der Lausitz.

Allein der helle, freudige Sinn des jungen Fürsten wußte Mittel und Wege zu finden, um auch diese Schwierigkeiten schnell zu überwinden. —

Das Pfingstfest des Jahres 1310 war gekommen; — glänzend ward dasselbe von den vier Fürsten des Hauses Ballenstädt märkischer Linie, die jetzt allein nur noch am Leben waren, auf der ehrwürdigen Burg zu Tangermünde an der Elbe und dem Tangerflusse gefeiert. Es waren wonnesame Tage. Über der hochgelegenen Burg und der weiten Landschaft, welche sie beherrscht, schimmerte goldigster Sonnenschein. Die alten, grauen Mauern, in welchen schon die Markgrafen aus den Häusern Stade, Walbeck und Plötzke*) Hof gehalten halten, waren mit bunten Teppichen und hellgrünen Maienbüscheln überdeckt; im Burghof wurde turniert und musiziert. So ging es Tag für Tag, bis daß die Nacht heraufzog und die Sterne leuchteten. Wie laut die Festesfreude aber nach Abschluß des Trauerjahres für den Markgrafen Otto die Räume des Tangermünder Schlosses auch durchwogte: Woldemar vergaß seiner Ziele dennoch nicht. Es war eines Abends in jenen holden Tagen, da stand der Markgraf mit seiner Verlobten auf dem Altane des hohen, dem Elbstrom zugewendeten Burgturmes. Drunten der goldig glitzernde Fluß, — dann die Wiesenflächen des Ufergeländes, — dahinter die stolzen Türme der Klosterkirche von Jerichow und endlich der dunkle Rand des Hochwaldes, — in dieser Weise breitete die Landschaft sich vor ihnen aus. Vom Burghofe erklangen nur gedämpft die Weisen der Spielleute zu ihnen hinauf. „Wie schön die Welt! — Wie reich das Leben!“ sprach Agnes, das Haupt an der Brust Woldemars bergend. „Oft aber kommt mir ein Zagen, als wäre es mir nicht beschieden, mein Glück zu erreichen oder es lange zu besitzen. Ich möchte weinen, Woldemar, in dieser Frühlingsherrlichkeit, — in meinem Liebesglück, das um

---

*) Die Vorgänger der Ballenstädter.

so höher ist, je mehr Du Dich als Mann und Fürst bewährst! Fehlt uns doch beides noch: des Vaters und der Kirche Segen!“

Da richtete die schlanke und zierliche Gestalt Woldemars sich fast gebietend auf. Mit Siegeszuversicht sprach er zu seiner Braut:

„Glaubst Du, ich bliebe je auf halbem Wege stehen? Glaubst Du, ich ließe jemals aus den Augen, was ich als ein erreichbar' Ziel mir vorgesteckt? — Nein, Agnes, sieh' mit hellem Blicke in die Zukunft. Ich bange nicht vor ihr! Der Schatten Deines Vaters ist versöhnt, seitdem der Erzbischof von Mainz mich losgesprochen hat vom Banne! Und hast Du's nicht beachtet, daß mein Jugendfreund, — daß Klaus von Buch uns bei dem Frühlingsfeste fehlt? — Weißt Du, wohin ich ihn gesandt? — So hör' es denn: Nach Rom! Das Gold, welches der deutsche Orden mir für Danzig zahlte, — er hat es bei sich, um unserer Verbindung die Billigung der Kirche zu erringen!“

Da schlang die Markgräfin ihren weißen Arm um seinen Nacken. „Und solches Opfer meinetwillen?“ flüsterte sie verschämt. „Wie kann ich's Dir je danken, lieber, teurer Mann!“

„Ich fordere keinen Dank!“, sprach Woldemar mit fürstlicher Hoheit. „Nur, daß Du diesem Lande eine Mutter werdest! Bedenke, Agnes, wie hart und schwer ein düsteres Geschick das Haus der Ballenstädter heimgesucht hat. Als ich ein Knabe war: neunzehn der Fürsten! Und jetzt leben noch vier! Und zwei derselben zeigen wenig nur vom Geiste unsres Ahnherrn, des starken Bären Albrecht, der einst so kühn dem Löwen aus dem Welfenhause widerstand, — des Mannes, von dem sie es einst sangen:

‚Hendrik de Löw' un Albrecht de Bar
Und Fredrik mit dem rotem Haar:
Dat wassen drei Hêren,
Dy kunden de Werlde zerstören!‘

Alles also ruht auf meinen Schultern, und ich bin meiner Verantwortlichkeit mir voll bewußt. Ich will, — Gott höre es! — mein Bestes thun. Du weißt es, ich habe einen Freund und Berater, der mir über alles teuer ist, weil er mir nie geschmeichelt hat: es ist der edle Klaus von Buch, nach dessen strengem Geiste ich mich gebildet habe, dem ich nicht allein äußerlich gleiche wie einem Bruder, sondern dem ich auch nachfühle in allem, was Pflicht bedeutet und was Ehre heischt. Fürwahr, — ein ernster, ja ein fast mönchisch strenger Berater! Gleich-

wie sein großer Vater, der weise Lehrer deutschen Rechtes, hält auch er nichts vom Glanz, vom Glücke dieser Erde! Wo andere holden Schimmer sehen, erblickt er nur die Nichtigkeit; — wo andere des Glückes Stimme hören, vernimmt er nur den Ruf der Pflicht. Gewiß, — ich streb' ihm nach! Allein ich kann die edlen Freuden des Lebens nimmer missen; mein Herz sehnt sich nach Ruhmesglanz und süßem Liebesglück, nach allem Hohen, Schönen dieser Erde! Sieh', meine Kindheit war so arm und düster, wenn man's recht nimmt; — ich dürste daher nach Genuß! Ein großer, ein glänzender Fürst will ich sein! Läßt sich das mit der getreuesten Erfüllung meiner Pflicht nicht verbinden? — Klaus von Buch meint freilich: ‚Nein!‘ Ich aber denke: Doch! Und sieh'; Du Holde sollst es sein, der ich den Ruhm und alles Glück der Welt zu Füßen lege! Nun breite Du der Liebe Rosenschimmer über meine Tage! Was uns gesungen ward in alten Mären von der Herrlichkeit des Rittertums und von dem Glück der Minne, was mir im düstren Klosterzimmer zu Chorin der Mönch Eustachius gekündet und gesagt von hochgemuten Helden und vieledlen Frauen: auf märk'scher Erde soll es strahlend sich erneuen!“

Er hatte begeistert und begeisternd gesprochen, und die Prinzessin sah freudig zu ihm auf. Unmittelbar darauf aber schien doch etwas wie ein schmerzlicher Zug den Glanz ihres Auges zu trüben und die heitere Schönheit ihrer Stirn zu bewölken. Sie schmiegte sich noch fester an ihn an und sprach tief innig:

„Und doch, mein Woldemar, — wie bald verschwindet Glanz und Glück der Welt! Mein ernster Vater hatte einen andern Wahlspruch. ‚Suchet, was bleibend ist!‘ — so lautete derselbe!“

„Sei unbesorgt, Geliebte, — auch ich teile ihn!“ erwiderte er: „Ich weiß, was ich dem Ewigen schulde und der Kirche! Rein soll mein Wandel sein, und meinem Volke will ich ein Vorbild werden. Das aber verbietet das Gesetz Gottes mit nichten, daß ein Fürst nach Ehre und Macht strebt, — daß er sich der schönen Welt erfreut, — daß er den Lorbeerkranz sich windet um die Stirn und der Geliebten Rosen flicht ins lock'ge Haar!“

Die junge Fürstin sank an seine Brust, — glücklich, ja, überglücklich und von goldner Zukunft träumend. Die Gluten der untergehenden Sonne umfluteten die Burg. Wonnige Maienzeit! Aus dem Burghofe aber tönte dem fürstlichen Paare der allbeliebte Reigen Herrn Walthers von der Vogelweide zu:

„Wollt ihr schauen, was dem Maien
Wunders ist beschert?
Seht an, Pfaffen, — seht an, Laien,
Wie das alles fährt!
Groß ist sein' Gewalt!
Ich weiß nicht, ob er zaubern könne;
Wo er fährt mit seiner Wonne,
Da ist niemand alt.“ —

Plötzlich erklang an dem der Stadt Tangermünde zugekehrten Burgthore das Horn des Wächters, — ein Zeichen, daß Fremde der Markgrafenpfalz sich nahten. Woldemar eilte die Turmtreppe hinab: es mußte eine wichtige Botschaft sein, die noch so spät am Abend ihm zugestellt wurde.

In der That: es waren drei prächtig gekleidete Herren mit ihren Bannerträgern und mit großem Gefolge, die hoch zu Roß am Burgthor hielten. Über den Kettenpanzern trugen sie bunte Wappenröcke, — der mittlere Ritter einen von roter, — die beiden anderen von goldgelber Seide. Auf die prachtvoll glänzenden, faltenreichen Gewänder aber waren Wappenzeichen gestickt, — bei dem mittleren der Herren weiße Kreuze, — bei den beiden anderen blaue Löwen und schwarze Stierköpfe mit roten Zungen; — sie bezeichneten die drei als Abgesandte Dänemarks, Schleswigs und Mecklenburgs. Markgraf Woldemar winkte dem Reigen Stillstand; dann nahm er auf dem Fürstenstuhle Platz, der in der Halle der Burg zwischen zwei hohen Spitzbogenfenstern aufgerichtet war, und befahl, die drei Abgesandten vor ihn zu führen. Bald standen sie ihm gegenüber.

„Willkommen, edle Herren!“ sprach Woldemar, grüßend sich verneigend. „Willkommen Dänemark, Schleswig und Mecklenburg! Von Herzen kommt mein Gruß! Denn Bande alter Freundschaft fesseln mich an König Erich, den man Menved*) nennt, an meinen Namensvetter Woldemar von Schleswig und an Herrn Heinrich, der einst ein Pilger war, sowie an seinen heldenmütigen Sohn, den jungen Heinrich, der, gleich dem großen Welfen, den Namen eines Löwen sich errungen hat. — Doch Eure Namen, edle Herren!“

Der Ritter im roten Gewande mit den weißen Kreuzen trat, sich verbeugend, vor. „Heil, edler Fürst und Markgraf, Deinem Hause,

*) Beiname Erichs VIII.

welches so festlich froh geschmückt ist, und dem erlauchten Stamme Ballenstädt! Recht nanntest Du die Namen unsrer Herren: es bitten Schleswig, Dänemark und Mecklenburg um Deine Huld. Und daß Du unsere Namen wissest: wir sind drei Brüder, Söhne eines Stammes, der im Norden weit verbreitet ist: drei Moltke, — Henning, Olav, Helmuth! Wir nahen Deiner Hoheit mit dem ehrerbietigen Gruße:

‚Gott segne Brandenburg!‘

Und nun vernimm die Botschaft unsrer Herren!

Löblich und ritterlich will es unsern Gebietern erscheinen, ein Turnier zu halten in der volksreichen, mit allem Guten wohl versehenen Stadt Rostock, so an der Warnow liegt. Mein König Erich, Menved genannt, ladet mit seinen Freunden Heinrich von Mecklenburg und Woldemar von Schleswig, Dich daher, edler Herr, zu Tjôst*) und Buhurt**) ein, — zum 10. Tag des Juli nächsten Jahres 1311. Du wirst ihm hoch willkommen sein mit allen Deinen Edlen, mit Deines Hofes Frauen, mit Deinen Vettern und Verwandten und mit der Holden, die ich in des Königs Namen noch ganz besonders zu begrüßen habe, — mit Agnes, Markgraf Hermanns Tochter!“

Woldemar winkte seiner Verlobten; er reichte ihr die Rechte, und sie trat zu ihm hin auf den erhöhten Fürstensitz. Wie sie so neben einander standen: es war nicht wohl möglich, ein anmutigeres Paar zu erblicken. Höchste Lieblichkeit umfloß die zarte Gestalt der Fürstin, und — fehlte dem Markgrafen Woldemar auch die unnahbare Hoheit der Ottonen und die gebietende, eiserne Kraft von Fürstengestalten wie die der Kaiser salischen Stammes: ein Herrscher war er dennoch in jedem Zoll, und, wie jetzt ein Abglanz seiner Herzensfreude über seine Züge hinglitt, — da flogen alle Herzen dem schönen ritterlichen, auf den bunten Schwingen froher Hoffnung sich wiegenden Fürsten zu! Agnes hatte ihre Rechte in die seinige gelegt. Und jetzt trat der Wortführer der Gesandtschaft, der dänische Ritter Helmuth Moltke, nachdem einer seiner Diener ihm auf einem damastenen Kissen einen weißen, mit Goldfäden durchwirkten Schleier und ein kostbares, mit einer goldenen Rose geziertes Diadem übergeben hatte, noch einen Schritt weiter vor, sodaß er unmittelbar vor der Markgräfin Agnes stand. Dann beugte er das Knie.

---

*) Einzelturnier.

**) Massenturnier.

„Holdselige Markgräfin“, so sprach er, „auch nach dem Dänenlande kam die Kunde, daß Ihr dem edlen Woldemar Euer Herz zu eigen gabet! Empfanget denn des Dänenkönigs Glückwunsch! Wo so des Weibes holde Art mit hochgemutem Mannessinne sich gefunden, wie bei Euch, da ist des Glückes Dauer ja verbürgt! Wohl leben wir in rauher, harter Zeit; — Euch aber wird es dennoch wohl gelingen, mit Rosen zu bekränzen Euer schönes Haupt und Eures künftigen Gatten edle, freie Stirn! Nehmet in Gnaden hin, was König Erich Euch zu senden wagt!“

In echt frauenhafter Weise dankte die Markgräfin Agnes. Woldemar aber trat vom Fürstensitze herab und schüttelte den drei Moltkes die Rechte. Er war hocherfreut, ahnte indes, daß unter diesem wahrhaft königlichen Geschenke auch eine Forderung an ihn sich bergen werde. Allein die höfische Sitte gebot ihm, in derselben feierlichen Weise, wie sie an ihn gerichtet war, die Einladung auch zu beantworten und anzunehmen.

„Gott segne meinen edlen, königlichen Freund von Dänemark!“ sprach er, wieder auf den Hochsitz zurücktretend. „Gott segne das ruhmreiche Danebrogskreuz, welches der Himmel selbst den Dänenkämpen einst zum Zeichen ihres Siegs gesendet hat.*) Und Dank, daß Mecklenburg und Schleswig sich mit Dänemark verbunden haben, uns Märker zu dem Ritterspiel zu laden! Mit Freuden kommen wir zu Tjôst und Buhurt zur bestimmten Zeit. Ihr aber, liebe Herren, bleibt für eine Woche unsere hochwillkommenen Gäste! Wir wollen Speere brechen, Hirsch und Eber jagen und uns des Maienscheins, des Vogelsangs, des Becherklangs, des Leuchtens und des Grüßens holder Augen freuen!“

Dann führte der Fürst seine Gäste, die drei Moltke, zum Mahle. Das sonst übliche, festliche Bad ihnen zu bereiten, ging auf der Burg hoch über der Elbe nicht wohl an. Und wieder folgte Spiel, Tanz und Gesang. An den Wandungen des Saals leuchteten in eisernen Haltern die Fackeln; — spielend schweifte ihr rotes Licht über die bunten Wappenschilde hin, welche man zwischen den Maiengebüschen, den Kränzen und Blumengewinden an den grauen Mauern aufgehängt hatte. Unten im Hofe aber ertönte das Lied eines wandernden, um Ehre, Gold, oder schimmerndes Gewand werbenden Sängers, des märkisch-sächsischen

*) Dänische Volkssage von König Woldemar II. zum Jahre 1219.

Junkers von der Dahme. In Stegreif-Reimen pries er die Markgrafen von Brandenburg, vor deren Ruhm

„Die Stern' erbleichen." —

Allein der Markgraf Woldemar hörte auf solch' überschwengliche Huldigungen nicht. Er hatte sich mit seinen Gästen in die tiefe Nische eines gewölbten Ganges zurückgezogen und pflog allda mit ihnen Rates.

Es war in der That so, wie er vermutet hatte: König Erich und die ihm verbündeten Fürsten verfolgten bei der Veranstaltung des Rostocker Turnieres lediglich politische Zwecke. „Trotzig erhebt sich das Bürgertum in allen Städten an der See", sprach Olav von Moltke; „in Kopenhagen, in Malmoe, in Wismar, in Rostock, in Stralsund und in Greifswald! Und wir wissen es: auch Eure Städte, erlauchter Herr, sind mit im Bunde. So Stendal, so Frankfurt an der Oder, vor allem Berlin und Kölln. Es kann indes nur Unheil erfolgen, meint mein Herr, Heinrich der Löwe, wenn die Bande vaterländischer Zusammengehörigkeit sich lockern. Hört, welchen Schimpf das stolze Wismar ihm jüngst angethan! Er wollte seiner Tochter Mechthild die Hochzeit rüsten in der Stadt; — was aber thaten die von Wismar? — Sie sendeten ihm nicht einmal eine Antwort zurück; sie schlossen nur die Thore. In gleicher Weise blähen sich im Lande Schleswig-Holstein die von Kiel, und in den Reichen König Erichs die von Kopenhagen, die von Bergen. Und — drückt Ihr Eure Städte nicht mit Thatkraft nieder: bald werden auch die von Frankfurt und Berlin dasselbe thun. Am schlimmsten aber sind doch die von Rostock! Die Bürgerinnen gleichen Königinnen; und diese Kaufherren rühmen sich, sie tränken bessern Wein als selbst der deutsche Kaiser! Speisen sie zur Festeszeit: von Silber ist dann ihr Gerät, und goldner Schmuck erglänzt an Mieder und Barett. Da wollen unsere Fürsten Wandel schaffen, eh' es zu spät ist. Den Eisenfuß den Städten in den Nacken! Und mit der mächtigsten beginnen wir: mit Rostock! Es ist kein Zweifel, daß auch die Rostocker dem greisen Heinrich dem Pilger oder dem mannesstarken Heinrich dem Löwen ihre Thore schließen werden. Ein trotzig und ein selbstbewußtes Sprüchlein haben sie ja an ihr ‚Steinthor' geschrieben:

‚Sit intra te auctoritas
Et extra te felicitas!'*)

---

*) Die Inschrift ist noch heut' erhalten: „Es herrsche in Deiner Mitte Ordnung und im Lande Glück!"

Oder umgekehrt, — gleichviel! Was geht das platte Land sie an? — Schon maßen sie sich an, in die Regierung desselben mit hineinsprechen zu wollen!"

Woldemar war sehr ernst geworden. „Es ist doch etwas anders bei uns, mein edler Ritter", erwiderte er Herrn Olav von Moltke. „Es ist den Städten bei uns verstattet, auf den Landtagen nach bestem Wissen und Gewissen für das Landeswohl zu sorgen. Doch wehe ihnen, wenn sie oder wenn der Adel oder die Geistlichkeit es wagen wollten, einen besondern Nutzen sich zu sichern. Einer ist Herr und Haupt im Lande Brandenburg, und das bin ich! Im übrigen lasse ich ihnen gern, was sie als ‚alte Freiheit' schätzen.

„Wohl einem Lande, wo's so steht!" sprach Henning Moltke. „Allein es ist auch selbst bei Euch nicht so, Herr Markgraf! — Sehet, hier ist der Bundesbrief von Frankfurt an der Oder mit Anklam und Stettin, mit Stralsund und mit Greifswald, mit Rostock und mit Wismar."

Der Gesandte überreichte dem Markgrafen ein Pergament. „Wir fingen es vor Wismar auf!" bemerkte er dabei.

Bedächtig prüfte Woldemar das Siegel. Unzweifelhaft: es war der wohlbekannte Stempel derer von Frankfurt mit dem Hahne;*) sie sagten den Stettinern und den andern ihre Hülfe zu, sobald ein Fürst sie angriffe.

„Geflissentliche Übertretung also des, was ich ihnen geboten!" sprach Woldemar mit zornfunkelndem Auge. „Wohlan, — Frankfurt soll meine Rache fühlen! Allein das Fest in Rostock, — edle Herren, — was soll's?"

„Die Fürsten wollen die von Rostock prüfen, ob sie desselben Sinnes sind wie die von Wismar", erwiderte Helmuth Moltke dem Markgrafen mit dem gleichen Ernste. „Ist das der Fall, so weiß auch Markgraf Woldemar wohl, was zu thun ist. Wir bitten für die Fürsten, die uns senden, dann um die Ballenstädter Eisenhand."

Woldemar streckte sie dem Ritter entgegen. „Hier ist sie!" sprach er feurig. „Jedem das Seine! Alles indessen für das Vaterland! Ich kann den Übermut nicht dulden, — nicht bei den Städten, nicht beim Adel. Ich sehe sie noch deutlich vor mir, die Übelthäter von Glasin!

*) Stadtwappen von Frankfurt a. d. Oder.

Ich werde zu erhalten wissen, was die alten Ballenstädter auf dem Fundamente gleicher Unterthanenpflicht und gleichen Rechtes gegründet haben. Der Bischofshochmut ward bereits gedämpft. Jetzt zu den Städten! Ich würde meinen Arm Euch nimmer leihen, wüßte ich es nicht aus alten Briefen, daß es von jeher einem Dänenkönig, einem Mecklenburger Fürsten zusteht, gewaffnet in Rostocks Mauern einzuziehen."

„So dürfen wir's vermelden, daß Ihr kommet, edler Fürst? Mit Euren Rittern und mit starker Macht, sodaß wir nach des Spieles heitrer Lust in bitterm Ernst die Stadt besetzen können?"

„Ich komme!"

„Doch auch noch weitere Bitten hat mein Herr, der König Erich!" fuhr der Marschall Helmuth Moltke fort. „Er weiß es, gnäd'ger Herr, wie Ihr nach ritterlichen Ehren strebt; — er bittet Euch mit 99 Eurer Edlen den Ritterschlag aus seinen Händen zu empfangen, — zu Rostock auf dem Markte."

Ein Leuchten der Freude glitt da über Woldemars Antlitz. „Meine getreue Waffenbrüderschaft", sprach er sodann, „soll es dem König Erich lohnen, daß er so großmütig an mich und meinen Herzenswunsch gedacht hat. Vor Rostock und vor Wismar will ich's zeigen, daß ich ein dankbar' Herz besitze! Ich hoffe es bestimmt, daß ich im Juli 1311 bereits meine Verlobte Agnes Euch als mein Weib entgegenführen darf. — Viel Dank also! Seid Ihr zu Ende, edler Herr?"

„Nur eins noch, gnädiger Fürst: Volle Verschwiegenheit vorerst! Gar mächtig sind die Städte, und, soll der Schlag sie treffen, so muß er unerwartet kommen! Rüstet Euch stark! Zwar hoffen wir, daß alles ohne Blutverlust uns glücken soll. Der Rat gefangen und der Markt besetzt, — so ist das starke Rostock unser."

Da richtete Woldemar, fein lächelnd, das lockige Haupt auf und schaute überlegen zu den Abgesandten hin. „Ich meine doch, Ihr Herren, der Anschlag wird in dieser Weise nicht gelingen. Viel besser wär' es, wenn, was Ihr vorher sagtet,

Wismar sich im Einverständnisse mit Rostock schon befände.

Und das ist, glaub' ich, auch der Fall! — Mögen indessen auch die Rostocker dem König Erich den Eintritt in ihre Stadt verwehren: es werden Mittel und Wege, ihn zu erzwingen, sich schon finden! Wohlauf denn, edle Herren! Noch einen Trunk auf glücklichen Erfolg

und auf ein frohes Fest, von welchem man noch lange Jahre singen und reden soll in deutschen Landen!“ —

Der Becher kreiste bis endlich die Fackeln im Burghofe zu erlöschen drohten. Am nächsten Morgen schieden die drei Moltke, reich beschenkt, von der Tangermünder Burg, eine Fülle goldiger Hoffnungen und freudigster Erwartungen in dem Herzen Woldemars zurücklassend.

Denn, wie ein Schilderer jener Tage schreibt: Nach dem Plane der verbündeten Fürsten sollte etwas in den nordischen Landen noch nie vorher Gesehenes im Rostocker Turnier geschaffen werden. „Eine goldene Zeile“, so hatte Helmuth von Moltke beim Abschiede gesagt, „soll in das Merkbuch der Geschichte eingeschrieben werden.“ Dem Markgrafen selbst winkte in strahlender Glorie nunmehr die höchste Ehre; er durfte 99 seiner liebsten und getreuesten Mannen an ihr teilnehmen lassen und konnte auf diese Weise ihre Verdienste um das Land in glänzender Weise belohnen. Dennoch würde seinem ritterlichen Herzen etwas gefehlt haben, wenn nicht auch Minne und Liebeslust ihm gelächelt hätten. Nun aber stand in bräutlicher Schöne seine Verlobte Agnes ihm zur Seite, die Seele erfüllt mit unsäglichem Glück und bangendem Zagen zugleich. Wo aber blieb der Freund, der vielgewandte, — der kluge Nikolaus von Buch? — Alles war bisher herrlich gelungen; die Mark hatte Frieden, Ehre und einen einigen Gebieter erlangt; — es wirkten Ehren ihr und Zeiten voller Segen; — wie aber, wenn die Kirche ihm sein Glück nicht gönnte, — wenn der Papst Clemens ihm die Billigung seines Herzenswunsches durch Verweigerung der Erlaubnis zur Vermählung mit einer Verwandten versagte? — Mit Spannung und fast ängstlicher Erwartung sah der Fürst daher der Heimkehr des Freundes aus Wälschland entgegen.

Allein Klaus von Buch kam nicht und schrieb nicht. Es verging des Jahres schönste Zeit, der Mai, der Juni 1310! Woldemar verblieb auf dem Schlosse Tangermünde; — seine Vögte sahen ja von selbst überall nach dem Rechten! Endlich, im Juli, kam ein Bote mit einem kurzen Briefe des Gesandten aus Avignon. Er enthielt nur die wenigen Worte:

„Gnädiger Herr! Mein Aufgabe ist furchtbar schwer; — der Schutz, den Ihr den Rittern vom Tempel gewährt habt, hat den Papst aufs höchste erzürnt. Es werden mir überaus harte Bedingungen vorgelegt. Sendet vor allem Geld, — ein jeder Kardinal will Geld und

immer wieder Geld. Ich selbst liege am Fieber krank. Glaubt mir's: es kann auch in der Hölle nicht so schlimm sein, als hier, bei dem verbannten Papste*)."

Woldemar war erschrocken; aber er sammelte sich sogleich. Er schrieb dem Freunde zurück:

„Mein lieber Klaus! Nimmer weich' ich von meines Herzens Wunsch! Ich sende Dir, was noch in meinem Schatze ist. Gestehe Du dem Papste alles zu; allein die Templer opfere nicht! — Das wäre wider das Gewissen!" —

Und wieder zog der Bote nach Avignon am Rhône, zum „Rocher" des Domes, auf welchem der vieltürmige Palast des nunmehr unter französischem Schutze stehenden Papstes sich erhob. Lanzenreiter begleiteten ihn und jenes Saumroß, welches die schweren, vom deutschen Orden für die Abtretung von Pommerellen an Markgraf Woldemar abgesendeten Geldtruhen auf seinem Rücken trug. Schon aber färbten sich der Bäume Blätter gelb. Woldemars Ungeduld war auf den höchsten Punkt gestiegen; — auch das Fräulein Agnes senkte bereits, einer welkenden Blume gleich, das Haupt. Es hielt den Markgrafen nicht mehr im Banne der Burg; — er bot sein Ingesinde zu wilden Jagdritten auf, und die Wälder der Altmark bei Lüderitz und Jävenitz hallten von dem „Holla!" der durch sie dahinbrausenden Waidmannsgesellschaft fast wie von Angst befangen wieder. Und doch konnt' er sich nimmer Ruh' erreiten! „Ich lasse nicht von Agnes! Ich trotze selbst dem Papste!" — zu tausenden von Malen wiederholte er sich dieses Wort.

Da ertönte in der Herbstnacht einst das Horn des Wächters auf Burg Tangermünde. Woldemar lag schlaflos auf seiner Bettstatt; er vernahm es, wie der Thorwart einem kleinen Zuge von Reitern öffnete. Er wußte es, längst ehe Nikolaus von Buch vor ihm stand, daß der Erwartete nun kam. Rascher pochte sein Herz. Und jetzt öffnete sich die Thür seines Gemaches. Erschöpft, zum Tode matt und, ohne die Erlaubnis seines Herrn abzuwarten, warf sich sein Abgesandter auf einen der Sessel des Zimmers. Woldemar erstaunte. War das sein Jugendfreund — sein ihm fast bis zur Verwechselung ähnlicher Waffenbruder, — sein Trost und Rat? — Ein Fieberkranker, ein bis zum Tod Er-

*) Seit 1309 residierten die Päpste zu Avignon.

schöpfter mit eingefallenen Wangen und gelblicher Gesichtsfarbe saß vor ihm; — die Hände waren ihm in den Schoß — sein Haupt aber auf die Rückenlehne des Stuhles gesunken.

„Um Gottes willen, Niklas, rede!" bat Woldemar.

„Hole der Geier diese Wälschen, Pfaffen und Laien, Papst und Klerisei!" erwiderte der Junker. „Ich fluche sonst nicht, Herr! Ihr wißt es! Doch was in Avignon geschieht, ist Sünde, die zum Himmel schreit. Nie sah ich einen schlechtern Mann als diesen Papst!"

„Hast Du Dispens für mich?" fragte der Markgraf.

Mit zitternder Hand nestelte Klaus von Buch an seinem Gewande. Endlich hatte er die Brusttasche gefunden. Er übergab dem Gebieter ein mit einer großen Bulle behangenes Pergament. „Hier ist des Papstes Zugeständnis!" sprach er matt. „Was es uns kostet, — frage nicht! Allein Du schriebst: ‚Gesteh' dem Papste alles zu!'"

„Hast Du die Templer ihm geopfert?"

„Da sei Gott vor! Ich und ein Judas?"

„Nun, allen Heiligen sei Dank! Was dann?"

„Es ist zweierlei, was Clemens V. von Euch verlangt, mein Fürst! Sonst hat der Brief hier keine Gültigkeit, so teuer er erworben ist. Die Kirche will, daß Havelberg und Brandenburg Dir nimmer zehnten; — was Kaiser Heinrich und der Erzbischof von Mainz bestimmt, ist null und nichtig; beide, so hochedle Männer sind gebannt!"

„O Wirrnis ohne Gleichen!" sprach Woldemar, mit seinem Fuße stampfend. „Wo will der Kirche Hochmut noch hinaus!"

„Auch Du, Du sollst Dich beugen unter eines wälschen Priesters Joch!"

„Nie, — nimmer!"

„Höre erst weiter!"

„Was bringst Du noch?"

„Nie wieder soll ein Fürst der Mark es wagen, sich um die deutsche Kaiserkrone zu bewerben!"

Da lachte Woldemar hell auf. „Ja, ja, sie fürchten märkische Entschlossenheit! — Hast Du es zugesagt?"

„Mußte ich nicht? — Es war nicht möglich, anders durchzudringen! Ich hatte Euren Brief erhalten" — —

„Gewiß! Du bist entschuldigt! Ich danke Dir für alle Deine Mühe! Daß Du als Fieberkranker mir zurückkehrst, lieber Freund, — betrübt

mich freilich sehr. Gehe nach Werbellin, — nach Grimmnitz; — Du wirst auch noch im Herbst Dich dort erholen! Mich aber laß nun handeln! Doch ist es wahr:

‚Dies Pergament ist gültig?‘"

„Jedweder Abt und Bischof schließt die Ehe, sobald Du meine Zusagen erfüllst!"

„Freiheit vom Zehnten für die Stifter Brandenburg und Havelberg?"

„Das ist das erste!"

„So sei sie denn den beiden Bistümern auch gewährt! Vorläufig!"

„Und Du gedenkest, sie zu widerrufen? — Mein Markgraf Woldemar, Du lebst ja dann in keiner echten Ehe mehr; ich schwur's dem Papste zu mit heil'gem teurem Eid; belaste Deine — meine Seele nicht!"

Woldemar hielt das Pergament hoch empor. Stolz aufgerichtet stand er vor Nikolaus von Buch, der ihm zu Füßen gesunken war und seine Hüften umklammerte.

„Ich habe den Dispens des Papstes! Ich bin des Bannes ledig! Ich drücke meine Bischöfe vorläufig nicht! Ob ich deshalb mit Rom oder Avignon in Frieden bleiben werde, steht noch dahin. *Noch* lebt *er* ja, der Kaiser Heinrich, und kraftvoll kämpft er in Italien für unsres Reiches Rechte! Ohne jedwede Gewissensbeängstigung vermag ich die Bedingungen des Papstes anzunehmen, — wenigstens für *jetzt*! Was in dem Schoß der *Zukunft* ruht, kann niemand wissen! Ich danke Dir nochmals für Deine Mühe, Klaus von Buch! Besorge nichts. Du hast Deinen Auftrag *wohl* ausgerichtet. Für alles Kommende liegt die Verantwortlichkeit bei mir, und glaube mir: Mein Handeln wird stets durch das Wohl des Vaterlands bestimmt sein."

Klaus von Buch blickte forschend in seines Fürsten Antlitz. Allein nur Thatenfreudigkeit und Entschlossenheit traten ihm aus Woldemars Zügen entgegen. Der Markgraf reichte ihm die Rechte. „Auf also, auf zum Ziel!" so rief er. „Erst führest Du die Braut mir zu; dann ziehen wir nach Rostock, um durch des Dänenkönigs Schwert die Ritterweihe zu erhalten." — Strahlend vor Freude berichtete er dann von Erich Menveds Botschaft. „Ein kleines Zeichen meines Dankes nur soll es sein", so schloß er bewegt, „daß Du, mein treuer Waffenbruder, mit mir zusammen niederknieest, um die drei Schwertschläge zu erhalten." —

Die Zeit der ersten Rosen des Jahres 1311 war gekommen. Wolkenlos spannte sich der Himmel über der stolzen Markgrafenburg an der

Elbe aus; wie flüssiges Gold lag es auf ihren Türmen, ihren Zinnen. Da ward ein großes Fest gerüstet, — ein Fest, gegen welches selbst die Pfingstfeier von 1310 mit ihrem Glanze verblassen sollte. Von allen Seiten zogen sie heran, die Fürsten, Grafen, Ritter und Junker in Feierkleidern, mit grünen oder goldenen Kränzen, mit wallendem Federschmuck und bunten, wehenden Zindelbinden,*) mit bewimpelten Lanzen und farbenschimmernden Bannern. Und auf stattlichen Orsen, starken, langmähnigen Rossen, erschienen auch s i e, die Bürgermeister der „fürnehmsten“ Städte der Mark unter dem Vortritt von Kunstpfeifern, Beckenschlägern, Tamburärern und Trompetern, die riesenhaften Stadtfahnen an ihrer Seite. Wer aber den höchsten Glanz entfaltete, das waren die drei Bischöfe der Mark, die von Brandenburg, von Havelberg und von Lebus. Gegen ihre goldgestickten, schimmernden Gewänder und gegen die durchwirkten und bemalten Kirchenfahnen kam selbst der Glanz des Adels und der Städte nicht auf. Und wie zufrieden-fröhlich, — wie herablassend-gnädig sie von ihren reichbehangenen Rossen herabschauten! Markgraf Woldemar hatte auf den Hochaltären der Dome von Brandenburg und Havelberg ja jüngst thatsächlich zwei Urkunden niedergelegt, welche

den völligen Sieg der Kirche auch über ihn bekundeten. — —

Die Scharen der Gäste, ihre Damen und ihr Gefolge mußten in der Stadt Tangermünde untergebracht werden. Hier empfing sie der Marschall, in welchem Amt jetzt Ritter Redekin von Redern waltete. Welch reichbewegtes Treiben entwickelte sich nun! Die Banner der Herren, die Schilde der Ritter wurden vor deren Herbergen aufgepflanzt oder aufgehängt, und die Troßbuben durchzogen lärmend die Stadt, Futter für die Rosse heischend. Eine große Menge Schaulustiger war hinzugeströmt, denn auch Haufen von fahrenden Sängern, Musikanten, Gauklern und freien Frauen hatten sich eingefunden. Durften sie doch alle hoffen, bei der

V e r m ä h l u n g

Woldemars mit der Markgräfin Agnes von Brandenburg eine reiche Ernte zu halten. —

In der Frühe eines herrlichen Herbsttages — meilenweit reichte der Blick von der Burgzinne — ordnete sich im Schloßhofe von Tanger-

---

*) Zindel ist leichtes Seidenzeug.

münde der festliche Zug. Hoch zu Rosse zog Woldemar mit seiner Braut und seinen Gästen in die Stadt zur St. Stephanskirche nieder, deren soeben fertiggestellte kupferne Spitzen und Dächer dem Golde gleich in die Landschaft hinausleuchteten. Edelknaben leiteten dabei die Rosse der Fürsten und Herren. Gernot, der greise Kapellan des Hauses Ballenstädt, schritt mit dem Kreuze an der Spitze des Zuges und der Chorknaben einher. Dann kam Niklas von Buch; — auch er zu Fuß, da er die Ritterwürde noch nicht besaß. Er hielt ein goldbrokatenes Kissen, auf welchem ein blitzendes Schwert von köstlicher Arbeit lag. Das war das Schwert, welches nach tiefsinnigem deutschen Brauche die soeben Vermählte ihrem Gatten als Gegengabe dafür reicht, daß er den Ring ihr angesteckt hat. Einen schlichten Spruch nur hatte die Prinzessin auf die schimmernde Waffe eingraben lassen; der lautete:

„Gedenke mein, mein Woldemar, so oft Du's ziehst,
So oft im Schlachtensturm Du glühst!
Und höchster Ehre wert
Mache Dich dann dies unentweihte Schwert!"

Es folgten die Spielleute mit dem Wappen und den Farben Brandenburgs an ihren Instrumenten. Dann streuten holde, weißgekleidete Mädchen Blumen, — die letzten Gaben der märkischen Erde, — und Tannenbüschel, Buchsbaum und Eibengrün auf den Weg hin; denn nun zog Woldemar in königlicher Pracht mit seiner Braut einher. Wie wallte ihr über dem enganschließenden, alle Schönheiten ihres Wuchses zeigenden golddurchwebten Purpurgewande der Schleier König Erichs! Wie funkelte das Diadem! Woldemar aber trug auch heut' an seinem Ehrentage den schimmernden Kettenpanzer und über ihm das schneeige, seidene Hemd mit dem roten Adler. Nur sein lockig' Haupt war kranzumflochten; — Rosen von Silber und Gold zierten den runden Reif, welcher mit Lorbeergrün umwunden war, und auf die linke Schulter fielen flatternd rote und weiße Seidenbänder herab. Dies „Schapel", wie man diesen Kopfschmuck nannte, war eine Gabe Kaiser Heinrichs, der freilich selber nicht zur Hochzeit kommen konnte.

Und nun der Zug der Gäste! Gar klein war freilich die Zahl der nächsten Anverwandten, derer vom Hause Ballenstädt! Dort ritt Frau Anna, Markgraf Hermanns Witwe, die Mutter der holden Braut, und Markgraf Hans, ihr junger Sohn, das Mündel Woldemars, daher, — und hier Heinrich von Landsberg mit seinem einz'gen Sohne Heinrich,

einem schwachen, bleichen Knaben; — das waren alle, die noch lebten von dem blühenden, ruhmreichen Geschlechte! Dann zogen die fürstlichen Gäste auf, ausnahmslos alle Nachbarn der Mark, die Sachsen, die Pommern, die Mecklenburger, Herr Woldemar von Schleswig u. s. w. Jetzt aber kam die Geistlichkeit, von einem schlichten Mönche im Cisterciensergewande geführt. Das war der Bruder Eustachius von Chorin. Nicht die im Schimmer von Gold und edlen Steinen glänzenden Kirchenfürsten, sondern der Lehrer der Jugend Woldemars sollte die heilige Handlung vollziehen. Die Geistlichen hatten den Psalm: „Der Herr ist mein Hirt'“ in lateinischer Sprache angestimmt, und feierlich erklang die ernste, sanfte Weise. Und nun die endlose Schar der Vasallen, der Grafen, der Herren, der Bürgermeister! Der Zug bot nicht nur ein fesselndes Bild dar von der Ballenstädter Pracht; nein, er zeigte den fremden Fürsten auch die geeinte Ballenstädter Macht.

In St. Stephan zu Tangermünde verrichtete der Bruder Eustachius in feierlichster Weise die kirchliche Trauhandlung. Seine ergreifende Rede war nicht nur ein Hinweis auf die Gattenpflicht, die auch dem Fürsten heilig sein muß; — sie glich, namentlich in ihrem Ausklingen, auch einem brünstigen Gebete für das Wohl des Hauses Ballenstädt und für das der ganzen Mark. Und dann war's, als ob eine göttliche Eingebung den begeisterten Redner überkäme. Er erinnerte an die Möglichkeit, daß Gottes Ratschluß es auch anders bestimmt haben könnte als der Wunsch und das Hoffen der Menschen. „Wie aber auch das Los Euch fällt“, so schloß er, „doch bleibt das Wort:

‚Ich habe dich gesegnet und du sollst ein Segen sein!‘ Denn:

Echter Fürstenruhm und wahres Heldentum vergehen nie! Und führt auch Gott in Not Dich und Verderben, — gebietet Er schon frühe Dir: ‚Bis hierher und nicht weiter‘: ein Segen wird Dein Name Deinem Volke sein, ein Lichtstrahl in der Nacht, ein Sporn zu glühender Bethätigung von Opfermut und Mannestugend, wenn Du, erlauchter Woldemar, ein Fürst und Ritter warst in seinem Sinne, ein Vorbild Deines Volkes und des Höchsten vielgetreuer Knecht! Ziehe denn hin in gottgeweihter Kraft!“ —

Und nun wendete sich der Geistliche zu Agnes von Brandenburg. Ihr befahl er die Armen des Landes, die Mühseligen und Beladenen noch ganz besonders. „Und kommen harte Zeiten“, schloß er dann, „so sei Du Deinem Land ein Engel des Erbarmens! Verzichte dann

auf Glanz und Pracht und gieb den Armen hin, was sonst Dich schmückte! Dann wirst Du wahrhaft reich und glücklich sein. Der Dank und das Gebet deiner Unterthanen werden der Himmelstau sein, der sich in steter Frische auf Dein Haupt herabsenkt. Dann, ja dann erst wirst Du jenem Baume gleichen, gepflanzt an Wasserbächen, dessen Blätter nimmer welken." *) —

In diesem Augenblicke ertönte ein lautes Krachen aus einem fernen Winkel des weitläufigen Gotteshauses; — es war, als ob ein Bild oder eine Gedenktafel sich von der Wand gelöst habe und stürzend zerborsten sei. Bruder Eustachius aber fuhr völlig ungestört in seiner Amtspflicht fort, bis er sie feierlichst vollendet hatte.

Die Töne der Orgel erbrausten von neuem; dann übergab die Braut dem Bräutigam das Schwert; Woldemar heftete dasselbe an seinen Gurt und steckte Agnes den Ring an. Dann sprach der Brandenburger Bischof den Segen über das knieende Paar. Hell jubelten jetzt die Töne dort oben auf dem Orgelchore, wo der weise Meister Organist saß, und alles Volk rief: „Heil und Segen!"

Unter dem Wogen und Fluten der Orgel bahnte der festliche Zug sich nunmehr den Weg aus dem Gotteshause; bald war dasselbe völlig leer. Der Mönch Eustachius allein schritt noch durch seine Hallen. Jenes Geräusch am Schlusse seiner Rede war aus der Nische gegenüber der Kanzel von St. Stephan erschollen. Dort stand ein alter, schön geschnitzter Kirchenstuhl, welchen die Markgrafen von Brandenburg zu benutzen pflegten, so oft sie in Tangermünde verweilten. Über demselben hing, wie üblich, Schild und Helm von Brandenburg. Der fromme Bruder wurde leichenblaß, als er die letzteren jetzt am Boden auffand. Staubzerfressen waren sie herabgesunken. Er nahm sie auf und legte sie in den Stuhl.

„Mein Gott!" sprach er dann düster. „Welch unheilverkündend Zeichen! Will Gott nicht segnen, wo ich so innig um Segen gebeten habe? — Herr, bewahre das Paar vor Unheil und Gefahr!" —

Dumpf ertönte in diesem Augenblicke oben im Turme von St. Stephan die Stundenglocke, den Mönch daran erinnernd, daß alles auf Erden Zeit und Stunde, — alles ein Ende habe. In der Ferne erklangen, als der fromme Pater von Chorin unter das schöne, mit

*) Psalm I, 3.

gotischer Filigranarbeit von Stein geschmückte Portal des Gotteshauses trat, die fröhlichen Klänge des wieder zur Burg emporziehenden Hochzeitszuges. —

Neuntes Kapitel.

Vor Rostock und Wismar.

Und wieder reifte die Saat der Ernte entgegen. In der mannhaften und glorreichen Hansastadt Rostock herrschte reges Leben; — die Kaufleute der alten Tage waren ja von staunenswerter Leistungsfähigkeit! Denn nicht nur der Gewinn war's, was sie kümmerte; — als freie, mit dem heimatlichen Staatswesen nur in loser Verbindung stehende Bürger hatten sie nicht allein das „Geschäft" als solches zu betreiben, sondern auch die Verteidigung ihrer Stadt zu überwachen, die diplomatischen Verhandlungen daheim und in der Fremde zu leiten, und, wenn's so kam, auch Krieg zu führen. Schon im Sommer 1310 hatten sich die Rostocker mit Wismar, Stralsund und Greifswald zu einem Schutz- und Trutzbündnisse zusammengethan; — jetzt, im Juli des Jahres 1311, war alles bereit, um selbst einem überlegenen Angriffe mit Festigkeit zu begegnen.

Und nun nahte der reisige Zug des Dänenkönigs Erich, des Oberlehnsherrn jenes schwachen mecklenburgischen Fürsten, welcher, freilich nur noch dem Namen nach, über die Stadt Rostock gebot, des Herrn Niclot von Rostock, den man „das Kind" hieß. König Erich langte mit einem starken Gefolge und aller nur ersinnlichen Pracht auf der Warnow an und ließ dem Rate von Rostock kundthun, daß er gekommen sei, um mit vielen slawischen und deutschen Herren und Fürsten eine königliche Lustbarkeit in Rostock anzustellen. Er bitte für sich und sein Gefolge um Herberge und Zehrung. „Ein Ehrbarer Rat"*) erwiderte ihm jedoch darauf:

„Gern wollen wir Euch, Herr König, mit hundert Mann Eures Gefolges in unsere Mauern aufnehmen; die Fürsten aber und Herren, von welchen Ihr uns Meldung gethan, können wir nicht einlassen, sintemalen die Erfahrung lehret, daß viel Unfrieden erwächst, sobald viel

---

*) D. h. die Stadtverwaltung, der Magistrat.

Fremde in einer Stadt verweilen. Haltet uns diese Weigerung zu Gnaden!"

König Erich Menved war sehr betroffen. Allein es waren nur erst wenige der Fürsten und Herren angelangt; er konnte daher an eine Rächung dieser Weigerung noch nicht denken. „Wohlan denn", ließ er den Rostockern antworten, „so verzichte ich auf ein Unterkommen bei Euch überhaupt! Ihr seid gar vorsichtige Herren, und Eure Klugheit gefällt mir nicht übel. Im übrigen würde auch mein königlicher Glanz von der Anmut Eurer verräucherten Herings- und Stockfischläden merklich geschädigt werden. So will ich denn turnieren in dem ‚Rosengarten'*) zwischen Bertholdesdorp und Michelsdorp an der Warnow. Der Ort gefällt mir baß denn Euer Markt mit seinen Schweinepfützen. Was weiter kommt, werdet Ihr sehen!" —

Diplomatische Verhandlungen in dieser Tonart waren damals durchaus nicht selten, und König Erich Menved war sonst ein höfisch gebildeter Herr. Die Rostocker aber wußten nach dieser höhnischen Antwort nun recht gut, was ihnen bevorstand. Hell regte sich der Kampfesmut in ihrer Mitte. Die Zünfte waffneten sich und stellten sich willig unter den Befehl ihres erwählten Hauptmanns, des kühnen, ehrgeizigen und gewaltthätigen Bürgers Heinrich Runge. Der Zufall wollte es, daß märkische Knechte grad' an demselben Tage, da dieser denkwürdige Briefwechsel erfolgte, das Gepäck des Markgrafen Woldemar nach Rostock brachten, — ihrem Herrn voraus. Der ehrbare Rat ließ die Wagen vor seinem schönen, mit Türmen und Giebeln reichgeschmückten Rathause halten, durchforschte sie indessen bezüglich ihres Inhalts. Und, wie die Bürger es geahnt: oben lag köstliches Gewand und viel anderes Gerät, unten jedoch klirrten Harnische und Spieße. „Die Ware ist der Stadt verfallen; — können sie ja selber trefflich brauchen!" bestimmte Heinrich Runge. „Mit den märkischen Kerls aber nicht viel Federlesens gemacht! Sie haben verboten' Gut verräterisch in unsere Stadt geführt. Darum mit ihnen an den Galgen!"

Und so geschah's. Auch Markgraf Woldemar war also tödlich verletzt. Er sendete, als er vor der Stadt ankam, in furchtbarster Erbitterung denen von Rostock seinen Eisenhandschuh zu. —

Allmählich langten nun die anderen Fürsten an: Heinrich der Löwe von

---

*) Ursprünglich ein uralter Vandalenfriedhof in Rostocks Nähe.

Mecklenburg-Stargard, Günther und Henning von Werle, Pribislaw von Pommern-Wollin, Woldemar von Schleswig, Otto von Lüneburg. Auch geistliche Herren mit gerüsteten Vasallen trafen in Menge ein: die Erzbischöfe von Magdeburg, von Bremen und von Lund in Schonen, die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt, Camin, von Lübeck, Schleswig, Brandenburg und Havelberg, von Ratzeburg, Schwerin, Roeskilde, Odense, Abo; dazu noch unzählbare Fürsten, Grafen und Herren aus Polen, Pommern, Braunschweig, Thüringen, Meißen, Sachsen, Holstein, Friesland, ja selbst aus Cleve und vom Rheine, sowie aus Franken, Bayern, Schwaben. Aus der Mark waren unter ihren angestammten Bannern fast alle großen Familien erschienen, die Alvensleben, Kröchern, Redern, von der Schulenburg, die Schenken von Flechtingen und von Dönstedt, die Rochow und die Bredow, die edlen Gänse von Burg Putlitz, die Grafen von Lindow, die von Arnim und die großen, schwertesmächtigen Geschlechter aus dem Oderlande, die Wedell, Uchtenhagen, Mörner, die Waldow und die Greifenberg. Wer kann die Namen alle nennen! Jedweder Mann aber, welcher diese Menge bunter Wappenfahnen übersah, mußte es eingestehen:

„So schwertesfroh, so machtbewußt durch ihrer Heldensöhne Kraft wie die Mark Brandenburg ist kaum ein zweites deutsches Land!"

Immer stärker wurde der Andrang zu König Erichs Feste. Eine alte Chronik sagt uns:

„Diese unzählbare Menge von Rittern und Rossen in den schimmerndsten Rüstungen versetzte jeden in Erstaunen. Auch edle Frauen waren mitgezogen, von Schleiern umwallt, das Federspiel*) auf der stark behandschuhten Rechten, in Gold prangend und Seide. Dazu kamen die Zuschauer, deren Zahl man niedrig auf etwa 7000 Mann schätzte, alle im höchsten Staate. Und nun gar die Gaukler, Possenreißer und Spielleute, die Springer, Ringer, Wettläufer und Kämpfer, die Schalksnarren und Klopffechter, die Trompeter, Pfeifer, Geiger, die Sänger und Sängerinnen mit ihren Leiern, Hackebrettern und Dudelsäcken, die Spielhalter mit ihren Würfeltischen und Glücksrädern! König Erich hatte dafür gesorgt, daß all diese Tausende eine Woche lang unentgeltlich mit Nahrung und Trank versehen werden konnten. Markgraf Woldemar, welcher den König, wenn möglich, an Prunk noch zu überbieten suchte, hatte gemeinschaftlich mit dem Herzog Otto von Lüne-

*) Federspiel = Falk.

burg zwei Brunnen einrichten lassen, welche den Tag über von früh bis zum späten Abend Wein und Bier aus ihren Röhren strömen ließen. Davon mochte jedweder sich schöpfen, soviel er Lust hatte. Auch einen ganzen Berg Hafer hatten König Erich und der Markgraf Woldemar in freiem Felde zusammenfahren und auftürmen lassen, von welchem jeder für seine Rosse nehmen durfte.

So kam der St. Johannistag, an welchem Woldemar mit seinen Edlen den Ritterschlag erhalten sollte. Erwartungsvoll saß er an dessen Vorabende, dem 23. Juni, mit seiner jugendschönen, herrlich geschmückten Gattin und seinen Edlen auf einer Estrade, einer Bühne, vor seinem farbenbunten, mit Laub und Fahnen gezierten Zelte. Da nahten im Strahle der golden über fernen Wäldern stehenden Abendsonne des Königs Boten in glänzendem Zuge. Sie brachten reiche Geschenke, Mäntel, den Vornehmsten sogar einen Scharlachmantel, Überröcke, mit Grauwerk*) wohl gefüttert, Gürtel und Spangen, — für Frau Agnes aber einen kostbar aufgezäumten Zelter und für den Markgrafen Woldemar einen strahlenden Schild, eine getriebene Platte von edlem Metall, von schimmerndem Silber, auf welcher in Gold und rotem Schmelz der Markgrafenaar prangte. Als diese Geschenke für die hundert, zu Rittern zu schlagenden Brandenburger und ihre Fürsten niedergelegt und mit Dank empfangen worden waren, sprach Ritter Helmuth von Moltke in feierlichen Worten den Spruch der Ladung zu dem Ritterschlage aus. Woldemar nahm dieselbe an und ließ den Boten einen hohen, silbernen Pokal mit dem Ehrenweine reichen.

Am nächsten Morgen zog Woldemar mit allem seinen Gefolge vor das Königszelt, vor welchem Erich Menved, gerüstet und mit dem Purpurmantel geschmückt, in der Mitte der dänischen, holsteinischen und mecklenburgischen Ritter ihn erwartete. Der Erzbischof von Lund hielt unter freiem Himmel die Messe ab; dann weihte er die hundert Schwerter, die rechts und links auf des Altares Stufen lagen. Mit einem Segenswunsche, bei dessen Worten alle niederknieten, trat er ab. Jetzt bestieg der König Erich selbst die Altarstufen. Er stülpte den Helm auf sein Haupt und riß das Schwert aus der klirrenden Scheide. Es war ein feierlich-ernster Augenblick; — der König, im stählernen Arme die hocherhobene, blitzende Waffe, und vor ihm die knieende Menge!

---

*) Pelzwerk.

Jetzt ließ Erich das Schwert langsam sinken und stützte sich auf das Kreuz desselben.

„Was begehrt Ihr?“ fragte er in deutscher Sprache.

Da erhob sich Markgraf Woldemar. „Es ist unser ehrerbietiges Verlangen, durch Ew. Majestät königliche Huld in den Orden des Rittertumes auf- und angenommen zu werden“, so sprach er.

„Die Aufnahme sei Euch gewährt, dafern Ihr gelobet, den Pflichten des Rittertums getreulich nachzukommen“, erwiderte der König. „Welches diese Pflichten sind, das wißt Ihr wohl. Es gilt, sich treulich zu halten zu Gott und zu der Ehre, für das heilige Kreuz wacker zu kämpfen, Witwen, Unmündige und Waisen zu schützen, ungerechten Krieg und schnöden Sold zu meiden, allezeit wahr und getreu zu sein und tadellos in dieser Welt zu leben. Wolltet Ihr das?“

„So wahr uns Gott helfe zur ewigen Seligkeit! Amen!“ erwiderte der Markgraf.

„So tretet denn einer nach dem andern, — Du aber, Woldemar, mit Deinem Herzensfreund Niklas von Buch, zuerst vor diese heil'ge Stätte hin! Beuget das Knie und Eure Häupter! Leget in meine Hand das ernste, bindende Gelöbnis steter Treue ab; empfanget dann die Sporen und das gottgeweihte Schwert, den Gürtel und den Mantel! Es sind die Sporen edler Ehrbegier; es ist das Schwert des Gottesgeistes; es ist der Gürtel edler Scham und Zucht, — der Mantel der Barmherzigkeit.“

Woldemar und Klaus von Buch knieten bereits vor dem Könige. „Treue Freunde im Leben und im Tode!“ sprach Erich ernst. „Bleibt das, Ihr hochgemuten, jungen Herzen! Glücklich der Fürst, der einen Freund fand!“ Dann that der König die drei Schläge in den Nacken beider. „Im Namen Gottes, des Erzengels Michaels und St. Georgs, des guten Ritters! Ein Bess'rer soll der Ritter sein, als einst der Edelknecht. Stehet als Ritter auf, und Gott mit Euch!“ so schloß er.

Die beiden Freunde erhoben sich. Zwei dänische Ritter, die zu Seiten des Königs standen, legten ihnen die Sporen, den Gürtel und das Schwert, sowie den Mantel an. Dann reichte der König ihnen die Rechte. In ähnlicher Weise wurde der Ritterschlag dann an den 98 anderen vollzogen. Das „Te Deum laudamus“ beschloß die Feier, welcher ein glänzendes Mahl im „Rosengarten“ folgte. Der Dänenkönig ließ bei demselben eine Pracht entfalten, wie sie Norddeutschland

wohl noch nicht erblickt hatte; — uraltes Wikinger-Gold, kostbare Gefäße von phantastischem Reize, schmückten die mit Rosensträußen bedeckte Tafel. Die Drosten oder Truchsessen brachten die Speisen zu Rosse; der König hatte ihnen zu diesem Tage ein ganz neues Gewand fertigen lassen, und selbst die Rosse waren ganz und gar mit prächtigen, buntschimmernden Decken behangen. An edlen Getränken war fast Überfluß vorhanden. Mit den Stückfässern herrlichen Weines vom Rheine aber war zugleich ein hochwillkommener Gast vom schönsten Strome Deutschlands zur fernen Warnow hingezogen: das war Meister Heinrich von Meißen, „Frauenlob“ genannt. Kein Wunder, daß derselbe während der Tafel seine begeistertsten Weisen sang; — fand er doch alles hier, was nur sein Herz entzückte — kühlen Wein, ritterliche Männer in prangendem Schmucke und holde, edle Frauen! Wie pries sein Lied den hochgemuten Woldemar und Agnes, die Hohe, welche des Sängers Locken mit einem Rosenkranze und seine Brust mit einer güldenen Kette so mild und freundlich geziert hatte! Und nach dem allen, — nachdem der letzte Ton des Tanzreigens verklungen war, diese entzückende, balsamische Nacht! Stärker dufteten die Rosen jetzt, da sich Stille, tiefe Stille über das weite Lager an der Warnow zu breiten begann, und heller leuchteten die Sterne. Fürwahr: Der „Fürstenhof“ vor Rostock schien in der rauhen, sturmdurchtosten Welt eine wonnige, Ruhe und jedes Glück gewährende Insel der Seligen zu bedeuten. Woldemar und Agnes vermochten jedoch diese Ruhe nach den Erregungen des Tages noch nicht so bald zu finden. Sie saßen unter dem offenen Pavillon ihres Zeltes eng an einander geschmiegt und blickten zu dem hellen Firmamente der Sommernacht empor. „Hast Du nicht alles nun, was einst Dein Herz begehrt?“ fragte die Markgräfin mit leiser, vor seligem Glück erbebender Stimme den Gatten. „Ja, alles!“ erwiderte er, ihr Haupt an seine Brust ziehend. „Nun aber will ich's zeigen, daß ich Ritterschaft und Minneglück verdiene! Hell soll er strahlen, unsrer märk'schen Heimat Stern!“ —

Vom nächsten Tage an folgten Turniere, — Wettkämpfe, welche bei den Zielen König Erich Menvedş zugleich auch einen ernsten Zweck besaßen. Die Ritter und ihre Streitrosse, sagt die Chronik, erschienen beim Turnier in den prächtigsten Rüstungen. Sie wurden in zwei Rotten geteilt, deren eine der König Erich, die andere der Markgraf Woldemar befehligte. Auf der Seite des Königs befand sich der Herzog

Woldemar von Schleswig mit seinen 300 Rossen und 6 Bannern; bei Markgraf Woldemar aber standen die deutschen Fürsten. Langsam und feierlich ritten die beiden Haufen gegen einander auf, sich ehrerbietig grüßend. Dann begann der Gesamtkampf, der „Buhurt". Die Streitrosse flogen gegen einander, und die Lanzen splitterten. Gar mancher prangende Ritter fand sich — am sand'gen Boden wieder. Unerschütterlich aber blieben Woldemar und Nikolaus von Buch im Sattel sitzen, und glanzvoll schimmerten an ihren Armen die Schilde von Silber mit dem roten Adler, das Markgrafenzeichen, und mit dem roten Querbalken, das schlichte, ernste Wappenmal derer von Buch. Ja, Markgraf Woldemar zeigte es nun, daß er Ritterschaft und Minneglück verdiene: Frau Agnes hatte die hohe Freude, den Gatten sowohl als Sieger im Buhurt, dem Gesamtkampfe, wie im Einzelstreite, im Tjôste, mit einem Kränzlein krönen zu können; er hatte selbst Helmuth von Moltke bestanden, ohne in den Bügeln zu wanken.

So ging's im „Rosengarten" vor Rostock lange, lange Zeit in Lust und Freude hoch und herrlich her. Verwundert blickten die Männer von Rostock von der Höhe ihrer stolzen Mauern und ihrer gewaltigen nun geschlossenen Thore auf das Hoflager des Dänenkönigs hinab, sich wundernd, was aus dem allen schließlich werden sollte. Da, eines hellen Julimorgens, war das ganze Zeltlager verschwunden. Mit fast allen seinen Gästen war, wie man von den Landleuten gar bald erfuhr, der König Erich aufgebrochen, um zunächst Wismar zu züchtigen; nur Heinrich der Löwe von Mecklenburg war mit seiner Mannschaft nordwärts nach Warnemünde gezogen, um die Rostocker daran zu verhindern, zur See denen von Wismar zu Hülfe zu kommen. Bei Warnemünde lag auch König Erichs Flotte. Aus frohem Spiel war also plötzlich grimmer Ernst geworden; die Rostocker aber jubelten, daß sie so vorsichtig gewesen waren, den Fürsten ihre Thore nicht zu öffnen.

Wismar war eine starke Veste, — der stärksten und mannhaftesten eine an der Ostsee; allein die Stadt war jetzt schwer bedroht. Ein harter Kampf entbrannte. Den hatten die Fürsten überdies vorausgesehen; darum waren all' die zarten Frauen, welche das Lager vor Rostock mit ihrer Gegenwart verherrlicht hatten, nach Hause gezogen. Vor Wismar aber erklangen in bitterem Kampfe Speer und Schild; die Bürger wußten, daß es ihrer Freiheit galt und boten alle Kräfte auf, dieselbe zu erhalten.

Allein enger und enger schloß sich der Ring um die Stadt. Am „Pfaffenteiche" und am „Floß" vor Wismar erhoben sich mächtige Belagerungstürme und gar seltsame Namen hatte man ihnen gegeben: „Höllenhund" und „Flöte". Ballisten und Katapulte warfen von ihnen aus große Steine gegen die Mauer; — Schützen versendeten von ihrer Höhe herab hellbrennende Pfeile. Die Hopfengärten und Getreidefelder im Umkreise der Stadt wurden völlig zerstört. Dann wurde vom „Weberkampe" aus ein Sturm gegen die Stadt unternommen; allein die Bürger schlugen ihn zurück. Auch die dänischen Schiffe mußten von der Stadt ablassen; die Städter hatten fliegendes Feuer unter dieselben geworfen. Da schwoll der stolzen Bürger Mut; sie unternahmen einen Ausfall. Der aber lief sehr unglücklich ab; denn Woldemar von Brandenburg hatte ihre Absicht wohl bemerkt und empfing sie übel; — 400 Bürger fielen unter den Brandenburger Schwertern vor dem Alt-Wismarschen Thore der Stadt. Auch die dänischen Schiffe kehrten wieder zurück, und so erlahmte, von Rostock völlig abgeschlossen, endlich die mannhafte Verteidigung. Nach langem Kampfe, am 15. Dezember 1311, beugten sich die Bürger von Wismar den verbündeten Fürsten, die nun siegprangend in die offenen Thore einzogen.

Mit Allgewalt aber zog's den wohlerprobten Ritter Woldemar nun wieder nach der Mark zurück; er wollte seines jungen Glückes froh werden! Es drohte ihm ferner Kampf auch in dem Lande Meißen, welches seit 1305 im Pfandbesitz der Ballenstädter sich befand und welches ein jugendlicher Held als sein väterliches Erbe sich jetzt zurückforderte. Furchtbares war ja einst in Meißen und Thüringen geschehen! Vor dem Mordstahle des eigenen Gatten, Albrechts des Entarteten, war die Enkelin der Staufer von der Wartburg geflohen: Margarethe von Österreich hatte auf schwankender Strickleiter den Weg der Rettung angetreten; — allein noch einmal mußte sie zurück, zurück zu ihrem jüngeren Sohne Friedrich und zu dessen Bettlein! Im Schmerze der Trennung hatte ihr heißer Kuß sich in einen Biß in die Wange ihres heißgeliebten Söhnleins Friedrich verwandelt. Aus dem „gebissenen Friedrich" aber war nun schon lange ein Held von Stahl und Stein geworden, ein Kämpe ohne Tadel. Jetzt verlangte derselbe von den Ballenstädtern die Herausgabe des Landes Meißen und zwar ohne jedes Entgelt, und doch hatten Woldemars Vorgänger dasselbe einst für 50000 Mark Silbers in ehrlichem Kaufe erworben. Wohl wußte der Markgraf,

welch ein Gegner ihm in dem „gebissenen" Friedrich erstanden war. Er forderte deshalb Urlaub vom Könige Erich; — gegen Rostock konnte, da nun der Winterschnee die Fluren deckte und der Sturm über die Küstenlande dahinschnob, ja so wie so nichts weiter unternommen werden! Auch König Erich sah ein, daß Woldemars Lande der Anwesenheit desselben dringend bedurften. Huldvoll erteilte er ihm daher Urlaub.

„Ziehet denn hin, mein junger Held", so sprach er, „mit Lorbeer reich geschmückt! Vor Wismar habt Ihr das beste gethan. Drum laßt mich auch im Frühjahr Euren starken Arm nicht missen. Gehabt Euch wohl, mein hochgemuter Freund! Wehen die ersten Lenzeswinde wieder übers Wendenmeer, so flattern auch der rote Adler und das weiße Kreuz wieder vereint vor Rostock!"

„Und hoffentlich zu sieghafter Entscheidung!" sprach Markgraf Woldemar. „Ich bleibe jenem Worte, das mich an Euch bindet, treu!" —

In der Halle des Schlosses zu Tangermünde leuchtete in den hohen Kaminen soeben das Weihnachtsfeuer. Noch war es damals in deutschen Landen nicht Brauch, den Weihnachtsbaum zu entzünden; allein man feierte das hehre, frohe Fest der Gottes- und der Menschenliebe doch, wenn auch in anderer Art. Bei Kerzenscheine stellte man in den Kirchen und Häusern die so tief ergreifende Geschichte der Geburt des Erlösers scenisch dar; man übertrug das Wunder der Weihnacht von neuem und immer wieder von neuem in die Wirklichkeit. Das war heut' auch im Schlosse zu Tangermünde geschehen! Im Hintergrunde der Halle war in hellem Lichterstrahle eine Krippe aufgestellt, vor welcher die drei Weisen, ihre Gaben spendend, knieten; neben der Krippe, in welcher ein Kindlein lag, saßen Maria und Joseph. Es waren, abgesehen von dem Kindlein, welches durch eine Puppe ersetzt wurde, lauter junge Kleriker aus der Stadt Tangermünde, welche das Weihnachtsspiel darzustellen übernommen hatten, und sie thaten's mit Lust und Liebe und zur höchsten Belustigung der hohen Frau Agnes und ihres gesamten Hofgesindes. Die Handlung war eben im besten Verlaufe. Soeben wurde der Stern entzündet und die Hirten sangen in plattdeutscher Sprache, nachdem sie die göttliche Botschaft vernommen hatten, die Verse:

„Nun laßt uns geh'n nach Bethlehem dem Städtlein,
Zu schauen, was uns Engelsmund verkündet."

Und jetzt traten in reichem Schmuck auch hier wieder die in der Mark so sehr beliebten heiligen drei Könige auf. Allein sie sangen hier etwas

anderes, als sie im Jagdschlosse Werbellin einst vor dem sterbenden Markgrafen Otto hatten verlauten lassen. Weihevoll erklang hier ihr Hymnus:

„Sieh' da, der Stern, den wir im Osten schauten,
Er schreitet leuchtend wieder vor uns her!
Er kündet, daß geboren ward der Heiland,
Den Bileam geweissagt, als er sprach:
‚Ein Stern aus Jakob wird ersteh'n, ein Mensch
Aus Israel, der aller Heiden Fürsten bändigt;
Die ganze Erde wird sein Eigentum!'

Zwei Priester, in Dalmatiken gehüllt, fragten darauf:

„Wer sind die, welche, von dem Stern geleitet,
Uns Unerhörtes heut' zu bringen kommen?"

Und nun antworteten die Weisen:

„Ihr schaut die Könige von Saba, von Tharsus und Arabien,
Wir bringen Gaben unserm Herrn und König,
Dem neugebor'nen Christ, den, sterngeführt,
Wir freudig zu verehren kommen!"

Soeben setzten die drei Magier die Gefäße mit Gold, Weihrauch und Myrrhen vor der Krippe nieder: da wurde die Thür jäh geöffnet. Ein klirrender Schritt und Sporenklingen wurden vernehmbar. „Mein Gatte!" rief Agnes und stürzte dem Eintretenden entgegen, der die Kapuze des Mantels über den Helm gezogen hatte. In heller Freude drückte sie einen Kuß auf die Lippen des Rittersmannes.

„Halt, gnäd'ge Fürstin!" rief der letztere, fast erschrocken. „Bin ja nicht Markgraf Woldemar, sondern nur sein Bote, Klaus von Buch!"

Da lachten alle hell auf, und das Schauspiel der Kleriker wurde fast vergessen. In der That war die Ähnlichkeit zwischen dem Markgrafen und dem bevorzugtesten seiner Diener mit der Zeit eine fast erstaunliche geworden, sowohl in der Haltung des Körpers wie in den Zügen des Angesichts. Nur, wer sehr sorgsam prüfte, sah es, daß Herr Klaus von Buch doch etwas älter war als Woldemar.

Frau Agnes hätte vor Beschämung fast in die Erde sinken mögen; allein der junge Edelmann half ihr nach Rittersitte schnell aus der Verlegenheit heraus.

„Ich danke Euch für solchen Willkomm', vieledle Frau!" rief er fröhlich und herzlich. „Allein ich weiß es wohl, derselbe galt nicht mir, sondern dem geliebten sieggekrönten Herrn, in dessen Namen ich komme und der sogleich vor Euch erscheinen wird."

„Wo weilt mein Gatte?“

„Klaus von Buch lächelte. „Ich darf nichts weiter verraten, als daß er unten in der Stadt ist!“ sprach er. „Doch hört! Schon tönt sein Horn am Burgthor!“

Das Spiel in der Halle war völlig unterbrochen; alle eilten nach dem schneebedeckten Burghofe hinaus. Über die Brücke von Schloß Tangermünde aber ritt jetzt ein seltsamer Zug ein, — ein „Mummenschanz“, wie man es damals nannte, — Reiter in weißen, wallenden Gewändern auf weiß behangenen Rossen, umgeben von Knechten, die sich mit Moos, mit Tannengrün, mit überlangen Bärten von Flachs gar wunderlich geziert hatten. Solche Umzüge fanden in jenen Tagen zur Weihnachtszeit in Deutschland allüberall statt; sie waren ein Überbleibsel der altheidnischen Feier der Wintersonnenwende, und jener „Schimmelreiter“, welcher den Zug anführte, war im Grunde nichts anderes als die Maske des großen, herrlichen Gottes Wodan, dessen Wiedererscheinen auf Erden unsere Altvordern grade dann feierten, wenn unter Schnee und Eis die ersten zeugenden Kräfte der Erde sich wieder regten. Ein Gott aber naht stets gütig und mit reichen Gaben. Die Knechte des Zugführers trugen daher unzählbare verhüllte, vielumwickelte Packen und Päcklein und drängten sich frohlockend und scherzend ins Burgthor.

„Unheil hinaus!
Segen ins Haus!
Furcht und Sorge zum Giebel hinaus!“ —

Der vermummte Reiter rief's und sprang vom Rosse, um die Gattin in seine Arme zu schließen. Ein jauchzendes: „Woldemar!“ entrang sich ihren Lippen. Ja, er war's! Seine Knechte aber warfen ihre Päckereien unter hellem Zuruf in die lichtschimmernde Halle; jedes Stück war mit einem Namen beschrieben, und keiner von dem Hofgesinde war vergessen. D'rin in dem warmen Raume aber entledigten sich die Verkleideten ihrer Hüllen, und jetzt stand Woldemar in seiner vollen Ritterherrlichkeit vor Frau Agnes und wand ihr eine Kette um den Nacken; die schimmerte von Gold und Perlen und von buntem Schmelz. Die schönste war's, welche der rheinische Goldschmied dort unten in der Stadt Tangermünde feilgehalten hatte! —

Das war eine Freude! Ein Grüßen, ein Jauchzen, ein Necken, ein Lachen! Wie mundete der heiße, gewürzte Wein nach dem letzten, scharfen

Ritte, und wie glühten die Wangen! Da neigte sich Ritter Klaus von Buch zu Woldemars Ohre; — er deutete zugleich mit der Linken auf die jungen Schüler und Geistlichen, deren Darstellung so jäh unterbrochen worden war. Schnell erhob sich der Markgraf, dessen Antlitz vor Freude strahlte:

„Da sei Gott vor", sprach er, „daß wir in frohen Tagen der himmlischen Botschaft vergessen sollten, von welcher wir Trost erwarten zu trüber Zeit! Setzet Euer Spiel fort, lieben Freunde! Freudig vernehmen wir, die wir das harte Waffenhandwerk treiben, Worte, die Frieden uns verheißen!" Und von neuem begann das Spiel, bis es in einen Lobgesang auf den Erlöser ausklang. —

Gewiß, das war ein froher Abend, und frohe Tage folgten ihm! — Allein Woldemar vergaß im Genusse seines jungen Glückes keineswegs die ernsten Pflichten, um derentwillen er von Erich Urlaub erbeten hatte. Er rüstete Krieg gegen Meißen, gegen Friedrich den Gebissenen und seinen Bruder Dietzmann.

Der Winter von 1311 zu 1312 war ein verhältnismäßig milder. Er gestattete einen Feldzug nach den Elblanden, und unverzüglich unternahm Woldemar denselben, nachdem die weihnachtliche Zeit vorüber war. Wie ein Wettersturm brausten die brandenburgischen Reiter durch die Fluren, über denen der feuchte, schwere Dunst eines regnerischen Winters lag, der Lausitz und dem Lande Bautzen entgegen, die von dem Angriff der fürstlichen Brüder von Meißen besonders stark gefährdet waren. Wohl waren die Wege in den Niederungen der Elster oft fast unpassierbar; dennoch stand Klaus von Buch mit dem Vortrab des Heeres gar bald vor der Stadt Großenhayn, damals Hayna geheißen. Die Berennung begann; da aber das größere und schwerere Belagerungsgerät fehlte, so war gegen die guten Mauern von Hayna nicht eben viel auszurichten. Nun aber traf auch Woldemar im Lager vor der Veste ein; — mißmutig sah er, daß hier ein Überfall nur helfen könne. Er befahl ihn. In dunkler Regennacht, da der Sturmwind sausend durch der Bäume Wipfel fuhr, und die Schauer an den Wandungen der Zelte klatschend niederrannen, wählte er eine Anzahl von dreißig Männern unter den Freiwilligen aus, die sich auf seine Aufforderung gemeldet hatten. Und der Erfolg schien den kühnen Kriegern in der That zu lächeln. Unbemerkt kamen sie über die Wälle, die Gräben; ja, es gelang ihnen sogar, auf Strickleitern die hohe Mauer zu ersteigen; denn

wer konnte in solcher Nacht sich eines Überfalls gewärtigen? — Schon schickten sich die dreißig an, eine Thorwache zu überrumpeln, um dem Markgrafen die Pforte zu öffnen und die Zugbrücke niederzulassen: da bog ein Trupp Gewaffneter in den Gang hinter der Mauer ein, und heller Fackelschein leuchtete vor den Brandenburgern auf. Ein Gerüsteter führte die Meißner; das war der wackere, unermüdliche Stadtwachtmeister von Großenhayn, der Junker Kaspar von Maltitz. „Holla!" rief er den Meißnern zu. „Wir haben ungeladene Gäste, und die gehören unter den Tisch! Nun laßt uns an ein weidlich Schädelspalten geh'n!" Es entkam keiner der dreißig; — vergeblich harrte Woldemar, daß ihm das Thor geöffnet würde.

Auf dem Marktplatze von Hayna aber loderten die Feuer, und selbst der unaufhörlich niederplätschernde Regen vermochte sie nicht zu ersticken. Kaspar von Maltitz waffnete seine Scharen und die Zünfte, vor allem die Tuchmachergilde von Großenhayn. Als nun der erste Hahnenkraht erscholl, da sprach der wackere Junker:

„Jetzt ist es Zeit! Jetzt werden sie in Schlaf gesunken sein; — jetzt unbemerkt zum Wildenhayner Thor hinaus, und dann die Fackeln in ihr Lager! Dietz Grünrad", — so hieß der Altgesell der Tuchknappen; — „nimm Du die Spitze!" —

Es war in der That so, wie Kaspar von Maltitz vermutet hatte; — die Märker hatten zu ihrem Schmerze eingesehen, daß sie die dreißig kühnen Gesellen verloren geben mußten; sie hatten nach der schlimmen Nacht Ruhe gesucht. Nur hie und da leuchtete noch ein Wachtfeuer. Da die Meißner die genaueste Kenntnis der Örtlichkeiten besaßen, so ward es ihnen nicht schwer, in die Zeltreihen einzubrechen. Schon nahten sie dem Zelte Woldemars. Der Regen hatte nachgelassen; — schwer und schlaff hing an der Fahnenstange das Banner Brandenburgs herab. Ein Hieb mit der Streitaxt, und der Schaft zersplitterte; Dietz Grünrad brach ihn vollends und faßte das Palladium. In demselben Augenblicke trat ein Gerüsteter aus dem markgräflichen Zelte hervor. Es war Klaus von Buch. Bei dem schwachen Lichtscheine, der von innen hinausfiel, konnte der Ritter nur bemerken, was mit der Markgrafenfahne vorging; allein das genügte. Mit weithinschallender Stimme rief er: „Verrat!" Sofort ertönten die Signalhörner im Lager.

Niklas hatte sein Schwert gezogen und sich vor den Eingang des Zeltes gestellt; er hatte einen schweren Stand und sah den Tod vor

Augen. Allein nur für wenige Augenblicke. Da traten ihm Woldemar, Konrad von Redern und Droiseko von Kröchern zur Seite. Die Herren hatten nür unter den Waffen geruht. Jetzt aber strömten von allen Ecken und Enden die Märker zum Markgrafenzelte hin. Brandenburgs Banner in der Linken, machte Dietz Grünrad noch einmal einen wütenden Ausfall gegen Klaus Buch. Da aber rief Maltitz mit Donnerstimme: „Zurück!" Auch der kühne Altgesell mußte dem Befehle folgen, wollte er den Gewinn der Trophäe nicht mit dem Leben bezahlen.

Ein wirrer Kampf; — aber die Meißner schlugen sich dennoch durch! Und wie sehr die Märker sich auch mühten, das Banner Woldemars wiederzugewinnen: es gelang ihnen nicht. Klaus von Buch knirschte mit den Zähnen; aber die Meißner nahmen den Tuchknappen in ihre Mitte und zogen sich langsam, jedoch in festgeschlossenem Haufen in ihre Verschanzungen zurück.

Tiefe Trauer herrschte im Märkerheere. Die Großenhayner aber vermeldeten trotz der brandenburgischen Umschließung ihrem geliebten, ritterlichen Margrafen, Friedrich dem Gebissenen, gar fröhlich, was geschehen. Da schrieb der Fürst ihnen hocherfreut zurück:

„Wartet nur, — ich komme gar bald! Gott lohne Euch die Treue, die Ihr mir haltet! Das Banner der Märker aber sollt Ihr für alle Zeiten als ein Heiligtum aufbewahren; denn das weiß ich wohl:

‚Leicht erobert man Brandenburger Fahnen nicht.‘

Ist wieder Frieden, so sollt Ihr mit Eurer Beute und großer Musika alljährlich zweimal einen Umzug halten durch die Stadt!"

Und das ist nachmals, wie die Chronik sagt, zu Großenhayn auch so gehalten worden bis zum Jahre 1744; — da zerfiel auch der Stock des märkischen Banners; von der Seide war schon längst kein Fetzen mehr vorhanden. —

Der Ingrimm aber lehrt wachen. Fester noch schloß sich der eherne Ring um Hayna. Woldemar mußte überdies erwarten, daß Dietzmann und Friedrich mit der gebissenen Wange ihrer getreuen Stadt zur Hülfe kommen würden, um sie zu entsetzen. Er ließ daher ein Lager mit zwei Fronten bilden: — die eine gegen die Stadt, die andere gegen die Burg Meißen, bei welcher, wie man auskundschaftet hatte, Markgraf Friedrich starke Heeresmassen sammelte. Darüber ward es März.

Und wieder kam eine finstere Nacht, wie die zu sein pflegen, in welchen der Frühling mit Brausen in die deutschen Lande einzieht. Im

äußern Lager, gegen Meißen hin, wachte Woldemar selbst — im innern, gegen die Stadt, Klaus von Buch. In den Wäldern zwischen Hayna und Meißen, in welchen die ersten Knospen sproßten, aber lagen zerstreut in Erdtiefen und hinter den Tannenbüschen brandenburgische Wachtposten, welche von Droiseko von Kröchern befehligt wurden und die engste Verbindung unter sich und mit dem Lager unterhielten.

Der alte Kämpe Droiseko lag an dem Märzenabend, in seinen Mantel gehüllt, mit seiner Mannschaft in einem jener Erdlöcher, die man so oft in sächsischen und märkischen Wäldern vorfindet. Die Sonne war hinter Regenwolken bereits zur Rüste gegangen; feucht fiel es vom Himmel; den Ritter fröstelte. Er hielt indessen scharfe Ausschau. Plötzlich richtete er sich auf und zog den Mantel fester um sich. Mit seinem Falkenauge blickte der vielversuchte und vielerprobte Mann auf die nahebei sich vorüberziehende Heerstraße nach Meißen hin, auf welcher ein einzelner Reiter auftauchte. In schnellster Gangart näherte sich jetzt dessen edles Roß der ersten Wacht. Schon hob einer der Armbrustschützen seine Waffe empor. Da schlug Droisekos kräftige Faust sie ihm wieder nieder. „Das ist der greise Friedrich von Alvensleben ja!“ rief der Ritter. „Unser guter Freund! Wie kommt denn der hierher!“

Und jetzt ertönte der laute Ruf:

„Hie gut Brandenburg all'weg'!“ über die Heerstraße hin. Erstaunt blickte der alte Tempelmeister sich um und hielt das Roß an. Da trat Ritter Droiseko aus seiner Erdhöhle vor.

Mit Erstaunen, aber mit großer Herzlichkeit begrüßten sich die beiden. Dann erzählte der ehemalige Ordensritter in fliegender Hast:

„Wir sind auch in dem Drömling*) kaum mehr sicher: die Herzöge von Braunschweig wollen uns nicht mehr dulden, und wir sind nur schwach! Nun wollt' ich Kriegsvolk werben, um den letzten Kampf zu führen, und gedachte, daß Markgraf Friedrich der Gebissene uns noch mit großer Schuld verhaftet ist, ritt also nach dem Schlosse Meißen, um den armen Brüdern zu erbitten, was sie nach gutem Rechte fordern dürfen. Nun hört, Herr Droiseko, welcher Empfang mir ward! — Ins Burgthor eingelassen ward ich nicht; der Markgraf kam selbst an die Brücke. Er hörte meine Bitte, lachte dann aber überlaut.

---

*) Die Sumpfgegend an der niedersächsischen Grenze der Altmark.

„Jetzt willst Du Geld“, so rief er mir dann zu, „wo ich mit Woldemar zu rechnen habe? — Und Du willst Geld, ein Ketzer und Gebannter? — Nein, Friedrich Alvensleben, reiß' den Schuldbrief durch! Ich zahle jetzt mit andrer Münze!“

Und dabei hielt er einen Bund von Pfeilen hoch. Ich aber wandte meinen Renner, das einzige Besitztum noch, das mich ans Morgenland erinnert! Die Meißner jagten mir nach; was aber sind ihre Rosse gegen meinen Araber? In Windeseile flog ich durch den Wald. Sie ließen ab von mir. Was ich vorm Schlosse Meißen sah und hörte, ist von der größten Wichtigkeit für Euch. Heut' Nacht will Markgraf Friedrich Großenhayn entsetzen!“

„Ihr wißt das sicher, edler Meister?“

„Völlig sicher, Ritter Kröchern. Ich sah die Rüstungen in Stadt und Burg! Und diese wilde Jagd auf mich, — nur darum ward sie angestellt, daß ich Euch nicht die Kunde überbrächte.“

„Herr Meister“, sprach Droiseko nach kurzer Überlegung, „thut mir den Gefallen und eilet selbst zum Herrn. Ein Knecht mag Euch geleiten. Doch eine Frage noch! Rittet Ihr diesen Weg — sogleich?“

„Wie hätt' ich's wagen dürfen! Ich komme über Riesa. Dort benützte ich die Fähre; — dort hört' ich erst, daß Markgraf Woldemar vor Hayna liegt. Da wußte ich, was mir zu thun gebührte!“

„Vortrefflich!“ rief der Ritter von Kröchern. „Nun wollen wir den Meißnern eine schlimme Falle stellen! Ich ziehe seitwärts mich zurück! Der Wald soll ausgestorben scheinen, wann die Meißner kommen! Sind sie mit Markgraf Woldemar im Handgemeng', so breche ich hervor und fordere blut'ge Sühne für das Banner Woldemars! Doch reitet, mein Herr Meister! Jedweder Augenblick ist kostbar!“ —

Jetzt war das letzte, blutig scheinende Abendrot längst, längst verglommen. Der Regen hatte nachgelassen; nur, wenn der Sturm die Bäume schüttelte, jagte er für einen Augenblick wieder über die in Nacht versunkene Landschaft. Auf der Heerstraße durch den Wald aber zogen Reiter und Knechte dahin, — langsam nur und in einzelnen Trupps. Da, wo die letzte Höhe vor dem Elsterthale sich erhebt, leuchteten ihnen bereits die brandenburgischen Feuer aus dem Thale matt entgegen. Als sie deren Schein erblickt hatten, sammelten sie sich; — ihre Anzahl war stattlich genug.

Eine bange Nacht! Wann der Sturm schwieg, konnte man die Töne der Stundenglocke von Hayna bei den Reitern deutlich vernehmen.

Sie warteten bis nach Mitternacht. Da flammte auf dem hohen Kirchturme der Stadt in der Türmerwohnung ein sterngleiches Licht auf. „In St. Georgs und aller guter Ritter Namen hinab!“ befahl der Anführer, die Lanze einlegend.

Wie ein Wetter jagten sie in die Niederung hinein. Allein, was war das! Jetzt tönten Trompeten vor ihnen, und jetzt antworteten Hörner hinter ihnen, und jetzt erklang's auch rechts und links zur Seite. Allein die Rosse waren im Laufe; es war kein Halt mehr. Und dort unten lag brandenburgisches Fußvolk, wie man im Schein der Feuer nur mit Müh' und Not erkennen konnte, vier und fünf Reihen tief mit vorgehaltenen Hellebarden vor den Verschanzungen des Lagers!

Die Verwirrung war unbeschreiblich. Von der Stadt her stürmten die Glocken; auch die tapferen Bürger von Großenhayn hatten wieder einen Ausfall veranstaltet. Das ermutigte die meißnischen Ritter. Da aber fiel ihnen brandenburgisches Fußvolk in den Rücken und in die beiden Flanken. Alle Tapferkeit war vergeblich; — die Meißner waren verloren: sie streckten die Waffen.

Nur einige wenige Reiter kämpften noch mit wilder Tapferkeit. Der eine trug einen schmalen Goldreifen um den obern Teil des Helmes, der in düster-rotem Schein erblitzte. „Rehfelde!“ rief er einem Genossen zu. „Dort ist Woldemar! Auf, — ihm entgegen!“ Die Lanzen waren schon lange zersplittert; man kämpfte mit den Schwertern. Die Beiden rissen die Rosse herum und sprengten gegen den Markgrafen an, der sie mit hoch erhobener Waffe erwartete. Allein es kam zu keinem Zusammenstoße. Zwei riesige märkische Knechte fielen den fürstlichen Reiter an und rissen ihn vom Rosse. In demselben Augenblicke strauchelte auch das Pferd seines Genossen.

„Ergieb Dich, Vetter Friedrich!“ rief Woldemar. „Arger Vetter! Hast mir das Leben schwer genug gemacht! Ein ritterlich' Gefängnis und ein ziemlich' Lösegeld!“

„Ich muß wohl, Woldemar! Denn dieser Goliath, der mich vom Rosse zog, erdrückt mich fast. Mein Ehrenwort! Kerl, laß mich los! Wie heißt Du, Enakskind?“

„Bin ein Berliner! Heiße Jürgen Rindsmaul. Und der dort ist mein Bruder; der heißt Petz!“*)

*) Abkürzung für Albrecht.

„Pfui, solchen ‚Kuhmäulern‘ sich zu ergeben!“ sprach der Markgraf, langsam sich aufrichtend. „Allein Ihr seid doch wackere Kerls und bärenstark! Wenn ich erst wieder frei bin, will ich Euch ein Zeichen der Erinnerung verleihen, daß Ihr den Meißner Markgrafen so waidlich einst geworfen!“

„Ne, gned’ger Herr“, sprach Jürgen Rindsmaul; „det laß’t man sin! Ik weet schon, wat Si meenen, eenen blut’jen Kopp!“

Der Markgraf lachte. „Nein“, sprach er dann, „so war es nicht gemeint! Hier, teilt Euch diese Kette!“ — Jetzt erst trat er Woldemar entgegen, der vom Rosse gestiegen war. „Es ist abscheulich, Woldemar, daß wir nicht Frieden halten können. Allein Du weißt: ich kann nicht missen . . .“

„Was Brandenburg in ehrlichem Kaufe erworben hat! Doch davon später, Friedrich! Es thut mir weh, daß wir uns also treffen! Wollt’ Gott, daß es ein einig’, friedsam’ Deutschland gäbe! Es wäre besser für uns alle! Doch jetzt gieb Deinen Handschlag! Ich muß dort nach der andern Seite sehen, wo mein Freund noch kämpft!“ —

Allein auch Klaus von Buch hatte die Großenhayner bereits zurückgeschlagen. Der Kampfeslärm verstummte allgemach. Auf blutgedüngter Wahlstatt legten die Kämpfer sich dann zur Ruhe nieder. Als der Morgen erschien, öffnete auch die tapfere Stadt Großenhayn den Brandenburgern ihre Thore. —

Auf dem Rathause von Hayna pflog man die ersten Friedensverhandlungen. Der Sieg Woldemars war ein so vollständiger, daß er seinem Gefangenen die härtesten Bedingungen auferlegen konnte; ja, bei der ewig unruhigen Sinnesart Friedrichs des Gebissenen ward ihm diese Härte sogar zu einer Pflicht. Er forderte daher die Abtretung der Schlösser und Bezirke Torgau, Großenhayn, Elsterwerda, Liebenwerda, Mühlberg und Herzberg, eine Kriegsentschädigung von 32 000 Mark und dafür zum Pfande die Ämter Grimma, Leipzig und Rochlitz mit den zugehörigen Städten.

Da lachte der Meißner. „Hab’ immer gehört, daß die Märker Hungerleider sind und arm wie die Kirchenmäuse! Du straffst das alte Sprüchwort mit Deinem Hunger nach Land und Leuten wahrhaftig nicht Lügen, Woldemar! Allein so deck’ ich Dir die Tafel nicht.“

„Dann muß ich Dich bitten, Friedrich, im Turme zu Tangermünde meinen armen Tisch so lange Zeit mit mir zu teilen, bis Dir’s gefällig

ist, mit Meißner Reichtum unsrer Armut aufzuhelfen. Und bis dahin bin ich statt Deiner Herr in Meißen!"

„Gott sei's geklagt, — ich aber kann's nicht ändern!" —

Zwei harte, stahlharte Charaktere waren hier einander gegenüber getreten. Woldemar ließ von seinen Bedingungen nichts nach, und Friedrich fügte sich nicht. Auch die von Großenhayn gaben das eroberte Banner nicht wieder heraus; sie hatten dasselbe in aller Eile ihrem Marienaltare geschenkt, und von dort konnte es Woldemar nicht mehr hinwegnehmen, ohne sofort wieder dem Banne zu verfallen. So setzte er denn Hauptleute auf den Burgen und Schlössern Meißens ein und zog mit seinem ingrimmigen Gefangenen nach Tangermünde heim.

Allein auch die Meißner zeigten deutsche Treue! Dem Markgrafen war es zumeist um die hohe Geldsumme von 32 000 Mark zu thun. „Die abgetretenen Lande und Schlösser", so äußerte sich nämlich Friedrich der Gebissene zu seinem Mitgefangenen, dem Ritter von Rehfelde; „die hol' ich mir schon wieder; allein das Geld ist hin, auf ewig hin, wenn er's erst hat!"

Der Ritter schüttelte das Haupt. „Gebt nach, mein armer Herr", so riet er; „er zieht sonst mehr noch aus dem Lande!"

Und das war wahr. Woldemar war ein harter Herr für die Einwohner Meißens; er mußte es ja sein! — Da trat eines Tags der Edle von Rehfelde vor ihn und sprach:

„Herr, laßt mich frei; — auf Ritterwort. Ich schaffe Euch das Lösegeld, obwohl mein Herr nichts davon wissen will!"

Woldemar war erstaunt; allein er dachte niemals klein und gewährte die Bitte des getreuen Mannes, weil er seines eignen Oheims Otto mit dem Pfeile gedachte. Und schon im Anfange des Maimonats hatte der Edle von Rehfelde die Freude, dem Markgrafen schreiben zu dürfen:

„Hochgeborner Herr Markgraf von Brandenburg, — das Lösegeld liegt Euch zu Zerbst bereit! Nehmt es entgegen und gebt meinem Herrn die Freiheit!"

Am 4. Mai wurde dann auch wirklich der Friede zu Zerbst unter den obigen Bedingungen abgeschlossen. Friedrich wurde frei. Den Herren von Rehfelde aber wandelte er zum Danke ihren alten Namen: sie hießen fortan „die Löser."*) —

*) Meißnische Sage.

Jetzt aber, da die Sommersonne wieder leuchtete, rief König Erich Menved, der schon lange ein neues Lager vor Rostock bezogen hatte, den Markgrafen Woldemar wieder zu seiner Pflicht zurück. Mit frohen Siegeshoffnungen folgte der letztere der Aufforderung, das gegebene Versprechen zu lösen und mit Heeresmacht zu Dänemark zu stoßen. Niklas von Buch sammelte die märkischen Kriegsvölker von neuem. Dann zog das Heer zum zweiten Male nach der Warnow und, da man wohl erkannt hatte, daß Rostock, wenn es fallen sollte, vor allen Dingen von der See abgesperrt werden müsse: zunächst vor Warnemünde.

Daselbst begann nun, um mit dem Nibelungenliede zu sprechen. ‚groze ârebeit.‘ Die tapferen Städter sollten gebeugt werden; sie sollten dem Dänenkönige huldigen; sie sollten büßen für den Schimpf, den sie den Brandenburgern angethan! König Erich und Woldemar waren „Feuer und Flamme!“ Mit Besorgnis vernahmen es die Rostocker, — mit Schrecken erblickte es die Besetzung von Warnemünde mit eigenen Augen, wie jetzt die Warnow von den Belagerern durch die Versenkung alter, unbrauchbarer dänischer Schiffe gesperrt und durch das Hineinschaffen großer Granitblöcke unfahrbar gemacht ward. Dann baute der märkische Kriegsbaumeister Gerhard*) eine Brücke über den Fluß und legte an ihren beiden Enden zwei gewaltige Blockhäuser an, „Packan!“ und „Haltefest!“ geheißen. Jetzt sahen die Rostocker, daß es voller Ernst geworden war. Allein sie waren kühne Männer, die so leicht nicht zagten. Der sonst so düstere Stadthauptmann Heinrich Runge bat den Junker Niclot, sich mit ihm zu Rosse zu setzen und die Stadt zu durchziehen. Allüberall, auf dem „Kornmarkte“, am „Schilde“ und vor den stolzen, hochragenden Kirchen der Stadt hielt der große, aber leidenschaftlich-stolze Bürger flammende Ansprachen, die in dem Aufrufe gipfelten:

„Alles für unsere Freiheit! Jedem Zagenden aber Verachtung und Tod!“ —

Ja, Heinrich Runge war einer jener eisenfesten bürgerlichen Männer, an welchen die Geschichte des deutschen Mittelalters so reich ist, — in sich geschlossen, alles seinem Ziele opfernd, nie an sich verzweifelnd. Auf sein Geheiß erbauten die Rostocker einen gewaltigen Prahm von breitesten Maßen und auf ihm wiederum einen den „Packan!“ und den

---

*) Er trat später in die Dienste des deutschen Ordens.

„Haltefest!“ an Höhe weit überragenden Angriffsturm; — den nannten sie den „Ellenhoch“. Und nun setzte sich langsam das dräuende Fahrzeug gegen die Warnowbrücke in Bewegung, geführt von Heinrich Runge selbst. Er hatte seine Mannschaft mit Pechkränzen wohl versehen lassen; jetzt befahl er, dieselben anzuzünden und von der Höhe des „Ellenhoch“ herab auf die Brücke und die feindlichen Türme zu werfen. Wohl wehrten sich die Besatzungen der letzteren, welche von dem Mecklenburger Dietrich von Oertzen und dem Dänen Thorsten Güldenstern befehligt wurden, auf das mannhafteste; allein bald brannte die Brücke, — bald brannten ihre beiden Türme. Unter Auftritten wildester Verzweiflung ging alles unter, was König Erich zur Demütigung der Rostocker ersonnen hatte. Dietrich von Oertzen und Thorsten Güldenstern hatten mit all' ihren Kriegern einen heldenhaften, aber qualvollen Tod gefunden.

König Erich und Markgraf Woldemar trugen Leid um sie und nährten bittern Ingrimm. „Das hätt' ich nie gedacht“, sprach Woldemar nachdenklich, „daß solch ein Heldensinn in deutschen Bürgern wohnt!“ König Erich Menved aber stieß zornig das Schwert in den Boden. „Ich will nicht leben“, sprach er zähneknirschend, „wenn ich die Heringsnasen dort nicht bändige!“

Die Belagerer waren indessen jetzt in der That in schlimmer Lage. Alles Land ringsum war verwüstet; sie litten bittere Not; den Rostockern aber kam nun auf der wieder frei gewordenen Warnow auf kleinen Schiffen, die zwischen den großen Steinen hindurchfahren konnten, Brot und Wein und Bier von Lübeck. Die glühende Begeisterung Heinrich Runges für die Freiheit hatte das ganze niedere Volk entzündet, während die reichen Herren vom Rostocker Rate gern Frieden geschlossen hätten, um ihren Verdienst durch Handel, Fracht und Schiffahrt nur nicht ganz und gar zu verlieren. „Keinen Frieden!“ aber verkündigte Heinrich Runge. „Wer uns zur Unterwerfung rät, der sterbe!“ Und lauten Beifall jubelte ihm das Volk, welches vor dem prächtigen Rathause der Stadt versammelt war.

Da trug sich in der guten und ehrenreichen Stadt Rostock ein Ereignis zu, welches deren Geschichtsschreiber nur mit zitternder Hand in den Jahrbüchern des Rates verewigt haben. Kaum war das Wort: „Der sterbe!“ verhallt, da trat ein Mann mit bereits ergrautem Haare vor den begeisterten Verkündiger des Kampfes hin. „Volkmar, mein

Bruder!“ rief Heinrich Runge und verhüllte sein von braunen Locken noch umwalltes Haupt.

„Ja, ich, Dein Bruder, bin's!“ sprach der andere. „Und weil ich's bin, so tret' ich Dir entgegen. — Was soll aus diesem Kampfe werden, Heinrich? — Wir können schließlich doch nur unterliegen! Wir sind nur eine Stadt, und zweiundzwanzig Fürsten stehen uns entgegen! Jetzt schmückt der Lorbeer Deine Schläfe; — jetzt ist es an der Zeit, den Bürgerkrieg zu endigen! Willst Du's erwarten, daß die Stadt, was endlich doch geschehen muß, dem Ansturme der Fürsten falle, und daß dann alle Greuel der Erstürmung und der Plünderung in Rostocks Mauern herrschen? Sei demütig im Siege, Bruder Heinrich! Es ist auch besser, daß ein König herrsche, als daß ein jeder sich Gebieter dünke!“

Da flog es über Heinrich Runges Antlitz, zuerst wie tiefer Schmerz, dann aber wie düsterste Entschlossenheit. Er stützte sich auf sein Schwert und sprach, so daß es bei dem lautlosen Schweigen der Menge klar und vernehmlich in jede Ecke des geräumigen Marktplatzes drang:

„Ihr hörtet, was ich sagte, und ich will es halten! Das Banner Rostocks soll in unbefleckter Ehre strahlen! Volkmar, Dein Haupt muß fallen! Was ich empfinde, was ich leide, weiß nur Gott allein. Doch besser Du, denn diese Stadt! Es lebe unsere Freiheit! Hinweg mit ihm zum Blutgerüste!“ —

Es giebt Auftritte, bei welchen jede Besonnenheit, jede ruhige Überlegung selbst von ernsten Männern weicht. Ein solcher Augenblick war jetzt gekommen. „Er sterbe!“ rief die Menge. Sie schleppten Volkmar Runge vor den Laubengang des Rathauses hin und holten den Nachrichter herbei. In wenigen Minuten hatte der Unglückliche geendet: der Bruder hatte den Bruder ermordet.

Von nun an herrschte in Rostock der Schrecken. Heinrich wußte wohl, daß der Getötete unter den Ratsherren manchen Anhänger gehabt hatte; er wußte auch, daß mancher Bürger sich gern wieder der Herrschaft des Dänenkönigs gebeugt hätte, da sie eher eine milde denn eine harte war. Allein der Ehrgeiz dieses mittelalterlichen Volkstribunen war, wie sein Hoffen und Erwarten, ohne Maß und Ziel, und seine gewaltige Rednergabe beherrschte alles Volk. „Hinweg mit allen Unschlüssigen!“ so rief er eines Tages. Und die wütende Menge, die jetzt bereits schon vom Hunger zu leiden begann, folgte ihm; sie setzte den

alten Rat ab, enthauptete dessen Mitglieder und führte einen neuen ein, an dessen Spitze Heinrich Runge stand. Die Fürsten vor den Thoren Rostocks vermochten inzwischen trotz aller Mühe auch nicht einen Schritt weiter vorzudringen. Wo der „Packan!" und der „Haltefest!" gestanden hatten, erhoben sich jetzt die Verschanzungen der Rostocker.

Freilich wurden diese Werke unaufhörlich bestürmt, — vorzüglich von dem Markgrafen Woldemar. „Warnemünde muß fallen!" rief er ein Mal über das andere. Allein es war ein todesmutiger, zu jedem Opfer bereiter Feind, welcher ihm gegenüberstand. Als die Planken der Verschanzungen dem Ansturme Woldemars dennoch endlich nachzugeben drohten, da griffen die Rostocker sogar zu einem Mittel, welches sie in den Kirchenbann brachte: sie rissen ihren hohen, schönen St. Petriturm nieder und erbauten von dessen Steinen einen starken Turm nahe der Warnemünder „Leuchte", einer den Seefahrern zum Feuerzeichen dienenden Theerbake, und umzogen ihn mit einem Wall und einem Graben. Allein auch die Verbündeten waren nicht müßig; von neuem wurde eine Brücke über die Warnow geschlagen, und gegen den steinernen Turm rückten vier hölzerne Belagerungsmaschinen vor: ein Turm der Dänen, ein Turm der Brandenburger, ein Turm der Schleswiger und einer der Mecklenburger. Da freilich war guter Rat teuer. Dennoch verzagten die Rostocker nicht; dennoch lehnte der kriegerische Ratsherr Bernhard von Baggeln, welcher die Mannschaft in dem steinernen Turme befehligte, jede Unterhandlung ab. Man versuchte es von neuem mit dem „Ellenhoch". Allein diesmal enterten die Verbündeten den Prahm. Nikolaus von Buch hatte geraten, in einer Anzahl kleiner Nachen den letzteren anzugreifen und dessen Führer zu töten. Jetzt mußten die in den oberen Stockwerken des „Ellenhoch" befindlichen Krieger sich wohl oder übel ergeben, wenn sie nicht den qualvollen Feuertod erleiden wollten. Sie streckten die Waffen. Es war ein schauerlich-schönes Schauspiel, als nun der Prahm samt dem Turme in Flammen gesteckt wurde, hoch zum Himmel empor loderte und dann langsam in die Tiefe der Warnow versank. Die Brücke der Verbündeten war diesmal gerettet. —

Wiederum forderte man den Ratsherrn Bernhard von Baggeln auf, sich zu ergeben; wiederum aber lautete seine Antwort: „Nie und nimmer, so lange noch ein Bissen Brot im Turme ist!" — „Seien wir auf unsrer Hut", sprach Ritter Klaus von Buch zu Woldemar; „einem Feinde von dieser Tapferkeit ist alles zuzutrauen!" — Schon kamen finstere, düster-

regnerische Herbstesnächte. „Ich will heut' selber wachen", fuhr darum der Edelherr fort; „wenn mich nicht alles trügt, sind zwischen dem steinernen Turme hier und der Marienkirche zu Rostock dort in vergangener Nacht Feuerzeichen gewechselt worden. Sie planen wieder einen Überfall! Ich will mich mitten auf der Brücke lagern und scharf Ausschau halten. Sorget, mein hoher Herr, nur dafür, daß ich genug der Fackeln, Pech- und Strohkränze bereit habe."

Es war am 5. November 1312; — so lange schon hatte sich die Belagerung hingezogen. Klaus von Buch verteilte seine Mannschaft über die ganze Brücke; er selbst aber wachte auf der Mitte des den Turm von Warnemünde und die Zufahrt zu Rostock hindernden Bauwerks. Es war bitter kalt bereits, und furchtbar heulte der Sturm. Jetzt aber ließ er plötzlich nach; es folgte tiefe Stille. Aufmerksam horchte der märkische Ritter in die dunkle Nacht hinaus. Leiser plätscherten die Wogen der Warnow. — Wie aber? — War das dort in der Ferne nicht ein Pfeifen und Schleifen, als wenn Kriegskoggen schnell die Meeresbrust durchfurchen? — „Die Fackeln und die Kränze angezündet; — die Schleudern fertig und die Feuerpfeile!" befahl der ritterliche Mann. Auf der ganzen Länge der Brücke flammte es jetzt blutrot auf. Richtig, — da waren die von Rostock! Vier große Kriegskoggen, — „Orlogmänner",*) wie sie keine Hansastadt besser besaß, — fuhren gegen die Brücke an. Die plötzlich eingetretene Windstille aber wurde ihr Verderben. Schlaff hingen die Segel herab. Von der Brücke her flogen die Fackeln, die Pechkränze in das Takelwerk, welches sofort in Flammen gesteckt wurde. Wohl suchten die Rostocker trotzdem noch vorzudringen; die Ruderknechte setzten alle Kräfte ein; allein es war nicht möglich. Schon brannten hier die Masten und dort das hohe Verdeck! Die Städter mußten kappen und zu löschen versuchen; sie mußten zurück, da sie den Pfeilhagel, der von der Brücke auf sie niedersauste, nicht zu erwidern vermochten. Ob die Schiffe unterwegs gesunken sind, — ob sie das Bollwerk von Rostock wieder gewonnen haben, — wer kann es sagen? — Klaus von Buchs Wachsamkeit hatte die Brücke gerettet.

Am nächsten Morgen zogen die Männer auf dem Turme bei Warnemünde die weiße Flagge auf. Nur etwa 20 Knechte stiegen die Leiter

*) Kriegsschiffe. Engl. „men of war".

herab, — alle bleich und mit schlotternden Gliedmaßen, fast verhungert. Und jetzt trug man einen gerüsteten Mann hinab; der hatte schneeweißes Haar bekommen und einen schneeweißen Bart. Man legte ihn zu Füßen Woldemars nieder, und der Fürst blickte mit tiefer Teilnahme auf den anscheinend leblosen Krieger. Jetzt aber schlug der letztere die Augen auf. „Wer bist Du?" fragte Woldemar.

„Bernhard von Baggeln!" erwiderte der Kranke matt. „Der Hauptmann jenes Turmes dort, von welchem jetzt die weiße Fahne flattert! Es wäre nicht geschehen, wenn mich die Ohnmacht nicht übermannt hätte! Wir hatten seit fünf Tagen keinen Bissen mehr!"

„Ehre solchem Feinde!" rief Woldemar und reichte dem Ratmanne die Hand. „Und nun den besten Wein her für Herrn Bernhard und für seine Knechte! Wenn Ihr gestärkt seid: zieht dann frei und ohne Lösegeld nach Rostock und sorgt, daß endlich Friede werde! Wir haben jetzt die See, und Rostock ist verloren!" —

Es war in der That so. Von der Landseite her, vom „Mühlendamme" aus, ängstigte nun auch König Erich die Bürger. Allein es währte trotzdem noch bis zum Anfang des Dezembers 1312, bis die Bürger von Rostock sich zu Unterhandlungen verstanden. Da zwang der Hunger die Männer vom neuen Rate, sich unter freiem Geleite in das Lager König Erichs hinaus zu begeben. Sie versprachen todesmatt, ihm und seinem Vasallen, Herrn Heinrich dem Löwen von Mecklenburg, zu huldigen, den Zorn des Markgrafen Woldemar zu besänftigen und ihm Genugthuung zu geben, wie auch 14000 Mark reines Silber binnen sieben Monaten an den König und den Markgrafen zu zahlen.

Alles das wurde auf großen Pergamenten feierlichst aufgezeichnet. Dann erst, am 15. Dezember 1312, öffneten sich die Thore der heldenmütigen Stadt den Fürsten. Sie zogen ein. Allein wie tiefe Trauer lag es über den Straßen und Plätzen. Der unbeugsame Bürgermeister Heinrich Runge war entflohen. Vor dem Rathause aber standen die andern Mitglieder der Stadtverwaltung.

„Herr König", sprach hervortretend der Oldermann derselben, „wir sind bezwungen; aber mit Ehren! All' unsere Hoffnung fußte drauf, die Warnemünder Brücke in Flammen aufgehen zu sehen. Die Wachsamkeit der Brandenburger war's, woran wir scheitern sollten! Wir wissen schlechten Dank dafür Euch, hochgeborner Markgraf Woldemar; — Euch und Herrn Nikolas von Buch! Doch seiet, edle Fürsten, uns

nun wieder gnäd'ge Herren! Verzeiht es uns, daß wir den großen Plan gefaßt, uns selber zu regieren! Und wir sind deutsche Männer! Treu soll gehalten werden, was die Pergamente sagen." —

Dem Greise standen die Thränen in den Augen. König Erich blickte sehr ernst; — der Krieg war ihm über alles Erwarten teuer zu stehen gekommen. „Ihr hättet die härteste Strafe verdient", sprach er dann endlich; „allein Ihr hattet einen Fürsprecher. Dort steht er, — Markgraf Woldemar! Nur ungern hab' ich's ihm zugesagt, Euch an Leib und Leben zu schonen; aber ich will's halten. Schwer habt Ihr Euch versündigt. ‚Gud ok Kongen!'*) so lautet die Devise des Danebrog. Ihr habt gegen Gott und König arg gefrevelt. Versucht das nimmermehr! — Euch aber, Vetter Woldemar, bestätige ich das widerwillige Lob, welches der Ratmann Kersten Rode Euch gespendet hat. Ich grüße Euch mit einem Namen, welchen einer meiner Ahnen,**) der Stifter dieses Kreuzes hier, getragen hat:

‚Hoch Woldemar, der Sieger!'"

Und laut erklang's noch einmal über den Markt: „Hoch Woldemar, der Sieger!" —

Neuntes Kapitel.

Verrat!

Die Mark Brandenburg konnte nach Beendigung des Rostocker Krieges vielleicht als das blühendste der deutschen Ländergebiete angesehen werden. Ein starker, weiser Wille herrschte hier; gern ordneten die beiden Heinriche und der junge Johannes sich dem Haupte des Geschlechtes unter. Der Sieger Woldemar aber war ein Held auch in den Künsten des Friedens. Stark hielt er die Gesetze aufrecht; Freibeuter und Landesschädiger duldete er nicht in der Mark; er richtete deswegen eine „Veme" ein, welche dieselben nachsichtslos verfolgen sollte. Und wie er in ritterlichem Glanze all' seinen Edlen ein leuchtend' Vorbild war, so schützte er mit starker Hand auch das Edelste, was dem Menschen gegeben ist: die Religion und die Kunst. Herrlich baute er die Abtei

*) Gott und König.

**) Woldemar II., König von Dänemark 1202—1241.

Chorin aus und die St. Stephanskirche zu Tangermünde; — Werke von königlicher Pracht wurden die Kirchen selbst in abgelegenen Landstädten, wie zu Prenzlau und zu Königsberg in der Neumark. Und obwohl er bei seinem hochstrebenden und streng ritterlichen Sinne kaum als ein Freund der Städte bezeichnet werden konnte, ja, obwohl er gradezu ein Feind der Städtebündnisse war, so hielt er dennoch das geltende Recht und Gesetz in voller Unparteilichkeit aufrecht. Wehe dem Edelmanne, der es versuchte, aus dem Stegreife*) einen Griff in die wohlgefüllte Tasche des Kaufmanns zu thun! Hochherzig gewährleistete Woldemar den Bürgerschaften ferner jedwedes Recht, dessen sie zu einer gedeihlichen Entwickelung bedurften. Wie ein Sonnenschein, der jeden Keim wachküßte, lag es daher im Jahre 1313 über der Mark. In holder Lenzesschönheit entfaltete sich nun jede edle Knospe. Wann Woldemar durch das Land ritt, von einer Stadt zur andern, — wann er verweilte in der schattigen Kühle des Werbellin, oder wann das Markgrafenbanner sich spiegelte in den Fluten der Elbe und der Oder: kein Wunder war's: begeisterter Zuruf tönte ihm allenthalben entgegen! Dann leuchtete sein adlerscharfes Auge, und höher hob sich seine Brust. In tiefer, freudiger Bewegung sprach er dann zu denen, die neben ihm ritten, zu seiner holden Gemahlin und zu seinem, ihm jetzt fast zum Verwechseln ähnlichen, nur nicht so glänzend gekleideten Freunde Klaus von Buch das schlichte Wort:

„Erhalte Gott der Herr meinem teuren Heimatlande dieses Glück!" —

Warum aber lag das Glück nicht auf den edelschönen Zügen der Markgräfin Agnes? Warum umschwebte bei dieser der Ausdruck der Trauer die Lippen? Warum weinte sie still vor sich hin, wann sie einsam vor den Altären Lehnins und Chorins kniete? Warum schaute sie mit so glühender Andacht und so schmerzbewegt zu dem Bilde der Himmelskönigin mit ihrem Sohne auf? — Ja, — trotz alles Glückes lag ein tiefer Schmerz auf der Seele der Fürstin! Heut' war sie wieder im Brandenburger Dome zur Kirche gegangen. An der Pforte stand eine Bettlerin, eine Landesflüchtige aus dem Magdeburger Lande; — sie trug ein blühend' Kind auf ihren Armen. Als die strahlend-schöne Markgräfin das sah, da stürzten ihr die Thränen aus den Augen; —

---

*) D. h. als Raubritter.

in leidenschaftlicher Hast riß sie die goldene Kette vom Busen, reichte sie der Armen und schluchzte:

„O Du glücklich' und gesegnet' Weib! — Bete für mich!" —

Darauf ging sie verhüllten Hauptes in das Gotteshaus. Warum das alles? — Der Markgräfin Agnes von Brandenburg hatte keine Mutterhoffnung noch geleuchtet; — das Glück, dem heißgeliebten Gatten einen Erben zu schenken, schien ihr für immer versagt zu sein. Das war der Tropfen Wermut in dem Kelch der Freude! Woldemar erwies dafür der Gattin eine Liebe, die etwas unendlich Hingebendes, Fürsorgendes und Tröstendes besaß. Wohl konnte Agnes sagen, daß ihr allbewunderter, nach dem Höchsten strebender Gatte ihr auch den stummen Wunsch ablauschte und erfüllte. Den heißen Schmerz über ihre Kinderlosigkeit aber vermochte er nicht von ihr zu nehmen. Oft wurde die hohe Frau daher von quälenden Gedanken, von dem marternden Zweifel heimgesucht: War ihre Ehe mit dem blutsverwandten Mann auch eine Gott wohlgefällige? — Die Kirche hatte nach langem Zögern sie ja allerdings gebilligt; allein: die Fügungen Gottes schienen diese Billigung nicht gutzuheißen.

Woldemar selbst hatte bei der Menge seiner Herrscherpflichten nicht Muße, sich solchen peinigenden Grübeleien hinzugeben. In jenen Gegenden, wo er zum erstenmal als Fürst und Herrscher aufgetreten war, an der pommerschen Grenze, hatte er den immer unruhigen Polen von neuem zu wehren. Er weilte in der jungen Stadt Arnskrone und verhandelte unter endloser Mühsal mit den Herzögen von Pommern, welche nach kaiserlichem Rechte eigentlich Vasallen Brandenburgs waren, allein diese demütigende Lehnspflicht noch immer nicht anerkannt hatten. Er schützte ferner Deutschlands Grenzen hier im fernsten Osten dadurch, daß er all diese kleinen, nur aus Holzgebäuden bestehenden Polenburgen, von welchen fort und fort Raubzüge ins Pommersche und Märkische unternommen wurden, vom Boden zu vertilgen suchte. Wacker half ihm Klaus von Buch dabei. Die Lehnsstreitigkeiten mit Pommern ließen sich freilich nicht so leicht erledigen. „Wollt' Gott, ich wär' der Kaiser", sprach Woldemar einst bitter; „dann wär's mir leicht, das entscheidende Wort zu sprechen, und Brandenburg besäße auch die See!"

Mitten in diese Wirren hinein kam eine erschütternde Nachricht: Kaiser Heinrich VII. hatte im welschen Lande, im Kloster Buonconvento bei Pisa, seine große Seele ausgehaucht. Er hatte freilich schon lange

gekränkelt; — jetzt hatten die Fieberdünste der heißen Jahreszeit und ein unvorsichtiger Trunk nach großer Anstrengung dem heldenmütigen Verteidiger der deutschen Reichsrechte am 24. August 1313 einen vorzeitigen Tod gebracht. Und furchtbar düstere Gerüchte liefen um: ein Mönch, so hieß es, der Dominikaner Bernardo de Monte Pulciano, habe den Kaiser vergiftet — im Brot des heiligen Sakramentes! Gewiß nur eine Fabel, die aber dennoch Glauben fand. Wiederum also hatten sich die deutschen Fürsten zur Kaiserwahl zu rüsten. —

Eine heftige Bewegung bemächtigte sich Woldemars. Die Pläne Ottos des Minnesängers lebten wieder in ihm auf. Und hatte er jetzt nicht eine ganz andere Macht in die Wagschale zu werfen als einst der Ohm? — Gefestigt und geeinigt waren durch ihn die weiten Brandenburger Lande, — von der Netze, von der Tollense und der Uker an bis zu den Füßen des Erzgebirges und der Thüringer Höhen war alles, alles märkisches Gebiet! Er war der Herr zu Dresden und zu Leipzig, zu Freiberg und zu Sangerhausen! Hatte ihn ferner nicht der Dänenkönig mit dem stolzen Namen „Woldemars des Siegers" begrüßt? — Und auch an Mitteln fehlte es ihm nicht, des Reiches Ehre würdig zu vertreten. Schon hatte König Erich von der Stadt Rostock die festgesetzten 14000 Mark reinen Silbers empfangen; — er mußte in der nächsten Zeit daher die Hälfte dieser sehr beträchtlichen Summe an Woldemar abführen.

Lange, lange prüfte sich Woldemar; dann aber war er fest entschlossen. „Ich bin rüstig und jung; — ein treues, starkes Volk steht mir zur Seite; — ich darf wohl hoffen, durchzuführen, was der tote Kaiser angefangen hat. So sei es denn! Die Würfel sind gefallen!" — So sprach er eines Abends, da er auf dem Schlosse Tempelburg verweilte, zu sich selbst. Und gleich, als ob das Geschick selbst ihn auffordern wollte, seine hohen Pläne zu verwirklichen, ertönten in demselben Augenblicke Siegesfanfaren vor der Zugbrücke! Klaus von Buch kehrte mit mehreren erbeuteten Pommernfähnlein heim, welche den roten, gekrönten Greifen in blauem Felde zeigten. Der Fürst harrte ungeduldig seines Freundes und Beraters. —

Jetzt stand der nimmer müde Klaus von Buch geharnischt vor ihm. Der Fürst hatte den Bericht über die letzten siegreichen Zusammenstöße mit den Pommern freudig entgegengenommen. Der Ritter aber sprach:

„Mein Herr, Du weißt: ich messe diesen vorübergehenden Erfolgen

gegen die Pommern keinen Wert bei. Denn ‚mürbe‘, daß ich märkisch rede, kriegen wir Brandenburger dieses treue und starke Pommernvolk doch nicht. Es ist ein nutzloses Blutvergießen; es wäre besser, wenn wir die nutzlosen Ansprüche aus der Belehnung Kaiser Friedrich Barbarossas aufgäben. Du kennst mein Wollen und mein Streben, teurer Herr! Ich thu' ja wohl auch in dem Harnisch meine Pflicht; allein es ist mir lieber, wenn ich nach meiner Väter Art Werke des Friedens üben kann. Sie ermüden mich, diese ewigen Fehden und Klopffechtereien. Was bringen sie unserm heißgeliebten Lande, unserm treuen, stillbescheidenen, arbeitsamen Volke ein? Nichts, gar nichts! O daß wir doch in Ruhe leben könnten! Was ist das blutbetaute Lorbeerreis dem goldnen Ährenkranz des Schnitters gegenüber!“

„Du hast recht, Klaus!“ entgegnete Woldemar. „Es ist wahr: wir verzetteln unsere Kraft in diesen unablässigen Fehden. Es ist gedeihlicher, daß wir ein großes Ziel verfolgen. Ich hab' dasselbe auch bereits gefunden! Hier, — lies: Der Kaiser Heinrich ist entschlafen; der Weg für Brandenburg zum Kaiserthron ist frei!“

Klaus von Buch erbleichte. Dann aber sprach er traurig:

„Tauchen sie wieder auf, die eitlen, phantastischen Träume Deiner Jugend? — Willst Du Dein Brandenburg in unabsehbares Elend stürzen? — Geliebter Herr, — warnt Dich das Schicksal der drei letzten Kaiser nicht? — Auf Göllheims wild zerstampften Feldern, am Hasenbühel, fällt von Albrechts Schwert getroffen, Kaiser Adolf! Und ihn, der ihn erschlug, den Kaiser Albrecht, ihn töten angesichts der Habsburg seine eignen Mannen, — sein eigner Neffe, Schwabens Herzog, und die Balm, die Tegernfeld und von der Wart, — Österreichs Vasallen! Und dieser Heinrich, dieser Mann, so rein sonst und so groß! Allein auch über ihm lag das Verhängnis, — lag der Sünde Fluch! Erinnere Dich: mit Golde nur hat er die Stimmen von Köln und von Trier gewonnen! Das rächte sich, wie jede Schuld! Und wirst Du Kaiser, Herr: auch Dich, auf dem das edle Haus der Ballenstädter steht, — mit dem es fällt, wird Welschland rufen, — Welschland töten.

„Geh' mir mit Welschland, Klaus!“ rief Woldemar fast ärgerlich. „Nicht auf dem Süden, sondern hier auf meinem Norden, auf mein mannhaftes und getreues Brandenburg, will ich dereinst mein Kaisertum begründen. Ich lasse diese Welschen Welsche sein und lebe nur den Deutschen! Und überdem: bedenk' es, Klaus:

Ist es für mich, den mächtigsten der deutschen Fürsten, nicht gradezu eine heilige Pflicht, des zerrissenen Vaterlandes mich anzunehmen? Wenn ich, festgegründet in der eigenen Kraft, unterstützt durch Deinen weisen Rat, nicht helfe: wer soll es dann thun? — Du schüttelst noch immer Dein Haupt? — Meinst Du denn, daß dem Reiche überhaupt nicht mehr zu helfen sei?" —

„So wie die Deutschen jetzt sind: allerdings nicht!" erwiderte Klaus von Buch. „Ich meine: das Volk muß erst ganz anders werden, — ernster, frommer, arbeitsamer! Ja hier, bei uns, da geht's! Und auch im Ordensstaate Preußen, in Niedersachsen und Westfalen und dort hoch oben auf den bayrischen Alpen! — Allein die Franken und die Schwaben, — es ist ein Elend drum! Zerrissen und zerspalten sind die alten, schönen Herzogtümer; — und diese kleinen Herren, die sich heute streiten, morgen sich vertragen: behüt' uns Gott davor, daß wir in deren Frosch- und Mäusekrieg uns mischen! Ich wiederhole Dir auch heut', was ich Dir oft gesagt: ‚Laß unberührt, was unserm Lande fern ist.' Der Weg zur Größe geht nur über die Erfüllung unsrer allernächsten Pflichten."

„Ganz recht, Klaus Buch!" entgegnete Woldemar jetzt ruhiger. „Allein grade diese allernächsten Pflichten veranlassen mich, um die Krone der Deutschen zu werben. Ich weiß jetzt, was einst auch Markgraf Otto bestimmt hat, die kaiserliche Würde zu erstreben. Diese ewigen Kämpfe mit den Polen und den Pommern müssen endlich einmal aufhören; — nur ein mächtiger Kaiser aber kann die Lehensfessel wieder schlingen um den Hals der pommerschen Greifen! Zu Gunsten Brandenburgs natürlich! Und weiter: Wir haben im Kampfe mit Rostock die starke Kraft des hansischen Bürgertums kennen gelernt! Welche Entschlossenheit, welche Begeisterung, welcher Todesmut! Ich war einst den Städten, ihrer Sonderbestrebungen halber, wie Du weißt, nicht eben freundlich gesinnt; — jetzt aber, da ich den Wert der deutschen Bürgerkraft schätzen gelernt habe, ist es mir ein Herzenswunsch, soviel Beharrlichkeit und Opferfreudigkeit dem Vaterlande zu gewinnen. Das aber kann ich nicht als Brandenburger Markgraf; — das kann ich nur als deutscher Kaiser."

Klaus von Buch schwieg lange. Die Gründe Woldemars hatten offenbar auch auf ihn Eindruck gemacht. In der That: die Lage der Dinge hatte sich seit dem Jahre 1308 gar gewaltig verändert. Das Land Brandenburg war nicht mehr im Bann; seine großen Kräfte

wurden von einer starken und besonnenen Geisteskraft geleitet: der Markgraf Woldemar der Sieger war in der That der mächtigste der deutschen Fürsten! Dennoch hatte Klaus von Buch noch große und gewichtige Bedenken.

„Es ist unvermeidlich, gnädiger Herr"; sprach er endlich; — „auch Du gerätst in einen Kampf mit Rom; — ein solcher wird keinem Kaiser der Deutschen, der es mit seinen Pflichten ernst meint, je erspart bleiben. Um Deiner Liebe zu Frau Agnes willen hast Du Dich bereits einmal nachgiebig erwiesen; — Dein Wort und mein Wort sind verpfändet für den Bischofszehnten. Gott weiß es, — ungern nur hab' ich's gethan! Du wirst, — das fürchte ich, — vielleicht auch noch ein ander Mal nachsichtig sein, — ja vielleicht nachgeben müssen! Und so kommst auch Du aus jenen Kämpfen, Leiden und Entwürdigungen nicht heraus, in welchen die letzten Kaiser, ja, selbst die gewaltigen Helden des staufischen Geschlechtes ruhmlos und ohne Segen für die Zukunft ihres Volkes sich verblutet haben."

„Und wenn ich mich stark genug fühlte, diesen Kampf zu bestehen, Klaus von Buch? — Hab' ich nicht schon einen mächtigen Verbündeten für ihn, — den Tempelorden, dessen Brüder über alle Lande zerstreut sind? — Wird nicht der furchtbare Verdacht, der sich gegen den Mönch von Buonconvento richtet, mich mächtig tragen und unterstützen? — Wird nicht das ganze deutsche Volk auf meiner Seite stehen, wenn ich mit starkem Arm ihn kämpfe, den Kampf gegen den unwürdigen Papst, der, seitdem er aus der ewigen Roma gewichen*) ist, nicht mehr über den Völkern steht, sondern ein Franzose geworden ist? — Nein, Nikolaus von Buch, mein bester Freund: Du darfst mir jetzt nicht widerstreben; denn ich erkenne es als meine heil'ge Pflicht, für Deutschlands Ehre einzutreten und Karls des Großen hehre Krone zu erringen."

Doch auch jetzt noch waren die Bedenken des Edelherrn von Buch nicht völlig geschwunden. „Nur zu erkaufen ist die Krone", warf er ein; „Du weißt es, Herr!"

„Gewiß! Allein der Dänenkönig wird doch endlich zahlen, was er mir versprochen hat! Mit meinem Schatz an gutem Golde gehst Du nach dem Rheine und wirbst mir Stimmen! Ich bin so zartfühlend nicht, wie Markgraf Otto einst! Ich will die Krone haben, muß ich sie mir auch kaufen. Gewiß, — es ist kein edler Handel. Allein die

---

*) Seit 1309 residierten die Päpste zu Avignon.

Pflicht, die ich für Deutschland zu erfüllen habe, sie gebeut mir, mich an dem Wettbewerbe zu beteiligen, damit aus

Bösem Gutes

komme!" —

Der Ritter Klaus von Buch sann wieder eine Weile nach. Dann erhob er sich entschlossen. „Ich glaube es zwar nicht, mein Fürst und Herr, daß je aus schlechter Saat ein Segen sprieße. Das widerspricht den ewigen Gesetzen Gottes! Allein ich beuge mich; denn ich bin Dein Vasall und muß gehorchen. Freilich würde ich als freier deutscher Edler Dir diesen Gehorsam versagen, wenn ich Gewissensbedenken hätte. Doch diesmal heg' ich solche in der That nicht! Vernimm es denn! Ich, der ich Dich am besten kenne, erachte Dich vor allen anderen für würdig, Deutschlands Krone zu tragen, wenn Du dabei verharrst, was Du vorhin geäußert hast,

wenn Du auf Brandenburger Kraft Dein Kaisertum begründest.

Ja, — laß die Welschen Welsche sein! Dem deutschen Volk das ganze Herz und jeden Tropfen Blut!"

Die Freunde schüttelten sich die Hände. „Wohlan denn", sprach Woldemar; „schreiben wir an König Erich, daß er uns zahle, was er von Rostock an Gelde für uns eingenommen! Allein, Du darfst so lang' nicht warten, bis daß die Sendung kommt; Du mußt schon in den nächsten Tagen reiten, — in voller Pracht, wie zum Turnier! Ich brauche Dich zu Eifer und zu rastloser Thätigkeit wohl nicht zu mahnen. Du giebst mir Nachricht, wann ich kommen soll, und sendest täglich einen Boten mit Bericht von Rense her. Damit ich Dir so nah' wie möglich bin, begeb' ich mich nach Magdeburg. Ich lebe mit der Kirche ja in Frieden, und der Erzbischof Burchardus kann's mir nicht verwehren, bei einem der Patrizier mein Banner aufzustecken."

„Ich reite, Herr!" erwiderte Klaus von Buch, sich verneigend. „Möge alles zu einem guten Ende kommen! Mein Herz schlägt freilich etwas bang; — allein ich muß: ich bin Dein Mann." —

„Mein ander Ich!" fiel Woldemar ihm froh ins Wort. „Wie Du mir gleichst an äußerer Gestalt, so thust Du's auch an Geist und an Empfinden! Gott schütze Dich! Und bringst Du mir die Kaiserkrone: ein Fürst des Reiches sollst Du werden hier im Osten und Deutschlands Schutzherr gegen Slawentrotz und Slawenbarbarei!"

Im Herbste 1313 ritt Klaus von Buch von Magdeburg nach Frankfurt, — der Bote Woldemars zur Kaiserwahl! Mit Geldmitteln war er freilich nicht allzu reichlich versehen; — der Dänenkönig schwieg auf jede Bitte, jede Mahnung Woldemars.

In Frankfurt am Main aber, zu Bacharach und zu Rense, welches Gewühl, welch' wirres und verwirrendes Treiben! Nikolaus von Buch erkannte nur zu bald, daß er eine Aufgabe von der größten Schwierigkeit unternommen hatte. Denn schon waren drei Bewerber um die deutsche Krone aufgetreten: Friedrich der Schöne von Österreich, Ludwig von Oberbayern und der junge Lützelburger, König Johann von Böhmen.

Der Ritter Klaus von Buch erwies sich indessen trotz all' der sich ihm entgegentürmenden Schwierigkeiten als ein überaus geschickter Unterhändler. Bald war ein Teil der Fürsten auch bereits für Woldemar gewonnen; — der märkische Edelherr hatte ja 7000 Mark Silber zu seiner Verfügung! Freilich nur auf dem Pergamente; denn noch immer waren die Kriegskostengelder von Dänemark her nicht eingelaufen. „Herr, sende bald!" so schrieb der Ritter oft nach Magdeburg. „Ein Ehren- und ein Ritterwort gilt heut' im deutschen Reiche nicht mehr viel! Nur einer ist von Herzen Dir gewogen; — das ist Herr Peter von Aspelt, der Erzbischof von Mainz, den man hier ‚den Eichspalter' heißt! Die andern alle wollen Geld und immer wieder Geld. 's ist alles in dem besten Zuge sonst; — nur schleunigst, schleunigst Geld!"

So schrieb der treue Mann zuletzt tagtäglich.

In der That: es wäre schon damals gelungen, den roten Adler der Mark mit der deutschen Kaiserkrone zu schmücken, wenn nicht eins sich ereignet hätte: wenn König Erich Menved nicht einen Treubruch grad' an dem Freunde begangen hätte, der ihm so uneigennützig geholfen hatte. Klaus von Buch wurde vertröstet und wieder vertröstet. Endlich aber kam eine niederschmetternde Nachricht. Woldemar meldete von Magdeburg aus dem Freunde:

„Erich Menved hat mich verraten! ‚Es läge nicht in seinem Nutzen', schreibt er heut', ‚daß Deutschlands Kaiser ihm ein Nachbar sei! Im übrigen hätt' ich auch nichts mehr zu fordern. Er habe mich beim Ritterschlag vor Rostock schon voraus bezahlt!' — Sieh, das ist Dänentreue! Thu', was Du kannst; doch Gelder kann ich Dir nicht senden."

Nikolaus von Buch war tieftraurig.

Wenige Tage darauf kam eine neue, noch überraschendere Meldung von Woldemar.

„Wir haben Krieg mit Dänemark!“ so lautete sie. „Höre, was Erich Menved mir geschrieben! ‚Den Dänen, diesen stolzen Wikingssöhnen, kommt es zu, des Meeres Küsten zu beherrschen! Nicht Deutsche, sondern Dänen sind des Meers Gebieter! Ich danke es der Brandenburger Thorheit, daß ich Herr nun bin zu Wismar und zu Rostock! Jetzt ziehe ich vor Stralsund, um wieder eine Gans der Hansa abzuschlachten. Hol' Dir die 7000 Mark im Lager vor dem Sunde!‘ — Nun, Herzensfreund; das will ich thun! — Du siehst also: Ist meine Wahl mit Gold nur zu erwirken, so muß sie unterbleiben. Erkläre alle Pergamente drum für null und nichtig! Gieb Ludwig Deine Stimme; denn all' mein Hoffen ist gescheitert!“

Der Edelherr war tief erschüttert. Wohl war er nur zögernd auf Woldemars Plan eingegangen; nachdem er indessen seine Bedenken einmal überwunden hatte, hatte er seiner Aufgabe all' seine Kräfte gewidmet. Er konnte hoffen, mit den nötigen Geldmitteln die Wahl Woldemars thatsächlich durchzusetzen; er hatte bindende Versprechungen bereits gegeben und solche auch erhalten. Jetzt stand er machtlos da und machtlos nicht allein, nein, auch entehrt; er, der Abgesandte Brandenburgs, war nunmehr ja gezwungen, sein Wort zu brechen!

„O hätt' ich diese Gesandtschaft niemals übernommen!“ rief er einmal über das andere aus. „Nun bin ich das Opfer meiner Nachgiebigkeit gegen den geliebten Herrn geworden! Freilich, — er selbst ist mehr noch zu beklagen! Mit tiefem Schmerz und grollend nur wird er von diesen Hoffnungen scheiden, die ihm so jäh vernichtet worden sind! — Und diesen Ludwig soll ich wählen, diesen ländergierigen Mann, der in so üblem Frieden mit der Kirche lebt? — Nein, Markgraf Woldemar; das geht nicht an, — um Deutschlands willen nicht! Schon stehen die Lützelburger und die Österreicher sich feindlich gegenüber, und Brandenburg, — getrennt von ihnen, fußt auf sich selbst. Das sind schon drei Parteien; — soll außer ihnen eine vierte noch entstehen? Soll auch Haus Wittelsbach emporkommen? — Dann wäre ja das Vaterland vollends zerrissen! Zudem: der Herzog Friedrich ist der bessere, der ritterlicher denkende Mann! Nein, Markgraf Woldemar, wenn Du es selbst nicht sein sollst, so sei Herr Friedrich, Deiner Gattin Blutsverwandter, deutscher Kaiser!“

In diesem Sinne schrieb der Ritter von Buch seinem Fürsten. Allein es kam keine Antwort, obwohl er seine Abmahnungen dringend und immer dringender wiederholte. Was war nur in der Mark geschehen? — Und jetzt drängte die Entscheidung! Beide Parteien warben unermüdlich um die Stimme Brandenburgs. Sein Herz trieb ihn zu Österreich, — der Wille seines Herrn zu Bayern; es war eine peinliche, qualvolle Lage für Klaus von Buch.

Immer näher kam der Tag der Wahl, der 19. Oktober; allein noch immer war keine Antwort vom Markgrafen eingetroffen. Und nun schlugen die feindlichen Parteien bereits getrennte Lager bei Frankfurt am Maine auf; nordwärts auf der „Frankenerde", bei der alten königlichen Burg, standen die Bayern, südwärts vom Maine bei Sachsenhausen die Österreicher. Wohin sollte der Edelherr von Buch sich wenden? — Ein Zögern war nicht länger möglich.

In diesen schweren Tagen aber, — was war dem edlen Manne Stab und Stütze? Sein reiner Wille nur und sein Gewissen! Und diese trieben ihn zu Österreich! War denn nicht der Markgraf Woldemar Gemahl der Enkelin des habsburgischen Kaisers Albrecht? War Friedrich der Schöne von Österreich nicht ein Mann, ein Held, dem unbedingt zu trauen war? Stand diesem Fürsten nicht in strahlendem Glanze ein vielbewunderter Bruder, der Herzog Leopold, die „Blume der Ritterlichkeit", zur Seite, — war hier nicht volle Bürgschaft für ein ruhmreiches, ein starkes Kaisertum vorhanden? Nein, — um des Gewissens willen, um des Heils des Reiches willen konnte Klaus von Buch nicht anders: er ritt ins Lager von Sachsenhausen. Mit Freuden empfingen ihn hier die österreichischen Brüder. „Gott Lob, daß Ihr endlich kommt!" rief ihm Leopold entgegen. „Wie hätte auch unser Vetter Woldemar uns feindlich gegenübertreten können!"

Da sprach der märkische Edelherr sehr ernst:

„Was ich gethan habe, Herr Herzog, das habe ich auf eigene Verantwortung hin gethan, weil ich's thun mußte! Ob mein Herr mein Verfahren billigen wird, weiß ich noch nicht, — vielleicht, daß mir mein Schritt das Leben kostet. Doch allerdings: ich hoffe, daß auch der Markgraf Woldemar erkennen wird, es sei am besten so, wie ich gehandelt!"

Leopold drückte ihm die Rechte. Das geschah am 17. Oktober 1314. Jetzt waren für den märkischen Edelmann die Würfel gefallen, und wie stolze Ruhe und Festigkeit kam es über ihn.

Er saß am späten Abende noch über den Schreibtisch gebeugt; er meldete dem Markgrafen Woldemar, was er für recht gehalten und wie er daher gehandelt habe. Da wurde der Vorhang seines Zeltes eilig hinweggerissen; gerüstet stand der Marschall Redekin von Redern vor ihm. „Um aller Heiligen willen,“ rief der Eintretende: „wo weilst Du und was treibst Du hier?“

„Bringst Du mir Botschaft?“ fragte Buch.

„Der Markgraf ist selbst hier, das heißt dort drüben auf dem rechten, gesetzmäßigen Wahlfelde! Wie kamst Du nur in das Lager der Österreicher? — Woldemar hatte Dir ja befohlen, für Bayern zu stimmen! Er hat dem Herzog Ludwig ja sein Wort verpfändet! Klaus, Klaus, was hast Du uns gethan!“

Der Ritter von Buch war bleich, sehr bleich geworden; aber er zuckte nicht zusammen. Er erhob sich und zerriß das Pergament. Dann antwortete er fest:

„Das allein, was ich vor Gott und vor meinem Gewissen verantworten konnte! Komm, führe mich vor Woldemar!“

Die beiden Ritter bestiegen die Rosse; sie sprengten aus dem Lager nach Sachsenhausen und dann über die Mainbrücke hin, dem Wahlfelde zu. Bald standen sie vor ihrem Fürsten. Woldemar trat ihnen tiefernst, aber vollkommen ruhig entgegen.

„Klaus Buch, — was hast Du mir gethan!“ sprach er fast klagend. „Ich weiß, was Du erwidern wirst: auf Dein Gewissen wirst Du Dich berufen! Allein Du hattest meinen klaren, festen Befehl! Dürfen eine andere Einsicht und ein andrer Wille herrschen in der Mark als die des Oberhauptes der Ballenstädter?“

„Mein Fürst!“

„Du hast, Klaus Buch, mich nicht als solchen betrachtet; sonst hätt' ich Dich nicht drüben suchen lassen müssen! Ich schrieb Dir, daß Du Ludwig wählen solltest; — konnte ich mehr thun, nachdem ich selber auf die Krone verzichtet hatte?“

„Mein Herr, ich sah in Herzog Friedrich einen bessern Mann!“

„Laß das; — er mag es sein! Du aber wußtest meinen Willen! Du tratest keck an meine eigene Stelle; Du freveltest an Treue und an Glauben! Ich weiß es wohl, daß Dich Dein Stolz verführt hat — zum Verrat! — Ja, Klaus! Ja, zum Verrate! Daß mich der tückische König der Dänen im Stiche ließ: ich hab' es längst verschmerzt;

— daß mich der Freund verriet und mich hier vor dem ganzen deutschen Reiche als einen meineidigen Schänder meines Wortes bloßstellte: daran werde ich zu tragen haben bis an mein Ende; denn diese Wunde kann nicht heilen!"

„Ich handelte nach bestem Wissen und Gewissen. Ich schrieb es Dir!"

„Ich konnte Dir nicht antworten, weil ich den Dänen entgegenzutreten, — weil ich ihren Verrat zunächst zu rächen hatte!"

„Wie konnt' ich denken, daß mein ritterlicher Fürst sich für den Städtefreund Ludwig von Bayern wirklich und im Ernst entscheiden würde!"

„Ich selber ward ein Städtefreund, — vor Rostock! Ich steh' mit dieser wackeren Stadt — ich stehe auch mit Stralsund jetzt im Bunde! Nur so vermag ich dänischer List und Tücke entgegenzutreten!"

„Und unterdes' zerfällt das deutsche Land, indem ein neues Kaiserhaus emporsteigt!"

„Das laß' Deine Sorge nicht sein, Ritter von Buch! Dafür bin ich da! Doch nun zur Sache! Ich kann Dein Wort nicht anerkennen, weil Du es an Österreich gabest. Ich bin an Ludwig fest gebunden."

„So kann ich nicht mehr leben! Mein Dasein ist geschändet! O, eine düstere Ahnung hat es mir gesagt! So nimm denn, Herr, mein Haupt! Ich sterbe gern, seitdem ich Deine Liebe und Dein Vertrauen verlor! Nur, Herr, nimm jenes Wort der Schande zurück: das Wort Verrat! Beim ew'gen Gott, — ich hab' nie an Verrat gedacht!"

„Das glaub' ich wohl; allein Du vergaßest, daß ich der Fürst bin. Wie oft hab' ich's Dir gesagt, daß ich keinen Willen neben mir dulde, — auch den des Herzensfreundes nicht, in welchem das eigne Sein, mein eignes Wesen und Empfinden sich wenigstens äußerlich wiederholt zu haben schienen! Nein, Klaus; — an Deiner Stelle hätte ich nicht so gehandelt; — nein, nein, gewiß nicht; — gehorsam hätt' ich als Vasall mein Haupt gebeugt! Den Tod hast Du verdient. Siehst Du es ein?"

„Ich sterbe freudig, weil ich den reinsten Willen hatte!"

„Nein, Klaus, sterben sollst Du nicht! Meinst Du, ich habe es vergessen, was Du von Jugend auf für mich gethan hast? — Meinst Du, ich könnte die Liebe zu Dir aus meinem Herzen reißen, wie man ein Unkraut aus einem Gartenbeet entfernt? — Nein, Klaus!"

Der Vasall hatte vor seinem Fürsten das Knie gebeugt. Woldemar legte ihm die Hand auf den Scheitel.

„Nein, Klaus, Du sollst nicht sterben, — leiblich wenigstens nicht und nicht durch eines Schwertes Schneide! Jedoch vernimm mein Urteil weiter:

Wohl aber mußt Du sterben vor der Welt! Um meines fürstlichen Ansehens willen muß es vor meinen Unterthanen heißen, daß ich Dich habe richten lassen, nicht um Verrates willen, — ich nehme das schimpfliche Wort zurück, — sondern wegen Überhebung und Ungehorsames. Verbannt bist Du für alle Zeit aus Brandenburg!"

„Laß, Herr, mich lieber sterben!"

„Nein, Klaus, — ich kann meine Hände mit dem Blute meines Lebensretters nicht beflecken. Ich bin schon ungesegnet genug; denn sie verschwindet mir fast, die frohe Hoffnung, einen Erben zu erhalten! Wie schwer ich leide, weißt Du nicht! Du hast noch schwerer mich getroffen. Doch wehmütig verzeihe ich meinem stolzen Freunde!"

„Ich kann nicht leben ohne Brandenburg!"

„Nein, Klaus; — es darf nicht sein! Du darfst nicht bleiben! Es wissen alle, was geschehen; — ich darf das Scepter nicht zur Erde sinken lassen. Ich hab' mit Redekin von Redern schon besprochen, was geschehen soll. ‚Du bist gerichtet mit dem Schwert, — vor Frankfurts Mauern', — so soll es heißen in der Mark. Du aber ziehst in Wirklichkeit in ferne Lande; — die Welt ist weit! Ein Mann wie Du wird überall gebraucht! Fahr' nach dem Osten hin und kämpfe für das Kreuz; — ein Mann wie Du wird überall willkommen sein! Das ist mein Urteil! Sprich nicht mehr! Dein Wort und Deiner Stimme Klang zerschneiden mir das Herz! Laß uns die Qual des Abschieds nicht verlängern! Nimm hin den letzten Händedruck, — den letzten Kuß! Ein Scheiden ist's auf ewig, — Du einst so treuer, nun so ungetreuer Mann!" —

Noch einen Augenblick lagen sie Brust an Brust; dann wankte Klaus von Buch hinaus. Redekin von Redern geleitete ihn. Sie stiegen zu Rosse und ritten bis an die Grenze des Frankenfeldes. Dort hielten sie. „Lebe wohl, Klaus!" sprach der Ritter von Redern. „Es ist mir bitter leid, daß es so kommen mußte! Du weißt nicht, wie schwer unser Herr gekämpft hat! Seine Ruhe ist nur eine erzwungene; — jetzt, — ich weiß es; — fließen seine Thränen. Er wird Dich nie vergessen!

Vergiß auch uns nicht! Mein Gott, Du warst ja unser Stolz! Hier, — nimm das noch zum Angedenken! 's ist Gold, — Du wirst es brauchen! Nimm nur, — er zieht ja Deine Lehen ein! Den Flecken Buch, nach welchem Ihr Euch nennt, mit seiner Burg und seinem Roland! Und hier, nimm auch den alten Ring! Es ist der Fingerreif von seinem Vater Konrad mit dem Wappensteine; — Du weißt, er hat noch einen gleichen, den seiner Mutter, Frau Constantias! Den nimmt er mit ins Grab! Den andern sollst Du tragen! Draus magst Du es ersehen, daß er nicht mehr zürnt. Leb' wohl — für ewig!"

Der Ritter von Redern sprengte zurück. Wie ein Träumender hielt Klaus von Buch an dem nächtig dunklen Waldesrande, welcher das Frankenfeld abschließt. Er merkte es nicht, daß der Beutel mit Gold seiner Hand entsank; wenigstens stieg er nicht ab, ihn wieder aufzunehmen. Den Ring aber führte er an seine Lippen und steckte ihn dann auf. Noch einmal sah er zurück, — hin, wo die Wachtfeuer des Brandenburger Lagers brannten. Dumpf sprach er dann:

„Tot also, tot! Nun wohl, ich will es tragen, wenn er nur lebt und unsrer Mark ein Segen ist und bleibt!" — Dann lenkte er sein Roß auf einen Waldespfad, welchen der heller aufschimmernde Sternenschein ihm zeigte.

Zehntes Kapitel.

Held Woldemar der Große.

Die Königswahl war beendet, — freilich nicht zum Heile für Deutschland. Am 19. Oktober 1314 hatten Kur-Köln, die Pfalz, Kärnthen und Sachsen den Herzog Friedrich den Schönen von Österreich, — am 20. Mainz, Trier, Böhmen und Brandenburg den Herzog Ludwig von Bayern auf den Schild erhoben. Ein blutiger Kampf stand also wiederum bevor. Woldemar geleitete Ludwig von Oberbayern nach Aachen; dann kehrte er still und in sich gekehrt nach der Mark zurück. Die Freude war aus seinem Leben gewichen. Er begab sich mit seiner Gemahlin in die Waldesnacht des Werbellin, in welcher er so froh und glücklich einst gewesen war.

Man verstand es im Volke Brandenburgs, daß der Fürst die Einsamkeit suchte. Sein Heim war kinderlos, seine Hoffnung auf die

Kaiserkrone vereitelt. Klaus von Buch, so hieß es im Lande, hatte unter dem Schwerte geblutet. Mit düsteren Blicken schaute das Volk jetzt zu dem strengen Richter auf. Nicht, daß man gewagt hätte, den Markgrafen zu tadeln; allein man scheute ihn. Man flüsterte sich allerlei düstere Mären zu. In den Kreisen des Adels wollte man wissen, daß Woldemar mit eigener Hand im Wald am Frankenfelde seinen Freund gerichtet habe. Das erzeugte eine tiefe Gärung der Gemüter. „Wenn er das gegen den Günstling, gegen den Freund und freien Edelherrn zu thun gewagt hat“, so fragte man sich; „wer ist dann sicher vor seiner blutigen Tyrannei? — Warum hat er ihn nicht dem Landgerichte übergeben? — Solches hat selbst Herr Otto mit dem Pfeile nicht gethan!“ — Im Volk aber liefen die wunderlichsten Mären über den verschwundenen Günstling um. „Er hat den Ritter auf einem Schlosse in ein Verließ gefangen setzen lassen, bis daß derselbe Hungers gestorben ist!“ so raunte man sich hier an einem Orte zu. Dort aber wollte man es wieder anders wissen. „Nein, Klaus von Buch lebt noch!“ so flüsterte man. „Aber sterben, — tiefelend sterben muß er doch! Er sitzt in dem Verließ der Burg von Tangermünde; — tagtäglich wird nur je ein Apfel in seinen Kerker hinabgelassen, sodaß er langsam verschmachten muß!“ — Schließlich wurden die Berichte über den Verschwundenen und sein Schicksal derartig phantastisch, daß es sogar hieß, er befinde sich in der Warte des Schlosses Werbellin; er erhalte tagtäglich die leckersten Speisen vorgesetzt; allein die Wachtmannschaft müsse sie ihm sogleich wieder hinwegziehen und vor seinen Augen vertilgen. Dergleichen Volksmären sind dann von späteren Chronisten für bare Münze und für geschichtliche Wahrheit angesehen und aufgezeichnet worden. Das aber ist durchaus beglaubigt, daß Woldemar den gesamten Besitz des Ritters Nikolaus von Buch einzog, — daß der Flecken Buch mit seinem hölzernen Rolande auf dem Marktplatz in sein markgräflich Eigentum überging, und daß auch die Brüder des Verschwundenen, die Edelherren Bernhard und Johannes von Buch, schwer unter seiner Ungnade zu leiden hatten. Das mächtige Haus, welches der Mark Brandenburg einst so große Dienste geleistet hatte, war somit völlig gestürzt. Vielleicht erregte das hier oder dort im geheimen eine unedle, höhnische Freude; laut aber äußerte sich dieselbe nicht.

Die Zeiten waren auch zu ernst dazu. Im Süden Deutschlands

war der Kampf der beiden Gegenkönige entbrannt; im Norden herrschte Hungersnot, da die Ernte des Jahres 1314 eine überaus klägliche gewesen war. Nun hätte wohl aus Schweden gar viel Getreide hergeführt werden können; denn dort hatte die Natur verschwenderisch ihr Füllhorn ausgeschüttet; allein auch die Schiffahrt lag brach, da der Dänenkönig Erich sich mit Heeresmacht gegen Greifswald und Stralsund gewendet hatte, und auch die anderen Seehäfen blockiert hielt. Und was noch schlimmer war: es brach eine Pest aus, und eine furchtbare Plage, der Aussatz, zeigte sich von neuem und zwar so heftig, daß die Spitäler zum heiligen Geiste und zu St. Georgen, deren es in fast allen Städten gab, die Menge der Kranken kaum mehr zu fassen vermochten. —

Wo war der festlich heitere Glanz geblieben, der einst um Woldemars jugendschönes Haupt geleuchtet hatte? — Ach in tiefe Nacht waren die Sterne der Hoffnung versunken! Trauernden Tones klangen die Glocken durchs Land; zu allen Klöstern, zu allen Heiligenbildern veranstaltete man feierliche Bittgänge; allein die Plagen Gottes wollten nicht weichen. Die Markgräfin Agnes erwies sich in diesen schweren Tagen als ein Engel für die Armut; — allein auch ihrer fürstlichen Freigebigkeit war ein Ziel gesetzt: denn Woldemar hatte für das Frühjahr sich zum Kampfe mit Dänemark zu rüsten. Schon waren seine Fehdebriefe an König Erich abgesandt; er hatte ihm, wie man zu jener Zeit es nannte: „abgesagt“.

Noch während der Winterkälte begannen daher die Rüstungen hüben und drüben; denn das wußte ein jeder im voraus: „Es wird ein harter Kampf!“ Erich und Woldemar, beide Fürsten warben Bundesgenossen und beide fanden deren. Als die Märzensonne des Jahres 1315 zu leuchten begann, standen somit zwei große Fürsten-Bündnisse einander gegenüber. Dem König Erich hatten Beistand zugesagt:

Herr Byrger, König von Schweden; König Wladislaw Lokietek von Polen, Woldemars alter Feind; Fürst Witzlaw von Rügen; Fürst Kanut Pors von Holland; Herzog Erich von Sonder-Jütland; die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg; Herr Woldemar und Herr Sueno von Schleswig; Fürst Heinrich der Löwe von Mecklenburg, er freilich mit halbem Herzen nur, so auch die Grafen Gerhard und Johann von Holstein; Markgraf Friedrich der Gebissene von Meißen, der rastlos kriegerisch-thätige, unversöhnliche Gegner Woldemars; Graf

Otto von Anhalt; Graf Günzel von Wittenburg; Graf Adolf von Schaumburg; Graf Heinrich von Schwerin; Graf Bernhard von Gützkow; Graf Nikolaus von Gützow; Herr Pribislaw von Werle und viele andere Fürsten mehr; — ja auch die Bischöfe von Ratzeburg und Schwerin.

All' diese letzgenannten standen mehr oder minder in einem Abhängigkeitsverhältnisse von Dänemark. Es war demnach die gesamte Macht Skandinaviens, Polens und Meißens, welche die Mark bedrohte und zwar von Norden, von Osten und von Süden her, und damit auch im Westen Not und Gefahr nicht fehle, hatten die Braunschweiger und Lüneburger Herzöge den Gegnern Woldemars sich beigesellt. Die hehre Schöpfung der Ballenstädter, die Mark, war also selbst in ihrem Bestehen bedroht.

Wer aber war zu Woldemar getreten? —

Zunächst die Pommern, die Herzöge Otto von Stettin und Wartislaw von Wolgast, — sie hatten ja von Dänemark noch mehr zu fürchten als von Brandenburg; — Herr Johann von Werle und eine Anzahl deutscher Grafen, welche im Lehnsverbande mit der Mark befindlich waren, so Graf Burchard von Mansfeld, die Grafen Heinrich und Hermann von Barby, Graf Heinreich von Regenstein, Graf Konrad von Wernigerode, Graf Günther von Käfernburg und die Stadt Stralsund. Sie war allein noch frei, denn Greifswald hatte seine Thore den Dänen bereits öffnen müssen.

Wo die Übermacht war, konnte also nicht zweifelhaft sein. Woldemar beschloß daher, die Feindseligkeiten so schnell wie möglich zu eröffnen, ehe der König Erich seine Truppen noch beisammen hätte. —

Das war ein bitteres Scheiden von Frau Agnes! Allein sie hielt sich aufrecht; auch sie war ja vom Blut des großen Adalbert! Auch sie wußte, daß es den Bestand seines Werkes, ja die Freiheit des ganzen deutschen Nordens galt! Sie klagte daher nicht, als Woldemar im Februar des Jahres 1315 zum Streit aufbrach; allein wehmütig lächelte sie doch nur, als sie sprach:

„Hab' Deiner acht, mein teurer Held! Ich kann nur für Dich beten, und ich will es thun ohn' Unterlaß! Kein Klaus von Buch hält mehr die Wacht ob Deinem Haupte! Da hab' ich's den treuen Harzgrafen von Wernigerode und von Regenstein aufgetragen, Dir nah' zu bleiben in des Kampfes Gewühl! Sie haben's mir versprochen!"

„Ja, ihre Treue hat mich recht gestärkt, mein liebes, liebes Weib!“ entgegnete der Fürst, die Gattin an sich ziehend. „Allein das Beste muß das Schwert doch thun, das Du mir einst geschenkt! Sei stark und bleibe stark, Geliebte! Jetzt grade, da die Nacht hereinzusinken droht, soll hell aufleuchten das Gestirn der Mark. Ich kehre siegreich wieder oder nie! Muß ich mein Herzblut für die Ehre und mein Volk hingeben: mit Freuden soll's geschehen! Allein ich bin des Sieges gewiß! Die starke Stadt am Sund gilt mir ein ganzes Reich. Fall' ich, so folge mir Dein Bruder, — nicht die Landsberger; die beiden Heinriche sind nicht thatkräftig genug für diese eherne Zeit. Du aber führst die Vormundschaft. Die Altmark ist Dein Wittum. Mich rächen meine Märker. Siehst Du, — 's ist alles nun geordnet! — Nein, weine nicht! Hat Gott uns auch der Eltern holdes Glück versagt: das Leben war doch schön! Der Liebe war's geweiht und meiner Mark! Die wird der Unerforschliche, Allmächtige, der ob den Sternen thront, nicht untergehen lassen!“

Eine letzte Umarmung! Dann schmetterten die Trompeten. Held Woldemar bestieg sein Schlachtroß und ließ sein Banner entrollen. Agnes blickte dem Zuge nach, bis der letzte Troßknecht verschwunden war; dann sank sie vor dem milden Bilde der Himmelskönigin laut schluchzend nieder. —

Freundliche Herbstessonne leuchtete den Märkern, welche quer über den Barnim dem mecklenburgischen Lande zuzogen. Heinrich der Löwe von Mecklenburg hatte nämlich das märkische Gebiet bereits angefallen und die Stadt Woldegk erobert. Er sollte zuerst das Schwert der Brandenburger fühlen.

Das stark befestigte Woldegk liegt im Lande Stargardt nahe an der Grenze des Ukerlandes. Unfern desselben erhob sich damals das Schloß Fürstenhagen, auf einem Hügel erbaut und in mehreren Seen, welche die Höhe umringten, sich widerspiegelnd. Jetzt ist die hohe Warte längst verschwunden: der Pflug geht über ihre Fundamente hin. Stände sie noch: von wilden Kämpfen könnte sie uns erzählen, die sie im Spätherbste des Jahres 1315 laut umtost haben. Wie tapfer aber auch die Mecklenburger widerstanden: die Mauern von Fürstenhagen wurden endlich doch erstiegen. Und nun rückte Woldemar vor Woldegk; — freilich gegen den Rat seiner Getreuen und gegen den Willen seines Heeres. Denn schon war ein wechselvoller Winter eingetreten, der bald

Regen brachte, bald Schnee und Eis. Das Lager mußte auf Sümpfen in der Niederung aufgeschlagen werden, die ja wohl allenfalls so lange standhielten, als strenge Kälte herrschte, denen jedoch ein giftiger Brodem entquoll, sobald Tauwetter eintrat. Das Heer litt furchtbar, und Frater Gerhardus, einst ein schlichter Mönch und nunmehr Woldemars vielerprobter Kriegsbaumeister, schüttelte sein Haupt. „Er ist unzugänglich für jeden Rat, seitdem er Klaus von Buch hat richten lassen!“ sprach Graf Konrad von Wernigerode achselzuckend zu dem ehemaligen Dominikaner.

Woldemar ließ stürmen, — einmal, zweimal, dreimal. Allein in Woldegk befehligten gar wackere Männer, der mecklenburgische Küchenmeister Hermann Clodt und der städtische Hauptmann Martin von der Huda. Die Märker wurden unter großen Verlusten dreimal zurückgeschlagen. Sie versenkten ihre Toten in die See bei der Stadt. Diese Gewässer sind nachmals ausgetrocknet und heute zu Wiesen geworden, welche noch die Namen des „großen und des kleinen Totensees“ führen.

Graf Konrad von Wernigerode aber hatte Recht: Woldemar nahm keinen Rat mehr an; ein harter, eigenwilliger Zug trat immer mehr in ihm hervor, seitdem er seinen Herzensfreund verstoßen hatte. Er ließ von Woldegk nicht ab. Und endlich kam auch ein Lichtschimmer. Herr Johann von Werle, der auf brandenburgischer Seite stand, während sein Bruder Pribislaw im gegnerischen Lager verweilte, unternahm vom Lager vor Woldegk aus eine Streife gegen den Grafen Heinrich von Schwerin und den mecklenburger Hauptmann Berthold Preen, welche von Neu-Brandenburg herangezogen kamen, um Woldegk zu entsetzen. Er schlug den Feind zurück. Hinter Neu-Brandenburg aber, beim Dorfe Möllen, kam es zu einem blutigen Gefechte; der Schweriner Graf wurde geschlagen und gefangen in das Lager vor Woldegk eingebracht.

Jetzt setzte Woldemar alle Kraft daran, auch seinerseits Lorbeeren zu gewinnen. Mit einem Sturme war der Stadt nicht beizukommen; — das sah er wohl! Unter unsäglichen Mühen ließ er daher einen unterirdischen Gang unter dem Wall, dem Graben und den Mauern von Woldegk hindurchführen. Die Städter aber wachten. Sie führten diesem Gange einen Stollen von innen aus entgegen und leiteten Wasser in denselben. Wie nun die Brandenburger bis zu der Zwischenwand gelangt waren und dieselbe nichts ahnend durchschlugen, da stürzten ihnen schäumend die Wogen entgegen. Wer in dem Gange sich befand, ertrank.

Woldemar stampfte mit dem geharnischten Fuße auf die Erde; sein Heldenruhm schien vor Woldegk zu erbleichen. Eine fieberhafte Hast bemächtigte sich seiner. Und nicht ohne Grund. Denn Heinrich der Löwe von Mecklenburg hatte sich aufgemacht, ihn im Rücken anzufallen, und hatte sich bereits in der überaus stark befestigten Stadt Neu-Brandenburg einer Stiftung der Ahnen Woldemars, mit seinem Heere festgesetzt.

Als er das vernahm, mußte der Markgraf sich entschließen, die Belagerung von Woldegk aufzugeben. Schweren Herzens ließ er daher in einer eisigen Januarnacht die Zelte abbrechen. Er führte sein Heer nunmehr in die Gegend von Alt- und Neu-Strelitz. Ein finsterer Geist war über ihn gekommen; er ließ sengen und brennen ringsum. Auch Droiseko von Kröchern und Redeko von Redern sprachen schmerzbewegt:

„Er ward ein anderer, seitdem Klaus Buch ihm fehlt."

Heinrich der Löwe aber war nicht gewillt, sein Land in dieser Weise verwüsten zu lassen; er verließ „Nyen-Bramborg" und zog den Märkern entgegen. —

Bei Alt-Strelitz liegt ein Dorf, — heißt Fürstensee. Die Gegend ist wellig, der höchste Hügel ist der „Mühlenberg". Rechts davon liegt der „große Lansee", links davon der „Eichenhorst" und das „Fürstenseer Bruch", im Rücken der „kleine Lansee" und der „große Fürstensee"; am Fuße aber zieht sich die Straße von Strelitz nach Lychen hin. Auf jenem schwer zugänglichen Mühlenberge setzte Heinrich der Löwe sich fest.

Woldemar, bei welchem Johann von Werle und dessen Gefangener, der Graf Heinrich von Schwerin, sich befanden, beschloß sofort ihn anzugreifen. Wohl erklärte der alte Ritter Droiseko von Kröchern die Stellung des Feindes für uneinnehmbar; wohl wiesen auch die beiden Harzgrafen von Wernigerode und von Regenstein auf die Schwierigkeiten und Gefahren hin, die aus der Bodengestaltung sich ergaben. Umsonst! Woldemar hatte nur eine Antwort auf ihre Vorstellungen, und die lautete:

„Ich will!"

Am 15. Februar 1316 begann er, allen Regeln damaliger Kriegskunst zuwider, den Angriff auf den Mühlenberg von Fürstensee. Im Morgendunkel zogen die Brandenburger auf den schmalen, zwischen den Seen befindlichen Dämmen zum Fuße der Anhöhe hin. Droiseko von Kröchern wagte noch einmal einen Einspruch: „Wir ziehen ins Verderben!" sprach

er. Woldemar würdigte ihn gar keiner Antwort; Redeko von Redern aber drückte dem Freunde die Hand.

Alles kam jetzt darauf an, daß die Märker möglichst schnell und noch unter dem Schutze des Dunkels und des Morgennebels durch die Engpässe kamen und den Sturm beginnen konnten. Plötzlich aber quoll schlammiges Wasser unter den Hufen der Rosse und unter den Füßen der Knechte hervor. Die Dämme waren durchstochen. „Hinüber!" befahl Woldemar. „Koste es, was es wolle!" — „So sah ich ihn noch nie!" sprach Redekin zum Ritter Droiseko. „Sein guter Geist hat ihn verlassen!" — Nach unsäglicher Mühe gelang der Übergang doch. Allein viel, — leider nur zu viel der Zeit war schon verloren. Der Nebel sank, nachdem die Februarsonne in purpurner Pracht aufgegangen war; — hell schimmerten in ihrem Scheine die Harnische der Märker.

Dort auf dem Mühlenberge ward es jetzt lebendig. Die Hörner schmetterten, als die Märker an den Fuß der Anhöhe gelangten. „Nur eine Rettung giebt's", rief Droiseko den Knechten zu; „steht wie die Mauern!"

Jetzt aber brauste Heinrich der Löwe bereits mit seinen Reitern den Bergeshang hinab. Im Vortrabe der Märker standen die Ritter von Redern und Kröchern, sowie der Fürst Johann von Werle, — bei ihnen befand sich die Blüte der Ritterschaft der Mark. Allein der Stoß von oben her war ein vernichtender; Heinrich von Mecklenburg erwarb an diesem Tage das volle Recht, den gleichen Beinamen zu führen wie einst der große Welfe. Und doch: nur um der Lehnstreue willen kämpfte der edle Mann auf der dänischen Seite; — sein Herz war da, wo Brandenburgs Adlerbanner wehten.

Ja wohl, die Märker standen wie die Mauern; allein die Wucht des Sturmwindes wirft auch Mauern um. Durch die Halsberge Droiseko's von Kröchern drang die Lanze des Löwen; — lautlos sank der ritterliche Greis vom Rosse. Redeko von Redern wurde in den Sumpf gedrängt; — kaum daß sein edles Roß wieder festen Boden gewann. Johann von Werle aber wurde gefangen genommen und mit ihm sein Gefangener, der nur gezwungen neben ihm kämpfende Graf Heinrich von Schwerin, der somit also seine Freiheit wiedererhielt.

Woldemar mußte jetzt zurückweichen, wollte er nicht völlig vernichtet werden. Er bezog auf einer Höhe bei Alt=Strelitz ein festes Lager. Dort saß er am Abende des 15. Februars, in düstere Gedanken versunken,

in seinem eiligst aufgeschlagenen Zelte; — nur die Grafen vom Harze und der Marschall von Redern waren bei ihm.

Unverwandt starrte der Fürst in die düstere Glut des Feuers. Die andern schwiegen. Da trat ein Knecht ein. „Herr Markgraf“, sprach er mit gedämpfter Stimme, „es ist eine Botschaft von den Mecklenburgern da.“

„Heiß' sie eintreten!“ sprach Woldemar fast tonlos.

Und sie traten ein. Der Marschall Redeko faßte seinen Mantel und verhüllte sein Antlitz. Denn sie brachten einen Toten in ritterlicher Rüstung. Um sein bleiches, grauumlocktes Haupt hatten sie einen Kranz von Tannenbüscheln geflochten.

Woldemar erhob sich und faltete die Hände. „Droiseko von Kröchern!“ sprach er leise. Tiefes Schweigen herrschte wieder in dem Zelte.

Der Führer der Mecklenburger brach dasselbe endlich. „Es war ein schlimmer Tag“, so sprach er; „auch uns fehlt mancher gute Mann!“

Da schaute Woldemar zu dem Ritter auf. „Helmuth von Moltke?“ fragte er.

„Leider, Herr Markgraf!“ lautete die traurige Antwort. „Es war einst besser!“

Und wieder schwiegen sie. Der Graf von Regenstein aber kniete bei der Leiche und legte die Hände des Toten in einander. Die Handschuhe von Eisen fehlten. Der Graf blickte fragend zu dem Ritter von Moltke auf.

„Die behält mein Herr, der Löwe, zum Andenken an diesen werten Mann!“ erwiderte der letztere. Dann fuhr er mit gepreßter Stimme fort:

„Herr Markgraf, daß ich Leid trage um den heut'gen Tag, — — was soll ich's Euch erst sagen? Allein ich muß Euch künden, was mein Herr mir aufgetragen. Selbst vor dem toten Helden hier! Johann von Werle ist gefangen! Ein schweres oder leichtes Lösegeld sollt Ihr für ihn entrichten, je, nachdem! Nur von dem ersten aber wage ich vor Euch zu reden: bare 10000 Mark!“

„Nein, nennet auch das andere, Ritter!“ rief Woldemar erregt.

„Das kann ich nicht! Es wäre ja Verrat an Stralsund!“

Da erhob Woldemar das Haupt und sprach mit königlicher Würde:

„Ich danke Euch dafür, Herr Ritter, daß Ihr die sterblichen Reste dieses Helden mir zugeführt habt; — ich danke Euch indes noch mehr dafür, daß Ihr mich nicht für fähig gehalten habt, meinen Vorteil der Ehre vorzuziehen. So höret denn:

Ich löse den Herrn von Werle mit jener Summe, so ungewöhnlich hoch sie auch bemessen ist. Und müßte ich darüber auch zum armen Manne werden. Allein, daß ich Stralsund verlasse, das hoffet nicht. Die Waffen haben gegen mich entschieden, — vor Woldegk und vor Fürstensee! Es kann indes noch anders kommen. Meldet das dem Mecklenburger Löwen!"

„Ich habe keine andere Antwort erwartet!" erwiderte der Ritter Moltke, sich tief verbeugend. „Und stehe ich auch jetzt als Feind Euch gegenüber, Markgraf Woldemar: doch wünscht's mein Herz:

Gott stehe Euch im Unglück bei! Die wahre Größe wird aus Unglück ja geboren!" —

Klirrenden Schrittes verließ der Ritter von Moltke das Zelt. Noch während derselben Nacht aber brach auch Woldemar sein in höchstem Maße gefährdetes Lager ab und zog sich in das von Seen durchwirkte Gelände des bereits zur Ukermark gehörigen Cistercienser-Klosters Himmelpfort zurück. Hier wurde Droiseko von Kröchern beigesetzt. Noch lange Jahrhunderte erblickte man über seiner Gruft an der Wandung des hohen Chores seinen Schild, seinen Helm und seine Sporen. —

Wohl zog der Markgraf Woldemar immer neue Streitkräfte heran; allein Schlag auf Schlag schien ihn zu treffen. Noch stand einige Mannschaft von ihm im Mecklenburger Lande vor dem Schlosse Stargardt. Herr Sloteko von Görne, der Notar, wurde daher von Woldemar nach Stargardt gesendet, um dem Befehlshaber des dortigen Belagerungsheeres, dem Ritter Henning von der Gröben, die Weisung zu überbringen, sich so schnell wie möglich auf Kloster Himmelpfort zurückzuziehen. Nach zweien Tagen aber kehrte Herr Sloteko trübselig in das Lager zurück. „Gnädiger Herr", sprach er zu Woldemar, „ich fand keine Belagerungsmannschaft vor Stargardt mehr vor. Nicht aber, daß Stadt und Veste von unsern Kriegern etwa erobert worden wären. Im Gegenteil, — Herr Heine Malzan, der Hauptmann zu Stargardt, hat einen Ausfall gemacht; Herr Henning von der Gröben und viele andere sind ritterlich gefallen, und 62 Ritter und Knechte harren in den prächtigen Thortürmen Stargardts auf baldige — Erlösung!"

„Mögen sie verschmachten!", rief Woldemar in furchtbarer Erregung. „Ich löse sie nicht aus! Herr Gott, Du bist von mir gewichen! Wo soll das nur hinaus! Geschlagen überall!"

Er sank auf einen Stuhl und barg das Haupt in seine Hände. Da beugte der Marschall Redeko sein Knie vor seinem fast verzweifelnden Fürsten.

„Gnädiger Herr", sprach er tröstend, „gedenket der Worte des Ritters Moltke:

‚Die Größe wird aus Unglück nur geboren!'"

Da richtete Woldemar sich majestätisch aus seiner Trübsal empor. „Ich danke Dir, Redeko", sprach er, „und das Wort soll nicht umsonst gefallen sein! Gewiß, ich will nicht verzagen! Allein nach all' den schweren Verlusten, die wir erlitten haben, wird uns nichts anderes übrig bleiben, als uns auf die nächste starke Veste der Mark zurückzuziehen und dort neue Kräfte zu sammeln. Gehen wir also nach Prenzlau! Fest sind die Mauern dieser treuen Stadt, hoch ihre Türme! Ich muß der Vaterlandsliebe meiner Märker vertrauen! Es bedarf jetzt der größten Opferfreudigkeit, um die Sache Brandenburgs aufrecht zu erhalten. Allein ich weiß auch: ich habe ein getreues und ein tapferes, ein opferwilliges Volk." —

Woldemar hatte sich in diesen seinen Erwartungen nicht getäuscht. Allüberall geschlagen, zogen die Märker in die turmumkränzte Hauptstadt des Ukerlandes ein; — es war freilich ein traurig stimmendes Bild. Denn gar mancher wunde Mann konnte sich auf seinem Rosse nicht mehr halten und mußte dem Zuge nachgetragen werden. Woldemars Helmzierde, die schwarzen Adlerfittige, bestreut mit goldenen Lindenblättern, waren zerhauen und geknickt. Auf dem Markte vor dem Rolande, angesichts der herrlichen St. Marienkirche, aber hielt der Fürst sein Roß an. „Ich bin im Streite unterlegen", rief er über den Platz hin; „es wäre thöricht, wenn ich Euch das verhehlen wollte, meine Lieben und Getreuen! Allein ich stütze mich auf Eure starke Kraft. Ich fordere Opfer, aber ich fordere sie nicht für mich, sondern für die Ehre des Vaterlandes, für das gute Recht und das gemeine Wohl! Es gilt neue, schwere Kämpfe gegen eine fast erdrückende Übermacht! Allein wir müssen und wir werden siegen!"

Begeisterter Zuruf antwortete ihm, und es blieb nicht nur bei Worten. Als Woldemar auf dem Rathause den Ehrenwein getrunken hatte, da traten die beiden Oldermänner des Rates vor ihn hin und sprachen:

„Herr Markgraf, wir sind wohlhabend und glücklich geworden unter dem Schutze des Hauses Ballenstädt! Wir dachten freilich ehedem,

Ihr, Herr, Ihr wäret nicht wie Eure Ahnen, sondern den Städten eher Feind als Freund. Jetzt aber, da wir unsern Irrtum erkennen, — da wir Euch im Bund erblicken mit Stralsund, ist es uns eine Freude, Euch mit allen Kräften beizustehen. Unsere Knechte kämpfen in Eurem Heerbann, — das ist unsere alte Pflicht! Allein sie genügt uns nicht. Drum haben wir von den Städten, als wir Euer Unglück vernahmen, uns freiwillig eine Schatzung auferlegt. Hier, hoher Herr, lege ich Euch 1000 Mark vollwichtigen Silbers zu Füßen, und die Berliner bringen wohl das Doppelte. Auch die von Frankfurt! Höret, was sie schreiben:

‚Ja, seine Hand hat schwer auf uns gelegen, da er vom Hansabund uns schied. Allein in Not von seinem Fürsten weichen, — das thut kein märkisch' Blut! Wir werben für ihn Knechte, und unser Hauptmann Boto Wale hat den Auftrag, ihm 2000 Mark zu zahlen.'

Drum hoffet, edler Herr! Das Volk der Mark verblutet sich, wenn's sein muß, für den angestammten Herrscher. Ich hab' zwei starke Söhne, — nehmet sie in Euren Dienst!"

Es schimmerte feucht in Woldemars Augen. Er streckte den Ratmannen beide Hände entgegen. „Ich danke Euch", sprach er dann bewegt; — „ich hätte nimmer gedacht, daß man auch im Unglück so glücklich sein kann! Wenn meine Unterthanen also denken, kann ich wohl nicht untergehen. Auf also denn, — zu neuem Kampf und zum Triumphe! Ich trinke diesen Rest des edlen Weines auf die Brandenburger Treue, die bis zum Tod beharrt!

‚Gut Brandenburg allweg!'" —

Nach Ostern 1316 zog ein gewaltiger Heerhaufe aus der Mark durch pommersches Gebiet nach Stralsund. Der Adel war an Opferwilligkeit hinter den Bürgerschaften der Mark nicht zurückgeblieben; Schloßgesessene sowohl wie Zaunjunker hatten mehr Mannschaften gestellt, — mehr Lebensmittel geliefert, als sie verpflichtet waren. Mit dieser starken Mannschaft zog der Markgraf Stralsund zu. Am Ende Mai stand der Markgraf bei Torgelow.

Da aber kam Botschaft vom Stralsunder Rate. „Eilet, lieber Herr", so lautete sie; „denn der Feind beginnt uns zu umlegen. Sendet Eure Reiter so schnell wie möglich; sie können sonst nicht mehr in unsere Stadt gelangen." Auf Woldemars Befehl brach Redeko von Redern

deshalb mit 1000 Rossen sofort zum Eilmarsch auf. Kaum waren indessen die Staubwolken, welche hinter den Abziehenden aufgestiegen waren, wieder verflogen, da erschienen auch Reisige der Stadt Templin; die meldeten:

„Herr Heinrich von Mecklenburg ist in die Priegnitz eingefallen; er bedroht uns. Eilet uns schnell zur Hilfe, hochgeborner Fürst und Herr!"

Woldemar war unter diesen Umständen gezwungen, sein Heer zu teilen; er sendete die eine Hälfte unter dem Schenken Borward von Flechtingen und Redeko von Redern zur Hilfe nach der Stadt am Sunde und zog selbst mit den Grafen Konrad von Wernigerode und Burchard von Mansfeld in südwestlicher Richtung auf Templin, um dem bereits in der Priegnitz stehenden Feinde den Weg nach der Mittelmark zu verlegen. Denn es war offenbar, daß der heldenkühne Mecklenburger nichts anderes beabsichtigte als einen Handstreich gegen Brandenburg, Spandau und Berlin, — gegen das Herz des Staates Woldemars.

Schon hatte Heinrich der Löwe in der That die Meyenburg in der Priegnitz berannt, erobert und verbrannt; schon zog er auf Wittstock und Rheinsberg los. Woldemar setzte sich dagegen in Templin fest. Jetzt zogen die Mecklenburger sich mehr nach Osten in das Seenland von Strelitz und von Fürstenberg hinein; — hier waren sie ja, wie der Kampf bei Fürstensee bewiesen hatte, unangreifbar. Auch Woldemar war jetzt genötigt, sich einen neuen Stützpunkt zu suchen: er fand ihn in der Stadt Gransee. Eine hohe und starke Mauer aus gewaltigen Feldsteinblöcken, ein doppelter Wall und ein dreifacher Graben umgaben dieselbe zu jener Zeit, und noch heute ragt auf einem Hügel mitten in der Feldmark von Gransee eine jener hohen, steinernen Warten auf, deren die Stadt damals vier besaß.

Und nun stockte hier der Kampf. Am Seestrand aber entbrannte er lichterloh. Konrad von Redern und der Schenk von Flechtingen waren glücklich noch nach Stralsund gelangt; bald darauf aber erschien Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, der Sohn jenes ritterlichen Herzogs Albrecht, der zu Glasin einst Nikolaus von Buch zum Ritter hatte schlagen wollen, vor der heldenmütigen Stadt. Herzog Erich war ein gefeierter Kriegsheld wie einst sein Vater. Jetzt also ward es Ernst, zumal, da auch der Dänen Flotte nahte. Kampfbegeisterung aber erfüllte nicht allein die heldenhafte Bürgerschaft, sondern auch die brandenburgische Besatzung. Man beschloß, dem Feinde zuvorzukommen.

Herzog Erich hatte bei einem Walde vor der Stadt, das „Heinholz“ genannt, ein festes Lager aufgeschlagen. Ihn von dort zu vertreiben, mußte die erste Sorge der Belagerten sein. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1316 rüsteten sie sich daher zum Auszuge. Nach Mitternacht, als die ersten, dämmernden Vorzeichen des jungen Tages aufstiegen, öffneten sich die gewaltigen Pforten des Knieper- und des Hospital-Thores, von welchen aus zwei Straßen nach dem Heinholz führten. In möglichster Stille entquollen den alten, düsteren Thoren schier endlose Scharen von Bewaffneten, Stralsunder Bürger, Märker, Pommern. Redeko von Redern ritt mit dem Banner von Brandenburg neben Wulf Wulflam dem Alten, dem ritterlichen, wenn auch schon ergrauten Bürgermeister von Stralsund. „'s ist doch ein mißlich Ding“, sprach der Marschall Redern, „falls sie uns zu früh bemerken.“ — „Ich kenne Herzog Erich“, sprach der Bürgermeister, „er ist ein guter Kämpe, jedoch ein scharfer Zecher auch. Und gestern kam ein großer Wagen Richtenberger Bier ins Lager! Ich weiß, — Herr Erich hat 'nen guten Trunk gethan. Wie mir der Kundschafter gemeldet, hat er beim schäumenden Becher auf jene lange, goldene Kette gezeigt, die er in mehrfachen Windungen über dem Panzerhemde trägt. ‚An düsse Kette schlüt' ick die vam Sunde und Marggrav Woldemar darto!‘ hat er gesagt, als er das Horn zum Rundtrunke ergriff“.

„Das wollen wir ihm gedenken!“ entgegnete der Brandenburger Hauptmann lachend.

In der That, — Wulf Wulflam der Alte war vortrefflich unterrichtet. Über dem Lager am Heinholze lag die tiefste Stille. Allein der Zugang zu demselben war wohlverwahrt; Herzog Erich hatte eine Wagenburg hier aufgeschlagen. Es half nichts; sie mußte erklommen und überklettert werden. Aber auch das gelang, ehe noch die Feinde sich recht ermuntert hatten. Und jetzt standen die Stralsunder, die Brandenburger mitten im Lager. Wohl ermannte sich der Herzog Albrecht von Lüneburg; er stürzte sich mit Mut auf den brandenburgischen Marschall; allein er wurde zum Lager hinausgedrängt. Den Herzog Erich aber trafen die von Stralsund halbgerüstet ruhend auf einer Schütte Stroh. Gleichwohl griff er zum Schwerte und verteidigte sich mannhaft. Jedoch der alte Wulflam besaß noch jugendliche Heldenkraft. Er schlug dem Fürsten das Schwert aus der Hand, packte ihn um die Hüften und warf ihn zu Boden. Eisenstark hielt des Bürgermeisters

Knie den Überwundenen in seiner völlig hilflosen Lage fest. Der alte Patrizier sprach dabei:

„Her Hartoch Erich; — weil Ju unser spotten dhätet, drum bind' ick Ju mit düsser sülwen Kette!" und damit riß der greise Held das Kleinod von dem Halse des jugendlichen Mannes und schnürte ihm mit der goldenen Fessel die Hände so eng zusammen, daß der Lauenburger trotz aller Selbstüberwindung einen Laut des Schmerzes nicht zu unterdrücken vermochte. So führte man ihn samt der ganzen, großen Beute nach Stralsund. Das war ein Triumph! Und nun stürzte Alt und Jung aus der ehrbaren Stadt hinaus in das verwüstete Lager, um die Neugier und, wenn möglich, die Beutelust noch zu befriedigen. —

Schon am 23. Juni kam ein Bote vom Sunde in das Lager bei Gransee. Mit Freuden las Woldemar den Brief des Stralsunder Rates, der ihm vermeldete, wie rühmlichen Anteil die Brandenburger an dem glorreichen Siege am Heinholze genommen hatten. Sehr richtig aber hatte der Ratsschreiber hinzugefügt:

„Gnädiger, hochgeborner Fürst! Wenn auch der Sieg uns ward: wir sind drum doch noch nicht frei! So Ihr irgendwie könnet, kommet! Der Dänen, die zur See kommen, wollen wir uns gern erwehren; allein es sind zu Lande der Dränger doch zu viele. Eile thut not!"

Wohl sah der Markgraf ein, wie wohlberechtigt diese Bitte war; ja, — jene Lorbeern, welche Redeko von Redern und der Schenk von Flechtingen sich erworben hatte, — sie brannten ihm fast auf der Seele. Allein der Löwe Heinrich von Mecklenburg hatte ihn nun einmal gepackt und ließ ihn nicht mehr los. So oft Woldemar von Gransee aus aufbrechen wollte: stets verlegte der Mecklenburger Löwe ihm die Pässe, und die Niederlage von Fürstensee hatte dem Markgrafen Woldemar hinlänglich gezeigt, daß der Feind in diesem Gelände nur mit der höchsten Vorsicht anzugreifen sei. Als Woldemar jetzt aber den Ruhm der Stadt Stralsund so vielverheißend aufblühen sah, da litt es ihn nicht länger in dem festen Lager bei Gransee. „Vorwärts!" so lautete sein Feldgeschrei.

Allein geflissentlich wich Heinrich von Mecklenburg ihm aus, indem er eine unangreifbare Stellung nach der andern bezog. „Was will er nur?" sprach Woldemar zu dem Grafen Burchard von Mansfeld. „Feig ist er doch gewiß nicht!"

„Mich dünkt: er sucht den Kampf mit Euch zu meiden!“ entgegnete der Mansfelder. „Ihr waret Freunde ehedem!“

„Das hätte er zuvor bedenken sollen, eh' er sich entschied! Jetzt ist's zu spät. Wir greifen morgen an, Herr Graf! Schon stehen wir zwei Monate unthätig hier! Ich halt's nicht länger aus. Ich muß mein Ritterwort einlösen, welches ich der Stadt Stralsund verpfändet habe: ich muß ihr Hülfe bringen.“

„Es ist auch besser so!“ sprach Heinrich, Graf vom Regenstein. „Die Sonne brennt hier auf der schattenlosen Feldmark heiß; auch die dort drüben auf den Höhen haben weder Busch noch Baum.

„Wir müssen alle Kraft einsetzen“, fuhr der Markgraf fort, „um uns den Weg nach Stralsund frei zu machen. Das Unglück hat mich nicht gebeugt; — es lebt in mir ein Siegeshoffen! Rüstet Euch denn zum Kampf, vieledle Freunde, — zu einem schweren, blut'gen Kampf. Ich setze alles an die eine Schlacht: mein Leben und die Mark! Für morgen lautet unsere Kri:*) ‚Sieg oder Tod!‘“ —

Nordwestlich von der alten Stadt Gransee breitet sich ein Gewässer, jener nicht unbedeutende See aus, von welchem die Stadt ihren Namen erhalten hat. Dann steigt der Boden an. Schon bei den Dörfern Schönermark und Sonnenberg finden sich vereinzelte Höhen; hinter Schulzendorf aber dehnt sich ein breiter Bergrücken in nördlicher Richtung bis nach Woltersdorf aus. Auf ihm hatte Heinrich der Löwe Stellung genommen; hier mußte der Angriff Woldemars erfolgen.

Der 15. August des Jahres 1316 brach an. Woldemar braunte vor Kampfeslust und vor Begier, die Schlappe von Fürstensee zu rächen. Allein er fiel den Feind diesmal nicht unter dem Schutze der Nacht an; er handelte heute nach uraltem deutschen Brauche. Sowie die Morgenröte den östlichen Horizont mit Purpur und Gold überflutete, sandte er den Grafen Heinrich von Barby mit einem Eisenhandschuh an den Löwen Heinrich. „Ich nehme diesen Handschuh auf“, erwiderte der mecklenburgische Fürst dem Ausforderer; „ich thu' es, weil ich mich nicht feige schelten lassen will. Gern freilich hätte ich den Kampf mit Woldemar vermieden. Weiß Gott, — ich bin ihm nimmer gram! Allein ich muß dem König Erich Heeresfolge leisten; will es der Markgraf: nun, so kämpfen wir! Es thut mir leid um all' das ritterliche Blut,

*) Feldgeschrei.

das heut' vergossen werden soll! Was geh'n dem Markgrafen die Bürger der Stadt Stralsund an? — Allein, da er nicht anders will, so sei es denn! Das aber saget ihm, Herr Graf: ins blache Feld rücke ich nicht! Er möge diese Höhen stürmen; — allein er denke dabei auch an — Fürstensee!"

„Heut' krönt der Sieg den, morgen jenen!" sprach der Graf von Barby achselzuckend. „Auf denn zum Kampf, Herr Heinrich! Weiß Gott, so sag' auch ich, — ich stehe Euch nur ungern gegenüber! Weil's aber nun doch einmal sein muß, wollen wir das Beste thun!"

„Das wollen wir", rief der ritterliche Fürst dem klirrend Davonschreitenden nach, „und weil wir beide Heinrich heißen, wollen wir uns messen, mein Herr Graf! Gehabt Euch wohl, bis es zum Angriff kommt! Dann aber hofft auf keine Schonung! Wär' es mein Bruder, der mir gegenüberstände: ich würde ihm die Todeswunde schlagen, weil ich ein treuer Lehnsträger des Dänenkönigs sein will!" —

Sobald Heinrich von Barby beim märkischen Heere sich wieder eingefunden hatte, begann Woldemar mit dem Vormarsch. Es drohte ein heißer Tag zu werden, — heiß in doppelter Beziehung; denn die Sonne brannte den Schnittern, welche dort jenseits von Gransee bei Kraatz und Badingen mit der Ernte beschäftigt waren, glühend auf den entblößten Oberkörper nieder. Hier aber, auf den Feldern von Schulzendorf, sollten nun die beiden hochberühmten Fürsten, Woldemar und Heinrich, zum zweiten Mal sich messen; hier sollten Tod und Verderben eine zweite, reiche Ernte halten. —

Noch ist ein alter Schlachtbericht*) uns erhalten geblieben. „Der Kampf", so heißt es in demselben, „begann mit einem wütenden Angriffe der Brandenburger und wurde bald allgemein. Märker und Mecklenburger fochten mit Erbitterung, Mann gegen Mann; — sie schlugen sich diesmal mit fast übermenschlicher Kraft. Auch die Anführer, damals nicht bloß die Leiter der Schlachten, sondern wirklich Mitkämpfende, ließen sich von der Wut des Streites mitfortreißen; — sie stürzten sich in die dichtesten Haufen hinein. Allein ihr donnernder Schlachtruf verhallte zum großen Teile ungehört in dem brandenden und brausenden Gewühl, in welchem der Sense des Todes eine überreiche Saat fiel. Held Woldemar aber kämpfte den Seinen voran. Längst bereits war

*) Bei dem märkischen Geschichtsschreiber K. F. von Klöden.

seine Lanze gesplittert; selbst das Schwert hatte sich in dem dichten Einzelkampfe als unwirksam erwiesen. Da hatte er dasselbe in die Scheide zurückgestoßen und die Streitaxt vom Sattelknopfe gelöst. In wildem Grimme ließ er sie auf die Eisenhüte der Mecklenburger niedersausen. Da plötzlich wieherte sein edles Roß, ein weißer Renner, behangen mit den roten Wappendecken Brandenburgs; es stieß einen kläglichen Ruf wildesten Schmerzes aus; — ein Pfeileisen hatte sich in seine Stirn gebohrt. Das starke Tier brach zusammen; — der Markgraf aber lag mit dem rechten Fuße unter ihm. In demselben Augenblicke stürzten zwei Mecklenburger, Michael aus Kraatz, ein reisiger Knecht Heinrichs des Löwen, und Nickel Scharpentrog, ein Bürger von Grevismühlen, gegen den bügellosen Markgrafen vor, dem bei dem Falle die Streitaxt entsunken war. Woldemar war vollkommen wehrlos; sie rissen ihm den Helm ab, sie faßten sein Schwert und waren eben im Begriffe, den an seinen Wappenzeichen leicht erkenntlichen Markgrafen unter dem Rosse hervorzuziehen, um ihn gefangen hinwegzuführen; da kam die Hülfe! In unmittelbarer Nähe Woldemars hatten die drei Grafen vom Harze, Herr Konrad von Wernigerode, Herr Heinrich von Regenstein und Herr Burchard von Mansfeld, mit den Mecklenburgern gerungen. Der Wernigeroder Graf hatte sich soeben ein klein wenig Luft geschafft; — er blickte sich nach den schwarzen Adlerfittigen auf dem Helme Woldemars um; allein er fand sie nicht. Da senkte der Regensteiner, welchem ein besserer Durchblick sich darbot, sein Schwert und rief, mit demselben auf die wüste Kampfesscene hinweisend:

„Da, — dort, dort muß er liegen! Tod oder Leben, — mir ist's gleich! — Alles für Brandenburg!" —

Roß an Roß, brausten die drei Grafen weiter, eine blutige Bahn sich durch die Mecklenburger brechend. Jetzt hatten sie Woldemars Roß erreicht. Burchard von Mansfeld sprang aus dem Sattel; mit Riesenkräften faßte er die Beiden, den Knecht Michael aus Kraatz, sowie den Bürger Nickel Scharpentrog, und warf sie rechts und links zur Seite, daß sie taumelnd niedersanken. Dann zog er den Markgrafen Woldemar unter dem gefallenen Rosse hervor, drückte dem Fürsten die Zügel in die Hand und griff nach dessen Streitaxt. Es war auch höchste Zeit; denn schon hatten die geworfenen Mecklenburger sich wieder ermannt; schon drangen sie von neuem auf Woldemar ein. Allein der Wernigeroder Graf hatte dem Fürsten bereits wieder in den Steigbügel

geholfen und deckte ihn getreu mit seiner Brust. Zurückweichen mußte Woldemar aber dennoch. Der edle Mansfelder, der zu Fuße heldenmütig weiter kämpfte, und der Regensteiner Graf, der ihm wie ein Bruder beistand, wurden von den Mecklenburgern umringt und gefangen.

Allein der Kampf an dieser Stelle war eben nur ein Einzelvorgang in der wilden Schlacht, die an dergleichen Auftritten überaus reich war. Auch dem Mecklenburger Löwen drohte Gefahr, ja der Tod! Der alte Rottmeister Heidenreich, dessen Arm noch immer seine stahlharte, jugendliche Kraft besaß, bahnte sich mit der Streitaxt eine Gasse zu ihm hin. Jetzt hatte er ihn erreicht; — der Mecklenburger Löwe trug wie Woldemar offen die Farben und das Wappen seines Hauses, den schwarzen Stierkopf mit der roten Krone in dem goldnen Feld des Schildes und einen wallenden Busch schwarzer und gelber Federn auf dem Helme. Jetzt aber tauchte die glänzende, ritterliche Gestalt des fürstlichen Reiters in dem wirren Schlachtgewühle wieder unter; — der Rottmeister war wiederum von ihm getrennt. Doch nein! Da war Herr Heinrich ja! Der Löwe drang auf den Kur-Brandenburger Erbmarschall, den Edlen Busse Gans zu Puttlitz, ein; er zerschmetterte mit seiner gewaltigen Streitaxt den roten Schild desselben mit der weißen Gans; — er holte zu einem neuen Schlage auf das Haupt des Gegners aus: da traf ihn ein betäubender Schlag auf sein Haupt, sodaß die schwarzen und die gelben Federn zerstoben und er selbst besinnungslos vom Rosse sank. Der alte Heidenreich hatte den gewaltigen Mann gefällt; er hatte einem Fußknechte den Morgenstern, die wuchtige Keule entrissen, und mit ihr Herrn Heinrich bügellos gemacht. Eben wollte der Rottmeister sich auf den Niedergesunkenen stürzen und ihn binden; da aber brauste ein andrer Kämpe auf ihn los; der führte die weißen Distelblätter und die Kreuzesnägel Holsteins*) in dem rotbemalten Schilde. Es war der Graf Johannes. Mit wütender Tapferkeit kämpfte der Holsteiner für den mecklenburgischen Bundesgenossen; auch Meister Heidenreich wurde wiederum zurückgedrängt. Unterdessen kam Herr Heinrich der Löwe wieder ein wenig zu sich; — seine treuen Mecklenburger brachten ihn aus dem Schlachtgewühle. —

Heißer und heißer brannte die Sonne, wilder und wilder wogte der Kampf. Mit wunden Gliedern, von der Rüstung fast zerschunden

*) Nach alter Wappensage Holsteins Landeszeichen.



Die Schlacht bei Schulzendorf.

und zerschlagen, ruhten die beiden Fürsten und Führer, dem Kampfe fern, auf dem Felde von Schulzendorf aus, — Herr Heinrich oben auf der Höhe unter einem wilden Birnbaum, — Woldemar im Thale, inmitten von blühenden Heiderosensträuchern. Vom Schulzendorfer Turme her erschollen jene drei Schläge, welche hier zu Lande die Mittagszeit bezeichnen; — zitternd klangen sie durch die glühend heiße Luft; aber niemand achtete ihrer. Eine Stunde etwa wogte der Kampf noch weiter; dann aber stand er. Die Mecklenburger zogen sich erschöpft hinter jene Verschanzungen zurück, welche sie auf dem Gipfel des Berges errichtet hatten; die Märker aber stiegen ins Thal hinab, um sich am Rande des Rönnebecker Fließes zu erquicken. Daß sie zum Wasser und in kühlen Schatten kommen konnten, war ihnen eine hochwillkommene Lust. Denn groß waren die Verluste hier wie dort; allein die wunden Männer Brandenburgs, — sie brauchten doch nicht, wie dort die Mannen des Löwen auf dem Berge, beinah' zu verschmachten. Zu einem zweiten Angriff kam's indessen nicht.

Denn als der Abend, Kühlung bringend, auf die blutbetaute Flur herabsank, näherten sich zwei Ritter mit weißen Fähnlein an den Lanzen von der Schulzendorfer Höhe aus dem Rönnebecker Fließe. Nachdem sie ihre Namen und den Zweck ihres Kommens angegeben hatten, wurden sie vor Woldemar geführt. Es waren zwei Mecklenburger Unterhändler, Busso von der Döllen und George Hasenkopp, beide Ritter. Der Markgraf kannte sie bereits vom Rostocker Turniere her.

„Herr Markgraf", begann der Ritter Busso, „daß ich's gleich sage, was wir bringen: es ist, so Du es willst, der Friede."

Doch Woldemar fiel ihm ins Wort. „Davon wird jetzt wohl nicht zu sprechen sein; denn Stralsund hat mein Wort, daß ich ihm helfe!" erwiderte er zornig. „Es war nicht schön, Herr Busso, daß mir Herr Heinrich meine alte Freundschaft so vergalt."

„Er ist des Dänenkönigs Lehnsmann", sprach der Ritter Hasenkopp, „und mußte seiner Pflicht genügen. Stralsund jedoch bedarf der Hülfe jetzt nicht mehr; denn es ist frei, — frei wenigstens zur See!"

In Woldemars Zügen drückte sich ein unverhohlenes Erstaunen aus. Busso von der Döllen bemerkte dies sofort und trat dem Fürsten nun einen Schritt näher.

„Daran magst Du erkennen, daß wir's treulich meinen, hochgeborner Fürst", so sprach er; „wir selbst, die heute unser Schwert mit

Dir gekreuzt, wir bringen Dir die Nachricht von dem Waffenglücke Deiner tapferen Bundesgenossin! Oft haben nach der Schlacht am Heinholze die Dänen noch gestürmt; allein — umsonst; — sie haben an den starken Mauern von Stralsund die Schädel sich zerschmettert! Da hat's der König Erich dann zur See versucht, die von dem Sund zu übermannen; doch nichts gelang auch so. Prinz Christopher von Halland, Stralsunds wackrer Admiral, machte im Rücken des Königs einen Angriff auf Fühnen; er eroberte die Insel und fuhr dann nach dem Sunde. Er hat König Erichs Flotte in schnellem Überfall zum großen Teil verbrannt und ganz und gar zerstreut. Stralsund steht also frei und unbezwungen da, — dank eigner Tapferkeit, — dank Deiner Kämpfe mit dem Löwen Heinrich!

Und über diese letzteren laß mich weiter sprechen, edler Fürst! Was haben sie für einen Zweck? Was kann ihr Siegespreis wohl sein? — Du schüttelst selbst das Haupt! — Willst Du das alte Haus der Obotritenfürsten, der Söhne Radegasts,*) vertilgen! — Wollen die Herren von Mecklenburg etwa herrschen in der Mark? — Von alledem kann nicht die Rede sein! Wenn je zwei Volksstämme auf freundnachbarlichen Verkehr hingewiesen sind, so sind's die Märker und die Mecklenburger. Wenn irgend deutsche Männer sich gegenseitig Achtung schulden, so sind es wiederum die Märker und die Mecklenburger. Wir haben Deine Klinge wohl gefühlt und Du die unsere! Was geht uns schließlich dieser König Erich an? — Es ist genug des edlen Bluts geflossen! Die Pflicht der Ehre ist erfüllt! Wir Mecklenburger stehen unbesiegt zwar da; allein wir bieten Dir trotzdem die Waffenruhe an. Vor Stralsund sind die Dinge ja entschieden! Was sollen wir noch weiter kämpfen? 's ist schad' um jeden Tropfen Bluts, der noch vergossen würde!" —

Woldemar stand sinnend da. Es lastete etwas noch auf seinem Herzen. Und jetzt richtete er sich fester und männlicher auf. „Deine Worte sind gut, sind sehr verständig und wohlgemeint, Herr Busso!" sprach er. „Und doch: ob ich schon möchte, ich kann ihnen dennoch nicht Gehör verleihen; denn sie richten sich ja an einen Mann, dem nicht verstattet wurde, sich seinen Eisenhut mit Siegesreisern zu umwinden."

Da neigten die beiden mecklenburgischen Ritter sich tief vor dem Markgrafen. „Hochgeborner Herr und Fürst", sprach Busso von der

*) Der obotritische Kriegsgott.

Döllen ernst; „das Glück war Dir nicht hold; — das ist ja wahr! — Du hast die Veste Woldegk nicht gewonnen; Du hast die Schlacht bei Fürstensee sogar verloren, und heute — steht der Kampf. Allein ist denn der Sieg allein stets die Bekundung echter Größe? — Gewiß nicht, edler Woldemar! Daß Du zu siegen weißt: vor Rostock hast Du's uns gezeigt! Das aber ist das Größere, daß Du im Unglück ungebeugt geblieben bist, daß Niederlage auf Niederlage Dich nicht zu erschüttern vermocht hat, daß Du jene zähe Kraft bewiesen hast, welche der sturmzerzausten nordischen Fichte eignet. Sie kann von überleg'ner Macht ja freilich wohl gebeugt, doch nicht gebrochen werden. Und einer überlegenen Macht standest auch Du gegenüber! Von allen vier Richtungen der Windrose her hat der Sturm Dich umtost; — Du aber hast das freie Haupt ihm zugewendet; Du hast aufrecht ihm gestanden, Wir kommen als die Abgesandten eines Mannes, der mit einem großen, alten Helden Deutschlands seinen Löwennamen teilt! Weißt Du indessen, edler Fürst, wie Herr Heinrich der Löwe von Mecklenburg Dich zu nennen pflegt? — Mein Freund, Helmuth von Moltke, hat es mir berichtet; — neulich sprach es Herr Heinrich aus:

‚Den Namen, den ihm König Erich einst gegeben, — den Namen „Woldemar der Sieger", den darf er nicht mehr tragen. Ich aber möchte ihn

den Großen

nennen. Denn groß ist nicht zu aller Zeit der Sieger; groß ist, wer einer Welt von Waffen gegenübersteht wie er, nur um der Pflicht der Ehre zu genügen; — groß ist, wer auch im Unglück nicht verzagt, wie er; — groß ist, wer immer neue Kräfte findet, sein Banner hochzuhalten.'

So, edler Markgraf, denkt mein Herr von Dir! Des' ist hier mein Genosse Zeuge! Nun handle, wie Du willst. Nimm diese Hand, die Dir geboten wird, als deutscher Mann an oder weise sie zurück. Ganz, wie Du willst! Mir aber, hochgeborner Fürst und Herr, — wenn ich Dir gegenüber eine Bitte äußern darf, — mir wär' es lieb, wenn ich meinem Herrn die frohe Nachricht bringen könnte:

‚Ja, er verdient den Namen des Großen! Er hat auch darin sich groß erwiesen, daß er seines Ehrgeizes vergessen hat, um unserm Vaterlande, dem schwergeschädigten, sobald wie möglich den Frieden zurückzugeben!'" —

Auch Jürgen Hasenkopp nahm jetzt das Wort. „Herr", sprach er, „sieh' die Fluren an; sie sind zerstampft; die Ernte ist beinah' dahin: Denk' an die Hungersnot, denk' an die Seuchen, die aller Orten schon jetzt herrschen! Wenn namenloses Unheil kommt: Du hast's verschuldet, so Du uns zurückweist!" —

Die beiden mecklenburgischen Ritter hatten den Weg zum Herzen Woldemars gefunden. Die Not war in der That bereits eine große, in der Mark sowohl, wie in den angrenzenden Ländern. Ehre aber war nach den Siegen der Stralsunder im Norden kaum mehr zu gewinnen. Der König Erich löste ja bereits das Belagerungsheer von Stralsund auf! Wohl aber drohten der Mark im Süden herbe Verluste, denn die Markgrafen Heinrich der Ältere und der Jüngere von Landsberg hielten sich nur noch mit Mühe und Not gegen den Markgrafen von Meißen, Herrn Friedrich mit der gebissenen Wange. Ein Waffenstillstand aber mit Dänemark und Mecklenburg verschaffte dem Markgrafen Woldemar die Möglichkeit, auch seinen schwerbedrängten Vettern Hülfe zu bringen. Das alles waren Erwägungen, welche den Eindruck der Worte Bussos von der Döllen verstärken mußten und ihn in der That auch verstärkten.

„Wohlan denn", sprach Woldemar; „ich bin billigen Verhandlungen nicht abgeneigt! Vier Wochen Waffenstillstand also zunächst! Wir halten einen Tag in dieser Zeit! Doch das erkläre ich schon jetzt:

„Nährt König Erich noch immer den alten Haß gegen die deutschen Seestädte, — sucht er sie mit Tücke zu verderben, oder wird mir nicht, was ich nach klarem Recht und nach seiner eigenen Zusage an Kriegsentschädigung zu fordern habe, so ist null und nichtig, was wir verabredet haben. Das kündet Eurem Herrn, dem edlen Löwen! Und nun erquicket Euch mit einem kühlen Trunk nach diesem heißen Tage!"

„Gott Lob!" rief Jürgen Hasenkopp, „daß wir so weit sind! Herr Woldemar, — ich ziehe gern das Schwert, doch lieber gegen Dänemark, denn Brandenburg. Wollt' Gott, wir Mecklenburger wären frei!"

„Das könntet Ihr schon lange sein, wenn Euer Fürst mir sein Vertrauen schenkte! Im deutschen Norden darf, soll anders nicht der Fremde herrschen, nur ein Haus die verwandten Stämme führen: das ist der Ballenstädter ruhmreich' Haus! Das eben ist das Erbe, welches uns die großen Staufenkaiser ließen! Ich bin entschlossen, alle Kraft daran zu setzen, daß hier am Ostseestrande deutsches Wesen froh und

stark gedeihe! Deshalb nahm ich Stralsund in meinen Schutz! Seht, — edle Herren, — wie's im Süden steht! Zwei Kaiser haben wir, — Gott sei's geklagt! Schon tobt der Kampf drei Jahre lang! Wer siegen wird, ob Friedrich von Österreich, ob Ludwig von Bayern, das ist für uns im Norden ohne Belang; denn keiner der beiden würde Zeit finden, uns gegen polnische Barbarei oder dänische Tücke zu schützen. Drum meine ich: wir hier im Norden müßten einig sein, — ein Haupt uns wählen, einen Obmann; dann liegt des Reiches Kraft nicht mehr im Süden, sondern hier bei uns; dann wird die deutsche Art hier herrlich blühen: dann wird der alte Ruhm hier sich erneuen. Die Becher hoch, Ihr Herren! Auf daß der deutsche Adler horste hier in unsern Wäldern! Auf daß er glorreich hier vom Ostseestrand aus seinen Flug beginne, um mit den starken Schwingen jedes deutsche Blut zu schirmen, — von Brügge und Antwerpen an bis Riga und bis Nowgorod! Seht, dafür lebe — dafür kämpfe ich!" —

Die silbernen Becher klangen an einander. Am folgenden Morgen begannen die Friedensverhandlungen, die freilich sehr schwierig und sehr verwickelt waren. Woldemar betraute seinen Marschall Redeko von Redern und den Ritter Henning von Blankenburg mit der Führung derselben. „Kein märkisch Dorf indessen darf verloren gehen!" sprach er zu den beiden. „Auch zahlt der König Erich bar und schleunigst, was mir zukommt von jenen 14 000 Mark von Rostock! Stralsund bleibt ferner frei von dänischer Besatzung. Nur unter den Bedingungen verzichte ich auf weiteren Kampf." —

Dann zog der Markgraf schnell nach Süden ab. In allen märkischen Städten begrüßte man ihn aufs freudigste. Wohl brachte er nicht eben Siegeslorbeeren heim; wohl seufzte sein getreues Volk nicht allein unter den schweren Heimsuchungen jener Tage, sondern auch unter der schier erdrückenden Kriegeslast, dennoch aber füllte gerechter Stolz und jubelndes Frohlocken die Herzen der Märker. In drohender Gefahr, in Not und Unglück, im Kampfe gegen die gesamte nordische Welt hatte sich die stählerne Härte und die nicht zu brechende Willenskraft von Woldemars Wesen ja herrlich erprobt. Das war ein Herr; dem konnte man vertrauen! Drum zogen sie die Glocken, wenn er nahte; drum riefen sie, die Mützen und die Tücher schwenkend, froh ihm zu:

„Heil Woldemar dem Großen!" —

Über Brandenburg zog er nach Wittenberg. Im „Kurfürstenhause"

der Landeshauptstadt Brandenburg, die einst sein junges Liebesglück gesehen hatte, erwartete ihn Frau Agnes. Schluchzend schloß sie den geliebten Helden in ihre Arme. Waren es Thränen der Freude, die sie vergoß? — Gewiß; — war der geliebte Gatte doch nur durch die Treue und den Opfermut der drei Harzgrafen der Gefangenschaft, ja vielleicht dem Tode entgangen! — Allein, es waren auch Thränen des Leides; — denn noch immer lachte dem Markgrafenpaare keine Hoffnung, dereinst einen Sohn und Erben neben sich emporblühen zu sehen.

Allein Woldemar hatte nicht Zeit, traurigen Gedanken sich hinzugeben; — fort mußte er eilen nach Wittenberg, — nach Meißen! In raschen Märschen drang er in dem Lande westlich von der Elbe vor. Bei Wurzen fand er das Heer seiner Vettern; — freilich in arg bedrohter Stellung; denn Friedrich mit der gebissenen Wange hatte die Städte Leipzig und Oschatz bereits genommen. Allein die Ankunft Woldemars veränderte mit einem Schlage den Stand der Dinge.

Die Meißener besaßen von den Vorgängen bei Schulzendorf und Stralsund nur eine sehr ungenaue Kenntnis. Jetzt sandte Woldemar einen Herold mit einem Brief an Friedrich den Gebissenen ab; — darinnen stand zu lesen:

„Du eisenköpfiger, starrsinniger Vetter! Ich habe Waffenstillstand mit den Dänen und den Mecklenburgern. Willst Du, daß ich die Meißner Mark zur Wüste mache? Willst Du, daß ich Dir Deine Unterthanen schatze, bis ich den letzten Heller wiederhab', den meine Ahnen einst an Albrecht den Entarteten gezahlt? — Und höre noch ein Anderes! — Zwei edle Fürsten sind in meinen Händen: Erich von Lauenburg und Graf Johann von Holstein, und beide sind Dir nah' verwandt. Ich biete Dir deshalb friedliche Unterhandlung an! Allein für jeden Tag, den Du beim Dänenkönig länger noch beharrst, steigt Deiner Freunde Lösegeld um 100 Mark vollwicht'gen Silbers."

Wohl wetterte und fluchte Markgraf Friedrich nach seiner ingrimmigen Art und Weise arg darein, als er das las. „Ob das die Wahrheit ist, ob Spiegelfechterei?" fragte er seinen tapfern Marschall Löser. Der aber machte ein sehr ernstes Gesicht bei den harten und übermütigen Reden seines Herrn und sprach dann mahnend:

„Wär's Spiegelfechterei, — wie wäre Markgraf Woldemar dann hier? Herr, geht mit Euch zu Rate! Es leidet alles unter diesen Fehden

ohne Ende! Was hindert Woldemar, die Drohung zu erfüllen, die er ausgesprochen hat? Bedenkt des Landes Not!" —

Und diesmal fand das gute Wort auch eine gute Statt. Ein früher Herbst trat ein; — ein harter Winter drohte. Die noch unter den Waffen stehenden Heere litten bereits den empfindlichsten Mangel. Allein die Verhandlungen waren überaus schwierige. Wie viel der Interessen kreuzten sich nicht hier! Wie viel der schwierigsten Rechtsverhältnisse waren hier nicht zu beachten! O hätte Woldemar noch Klaus von Buch gehabt? Wohl war Herr Henning von Blankenburg ein treuer Mann; — ein Blick wie einst dem Ritter Buch war ihm jedoch nicht eigen. Da gedachte Woldemar jenes ehrfurchtgebietenden Tempelmeisters Friedrich von Alvensleben, der jüngst, nur um in Frieden zu sterben, das rote Kreuz der Templer mit dem weißen Ordenszeichen der Johanniter vertauscht hatte. Er entbot daher den edlen Mann aus der Wildnis des Drömlings zu sich; er beauftragte ihn, für ihn zu unterhandeln. Wohl mußten der „Tage"*) noch gar viele gehalten werden, — mit den Dänen und den Mecklenburgern zu Meyenburg, zu Brodersdorf, zu Friedland und Templin, und mit den Meißnern zu Weißenfels und Magdeburg. Endlich, freilich erst nach Jahresfrist, kam zu Templin am 25. November 1317 der endgültige Friede zu stande, der am 13. Dezember desselben Jahres noch durch die Schlüsse von Wordingborg bestätigt wurde. Woldemar hatte die Freude, all' seine Forderungen durch die Besonnenheit und Kraft Friedrichs von Alvensleben durchgesetzt zu sehen. Die Meißner und die Dänen zahlten; die Gefangenen lösten sich aus; Stralsund blieb frei von dänischer Besatzung; die Mark aber verlor nicht einen Schritt breit Landes. —

Das Weihnachtsfest des Jahres 1317 nahte. Woldemar befand sich auf der Burg zu Spandau. Bei ihm verweilten seine Gattin, Markgraf Johannes, ihr Bruder und die beiden Heinriche von Landsberg. Friedrich von Alvensleben kam am Mittage des heiligen Abends an und überbrachte das besiegelte Pergament des Friedensschlusses von Wordingborg. Mit zitternder Hand übergab er dasselbe seinem Gebieter. Die Kraft des Greises war offenbar jetzt gebrochen. „Ich freue mich", so sprach er, „daß ich meinem Vaterlande auch diesen Dienst noch habe leisten können; — allein ich fühle es: es ist der letzte!

*) Verhandlungen.

Drum, Markgraf Woldemar, noch eine Bitte! Siehe, wie elend das sonst so reiche, prangende Land geworden ist, — nicht durch die Schläge Gottes allein, sondern auch durch den Krieg! Mein Fürst, Du darfst freilich frohlocken, denn Gott hat Dich in dem gewaltigen Kampfe sichtbarlich geschützt: nun aber danke ihm dadurch, daß Du des Friedens Schutzherr wirst! Ich gehe jetzt, um in der Einsamkeit zu sterben: behüte Gott Dein edles Haupt."

Mit einem Händedrucke trennten sich die beiden; — sie haben sich in der That niemals wiedergesehen. —

Noch hallten des Meisters Worte in Woldemars Geiste nach, da trat bereits Herr Sloteko von Görne, der Kaplan des markgräflichen Hofes, in das Gemach des Fürsten.

„Herr Markgraf", sprach er, „die Geistlichen der Städte Berlin und Kölln sind soeben angekommen! Es jammert sie des Elends, welches sie überall erblicken! Die Abgebrannten, die Vertriebenen heischen Brot; selbst Priester, deren Kirchen eingeäschert, deren Pfarrkinder in den Wald gezogen sind, verkommen umherirrend am Wege.*) Da wollen die frommen Männer mit den Bürgern von Berlin und Kölln einen Altar der Heimatlosen**) in St. Peter zu Kölln stiften, an welchem den Armen das Sakrament des Herrn und eine milde Spende gereicht werden soll. Sie bitten, daß auch Du als Kirchenpatron und Landesfürst ihr Werk bestätigest!"

„Heiß' sie eintreten; sie sind mir sehr willkommen!" sprach der Markgraf.

Geführt von dem Propste Eberhard von Berlin kamen die Gerufenen. Bewegt hörte Woldemar sie an; dann reichte er dem Propste seine Hand. „Recht sagtet Ihr, ehrwürdiger Herr", begann er, „daß der heutige Tag, an welchem aller Welt Heil widerfahren, nicht ohne Werke der Barmherzigkeit verbleiben dürfe. Ich lobe Euer Thun, in welchem sich die Hochherzigkeit und Milde Eurer Bürger hell und klar widerspiegelt. Ich selbst aber bin gleichfalls großen Gefahren entronnen; auch ich habe Gott innig für seinen Schutz in einem mir aufgezwungenen Kampfe zu danken. Erlaubt darum, daß ich mich Euch beigeselle! Ich schenke zu Eurem Altare 200 Pfund Brandenburger

---

*) Thatsächlich wahr.

**) Altare Exulum.

Silberpfennige und vier Hufen in dem Dorf Markee.*) Dafür mag Euer Priester in seinen Gebeten der vier Markgrafen von Brandenburg gedenken, die heut' allein noch leben, der beiden Heinriche, Johannes und meiner!"

„Dank, großer, ruhmgekrönter Woldemar, tiefinnigen Dank!" entgegnete der Propst. „Wohl unserm Volke, daß sein großer Fürst auch gütig ist! Wir reiten jetzt zurück. Wann aber heut' die Weihnachtskerzen flammen in Berlin und Kölln, dann soll's zum Himmel klingen: ‚Herr Gott, dich loben wir!' Du aber sprich: ‚Die Feinde haben mich gedrängt von meiner Jugend auf; allein sie haben mich nicht übermocht!' Heil unserm großen Woldemar und seinem Hause!"

Der Fürst erwiderte bewegt und leise nur ein einzig' Wort:

„Betet für mich!"

Dann verneigte er sich und zog sich in das Gemach seiner Gemahlin zurück. —

Elftes Kapitel.

Ein früher Sonnenuntergang.

Und wieder hallte Totenglockenton vom Kloster Lehnin aus durch den märkischen Wald. Herr Heinrich der Ältere, Herr auf der Pfalz Landsberg und im Thale der Saale, war zu seinen Vätern versammelt worden. Woldemar erwies ihm die letzten Ehren; — wacker hatte ja der Verstorbene, trotz seines friedlichen Sinnes, während des Krieges mit Meißen sich zu ihm gehalten! In düsterm Sinnen kehrte der Markgraf Woldemar nach der Beendigung der Trauerfeierlichkeiten dann nach Schloß Spandau zurück. Die Wälder der Zauche, sie prangten zwar in ihrem herrlichsten Frühlingsschmucke, und goldig leuchtete der Sonnenschein durch das maienfrische, zartgrüne Laub. Allein gerade diese Lenzesschöne erweckte in Woldemar tiefernste Gedanken. „Wie bald", so ging's ihm durch den Sinn, „und dieses knospende Leben, diese Herrlichkeit der Frühlingswelt, sie sinken verdorrt zu Boden, dem Staub sich beigesellend! Und ist's nicht ebenso mit Fürstenglanz und ritterlicher Herrlichkeit? — Mein Gott, wenn ich an jenen Tag dort auf dem Markgrafenberge

---

*) Historisch.

gedenke! Neunzehn Markgrafen damals und jetzt nur noch drei! — Herr, nimm die Heimsuchung von dem Fürstenhause dieses Landes! Segne mein Weib! Laß sie, die große Schöpfung meiner Ahnen, nicht zerfallen, die Dir zur Ehre zwischen Sumpf und Sand errichtet wurde, diese teure, deutsche Mark!"

Der Abt von Lehnin, welcher, dem Fürsten das Geleit gebend, neben Woldemar einherritt, las die Gedanken, welche den Gebieter bewegten, aus dessen Zügen ab. In tröstender Glaubensfreudigkeit sprach er:

„Gottes Wege sind nicht unsere Wege, seine Gedanken nicht unsere Gedanken! Aber es bleibt auch das Wort: ‚Soviel der Himmel höher ist als die Erde, sind Gottes Gedanken höher denn unsere Gedanken!'"

„Ja, ehrwürdiger Herr!" erwiderte Woldemar. „Ich glaube und ich hoffe noch! Sonst würd' ich nicht mehr opfern an den Altären zu Lehnin, zu Brandenburg und zu Chorin. Ich wag' es noch nicht auszudenken, was aus der Mark werden sollte, wenn ich ohne einen Erben aus Ballenstädter Blute versterben sollte. Allein die Markgrafen Johann und Heinrich — Ihr seht es selbst, — sind zarte Jünglingsknospen nur! Oft ist es mir, als sähe ich bereits weiße Rosen oder flatternden bleichen Mohn um ihre Schläfen zu Todeskränzen gewunden. Und dann blutet mir mein Herz!"

„Hinweg mit diesen Todesgedanken!" sprach der Abt. „Wohl sollen wir unser Dasein hier im Lichte der Ewigkeit führen; allein das darf die Kräfte nicht lähmen, die uns Gott gegeben hat, um unsere Pflichten zu erfüllen. Seid mutig und getrost, Herr Markgraf, und widmet ohne jedwede Rücksicht auf den Ausgang all' Eure Arbeit jener glorreichen, wenn auch nicht glänzenden Aufgabe, die Ihr Euch jetzt so hochherzig gestellt habt,

> die Wunden des Krieges zu heilen und Euer Land glücklich zu machen.

Denn schön ist nach dem großen das schlichte Heldentum." —

„Ich danke Euch, Herr Abt, für das Verständnis, welches Ihr meinen Plänen entgegenbringt", erwiderte Woldemar. „Aber glaubt es mir: es ist ein tiefer Schmerz, — es ist eine schwere Bürde, die Gott mir auferlegt hat! Und wenn ich mein blühend Weib anblicke, der Gott Gesundheit und Körperschönheit gegeben, aber die süßeste aller Freuden

versagt hat, — mir ist's, als sähe ich dann das Bild der Hannah vor mir:

‚Sie war betrübt und weinete sehr und redete in ihrem Herzen mit Gott. Ihre Lippen regten sich, aber ihre Stimme hörete man nicht.‘ *)

So trag' ich Leid um mein geliebtes Vaterland und um mein Weib. Herr Abt, — es trägt sich schwer, solch ‚doppelt‘ Weh! Allein Ihr habt doch recht: es ist mir, als treibe grade mein Schmerz mich gebieterisch dazu, Werken der Mildthätigkeit mich hinzugeben und nicht mehr den Glanz der Kaiserkrone, nicht mehr den blutbetauten Lorbeer der Schlacht, sondern die Palme des Friedens und das Wasser des Lebens zu suchen, um sie auch meinem Volke zu reichen. Mein Ritterwort darauf, Herr Abt, — ich meide fortan Glanz und Herrlichkeit der Welt! Ich lebe meinem Volke nur! Den Armen spende ich, was ich an Gold und an Kleinodien besitze! Herr Sloteko von Görne hat mein Testament bereits gemacht! Ich habe reichlich Euch bedacht und Eure Brüder von Chorin, in deren Kirche ich einst ruhen will! — Ich habe Euch in den Stand gesetzt, an allen Darbenden, die an Euer Klosterthor pochen, in weitgehendster Weise Barmherzigkeit zu üben. Und wenn Ihr einst also die Armen gespeist und getränkt, gekleidet und gestärkt habt, Ihr edlen Brüder von Cisterz, dann sprechet zu ihnen:

‚Bittet Gott für Woldemar von Brandenburg.‘" —

„Den Großen und den Gütigen!" fügte der Lehniner Abt bewegt hinzu. —

Sie waren bis zu einer Waldesecke gekommen. Auf einem bemoosten Grenzhügel stand eine majestätische Eiche, deren Wipfel von rötlichem Abendschein überflammt waren. Die Heimchen zirpten im Grase; in dem düsteren Föhrengehölze sang eine Drossel ihr Abendlied. Von einem fernen Dorfe klang die Betglocke zu ihnen herüber. Woldemar nahm den Eisenhut vom Haupte und hielt sein Roß an. So thaten sie alle. Andächtig sprachen sie dann und leise das ‚Ave Maria‘. Danach erhob der Abt von Lehnin seine Hände und gab ihnen den Segen. Um Mitternacht gelangten sie vor das Schloßthor von Spandau, wo Woldemars Gemahlin Agnes verweilte. Erregte es schon das höchste

*) I. Samuelis, 1.

Erstaunen des Markgrafen, daß er alle Fenster des eigentlichen „Palas"*) erleuchtet sah, so wuchs seine bange Erwartung noch mehr, als keiner der Diener sich nahte, ihnen zu öffnen. Woldemar ließ daher den Trompeter eine Fanfare blasen; — langgezogen hallten die Töne durch die dunkle Nacht. Da endlich öffnete laut weinend ein Knecht.

„Um Gottes willen, — was ist geschehen?" fragte der Markgraf.

„Der junge Herr Johannes liegt im Sterben!" so klang es unter Schluchzen zurück.

Woldemar sprang vom Rosse; er stürmte die Stiege hinauf; seine Gattin flog in seine Arme.

„Tot, Woldemar, — tot!" rief sie in den erschütternden Lauten des tiefsten Schmerzes. „Vor wenigen Augenblicken! Grade, als Deine Trompeten erklangen! O Gott, ob unsrem Hause liegt ein schwerer Fluch!"

Der Markgraf beschwichtigte seine Gemahlin. Dann trat er mit ihr vor die Leiche Johanns. Der so plötzlich an einem hitzigen Fieber verstorbene Jüngling lag auf einem schneeweißen Schmerzenslager; seine Wangen waren von der Glut der Krankheit noch gerötet. Die Markgräfin Agnes warf sich über den geliebten Bruder hin und weinte still. In heftigen Zuckungen hob sich ihr Haupt und ihre Brust.

Woldemar war in wortlosen Schmerz versunken. „Es ist zu viel!" so sprach er endlich. „Herr, wende Deinen Zorn!" —

Da erhob sich die Fürstin, von einem plötzlichen Entschlusse erfaßt, von dem Totenlager ihres Bruders. Sie winkte dem Gefolge und der Dienerschaft; — die Männer und Frauen verließen das Gemach. Agnes war jetzt mit ihrem Gatten allein bei der Leiche, die einer holden, nur zu früh gebrochenen Rose glich.

Mit linder, weicher Hand ordnete die Fürstin die Locken des Toten. Dann trat sie auf Woldemar zu und barg ihr Haupt an seine Brust. Er küßte ihr die Stirn. Da richtete sie sich auf.

„Es war der letzte Kuß das, mein geliebter Held!", sprach sie wehmütig. „Wir müssen von einander scheiden; — ich sehe Gottes Willen deutlich vor mir! Nach den Gesetzen der heiligen Kirche war es eine verbotene Ehe, die wir eingingen. Sie ist daher auch ohne Gottes Segen geblieben. Ich bin des Landes Mutter nicht — kann es nicht sein! Nur mit Mühe hat Klaus von Buch einst den Dispens für uns er-

*) Das Wohnhaus der Burg.

wirkt, und meines Vaters Wille stand dem Abschlusse unsrer Ehe unerschütterlich entgegen. Es läßt sich nun einmal nicht ertrotzen, was uns der Himmel versagt. Ich kenne eine stille Stätte im Lande Brandenburg; — dort singen sie so lieblich, die Nachtigallen; dort murmelt er, der Bach, so leis', zur Ruhe ladend, und jeder Hauch, der über Feld und Wald zum Kloster hinzieht, bringt einen Friedensgruß. Es ist unsrer Ahnen ehrwürdige Stiftung: Kloster Heiligengrabe. Dort nehme ich den Schleier! Du aber, heißgeliebter Mann, mein Stolz und meine Freude, wähle Dir unter Deutschlands Fürstentöchtern die edelste, die würdigste aus! Und wenn dann der Priester seine Stola um Eure Hände geschlungen hat, dann will auch ich hinzutreten und will die Hände legen auf das Haupt der neuen Markgräfin und will sie segnen, will für sie beten!"

Woldemar streichelte ihren Scheitel. Auch seine Brust wogte heftig. Jetzt aber sprach er:

„Wenn Du mich lieb hast, Agnes, — sprich mir davon nicht mehr! Ich bin und bleibe Dein, — allein! In tiefster Not ist Gott uns ja am nächsten! Laß uns den Jüngling hier bestatten und dann zum Werbelline ziehen. In stillem Waldesfrieden wird Dein armes Herz gesunden. Morgen ist Mariä Verkündigung! Schauen auch wir mit hoffnungsfreudigem Blicke auf jene Auserwählte, an welcher Gottes Allmacht ein so hohes Wunder vollbracht hat!" —

Eine eigentümliche Weichheit lag in den nächsten Trauertagen über Woldemars Wesen. Als dann in Lehnin das herzerhebende

„Jam moesta quiesce querela"*)

verhallt war, ritt der Markgraf nach dem Jagdschlosse Werbellin zurück. Wie hohe und herrliche Hoffnungen hatte dieses stille Burggebäude inmitten des märkischen Waldes aufkeimen und wieder verwelken sehen! Woldemar indessen trauerte ihnen nicht mehr nach. Mit heitrem Antlitz arbeitete er für seines Landes Wohl. Vögte und Amtleute kamen und gingen; sie brachten die Einkünfte der landesherrlichen Besitzungen; allein sie nahmen dieselben auch wieder mit sich. Mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit bedachte der Markgraf die Städte, die Dörfer, welche in seinen Kriegen Schaden gelitten hatten, mit Unterstützungen, mit Verleihungen und Privilegien.

*) O schweige nun, Seele, mit Klagen.

Da blühte die Mark in kurzem wiederum wunderherrlich auf. Die Spuren feindlichen Einbruchs, sowie der Brandfackel verschwanden, weil nun mit allen Nachbarn Friede herrschte. Ein reicher Strom von Segen ging von Werbellin und von dem nahen Cisterzienser-Kloster aus. In der herrlichen Abtei Chorin aber blickte vor allem ein Augenpaar leuchtend auf den emsig thätigen Markgrafen hin; — das war dasjenige des Paters Eustachius. „Es war nur der blendende Widerschein der Größe, der Dich einst umgab", so sprach der schnell gealterte Mönch eines Tages zu seinem einstmaligen Schüler. „Jetzt aber bist Du wahrhaft groß und verehrungswürdig, mein Fürst!"

„Laß das, Bruder Eustachius!" erwiderte der Markgraf; „noch verdiene ich ein so hohes Lob von solchen Lippen nicht! Allein es ist ein Großes und Gedeihliches, welches ich gern ausführen möchte. Siehe, wir Deutsche im Norden hier, wir haben nichts von dem südländischen Kaisertume zu hoffen, das sich ja nur in nutzlosen Kämpfen aufzehrt. Erst jetzt erkenne ich es ganz klar, wie vollberechtigt jene Mahnung war, welche Klaus von Buch einst an mich ergehen ließ, — jene Mahnung nämlich, meine ganze Kraft den nächsten Zielen zuzuwenden! Es hat leider schwerer Enttäuschungen bedurft, um mich zu dieser Erkenntnis zu bringen. Nun aber will ich dem nächsten Ziele alles widmen, was ich noch an Kraft besitze. Ich habe gesehen, wie verhängnisvoll unserem deutschen Lande diese endlosen Fehden sind! Drum will ich einen Friedensbund hier, —

hier in Deutschlands Norden, —

gründen, der sie allzumal umfaßt, die Fürsten und die Städte und die Ritterstaaten in Preußen wie in Lievland. Ein festes Bollwerk soll der Bund sein gegen Dänemark und Polen. Ein Haupt, ein Obmann richte alle Streitigkeiten. Aus freier Wahl geh' er hervor, — mag ich's sein oder der Erzbischof von Bremen oder der Hochmeister vom deutschen Orden! Ist solcher Bund dann zustande gekommen, so können wir uns frohgeschäftig jeder Kunst des Friedens widmen, können allem armen Volke helfen und unser Land zu einem Garten Gottes machen. Das schwebt mir als das herrliche Ziel meines zukünftigen Daseins vor."

„Gepriesen sei der Herr, der Deinen Sinn erleuchtet hat, mein gnäd'ger Fürst!" entgegnete der Mönch. „Das ist, fürwahr! ein Ziel, des Lebens würdig! Helfe Dir Gott, daß Du dasselbe bald erreichest!" —

In der That begann Woldemar nun eine neue Periode seines Lebens, über deren Eigenart alles freudig erstaunte. Er schrieb an die Fürsten, an die Städte und suchte sie für seine Pläne zu gewinnen, was ihm bei der gänzlichen Erschöpfung, welcher der deutsche Norden anheimgefallen war, zum großen Teile auch gelang. Wacker halfen ihm bei dieser mühevollen Arbeit Herr Eberhard, der Propst von Berlin und Kölln, und ein dänischer Flüchtling, der Truchseß Niklas Olassen, der, von König Erich verbannt, zu ihm geflohen war und auf dem brandenburgischen Schlosse Schievelbein sich seßhaft gemacht hatte. Dann suchte Woldemar Heinrich den Löwen von Mecklenburg persönlich auf. Wiederum wurde vor Wismar ein Lager aufgeschlagen; allein diesmal starrte es nicht von Waffen; es erglänzte vielmehr in heiterer Festespracht. Noch einmal kreuzte Woldemar hier seine Lanze mit derjenigen Heinrichs des Löwen; seine Waffe zersplitterte beim Tjoste; fest und stark jedoch blieb er im Sattel sitzen, der Löwe aber wurde bügellos. Mehr indessen als sein Sieg im Turnier erfreute es ihn, daß die Mecklenburger, die Lauenburger, und die Holsteiner Herren sich seinen Friedensplänen allesamt geneigt erwiesen. Von frischer Begeisterung erstrahlte sein feuriges Auge. Seine Gemahlin und Prinz Heinrich von Landsberg waren bei ihm. Als die Glocken der Stadt Wismar das Pfingstfest des Jahres 1319 einläuteten, sprach Woldemar bewegt:

„Ich verspüre das Wehen des Geistes der Freudigkeit und Stärke! Versunken ist, was mich mit Traurigkeit oder Sorge erfüllt hat! Auch meinen Herzenswunsch hab' ich ergebungsvoll in Gottes starke Hand gelegt.“

Frau Agnes wußte nicht, wie es kam; allein sie konnte sich einer gewissen Besorgnis nicht erwehren: wenn sie auf ihren Gatten blickte. Er war so ganz anders geworden, als er in seinem Wesen sich ihr sonst gezeigt hatte. Woldemar war nun 34 Jahre alt; — es war der Schimmer vollgereiften Heldentums, der seine elastische Gestalt umschwebte. Sein hohes Ziel hob seine Brust; — auch die Mecklenburger Herren beugten sich jetzt willig vor dem Zauber seiner gebietenden Persönlichkeit. Und doch, — der liebenswerte Fürst stand, abgesehen von seiner Gattin, völlig allein da; selbst die Harzgrafen von Wernigerode, von Regenstein und Mansfeld, denen er soviel verdankte, selbst Graf Günther von Kefernburg, selbst Ritter Redeko von Redern, sein Marschall, der Notar Sloteko von Görne und der Propst Eberhard von Berlin vermochten

sich nicht zu rühmen, mehr zu besitzen, als nur das Ohr ihres Gebieters. —

Nachdem Woldemar bindende Zusagen von den Fürsten am Seestrande erhalten hatte, begab er sich nach Tangermünde, um von hier aus mit den Nieder- und Obersachsen, mit den Magdeburgern und den Meißnern zu verhandeln. Auch jetzt krönte ihn der beste Erfolg. Zu seiner tiefen Betrübnis vernahm er indessen, daß Friedrich von Alvensleben nun wirklich das Zeitliche gesegnet hatte. Die Kirche war von ihrem Groll gegen den Templermeister auch bei dessen Scheiden nicht gewichen; der Erzbischof Burchard von Magdeburg hatte dem sogenannten „Ketzer“ nicht einmal ein Grab in geweihter Erde verstattet: noch stand die Leiche Friedrichs in der Kapelle des Schlosses Wolfsburg über der Erde. Da hatten die mächtigen Herren von Alvensleben sich zürnend gegen den Magdeburger Erzbischof erhoben und ihm Fehde angesagt. Es bedurfte der ganzen Thatkraft Woldemars, um dem verstorbenen Freunde die Erweisung der letzten Ehren zu erwirken und die erbitterte Fehde beizulegen. —

Kaum war auch dieser Streit geschlichtet, da riefen Fürsten und Städte den Markgrafen wiederum nach Pommern. Die Herzöge Otto von Stettin und Wartislaw von Wolgast waren in Zwistigkeiten geraten, die einen blutigen Ausgang zu nehmen drohten: schon belagerte Herzog Otto von Stettin die Stadt Garz an der Oder, welche verräterisch auf die Seite seines Vetters getreten war. Woldemar stieß zu ihm und zwar mit äußerst starker Heeresmacht; — sollten die Städte seinen Schutz genießen, so mußten sie auch selbst bei Billigkeit und gutem Recht verharren. —

Das alte Garz war damals eine starke Veste; stolz erheben sich auch noch heut' ihre malerischen Thortürme, ihre hohen, zinnengekrönten Mauern. Eine echt slawische Wasserburg, ist Garz völlig im sumpfigen Thale der Oder gelegen; meilenweit dehnen sich hier oft zur Frühlingszeit die Fluten des gewaltigen Stromes aus. Ziehen sie sich dann aber wieder in ihre Ufer zurück, so lassen sie eine Menge von Schlamm und Schlick auf den Wiesen liegen, denen ein giftiger Brodem entsteigt. Das ist noch heute so; — wieviel mehr also war es der Fall in einer Zeit, in welcher Luch und Bruch von menschlicher Hand noch kaum berührt war und sich das Wildschwein noch in der feuchten Wildnis wälzte! —

Woldemar stand anfangs westlich von Garz bei Hohen-Selchow auf den letzten Ausläufern des längs der Oder sich hinziehenden Höhenzuges. Allein die Stadt Garz rüstete sich zur Gegenwehr; sie wollte von gütlichen Verhandlungen nichts wissen. Auf schmalen Dämmen mußten die Verbündeten daher in die Sumpfwildnis vorrücken, und wieder mußte Frater Gerhardus mit seinen Türmen und Testudines*) das Beste thun. Woldemar leitete den Angriff in Person; allein ehe es noch zu offenem Kampfe kam, öffneten die Garzer ihre Thore; — sie wollten es doch nicht zum äußersten kommen lassen; denn schon überragten die Werke der Brandenburger ihre Mauertürme.

Woldemar ritt mit dem Herzoge Otto von Stettin in Garz ein. Welch ein Rattenkönig von Streitigkeiten aber war da zu entwirren! Er nahm seine Wohnung auf dem Schlosse und verhandelte unablässig mit dem Herzoge und mit der Stadt. Fast gereute es ihn, dem Rufe Ottos gefolgt zu sein; denn gar häufig hatte er zu sagen:

„Nehmt mir's nicht übel, Vetter Otto, und Ihr, Herr Bürgermeister von Garz; — allein zwei solcher Eisenschädel oder Steinköpfe habe ich denn doch noch nimmer beisammen gesehen!"

Endlich aber war doch alles geschlichtet, und die Stadt war glimpflich genug bei dem Vergleiche weggekommen. Es war am 2. August 1319. Da wurden die geschlossenen Verträge auf dem Rathause zu Garz feierlich besiegelt. Woldemar der Große hatte wiederum ein mühevolles Friedenswerk vollbracht.

Auf dem Rathause zu Garz fand auch das Versöhnungsmahl statt. Auch die Bürgermeister von Stettin, Greifswald und Stralsund waren zu demselben erschienen. Wulf Wulflam, der Sieger vom Heinholz, brachte ein Hoch auf Woldemar aus, den starken Schützer des Rechts und den Hort des goldenen Friedens. Woldemar antwortete sogleich:

„Ja", sprach er; „mit Recht habt Ihr, Herr Bürgermeister, die Markgrafen von Brandenburg starke Schützer des Friedens genannt, und ein Hort des Rechtes will auch ich sein. Allein der Einzelne, und sei er selbst ein mächtiger Fürst, vermag doch nur wenig, wenn das allgemeine Vertrauen ihm nicht entgegenkommt. Drum: das erbitte ich für mich! Ich fühle die Kraft in mir, uns allen zu helfen; es ist tieftraurig, wie wir bisher in endlosen Fehden die besten Kräfte ver-

---

*) Schildkröten, — niedrige, lange, mit einem Dach versehene Schuppen.

braucht, — das edelste Blut vergossen haben. Halten wir fest zusammen; tragen wir unsere Streitigkeiten gütlich mit einander aus! Kennet Ihr wohl das hohe Lied von deutscher Zucht, welches Herr Walther von der Vogelweide einst gesungen:

Deutsche Mann' sind wohlgezogen; —
Recht als die Engel sind die Weib' gethan! —

Liebe Herren und Freunde! Das kann sich erfüllen, und das schönste Glück kann dem Vaterlande kommen, so wir es nur im Ernste wollen. Es lebe unser Bund des Friedens! Hoch Pommern und hoch Brandenburg und hoch die deutsche Hansa!"

Wohl klangen die Hoch- und Horsarufe laut und hell durch die gewölbte Halle hin. Mit Besorgnis aber blickten der Marschall Redeko und der Propst Eberhard auf den geliebten Herrn. Seine Farbe hatte während der wenigen Sätze, die er gesprochen, jäh' gewechselt; — von glühendem Rot war sie zur Leichenblässe übergegangen; — ja, seine Hand hatte gezittert, als er den Pokal ergriffen hatte. Als er ihn zum Munde führte, sprühten Tropfen roten Rebensaftes auf die Tafel nieder, und jetzt sank er wie todmüde in seinen Sessel zurück.

Redekin von Redern sprang hinzu. „Was ist Dir, geliebter Herr?" fragte er leise. — „Das Fieber hat mich angefallen", erwiderte Woldemar matt. „Es weht mir zu wie Leichenluft und modernder Blumenduft! — Nein, mein Marschall; — ich will nicht gehen; — ich hab' ein gutes Werk ja nun vollendet und will mich dessen freuen! Morgen aber reiten wir; — ich will zu den düsteren Wäldern und zu den spiegelklaren Seen des Landes Königsberg hin. Dort auf der Höhe werde ich genesen."

Und wirklich bezwang sich Markgraf Woldemar; er blieb, bis daß das Fest sein Ende erreicht hatte. —

Von Garz aus ist nicht weit bis nach Schwedt und Königsberg in der Neumark. Die Straße führt anfangs flußaufwärts an der Oder hin, überschreitet dann den Strom und leitet zu der wehrhaften, mit vielen herrlichen Baudenkmälern des Altertums noch heute geschmückten Stadt Königsberg in der Neumark. Wohl zogen die Reiter durch prächtigen Buchenwald über sanftgeschwungene Höhen und neben klaren, tiefen Seen dahin; allein dem Markgrafen ward nicht wohler. Das Sumpffieber, welches er bei der Belagerung von Garz sich zugezogen hatte, wollte nicht mehr weichen. Bald war er wie in kalten Schweiß

gebadet; — bald überlief ihn feurige Glut. Oft schienen die Zügel seiner Hand entsinken zu wollen; Redeko von Redern aber ritt neben ihm und griff stets im rechten Augenblicke zu, keinen Blick von dem geliebten Gebieter verwendend.

„Hätt' ich doch nimmer geglaubt", sprach Woldemar lächelnd zu ihm, „daß ein Mann, der noch vor wenigen Wochen Heinrich den Löwen von Mecklenburg in den Sand gestreckt hat, so schwach werden könnte. Ja, — dieses Fieber! Diese Gluten in der Stirn und in den Adern! Laß einen Kranz von kühlem, märk'schem Waldmoos mir winden, Redeko! Das wird mir wohlthun! Binde meinen Helm an meinen Sattelknopf!"

Der Marschall gehorchte. „Geliebter Herr", sprach er, „halte Dich nur noch bis Königsberg! Wir kommen jetzt durch kühlen Wald! In Königsberg giebt's einen klugen Arzt, den Juden Jonathan!"

„Nein, nichts von Ärzten, — nichts von Arzenei! Ich muß auch ohne Heilmittel gesunden!" erwiderte der Fürst. „Doch sieh, — was ist das, Redeko? — Da reitet Klaus von Buch ja vor uns her und trägt das markgräfliche Adlerbanner!"

„Mein Gott!" seufzte der Marschall, — leise nur für sich. „Ist es so weit schon? — Er phantasiert!" — Dann sprach er laut:

„Gnädiger Herr, Du irrst, Klaus von Buch ist ja schon lange — tot."

„Dann habe ich mich selbst erblickt, — und — ich — muß sterben!"

Woldemar sank in eine Ohnmacht; — kaum, daß der treue Marschall ihn auf dem Rosse halten konnte. Sie waren bereits im Walde von Hanseberg, und der hohe St. Marienturm von Königsberg blickte ihnen aus der Niederung entgegen. Redeko von Redern schaute ängstlich um sich. „Mein Gott", rief er, „was fangen wir nur an?"

„Er ist sehr krank!" sprach leise der Propst Eberhard zu dem Marschall. „Sehet, das Sumpffieber schüttelt ihn, und dennoch erwacht er nicht! Suchen wir eine Bahre aus Föhrenzweigen herzurichten; — lassen wir ihn ruhen bis zum Abend; — frühe schon geht die Sonne ja nieder im August, — und bringen wir ihn dann ins Hospital zum heil'gen Geist vor Königsberg; dort findet er Arzenei und Hülfe, die ihm dringend notthut, wenn er sie auch noch jetzt verschmäht." —

Fast lautlos wurde ausgeführt, was der Berliner Propst geraten hatte. Auf einem sonnigen Flecke des Waldes machten sie Rast. Woldemar erwachte aus seiner tiefen Ohnmacht; aber er schaute mit wirrem

Blicke um sich und sank sofort wieder in Schlaf. Jetzt trugen sie ihn in die Kühle des Buchenschattens und lagerten sich um ihn.

„Warum nicht gleich nach Königsberg?“ fragte der Marschall leise den Propst.

„Es ist kein Anblick für das Volk“, sprach Herr Eberhard von Berlin; „seht nur, wie schwer er atmet! Erst in der Dunkelheit zur Stadt!“ —

Der Schlaf des Markgrafen wurde allmählich ruhiger, und jetzt, da die Vögel in den Wipfeln über ihm ihr Abendlied sangen, erwachte er. Mit Staunen sah er sich anfangs um. Dann aber leuchtete sein Auge wieder hell und licht.

„Ich weiß“, so sprach er, mühsam sich erhebend; „ich wurde krank; — ein Schwindel faßte mich! Doch das ist nun vorbei; — der Geist ist wieder klar, und auch die Körperkräfte werden wiederkehren. Verzeiht, liebwerten Freunde, wenn ich Euch geängstigt habe! Bringet mir einen kühlen Trunk; dann steig' ich wiederum zu Rosse.“

Sie hatten Wein bei sich und ein Waldquell sprudelte in nächster Nähe aus der buchenbestandenen Bergwand hervor. Vorsorglich hatten sie den Wein, den belebenden Trank, in das erquickende Naß dort gestellt. Schenk Vorward von Flechtingen kredenzte dem nun wieder aufrecht dastehenden Fürsten, das Knie beugend, den Becher:

„Gnädiger Herr“, so sprach er, „noch nimmer kam aus märkischem Herzen ein so brünstiges Gebet wie das, daß dieser Trank Euch die Genesung bringe!“

„Wie Gott es will!“ erwiderte Woldemar. „Allein Dein Wunsch ist bereits in Erfüllung gegangen, mein Schenk Vorward! Wie neues Leben durchglüht's mich! — Seht doch, — ich kann das Roß ganz mühelos besteigen! — Die Garzer Fiebernebel haben sich zerstreut! — Habt Dank, Ihr alle, für die Sorgfalt, die Ihr mir gewidmet! In Königsberg, daß Ihr es wißt, erwarten mich die Abgesandten aller schlesischen Herzöge; — ich habe auch sie für die Pläne des Friedens zu gewinnen gesucht!“ —

„Laßt ihn gewähren!“ flüsterte der Marschall Redeko den anderen zu. Mit Leichtigkeit setzte sich Woldemar wieder im Sattel zurecht. Nur den stählernen Helm stülpte er nicht mehr über; — zum Schutz gegen die feurige niedersinkende Sonne drückte er dagegen ein breitschattendes Barett auf sein Haupt. —

So nahten sie der Stadt Königsberg und ihrem wunderschönen Schwedter Thore, welches es noch heute verkündigt, welch hoher Kunstsinn und welch stolze Kraft den märkischen Bürgern des 14. Jahrhunderts eigen gewesen sind. Jede Spur der Krankheit Woldemars schien verflogen; — er bedurfte nicht einmal ärztlicher Hülfe, und mit wahrhaft fürstlicher Hoheit empfing er unter des Thorbogens Schatten im Abendfrieden Bürgermeister und Rat, sowie die schlesischen Gesandten, — zwei Herren von Seidlitz und Zedlitz, die sich mit mehreren anderen Geschlechtern seit der großen Mongolenschlacht „die Vettern von der Wahlstatt“ nannten, dieweil sie dort einst einmütig gestritten und geblutet hatten. Die Verhandlungen, welche am folgenden Tage begannen, waren von überaus schwieriger Art, weil nicht weniger als drei Lande, Züllichau, Schwiebus und Sagan, zwischen Brandenburg und Schlesien streitig waren. Nach einer Woche ungefähr kam gleichwohl ein Vertrag zu stande, nach welchem Woldemar auf Sagan verzichtete, wogegen die schlesischen Herzöge dem großen Friedensbündnisse beitraten. —

„Ein heilsam' Werk ist wiederum gethan!“ sprach Woldemar froh zu Redeko von Redern. „Ganz Nordostdeutschland ist nun geeinigt. Stark stehen wir den Dänen und den Polen gegenüber! Du, Redeko, kennst den Mann, der dieses Werkes sich von Herzen freuen wird, falls er noch unter den Lebenden weilt. Ich kann ihn nie vergessen! Jetzt grade in der letzten Zeit, wo ich körperlich so litt, war es mir oft, als sei Klaus von Buch mir leiblich nahe, — als spräche er mit mir, tröstend und mich ermutigend, auf ferne Zukunft mich verweisend, eine Zukunft, in welcher erst der volle Segen meines Werkes zu Tage treten werde! Und doch, Redeko, — was soll mir eine Zukunft? — Wenn es in späteren Jahrhunderten noch Ballenstädter giebt: nicht aus meinem Blute werden sie sein, sondern aus dem Heinrichs von Landsberg oder dem der Herzöge von Sachsen-Wittenberg und Sachsen-Lauenburg oder dem der Grafen von Anhalt.“

„So habt Ihr jede Hoffnung aufgegeben, Erben zu erlangen?“

„Ich mußte wohl! Der junge Heinrich, der letzte Markgraf von Landsberg, wird mein Adoptivsohn.“

„Er gleicht nur einer bleichen Lilie!“ warf der Marschall ein. „Mein teurer Herr, — um Deines Landes willen, — verzeih' ein offen' Wort! Du handeltest nicht nach dem Rat der Weisen, als Du mit einer

Blutsverwandten Dich vermähltest und eine Ehe eingingst, welche die Kirche erst erlauben mußte. Jetzt aber warst Du geradezu verpflichtet, das Opfer anzunehmen, welches, wie ich weiß, Frau Agnes Dir jüngst angeboten hat. Die edle Fürstin hat mir's selbst gesagt:

‚Ich kann sein stilles Leid nicht sehen, Redeko! Dringe in ihn, daß er mich in ein Kloster gehen läßt! Ich bin es meinen Unterthanen schuldig, so zu handeln.‘

Und, mein geliebter Herr, — ich konnte Deiner edlen Gattin nur — recht geben. Ich sah Dich nunmehr krank, vom Starrkrampfe befallen! Ich wage es nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn Du im Wald vor dieser Stadt verschieden wärest! Herr Woldemar, denk' an Dein Land; denk' an die teure Mark!"

„Ich thue es! Drum wirk' ich ihr mit allen Nachbarn Frieden!"

„Herr, dieser Friedensbund, er steht und fällt mit Dir! Das glaube mir! Erhalte Dich dem Lande! Steh' ab von dieser fieberhaften Thätigkeit und schone Dich! Wir Unterthanen wissen's wohl: im Herzen meint es keiner mit den Märkern gut, — die Pommern nicht und nicht die Sachsen, noch die Meißner! Jedweder neidet uns die Macht und unsern schwer erworbenen Ruhm!"

„Laß das, mein Marschall Redeko! Die großen Staufer haben uns hierhergestellt, daß wir das Schwert für Deutschland führen. Von einer Scheidung von Frau Agnes aber, — ein- für allemal, — will ich nie wieder reden hören!" —

Der Marschall schwieg. Woldemar aber fuhr fort:

„Auch von der Bundestreue deutscher Fürsten, Redeko, denke ich doch ein wenig besser als Du! Freiwillig treten sie ja meinem Friedenswerke bei. So schreibt mir heut' auch Herr Otto von Braunschweig und Lüneburg, daß er den Kapellan Heinrich von Lüchow mir nach Bärwalde entgegensenden will, um eine noch festere Vereinigung mit mir anzubahnen. Ich möge am 12. August ihn dort erwarten! Nein, Redeko, nicht alles wird untergehen, was ich geplant! Dies Bündnis wird bleiben, — und mit ihm die Grundlage einer besseren Zukunft für Deutschland! Mit dem römischen Dichter*) spreche auch ich vertrauensvoll:

‚Non omnis moriar!‘" —

---

*) Horaz: „Ganz wird man meiner nicht vergessen!"

Wohl freute sich der Marschall der wieder zurückgekehrten Kraft seines Herrn. Allein auch er hatte als Klosterschüler von Lehnin seinen Horaz kennen gelernt und murmelte:

„Eheu fugaces, Postume, Postume!“ *)

Am 11. August 1319, am frühen Morgen, aber verließ Woldemar Königsberg, um sich nach Bärwalde zu begeben. Der Weg zwischen den beiden Städten ist ein überaus anmutender. Zuerst führt er auf der Höhe dahin; — rechts und links grüßen dunkle Wälder hinter wogenden Weizenfeldern, so damals wie heut'! Dann senkt der Pfad sich in die Tiefe hinab und führt an dem großen, stahlblauen Moriner See vorüber. An dessen Rand lag damals und liegt noch heut' auf einem hohen Hügel eine alte Burgwart, „die Stolzenburg“ geheißen; auf der saßen zu Ganerben-Recht**) damals adlige Burgmannen. Woldemar stieg am Fuß des Hügels ab; — einem Rosse ist derselbe seiner Steilheit wegen nicht gangbar, und klomm zwischen rot- und weißblühenden Heiderosen den Abhang hinan. Droben erwarteten ihn im Waffenglanze seine getreuen Burgmannen, die von Plötze, von Güstebiese und von Rohrbeck. Der Fürst aber brach einen vollen Zweig der bleichen Rosenblüten ab; er schlang ihn um sein purpurnes Barett. Doch vorher hatte er ihn geküßt. „Gegrüßt, du, meine weiße Rose von Brandenburg, — meine teure Agnes in der Ferne! — Ich lasse nicht von dir!“ —

Welch herrliches Land, das „über der Oder“, die heutige Neumark! Gleichviel, lieber Leser, ob du stehest hoch oben auf der moosbewachsenen granitenen Warte von Morin, oder ob du ziehest des Abends durch die „Belliner Heide“, welche Morin von Bärwalde trennt! Woldemar hatte dort oben auf der höchsten Zinne gestanden; er hatte mit sicherem Schusse von dort einen Seeadler erlegt. Jetzt lag die Stadt Bärwalde vor ihm; — zu seinen Häupten rauschten die letzten Wipfel der Belliner Heide. Unter dem hellen Jubel der Bevölkerung zog er in Bärwalde ein.

Die Stadt ist in dem wesentlichen ihrer Erscheinung nach noch heute dieselbe wie vor mehr denn einem halben Jahrtausend. Wall, Graben und eine hohe Mauer mit reichem Epheuschmuck umziehen den Ort, in

*) „O wie flüchtig, Postumus, eilen die Jahre dahin!“

**) Gemeinsame Nutzung.

dessen Mitte am Marktplatz sich eine zierliche, gotische Kirche erhebt, deren Turm leider noch immer nicht vollendet worden ist. Nicht fern davon stand im Jahre 1319 das Haus eines Herrn von Sydow, welcher der Gutsherr auf dem nahen „Voigtsdorfe“, aber zugleich auch Bürgermeister von Bärwalde war. In dessen stillen Frieden kehrte der Markgraf ein.*) Er fand den Kapellan Heinrich von Lüchow bereits in der Stadt vor. Derselbe legte ihm den neuen Bundesbrief mit Braunschweig vor und bat zugleich im Namen des Stiftes Havelberg um Feststellung des Eigentumsrechtes an einzelnen Besitzungen, die während des langen Zehntenkampfes streitig geworden waren. Am folgenden Tage, so meldete er, werde Bischof Heinrich von Havelberg selbst beim Markgrafen eintreffen.

Es waren Stunden ernstester und angestrengtester Arbeit, welche dem Markgrafen am 12. August nachmittags und am 13. vormittags kamen. Bischof Heinrich von Havelberg, der in der That am 13. früh vor Woldemar erschien, forderte gar viel zurück. Manches gewährte Woldemar unbedenklich. Jetzt aber sollte er auch Stadt und Schloß Lenzen dem Kirchenfürsten noch herausgeben.

„Nein, mein hochwürdiger Herr“, sprach er da, von dem Tische aufstehend, an welchem Graf Günther von Käfernburg, der Marschall Redeko und der Propst Eberhard von Berlin mit dem Bischofe und dem Kapellane verhandelten, „das kann ich ohne weiteres nicht thun! Grade diese alte Wendenveste, bei welcher Kaiser Heinrich einst den Grund zum Brandenburger Staate gelegt hat,**) ist mir von ganz besonderer Wichtigkeit; Lenzen schützt den Übergang über den Elbstrom! Nur einem Manne von ganz erprobter Treue kann ich sie vereignen! Ich muß ein bindendes Versprechen von Euch haben, mein Herr Bischof! Noch entsinne ich mich dessen klar, wie sich das Gewissen meines Volkes einst geängstigt hat, als Ihr den Bann über die Mark verhängtet — ohne Grund! Ich habe damals nachgegeben, um meinem Volke Frieden zu erkaufen. Dergleichen aber darf nicht wiederkehren. Segen soll von der Kirche ausgehen, nicht Fluch! Beim heil'gen Kreuz, — Gott weiß es, daß wir im Lande Brandenburg nicht schlechte Christen sind! Wir haben's nicht verdient, ja, wir, die Fürsten von dem Hause Ballenstädt,

---

*) Gehört jetzt der Färberfamilie Grothof.

**) Durch die Wendenschlacht bei Lunkini, 928.

daß ihr Bischöfe Unfrieden stiftet zwischen uns und unserm Volke! Wohlan denn, die Kirche von Havelberg soll Lenzen zurückerhalten, aber nur als ein landesherrlich' Lehen und unter der Bedingung, daß Ihr, Herr Heinrich, Euch aufs Evangelium verpflichtet, mich und mein Volk nicht mehr zu bannen, es sei denn um wirkliche Todsünde, um Ketzerei oder Kirchenraub. Das soll auch gelten für die Bischöfe, die nach Euch kommen! Seid Ihr dazu bereit?" —

„Das grenzt an Simonie!"*)

„Gut denn! — Alsdann behalte ich Land Lenzen!"

„Nein, ich will schwören! Havelberg ist viel zu arm, um das reiche Gelände der Lenzener Wische missen zu können! Und auch ich bin ein Brandenburger!"

„Wohl! So ist alles in Ordnung! Ich mußte diese Forderung an Euch stellen, ehrwürdiger Herr, denn nichts ersehne ich so sehr, als innern Frieden in der Mark!" —

So war auch dies Geschäft erledigt. Es kam nunmehr der 14. August, der Tag vor St. Mariä Himmelfahrt. Woldemar fühlte sich ein wenig angegriffen; — das Sumpffieber von Garz hatte doch eine gewisse Abspannung zurückgelassen! Er beschloß deshalb, am Morgen noch einen erquickenden Ritt durch den nahen Wald zu thun, dann den Nachmittag zu rasten und am Abend in der Kühle nach der Hohensathener Fähre aufzubrechen, um so schnell wie möglich den Werbellin zu erreichen, in dessen Schatten Frau Agnes ihn erwartete. Sein Werk war gelungen. Wenigstens im Osten war ein mächtiger, norddeutscher Staatenbund entstanden; jetzt aber erfaßte ihn das Bedürfnis nach Ruhe, sowie die heiße Sehnsucht nach der Gemahlin.

Nur von Redeko von Redern begleitet, streifte er durch die reifen Erntefelder und durch den stillen, morgenfrischen Wald nach Falkenwalde und nach Gossow hin. Er sprach nur wenig; sein Haupt schmerzte ihn; dennoch lag es wie eine sonnige Heiterkeit über seinem Antlitze. Freundlich, wie seine Art stets war, erwiderte er den ehrerbietigen Gruß der Landleute. Dann ruhte er an einem Borne und schöpfte mit dem Buchsbaumbecher sich einen eisig kühlen Trunk.

„Ich habe Wein bei mir, Herr Markgraf, — misch' ihn dem Wasser bei!" bat Redeko. Woldemar aber schüttelte das Haupt. „Nein,

*) Erwerb geistlicher Würden und Güter durch Bestechung. Apostelgesch. VIII., 20.

Lieber", sprach er; „es kühlt so besser, und heut' ist's mir wieder, als ob die Flamme von neulich noch einmal jach und loh emporschösse. Schon tanzen die Gestalten der Schnitter dort auf der Wiese flimmernd und flirrend vor meinen Augen, wie neulich in dem Königsberger Forst die hohen Kiefern!"

„Um Gottes willen, — reiten wir zurück, geliebter Herr!"

„Nein, Redeko, es geht schon wieder vorüber! Laß mich ein wenig schlummern hier; es ist so wonnig kühl! Wache, mein lieber und getreuer Mann!"

Woldemar schlief; — sein Haupt ruhte in Redekos Schoße. Der Marschall scheuchte die ihm umschwirrenden stahlblau und grüngoldig schimmernden Käfer und Fliegen. So lag er, bis die Sonne heißer zu scheinen begann. Da schlug er plötzlich die Augen auf.

„Redeko", sprach er, „ich hatte einen beängstigenden Traum soeben! — Sieh', dort auf jener Wiese, wo gemäht wird, sah ich neunzehn hohe Blütenstauden stehen; — Königskerzen schienen es zu sein und prangende Rosenbäume! Und da erhub sich einer von den Schnittern und wurde riesengroß, und die anderen Männer verschwanden. Und er schwang die Sense, und all' die Blütenherrlichkeit war schnell vernichtet; — nur zwei Stämme standen noch. Da wollte ich dem Manne wehren; er aber zog den Strohhut vom Haupte, sodaß ich ihn erkennen konnte. Ein nackter Schädel, leere Augenhöhlen, ein grinsender Mund blickten mir entgegen, und:

‚Markgraf, ich bin der Schnitter Tod!' — so rief es. Darob erwachte ich!" —

Der Ritter von Redern eilte, die weidenden Rosse herbeizuholen. Die Lippen des Edelmannes preßten sich fest auf einander; er hatte eine tiefe Bewegung, einen großen, ungeheuren Schmerz zu bemeistern. An Woldemars Blicke sah es Redeko klar: das Fieber war in erneuter Stärke zurückgekehrt.

„Reiten wir den Richtweg hier, geliebter Herr", sprach der Marschall dann gefaßt; — „in einem halben Stündlein sind wir wieder in Bärwalde!"

Beide schwiegen. Der Ritter blickte mit angestrengtester Aufmerksamkeit auf seinen Herrn, der dies jedoch nicht bemerkte, da sein Blick wie sehnend in die Ferne gerichtet war. „Dort hinter jenen Wäldern", sprach Woldemar, „fern über dem Strom und dem tiefen, tiefen

Thal weilt Agnes. — Heinrich von Landsberg ist wohl noch zu Prenzlau, wohin ich ihn gesandt! Schick', lieber Marschall, nach den beiden! Auch nach Chorin, — nach meinem Seelsorger!"

„Gleich, teurer Herr! Allein Ihr blickt so finster und so drohend! Was ist Euch? — O beruhigt Euch! Nur Euer Fieber kehrte wieder! Ihr werdet es auch diesmal überwinden!"

„Nein, Redeko! Mit nichten! Der Zeichen sind zu viele, die den Tod mir künden! Ich beuge mich dem heil'gen Willen Gottes! Du weißt ja alles! — Ich sagte Dir, daß ich im Wald von Königsberg jüngst Klaus von Buch sah. Du allein kennst sein Schicksal; — Du weißt, daß ich ihn nicht gerichtet habe. Daß er noch lebt, — ich glaube es indessen nicht; ich meine vielmehr, der tote Freund habe dem lebenden das Nahen des Endes verkündet. Jetzt, vorhin, — dort am Waldesrande sah ich ihn selber schon, — den grausen Schnitter Tod! Ich fürchte ihn nicht! Allein noch finsterer war soeben mein drittes Gesicht. Dort sah ich eine Schar von Geiern kreisen, — ja, dort, grade dort, mein Marschall, wo Du die hohe, vom Blitze zerschellte Eiche erblickst! Sie verfolgten einen königsgleichen Aar; — der trug den Schild von Brandenburg auf seiner Brust! Sie faßten ihn; — die Federn stoben; — blutend und zuckend sank das edle Tier zu Boden! — So, Redeko, wird's meiner Mark ergehen, wenn ich sterbe. — Sprich mir nicht drein, — ich weiß es jetzt! Du selbst glaubst ja nicht an den Trost, den Du mir spenden willst! Du hast es neulich mir gesagt:

‚Dein Friedensbund, er steht und fällt mit Dir!'

Und Du, — Du hattest recht!" —

„Mein teurer Gebieter", entgegnete der Ritter, „einen andern Trost wollt' ich Dir vorhin geben! Nein, — Du wirst nicht sterben; jetzt noch nicht! Es kann der Wille des Allgütigen nicht sein, daß soviel Heldensinn und Güte so frühe schon im Grab versinken!"

„Gottes Wege sind unerforschlich, Redeko! Ich beuge mich ihnen in jener Demut, welche vor allem dem Fürsten geziemt! Was bin ich anders vor Ihm als ein Staubkorn in der Sonne? — Wahr ist's, — ich sterbe schwer; allein nicht Todesfurcht ist es, was auf mir lastet: es ist der Schmerz um mein so heißgeliebtes Vaterland! — Wer kann, — wer wird ihm helfen? — Markgraf Johann ist tot; — Gott wolle Markgraf Heinrich segnen; — allein, Du weißt's: er ist ein überzartes

Reis am Stamme Ballenstädt! Ich bin erschüttert: die düstere Weissagung des Mönches von Lehnin erfüllt sich völlig!" —

Wieder ein banges Schweigen. Jetzt aber erblickten sie die Stadt Bärwalde vor sich. Erleichtert atmete der Ritter von Redern auf. Auch Woldemar richtete sich fester auf.

„Noch einiges, mein vielgetreuer Marschall!" sprach er. „Ich will's Dir anvertrauen: nur mit Gewalt hab' ich mich in den letzten Tagen bezwungen und aufrecht erhalten! Ich durfte den Gesandten Ottos von Lauenburg und dem Bischofe von Havelberg gegenüber keine Schwäche zeigen. Wie es in meiner Brust geglüht hat, das verhehlte ich Euch! Nun höre, Redeko!

Genese ich, so wird noch alles gut.

Sterbe ich aber, so führt meine Gattin die Vormundschaft für meinen Neffen Heinrich, — kein andrer, Redeko, als sie! — Blüht Heinrich auf; — wohlan: so ist dem Hause Ballenstädt noch eine Zukunft sicher! Sinkt aber auch er als frühwelke Rose zu Boden, — so gebührte nach kaiserlichem Rechte die Nachfolge den Herzogen von Sachsen-Wittenberg als den nächsten Geschlechtsgenossen aus dem Blute Albrechts des Bären. Allein — das seh' ich wohl, — nie werden es die deutschen Kaiser, wie sie jetzt sind, dulden, daß zwei so mächt'ge Fahnenlehen, wie Sachsen und die Mark, in einer Hand vereinigt werden. Und überdem, — Rudolf von Sachsen-Wittenberg ist mir niemals ein warmer Freund gewesen, und Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg hat mich sogar wütend bekämpft. Denk' nur an die Geschichte mit der goldenen Kette!

Die Sachsen also folgen nicht! —

Nun aber lebt im Harz noch ein hochsinniges Geschlecht aus Adalberts des Bären Blut; — die Grafen sind's zu Anhalt: Albrecht, der Herr zu Zerbst, und seine Söhne Woldemar und Albrecht! Mir sind sie fern geblieben, und — ich weiß es, — nur aus edlem Stolze. Denn klein ist nur ihr Gut, und da sie ganz desgleichen sind, wie ich, so mochten sie mir wohl nicht dienen. Allein ich höre nur Rühmliches von ihnen, — von ihrem tapfern Arm, — von ihren wackren Wandel! So sei denn jenes alte Unrecht, welches ihnen in der Erbteilung des Bären Adalbert einst widerfahren ist, jetzt wieder gut gemacht:

Der Kurhut meiner Mark, — er sei ihr eigen!" —

Redeko von Redern ersuchte tiefbetrübt seinen Gebieter, sich zu schonen. Woldemar aber sprach:

„Nein, Redeko; — noch schaue ich die Welt mit klarem Auge an! Wer weiß, ob es nachmittags noch der Fall ist! Darum vernimm noch weiteres!

Wir wissen nicht, wohin sich Klaus von Buch gewendet hat. Wohl aber tönt noch heut' das Wort durch meinen Sinn:

‚Töte mich lieber, ehe Du mich aus der Mark verbannst!'

Du warst zugegen, als er also zu mir sprach. Vernimmst Du jemals Kundschaft nun von ihm, — Konrad von Redern, — Dir, der Du ihn mir ersetztest, — Dir übertrage ich's als heil'ge Pflicht, ihn wieder heimzurufen. Er soll meinen Nachfolgern sein, was er mir war. Ja, er, der mir so ähnlich ist an Stimme und Gestalt, — an Angesicht und Denkungsart, — er soll es meiner Mark ersetzen, was ich ihr war, — was ich ihr einst zu sein gelobt! — Willst Du das thun? — Nun denn! Schwör' mir es hier auf meines Schwertes Kreuz!"

Der Marschall Redeko schwur es dem Fürsten zu:

„Höre ich je von Klaus von Buch, so ruf' ich ihn zur Heimat!" —

Woldemar reichte dem Vasallen seine Rechte. „Ich fühle mich nun ruhiger", sprach er, „nachdem Du meinen Willen kennst. Bin ich nachmittags noch ein wenig kräftiger, so bringe ich ihn selbst zu offenkundiger Niederschrift!" — Er sprach's mit fester Stimme und richtete sich noch fester in den Bügeln auf. So zogen sie in Bärwalde ein. —

Die Mittagssonne brannte heiß auf den ungepflasterten, aber mit jungen Linden besetzten Marktplatz des kleinen neumärkischen Städtchens nieder. Bienen summten um die Linden, als dufteten und blühten sie auch jetzt noch. Im Hause des Bürgermeisters von Sydow aber lag ein schwer Kranker, der Markgraf Brandenburgs, der letzte Mann und Fürst, auf welchem noch die Hoffnung seiner Unterthanen stand. Woldemar war sogleich in wilde Fieberphantasien versunken, nachdem ihm in dem kühlen Zimmer, dessen Gewölbe auf eine gedrungene Mittelsäule sich stützten, ein Ruhebett bereitet worden war. Die Freunde kühlten ihm die brennend-heiße Stirn; allein sie glühte feuriger und feuriger. Der Markgraf ward bewußtlos.

„Es droht uns das Schlimmste", sprach endlich der Propst Eberhard von Berlin. „O wäre seine Gemahlin hier!"

„Ich habe seinen letzten Willen!“ sprach leise der Marschall Redeko. — —

Kennst Du wohl, lieber Leser, die eigentümliche Schwüle eines Krankenzimmers, in welches die glühende Sonne ihre Strahlen sendet? — Vermagst Du es, das kleine, säulengetragene Gemach im Hause des Bürgermeisters von Bärwalde Dir vorzustellen? — Schmale spitzbogige Fenster, — zwei vorn am Markte und zwei in der Hinterwand. Dazwischen jene Säule, von welcher, aus dem schöngebildeten Kapitäle, lächelnde Engelsköpfe auf den totkranken Markgrafen herniederblickten.

In atemlosem Schweigen standen sie all' um ihn herum. Jetzt traten große, schwere Schweißtropfen auf seiner Stirn hervor. „Dem ewigen Gott sei Lob und Dank; er wird genesen!“ flüsterte der Marschall. Der Propst von Berlin legte seine Hand auf des Markgrafen Stirn. Da aber senkte er sein Haupt. „Es ist ein kalter Schweiß“, sprach er betrübt, — „vielleicht der Todesschweiß!“ —

Plötzlich vernahm man das Nahen eines leichten Bauerwägleins, das von gar starken, feurigen Rossen gezogen werden mußte; — so schnell und eilig rollte es heran. Wenige Augenblicke später trat hastig, aber doch lautlos der jüdische Arzt, der Meister Jonathan aus Königsberg in der Neumark, ins Zimmer, angethan mit einem schwarzseidenen Kaftan, auf dessen Bruststück ein rundes Schild von gelbem Leder sich befand.*) Er trat zum Lager Woldemars; nachdenklich beschaute er den Bewußtlosen und prüfte dessen Herzschlag. Da schrak er zusammen; sein tiefgefurchtes Antlitz erschien noch bleicher denn zuvor. „Große, gnädige, hochwürdige Herren“, sprach er mit stockender Stimme; „hier vermag ich nicht mehr zu helfen; — hier hat der Herr, der Leben sendet oder Tod, bereits gesprochen! Sehet, wie seine Zunge lechzt! Ein Feuer brennt in seinem Herzen!“

„Das heil'ge Feuer war's der Liebe und Begeisterung fürs Vaterland! — Kannst Du ihm keine Labung mehr gewähren, Jude?“ fragte der Graf von Käfernburg.

„Ja, Herr, ich kann es, so Ihr wollt; — ich kann auch machen, daß er noch einmal die Augen öffnet, — daß er zu Euch redet, — klar und deutlich, — ohne Fieber. Doch dann erlischt dies Licht, das einst so hell geschienen, — ein Licht auch den Vertriebenen vom Hause

*) Abzeichen der Juden.

Israel, die er mit Härte nicht behandelt hat, — der große, gute Woldemar!“

„Schweig, Jude, mit Deiner Klage!“ sprach Redeko von Redern. „Thu' Deine Pflicht! Lindere die Leiden des Herrn! Sehet, wie er dürstet! Auf, auf, erwecke ihn! Wohl weiß ich seinen letzten Willen; allein er soll es Euch bekräftigen, Ihr Herren, daß wir es schriftlich aufzusetzen vermögen, was er uns geboten.“

Jonathan der Arzt mischte einen kühlen Trank und träufelte eine Flüssigkeit von durchdringendem Geruch in das Krystallglas. Dann setzte er dasselbe vor dem Propste von Berlin nieder. „Trinket, Herr“, so sprach er, „der arme Jüd' darf nicht berühren das Glas, so dem Fürsten dienen soll; Ihr aber dürft es! Es soll sich erweisen, daß dies Getränk nicht schadet dem Herrn Propste, — daß es nicht ist Gift, sondern erquickend und heilsam.“

„Wir glauben Dir, Jude!“ erwiderte der Geistliche und schlürfte von dem eigentümlich scharf riechenden Tranke. „Richtet den Herrn auf“, fuhr er dann fort, sich zu den beiden Rittern wendend, „daß wir den Trank ihm einflößen.“

Das war freilich nicht leicht, aber schließlich gelang es doch! Schon nach wenigen Minuten erwachte Woldemar. Allein er sprach noch nicht und vermochte sich noch nicht aufzurichten.

„Geduldet Euch, gnädige Herren! Bald kommt die Wirkung!“ flüsterte der Meister Jonathan. —

Und jetzt war sie da. Sie richteten ihn in dem Ruhebette auf; — er blickte unverwandt nach jenem Fenster hin, durch welches die rosige Glut der untergehenden Sonne ins Zimmer drang. Jetzt sank sein Haupt müd' auf die Schulter; jetzt aber erhob er es wieder. Der Propst Eberhard reichte ihm noch einmal den Becher. Begierig sog der Fürst die Flüssigkeit ein und nun regte er die Lippen, — nun sprach er.

„Ein früher Sonnenuntergang!“ begann er. „Wer hätte das gedacht! Ich habe Gottes Ruf bereits vernommen! Klaget nicht!“

Nach wenigen Augenblicken fuhr er fort: „Meiner Gemahlin den letzten Gruß! Möge sie sich stark erweisen in der Not der nächsten Zeit! Mein Marschall Redeko weiß meinen letzten Willen. Frau Agnes führt die Vormundschaft für meinen Erben Heinrich. Ich bitte Euch: steht ihr getreu zur Seite! Stirbt Heinrich ohne Erben, so folgt im Lande Brandenburg das Haus von Anhalt!“ —

Es folgte wieder eine lange Pause. —

„Dank, heißen Dank", brachte der Fürst dann mit stärkerer Stimme hervor, „Euch allen, die Ihr mich so sehr geliebt habt! Dank meinem Volke, das im Wettersturm des Kampfes mir so treu geblieben ist! Meinen Körper, — meinen Staub hin nach Chorin! Zu Füßen meines Vaters Konrad und Ottos mit dem Pfeile! Dafür dem Stift die Dörfer Schmiedeberg und Polßen, Golz und Groß-Ziethen! Verbriefet es, Propst Eberhard!"

Dann sank er müd' zurück. Die roten und goldenen Lichter des Abendscheines umspielten sein edles Antlitz, in welchem erschütternd jetzt die Züge seines Leidens hervortraten. Die Herren waren tief ergriffen. Bischof Heinrich von Havelberg beugte sich über ihn und sprach die Sterbegebete.

Allein noch immer wollte die starke Seele von dem gebrechlichen Leibe sich nicht trennen. Sein Auge war klar, und doch mußte er phantastische Gesichte haben. So rief er plötzlich:

„Nein, Nikolaus, thu's nicht! Nicht so! Es darf nicht sein! In Blutesströmen nur kann's enden! Der Wahrheit bleibt der Sieg allein!"

„Er denkt an die Kaiserwahl zurück!" sprach der Graf von der Käfernburg. „Sie hat ihm ja das Herz gebrochen!"

Nun aber streckte sich der Körper. In reicher Fülle floß der rosige Abendschimmer ins Gemach. Doch noch einmal erhob sich Markgraf Woldemar. Er hob die Rechte hoch empor, als wollte er ein Banner jubelnd schwenken. Mit starker Stimme rief er:

„Und doch erfüllt es sich, was ich gewollt! Heil Dir, Du erster deutscher Kaiser aus dem Hause Brandenburg!"

Dann sank er wieder jäh zurück. — Es war vorbei.

Aus der Ecke ertönte ein leises Schluchzen. Abgesondert von den anderen kniete dort der Meister Jonathan. Der Bischof Heinrich von Havelberg aber nahm von seiner Kette den goldenen Crucifixus ab und legte ihn auf die Brust Woldemars.

„Schlaf' wohl", sprach er, „der Du den Degen so ritterlich für Dein Brandenburg geführt, — der Du das Wohl Deines Volkes auf so getreuem Herzen getragen hast! Gottes Friede mit Dir in jener Welt und hier mit Deinem Volke!"

Redeko von Redern breitete die Seide des brandenburgischen Ban-



Der Tod Woldemars.

ners über das Fußende des Lagers Woldemars aus. Dann knieten sie nieder allesamt und beteten unter Thränen. Redeko erhob sich zuerst. Er öffnete eins der Fenster nach Abend; er öffnete auch die Thür.

„Tretet ein, Bürgermeister von Sydow, und Ihr alle, lieben Landsleute!“ rief er, mit Mühe das Zittern seiner Stimme bezwingend. „Grüßet noch einmal den großen und gütigen Woldemar.“

Wehklagend stürzten sie in das Gemach. Der Propst Eberhard von Berlin hatte dem Fürsten soeben die Hände zusammengelegt.

Ein Augenblick feierlichster, heiligster Ruhe, — dann laute Rufe der Klage! Nun aber tönten vom Turme die Glocken allzumal! Flachsköpfige märkische Dirnen und Knaben brachen die Rosen am Friedhofe; — sie streuten die roten und weißen Blüten über sein Lager. So schlummerte er inmitten der alten, ehrenreichen Wappenfarben Brandenburgs.

Der Abendschein verglomm; — mit leiser Klage strich der kühle Wind durch die Fenster. Auf das Kreuz des gezogenen Schwertes sich stützend, hielten der thüringer Graf und der märkische Marschall gewappnet die Totenwacht bei Woldemar dem Großen.

Das war am 14. August des Jahres 1319.

Zweites Buch.

Schier dreißig Jahre voller Weh' und Leid!

Erstes Kapitel.

Der Einzug in die Mark.

Auf den Schultern der Edlen des Landes waren die sterblichen Reste Woldemars des Großen von Bärwalde nach Chorin gebracht worden. Unter dem dumpfen Schmerze und der wortlosen Trauer aller Brandenburger wurden sie dort bestattet. Frau Agnes wollte in ihrem Unglück schier vergehen. Allein sie mußte sich doch wieder aufraffen. Ein wichtig Amt war ihr ja von ihrem Gatten übertragen worden: die Vormundschaft oder vielmehr die verantwortliche Regierung für den jungen, bleichen Heinrich von Landsberg! Dem strengen Rechte gemäß war ihr freilich nicht verstattet, dabei in voller Selbständigkeit zu handeln: sie wendete sich deshalb an das Haupt der zweiten Linie des Hauses Ballenstädt, an den Herzog Rudolf von Sachsen, und bat um dessen Rat und Unterstützung.

Ach, — sie bedurfte derselben nur zu sehr! — Denn, was schon Woldemar und der treue Konrad von Redern vorausgesehen hatten, das trat nun wirklich ein, und es erfüllte sich das alte Bibelwort:

„Wehe dem Lande, des' König ein Kind ist!"

Die Mark war groß geworden auf Kosten ihrer Nachbaren: jetzt forderten die letzten allzumal, — Mecklenburg, Pommern, Polen, Schlesien, Böhmen und Meißen, — ja auch der Magdeburger Erzbischof, zurück, was einst das ihrige gewesen war!

Von allen Seiten her geschahen Raubeinfälle in die Brandenburger Mark. All' den Gewappneten aber, die mit Fackel und Schwert heranzogen, stand nur ein Weib, — stand nur ein kränkelnder Jüngling entgegen. Herzog Rudolf von Sachsen hatte den Feinden gegenüber eine Hausmacht, die kaum in Betracht kam: die paar Meilen Landes um Wittenberg her vermochten die Last solcher Kriege, wie sie jetzt heraufzogen, nicht auf die Dauer zu tragen. Ja, wenn die einheitliche Macht der Mark sich dem Herzoge zur Verfügung gestellt hätte! — Allein er war nun einmal bei den Brandenburgern unbeliebt; er hatte nichts von dem offenen, hochherzigen Sinne der märkischen Ballenstädter. Es kam so weit, daß die Stände in dem Lande Lebus offen erklärten:

„Nein, den Herzog Rudolf wollen wir nicht zum Landesverweser haben; — wir wollen Herzog Wartislaw von Pommern, den Freund und Waffenbruder Woldemars im Kriege um Stralsund!"

Und diese innere Uneinigkeit, — sie war das Verhängnisvollste! Woldemar hatte in seinen letzten Jahren die Städte begünstigt. Kein Wunder daher, wenn dieselben sich jetzt zu einem Bunde zusammenthaten und offen verkündeten:

„Wir wollen uns schon selber schützen! Und wenn's zum ärgsten kommt: die deutsche Hansa wird uns nicht verlassen!"

Sowie das aber der Adel bemerkte, da schloß auch er seine Bündnisse ab. —

Frau Agnes ward dadurch tief gekränkt. Es war ihr ein bittrer Schmerz, es einsehen zu müssen, daß ihr und ihres Gatten Glauben an der Unterthanen Liebe und Treue im allgemeinen nur eine Täuschung gewesen war. Sechs Wochen waren erst seit dem Tode ihres bewunderten Gemahls verflossen, und schon war dieser vorher so mächtige Staat, dies starke Brandenburg, so gut wie aufgelöst. Die Priegnitz und die Ukermark befanden sich in mecklenburgischem Besitze, das Land über der Oder und Lebus in pommerschen Händen. Wohl wurden diese letzteren Gebiete dem Namen nach nur für den jungen Markgrafen Heinrich verwaltet; denn Agnes erkannte den Herzog Wartislaw als ihren Vormund nicht an. Sagan, Crossen, Schwiebus und Züllichau aber hatten die schlesischen Herzoge zurückgenommen, — die Lande Görlitz, Bautzen und fast die ganze Lausitz der König Johann von Böhmen. Friedrich mit der gebissenen Wange von Meißen eroberte alles wieder,

was er einst hatte abtreten müssen, und der gewaltthätige Erzbischof von Magdeburg griff sogar das Witwengut der verlassenen Frau Agnes, die Altmark, an. Ja, auch die Witwen und die Waisen fanden keine Helfer in dieser rauhen Zeit!

In ihrem Gram sich fast verzehrend, saß Frau Agnes auf der Burg zu Tangermünde. O wie schnell waren jene schönen Hoffnungen vernichtet worden, die einst so maienfrisch hier aufgesproßt waren!

Da kam ein noch härterer Schlag. Der junge Markgraf Heinrich, des Landes Erbe, wurde bei den Dominikanern von Prenzlau erzogen: so hatte es der große Woldemar bestimmt! Im Sommer 1320 aber erkrankte auch er, und in wenigen Tagen raffte der Tod ihn dahin. Mit stiller Ergebung empfing die Markgräfin Agnes diese schmerzliche Kunde.

„So hab' ich denn nichts mehr auf dieser Welt zu thun!" sprach sie gefaßt, sich erhebend, zu ihren Frauen. „Der letzte Auftrag Woldemars ist nunmehr hinfällig geworden:

das Haus der Brandenburger Ballenstädter ist erloschen. Ersuchet meinen edlen Nachbar, den Herzog Otto von Braunschweig, daß er mich ritterlich durch die Mecklenburger und durch die Pommern hin nach Prenzlau geleite!"

Im schwarzen Kloster zu Prenzlau war's, — an einem schwülen Julitage 1320. Da senkten sie den letzten der märkischen Ballenstädter vor dem Hochaltare in die kühle Gruft. Und dann trat Konrad von Redern an die Öffnung in den Fliesen des Chores heran. Er trug einen hölzernen Schild, welcher mit dem roten Adler Brandenburgs bemalt war. Ein unheimliches Krachen in lautloser Stille! Der Marschall hatte den Schild der Länge nach gespalten und warf mit der Eisenhand die zerbrochenen Stücke in die Gruft.

„Heute noch Brandenburg und nun nimmermehr!" sprach er nach alter Sitte. „Im Jahre 1301 neunzehn Markgrafen und heut', 1320, keiner mehr!" — Er rief es mit bebender Stimme.

Dann reichte ihm Graf Günther von Kefernburg den blitzenden Markgrafenhelm mit den hochaufgerichteten schwarzen Adlerschwingen, an welchen güldene Lindenblätter befestigt waren. Wieder ein unheimliches Knacken! Der Ritter Redern hatte die starren Flügelknochen zerbrochen; — die Federn stäubten; — die Lindenblätter von Gold fielen klingend auf die Fliesen oder in die Gruft hinab. Er aber warf

den Helm mit der zerbrochenen Helmzier ihnen nach, und dröhnend schlug derselbe auf den Sarg auf.

„Das Haus der Brandenburger Ballenstädter ist erloschen!" rief der Marschall. „Allein es wird leben in Ewigkeit! Soviel an Adel und Verdienst kann nimmer untergehen! Noch nach Jahrhunderten wird man sie preisen, unsere toten Herren! Uns aber helfe Gott!"

Ein Schluchzen ging durch die Kirche, die sich nur allmählich leerte. Draußen aber prangte die sommerliche Welt in ihrem höchsten Glanze, als wüßte sie nichts von der Menschen Weh und Leid.

Herzog Otto von Braunschweig geleitete die Markgräfin Agnes nun wieder nach Tangermünde zurück. Als die beiden am Burgthore schieden, da brach die Fürstin jäh in bittere Thränen aus. Der edle und hochsinnige Braunschweiger, welchem man später den Namen des „Freigebigen" verliehen hat, aber sprach in seiner ernsten Art:

„Edle Fürstin, — Euer Schmerz ist groß, ja übergroß! Allein es ist Euch nicht erlaubt, demselben nachzuhängen; denn sonst verderben Land und Leute. Unsere Lande stoßen aneinander. Drüben über der Elbe habt Ihr nichts mehr zu schaffen. So Ihr aber Hilfe hier dürfet: betrachtet mich als Euren Lehnsmann und Verteidiger."

Sie drückte die ihr dargebotene Hand. Sie stand ja ganz allein! Rasch sprengte dann der Herzog den Bergeshang hinab.

Jetzt erst begann die wirrste Zeit. Man hatte bis dahin immer noch hoffen können, daß der edle, einst so kräftige Stamm der märkischen Ballenstädter in Heinrich neue Sprossen treiben werde. Diese Hoffnung aber war nun dahin. Was sollte nun mit dem Rest der Erbschaft dieses großen Hauses werden? — Niemand wußte es! Wohl kündigte es Herzog Rudolf den Städten und den Mannen an:

„Das Haus der Ballenstädter von Sachsen ist nun das nächste an der Erbschaft!"

Mit Recht aber antworteten die Stände:

„Als Adalbert der Schöne oder der Bär und sein Sohn Otto einst die kaiserliche Belehnung vom Rotbarte erhielten, ward ihnen nicht gesamte Hand*) gegeben. Euch Sachsen geht die Mark nichts an! Ein heimgefallen Fahnenlehn ist sie des deutschen Kaisers."

Allein wer war denn deutscher Kaiser? — Noch immer rangen

---

*) Mitbelehnung für alle Stammverwandte.

Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer um die Siegespalme! Da endlich ward am 28. September 1322 die entscheidende Schlacht von Mühldorf oder Ampfingen geschlagen. Es war ein

hohenzollernscher Ritter,

ein Lehnsträger und Vasall des Burggrafen Friedrichs IV. von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern,

„Herr Seyffried Schweppermann,

der jenes Tages Ehre nahm.“

Sein edler Herr aber, eben dieser Burggraf Friedrich IV., wurde von dem Könige Ludwig auf dem blutbedeckten Gefilde mit dem Rufe:

„Salvator imperii!“ —

„Du bist der Retter meines Kaisertums!“

empfangen.

Denn diesem hohenzollernschen Burggrafen Friedrich hatte sich der Gegenkönig Friedrich von Österreich ergeben, dessen Roß durch die Lanze des bayrischen Ritters Albrecht von Maspach gefällt war. Gefangen, — gefangen von dem eigenen Jugendfreunde, vertrauerte der König Friedrich jetzt seine Tage im Turme der bayrischen Burg Trausnitz; — er vertrieb sich die ihm schier endlos erscheinende Zeit mit Pfeilschnitzen; — seine Gemahlin aber, die schöne Elisabeth von Arragonien, weinte sich vor Leid um ihn in der Wiener Hofburg die Augen blind. —

Ludwig von Bayern also war Herr im Reiche! — Fürwahr, — kein schlechter Kaiser! Im Gegenteil: ihm lebten Ideale in der Brust! Befreien wollte er das deutsche Reich vor allem von dem zerklüftenden, vernichtenden Einflusse Roms. „Ein starkes Kaisertum und eine deutsche, keine römische Kirche!“ — das war's, was ihm als Ziel seines Wirkens vorschwebte.

Jetzt fiel ihm die Mark heim! Er als deutscher Kaiser hatte ihr Schicksal zu bestimmen. Er berief nunmehr alle diejenigen, die dem entschlafenen Woldemar nahe gestanden hatten, zu sich nach München: die Grafen von Mansfeld, von Kefernburg, von Regenstein, von Wernigerode und von Lindow, den Ritter Konrad von Redern, den Schenken von Flechtingen und den Propst Eberhard von Berlin.

Konrad*) von Redern führte den Zug, welchem sich auch die

---

*) Redeko oder Redekin ist nur Abkürzung von Konrad.

Bürgermeister von Berlin und Kölln, von Frankfurt und von Stendal angeschlossen hatten, — ein Ryke, ein Wale und ein Bismarck. Denn die von Bismarck waren damals ein altes ehrenreiches Stadtgeschlecht der Metropole der Altmark, des stolzen Stendal, und Obmänner der Gewandschneiderinnung, d. h. der Tuchhändler und der Großkaufleute. In der Münchener Burg traten sie vor das Angesicht des Kaisers deutscher Nation.

Ludwig der Bayer war ein gütiger Herr; die Märker waren entzückt von der Leutseligkeit und Gastfreundlichkeit des Kaisers. In sieghafter Kraft und heiterer Männlichkeit waltete er seines hohen Amtes; auf Adlerschwingen schien sein Geist all' die schweren Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellten, zu überfliegen. „Euch soll geholfen werden!" sprach er. „Mein kaiserliches Wort darauf!" —

Mit Befremden bemerkten es indessen die Berufenen, daß es zunächst bei diesem ganz allgemeinen Versprechen verblieb. Endlich, erst nach acht, in Festesrausch verbrachten Tagen äußerte der neue Herr bestimmter seine Absichten.

„Frau Agnes", sprach er, „darf nimmer herrschen in dem Lande Brandenburg; denn die Markgrafschaft ist kein Kunkel-*) sondern ein Schwertlehen."

Zustimmend verbeugte sich Redekin von Redern. „Ein Weib hätte auch nicht die Kraft, gnädigster Herr", so sprach er, „dem drohenden Verderben Einhalt zu thun. Wir bedürfen eines Mannes."

„Rudolfs von Sachsen Ansprüche sind null und nichtig", fuhr unbeirrt der Kaiser fort; „denn nicht alle Ballenstädter, Albrechts Sohn Otto allein, wurde im Jahr 1170 nach des Bären Tode mit der Mark belehnt."

„Wir Märker lieben auch den Herzog Rudolf nicht; — er ist von andrer Art als wir!" — Boto Wale der Alte sprach's, der vielerfahrene Bürgermeister von Frankfurt, ein Greis mit schloweißem Barte.

„Gnädigster Herr und Kaiser", fiel Redekin von Redern ihm indessen ins Wort; „ich hatte die Ehre, Euch bereits zu berichten, daß Markgraf Woldemar selbst letztwillig uns an Anhalt gewiesen hat, an den Grafen Albrecht und seinen Sohn Woldemar. Wir sind also gebunden!"

*) Kunkel = Spindel, d. h. Frauen dürfen dort nicht regieren; es herrscht dort das salische Gesetz.

„Der sterbende Markgraf hatte nichts zu verfügen", entgegnete ihm der Kaiser. „Die Grafen von Anhalt dürfen auf meine Anerkennung ihres vermeintlichen Erbrechtes in keinem Falle rechnen. Ich würde den Krieg zwischen ihnen und den Sachsen heraufbeschwören, wollte ich ihnen die Mark überlassen."

„Das mag wohl sein", sprach ernst der Ratmann Niklas von Bismarck aus Stendal; „allein die Anhaltiner sind gar wackere Herren, und wir möchten ihnen gern und freudig helfen, weil es der sel'ge Markgraf so gewollt!"

„Nein!" rief der Kaiser Ludwig entschieden. „Die Flügel meines kaiserlichen Adlers sollen Euch bedecken. Es kann kein Zweifel darüber obwalten: die Mark ist jetzt ein herrenloses Gut, — ein Gut des Kaisers! Darum verleihe ich sie meinem Sohne Ludwig!"

In den Zügen der Märker malte sich die höchste Bestürzung. Dann aber trat Herr Henning Ryke vor, Altbürgermeister zum*) Berlin.

„Das wolle Gott nicht, hoher Herr und Kaiser!" sprach er kühn und mannhaft. „Schon einmal haben wir's erfahren: ‚Wehe dem Lande, des König ein Kind ist!' Eurer Prinz Ludwig ist erst 11 Jahre alt! Herr Kaiser, spielet nicht so grausam mit dem Wohl der Mark!"

„Ich sagte Euch bereits: mein kaiserlicher Adler wird Euch schützen!" erwiderte Herr Ludwig. „Es ist mir eine fest beschlossene Sache: Die Mark wird wittelsbachisch' Gut."

Da that Redeko von Redern einen Fußfall. „Gnädigster Herr und Kaiser!" rief er. „Entscheidet Euch nicht so! Die edlen Wittelsbacher sind Süddeutsche; — sie verstehen unsere rauhe, nordische Art nicht! Der Kaiseraar wird wiederum nach Welschland fliegen, — dann sind wir an der Spree und an der Havel verlassen! Kann man wohl wirken, — kann man herrschen, wenn man mit einem Fuß steht auf der Alpen Felsengipfel und mit dem andern in dem Brandenburger Lande?" —

„Das muß ich sagen", erwiderte der Kaiser Ludwig jetzt sehr ernst, „meine märkischen Herren: Eure Art zu sprechen ist sehr rauh und kühn!"

„Weil wir Vertrauen haben, Herr, zu Euch, — zu unserm Herrn und Kaiser!"

---

*) Die alte Namensform heißt „zu dem Berlin" mit dem Artikel wie z. B. in Holland „to dem Hertogenboesch".

Da reichte Ludwig dem Marschall Redeko die Rechte. „Ich werde dieses Vertrauen auch rechtfertigen; — sorget nicht! Mit meinem Sohne sende ich Euch den erprobtesten meiner Freunde, den Grafen Berthold von Henneberg, als seinen Vormund nach der Mark. Ihr selber aber sollt aus Eurer Mitte, aus der Geistlichkeit, aus dem Adel und den Städten, einen Beirat wählen, der meinem Sohne mit seiner bessern Kenntnis der Dinge und seinem tieferen Verständnisse brandenburgischer Art dazu helfe, dem armen Land das Heil zu bringen!“ —

Da erhellten sich die düsteren Mienen. So viel hatte ein Fürst noch nie bewilligt! In den alten Ballenstädtern hatte vielmehr eine starke Ader fürstlichen Selbstgefühls geschlagen, — in Woldemar nicht am wenigsten; — Kaiser Ludwig aber zeigte den Ständen*) ein unerwartetes, — ein höchst erfreuliches Entgegenkommen! Frohgemut, dem kaiserlichen Worte von ganzer Seele vertrauend, zogen daher die Vertreter der Mark von München aus nach Nürnberg hin, woselbst der junge Herzog Ludwig auf der Reichsburg in dem Norden der Stadt feierlich mit der Mark belehnt werden sollte.

Eine überraschende Nachricht aber traf sie hier: Frau Agnes, die Wittwe Woldemars, hatte sich mit dem Herzoge Otto von Braunschweig verlobt. Die Männer vernahmen es im Beisein des Kaisers. Ein bitterer Zug flog über die Züge Redekins von Redern. „Das hätt' ich nicht gedacht“, sprach er, „daß Lieb' und Treue sobald welken könnten! — Wie kann man einen Woldemar so schnell vergessen!“

„Tadelt sie nicht“, erwiderte der Kaiser ernst; — „sie stand allein! In unsrer Zeit bedarf auch das fürstliche Weib einer zuverlässigen Stütze!“

„In ihrer Unterthanen Liebe war sie ihr geboten!“ sprach kopfschüttelnd auch der Propst von Berlin. „Die hat sie nun verscherzt, — für immer!“

„Und unsere Altmark, aller Märkertugend glorreich hehre Heimat, wird nun ein Lehn der Lüneburger Welfen!“ fuhr Marschall Redeko in seiner bittern Weise fort. „Herr Kaiser, eilet Euch mit Eures Sohnes festlicher Belehnung! — Wir finden anders sonst kein Brandenburg mehr vor, wenn wir nach Hause kommen!“

Da traf ihn ein hoheitsvoller Blick des Kaisers. „Schweiget, Herr

*) Geistlichkeit, Adel und Städte.

Ritter von Redern", gebot Ludwig; „denn diese Verlobung ist mein eigen Werk! Ich wollte meinem Sohn im Westen einen guten, zuverlässigen Freund gewinnen, und nach Frau Agnes' Tode fällt die Altmark wiederum an Brandenburg." —

Das ließ sich freilich hören. Allein beklommen blieben die Brandenburger Abgesandten doch. Und wieviel an Zeit verging, ehe diese schleppenden Geschäfte des Reiches erledigt werden konnten! Erst am 24. Juni 1324 war alles soweit verbreitet, daß der nunmehr zwölfjährige Herzog Ludwig zu Nürnberg „auf des Reiches Veste" feierlich mit der Mark Brandenburg belehnt werden konnte. In dem Thronsaale zu ebener Erde, der nach dem blühenden und duftenden Burggärtlein zu sich eröffnet, empfing die schwache Hand des schönen, braungelockten Knaben das schwere Banner mit dem roten Adler auf der silberweißen Seide. Die rauschenden Falten ergossen sich über das Haupt des Prinzen. „Laß es nun nie und nimmer, das Banner Deiner Mark!" rief Ludwig der Kaiser. Da sprang der schöne Knabe wie begeistert auf. Seine braunen Augen funkelten. „Nein, nie und nimmer, mein geliebter Vater!" rief er. „Hoch Brandenburg für alle Zeit!"

In einer fernen Ecke des Saales stand ein Pilger. Ein Muschelhut bedeckte sein Haupt und beschattete seine Züge derart, daß sie völlig unkenntlich waren. Es beachtete ihn niemand, — auch die märkischen Herren nicht. Und doch hätte er wohl Beachtung verdient. Denn, war auch seine Gestalt nicht eben groß: an seiner Rechten, welche den gebogenen Stab mit der Pilgertasche hielt, erglänzte ein kostbarer Ring. Als der junge Markgraf jetzt das Hoch auf die Mark ausbrachte, da hob der Pilger unwillkürlich die Linke empor und stimmte mit in die Worte des Hochrufs ein. Dann aber trat er schnell in das Gärtlein hinaus.

„Gott Lob!" so sprach er leise für sich. „Ich darf in Frieden fahren und ohne Sorge für mein Heimatland. Der wird sich seine Mark nicht nehmen lassen! Es ist ein edel' Blut! Hin denn zum heil'gen Lande, daß ich für Woldemars des Großen Seelenruhe bete! Was ist der edle Redeko von Redern doch alt geworden!" —

Er stieg von der Burg hinab. Am Abende dieses St. Johannistages aber, als die Feuer im Hofe der Nürnberger Pfalz erglühten, sprach einer der reisigen Knechte zu dem Regensteiner Grafen:

„Herr, — daß uns die heilige Jungfrau behüte! Ich komme soeben

von der Stadt dort unten her und habe den Markgrafen Woldemar gesehen oder — seinen Geist! Aber nicht in stählerner Rüstung, sondern im Pilgerkleide. Er trat aus der St. Sebaldikirche heraus und hielt den Muschelhut in seiner Hand. Entsetzt prallte ich zurück; — da war er wieder im Gewühl verschwunden."

„Ob Tote wohl noch zürnen?" fragte der Regensteiner Graf den Ritter Redeko nachdenklich.

„Glaub's nicht, Herr Graf!" rief der, sich so schnell und plötzlich erhebend, daß er den Becher vor sich umstürzte. „Allein ein zweiter Woldemar thät' uns wohl not! Komm' Knecht, — führe mich in die Stadt Nürnberg hinab; — wir müssen den Pilger suchen, — wir müssen ihn finden!" —

Sie fanden ihn jedoch nicht mehr. „Ich sagt's Euch, Herr", sprach endlich der Knecht, als alle Erkundigungen und Nachforschungen sich als vergeblich erwiesen hatten; — „es war nur unseres edlen Markgrafen Geist! Ein Woldemarus aber war's!" —

„Oder der Mann, den ich heimrufen soll!" murmelte der Ritter in seinen Bart. „Ich will doch morgen weiter forschen!"

Allein umsonst, — Ritter Redeko fand der Pilger viele wohl; — doch den Gesuchten fand er nicht. —

Auch die Nürnberger Feste aber fanden endlich ihr Ende. Nach Abschluß derselben ritten der junge Markgraf mit den Märkern, den Harzgrafen, dem Grafen Berthold von Henneberg und dem Grafen Heinrich von Schwarzburg durch das schöne Franken hin dem Brandenburger Lande zu. Es war ein überaus stattlicher Zug, der der Brandenburger; — soviel der buntbewimpelten Grafenfahnen hatten dem markgräflichen Banner auch in dessen glänzendsten Tagen noch nicht das Geleite gegeben! —

Über Hof und Leipzig zogen die Herren dem märkischen Lande entgegen, und bei Ziesar erreichten sie dessen Grenze. Ziesar aber war eine bischöflich brandenburgische Stadt, und Herr Johann von Tuchen, seit 1316 Bischof zu Brandenburg, ihr rechtmäßiger Herr. Wie aber erstaunten die Grafen und Fürsten und die märkischen Bürgermeister, als des Bischofs Vogt das Thor vor ihnen schließen, ja, die Zugbrücke vor ihnen aufziehen ließ! Sie „bliesen das Thor an", wie es damals hieß, doch ohne Erfolg; endlich aber erschien der Burgvogt auf dem

Gange hinter dem Zinnenkranze und neben ihm ein Pater in dem schwarzen Rocke der Dominikaner.

„Öffnet, — im Namen des Kaisers Ludwig!“ rief heftig der junge Markgraf Ludwig. Da tönte die Stimme des Mönches dröhnend herab:

„Wir kennen keinen Kaiser Ludwig, sondern nur einen Ketzer Ludwig! Unser ehrwürdiger Herr, in Gott Vater, Herr Johannes von Brandenburg und sein Metropolit, Herr Burchhard von Magdeburg, ein edler Herr zu Querfurt, haben auf Befehl Seiner Heiligkeit, des Papstes Johann XXII., den Gott segnen wolle,

den Herzog Ludwig von Bayern, der sich Kaiser nennt, und sein gesamtes Haus gebannt, dieweil erwähnter Ludwig als Kaiser nicht des Papstes Bestätigung gesucht noch gefunden, auch sich erdreistet hat, zu Gunsten seines Hauses den Kurhut Brandenburgs für seinen Sohn zu — stehlen!“*) —

„Meineid'ger Schurke!“ rief da der Graf von Henneberg ergrimmt. Mit Blitzesschnelle entriß er einem Knechte die Armbrust; — die Sehne klang, — der Bolzen schwirrte: — in die Stirn getroffen, sank dort oben der Dominikaner zurück. —

„Allmächtiger Gott!“ rief Konrad von Redern. „So müssen wir einziehen in die Heimat! Gebannt und Priesterblutes schuldig!“ —

„Hei, wenn sie so sind, Herr von Redern“, rief Graf Heinrich von Schwarzburg, „so soll noch mehr des Priesterblutes fließen! Glaub't es mir auf mein Ritterwort! — Doch sprengen wir das Thor! Wenn es den Glatzen gilt, dann bin ich allemal dabei!“ —

Die Reisenden wußten in der That noch nichts davon, daß Papst Johannes XXII., vorher Jacques d'Euse geheißen, eines Schuhmachers Sohn aus Cahors, den sieghaften deutschen Kaiser gebannt hatte, weil er die Mark seinem Hause zu eigen gemacht. Allein der Ruf des Grafen von Schwarzburg wirkte. Die Reiter achteten der Bolzen nicht, welche vom Thorturme auf sie herabgesandt wurden. Was sollten sie ihnen auch großes thun, da sie selber allzumal aufs beste gepanzert waren? — Sie brachen daher schnell die Stützen der Zugbrücke nieder; sie zerhieben mit ihren Streitäxten die Thorflügel und drangen wütend in Ziesar ein. Bald erfüllte lautes Wehklagen die kleine, bischöfliche Stadt. Die bayerischen Ritter, welche sich dem Zuge angeschlossen hatten, suchten nach

*) So in gleichzeitigen päpstlichen Urkunden.

den Geistlichen, und ihre Knechte — plünderten deren Häuser. Als am Abende der junge Markgraf endlich weiter zog, da folgten ihm nur Flüche und Verwünschungen. Hätte Ludwig sich im dunkelnden Walde auf dem Rosse umgewendet, um zurückzuschauen: er hätte dann auch den hellen Feuerschein über der Stadt Ziesar aufleuchten sehen. Die Fackeln der Bayern hatten die Kornscheuern des Bischofs entzündet. Allein es hatte auch noch etwas anderes gezündet. Das war der Bann des Papstes.

Fürwahr, — ein unheilvoller Einzug in die Mark! —

Zweites Kapitel.

Der Propst von Bernau.

Ein reich' gemessen', ja, ein gerüttelt' und geschüttelt' Maß von Unheil hatte sich seit 1324 über die Mark ergossen. Im Süden und im Norden tobte Kampf. Denn weder Rudolf von Sachsen, noch die Grafen von Anhalt, noch Herzog Wartislaw von Pommern hatten ihre Ansprüche auf die Mark freiwillig aufgegeben. Im Süden, auf dem Fläminge, erwehrte sich der bayrische Feldhauptmann, der Ritter Friedrich von Lochen, trotz seiner Kriegserfahrung und seiner großen Tapferkeit, nur noch mit schwerer Mühe der vereinigten Ballenstädter von Sachsen und Anhalt, sowie des von glühendem Hasse gegen die Kaiserlichen erfüllten, mit dem Papste verbündeten Erzbischofs von Magdeburg. Im Norden standen Graf Heinrich von Schwarzburg und der jugendliche Landesherr bei Prenzlau den Pommern gegenüber. Mit gespanntester Erwartung, aber nichts Gutes hoffend, harrten die Märken nunmehr des Ausgangs der Dinge. — So stand es im August 1325. —

In der Stadt Alt-Kölln an der Spree war Jahrmarkt, Laurentius-Markt. Derselbe beschränkte sich indessen nicht nur auf die kleinere Stadt südlich von der Spree; er griff vielmehr auch hinüber nach Olden-Berlin. Schon vom frühen Morgen an, nachdem die Sonne den stumpfen Kirchengiebel von St. Nikolai mit ihren ersten Strahlen begrüßt hatte, herrschte reges Leben in beiden Städten. Die bereits seit etwa acht Tagen geöffnet dastehenden Krambuden bei St. Peter, auf dem Alten Markte, auf dem Lindenplane vor der Heiligengeist-Kirche und auf dem

weiten Platze vor St. Marien, den man den „Neuen Markt" heißt, zeigten den staunenden Blicken der geringeren städtischen Bevölkerung heut' am 16. August, dem letzten Markttage, noch einmal all' ihre heiß ersehnten Herrlichkeiten, deren Erwerb sich freilich so mancher bei seiner nur knapp bemessenen Barschaft leider versagen mußte. Dort aber z. B. bot ein Lübecker Kaufmann noch ein überaus prächtiges Tuch von Lund und Kambray aus; dort wieder hatte ein süddeutscher Waffenschmied blinkende Harnische und Sturmhauben, ja selbst köstliche Schwerter und Dolche aus der welschen Stadt Milano ausgestellt. Ein Junker aus dem Lande Teltow, der vor dem rüstigen Manne stand, prüfte soeben mit freudegeröteten Wangen eine Klinge, indem er sie mit aller Gewalt flach über seinen ausgestreckten linken Arm schlug. Dort ferner stand ein Kaufmann aus den rheinischen Landen; — er hielt gar wundervoll gearbeiteten, echt goldenen Schmuck, Ketten, Spangen, Turnier- und Hochzeitskränzlein, sowie sehr reich verzierte Silberschüsseln feil. Ein bärtiger Herr, welchen der Zobelbesatz an dem langen, schwarzen Gewande als einen Ratsherrn bezeichnete, nahm einen Becher in die Hand und wog ihn, um seine Schwere und seinen Wert abzuschätzen; dann befahl er dem neben ihm stehenden Knechte, vier Schock neue böhmische Groschen mit dem Bildnisse des Königs Johannes aus dem Hause Lützelburg dem Goldschmied aus dem ledernen Geldsacke aufzuzählen. —

Auch durch die abgelegeneren, winkligen und staubigen Straßen der beiden Städte zogen sich lange Reihen geringerer Buden mit bunten Flitterherrlichkeiten hin. Dichtgedrängt standen vor ihnen die ländlichen Bewohner der Umgegend von Berlin und Kölln, zum Teil in die deutsche, zum Teil in die schmuckere, farbenbuntere wendische Tracht gekleidet. Immer lebendiger wurde im Laufe des Vormittags das Leben und Treiben des Marktes; — kaum fanden noch die Frauen und Jungfrauen der Patriziergeschlechter, welche von bewaffneten Knechten geleitet wurden, ihren Weg durch die Menge hindurch. Jetzt z. B. strömte das Volk dem „Rolande" auf dem „Alten Markte" zu; denn dort, unter dem Sinnbilde der Marktgerechtigkeit, fraß ein fahrender Mann Feuer, während drüben ein anderer ein haarscharfes Schwert sich bis zum Hefte in den Hals stieß. Jetzt wieder lockten dumpfe, im Lärme halbverklingende Pauken- und Trompetentöne nach dem St. Nikolai-Kirchhofe hin: an seiner grauen Mauer verweilten zwei Spielleute, welche einen possier-

lichen Affen und einen schwerfälligen „Meister Petz“ tanzen ließen. Vor dem Berlinischen Kaufhause aber standen in eingehegtem Raume mit finsterem Antlitz sich zwei Fechter gegenüber; sie waren eben im Begriff, für ein paar Pfennige die langen Schwerter gegen einander zu schwingen. Nach der „Morgensprache“*) in den Gewerksherbergen erschienen auch die ehrsamen Meister und ihre lustigen Gesellen, — zierliche, bunt ausgeputzte Fante, auf dem alten und dem neuen Markte. Das gute Bier aus des Rats „Bernauer Keller“ that dann allmählich seine Schuldigkeit; munterer Sang erscholl aus den jugendlichen Kehlen, und manch eine frische, dralle Schönheit von dem Lande wurde derart derb geneckt, daß sie errötend hinter dem breiten Rücken ihrer Mutter Schutz suchte. Daß jedoch die verwegenen Gesellen den ehrbaren Töchtern der Stadt nicht zu nahe traten: dafür sorgten die Ratsknechte. Auch der eigene, tolle Mut würde es ihnen kaum geraten haben, diese Frauen zu beleidigen; denn dem Manne, der dazumal ein reines Weib verletzte, dem stand sein Kopf nicht mehr sicher auf den Schultern, — mochte er ein Priester sein oder ein Laie! —

Als jetzt gegen elf Uhr die Sonnenstrahlen stechender wurden, und die Glocken der Stadt die Stunde des Mittagsmahls verkündigten, ward es für eine Weile stiller in den Städten. Die Bürger waren zu „Haus“ oder „Bude“**) heimgekehrt, um sich an einer kräftigen Suppe oder an Fisch und Fleisch zu laben und an einem guten Trunk sich wieder zu erquicken. In den kühlen „Gaten“, d. h. den engen Gängen, welche zwischen den einzelnen Häusern hinliefen, — unter den duftenden, Schatten spendenden Blumensträuchern und den Rüsterbäumen der Kirchhöfe aber saßen die zur Stadt gekommenen Fremden um die duftenden Speisen, welche ihnen „der Bursch“ von der Herberge herbeigeholt hatte. Im Rathause endlich, welches damals, beiden seit 1307 vereinigten Städten gemeinschaftlich, unfern der langen Brücke stand, zechten die Ritter und Junker vom Lande mit den Ratsherren um die Wette im „Herrenstüblein“, und, war's auch nur ein schweres, schwarzbraunes Bier, welches sie tranken, oder gar saurer Landwein von der Oder her: guter Dinge waren sie doch! —

Im Laufe des Nachmittags schäumten die Wogen der Lust dann

*) Frühtrunk.

**) Bude hieß ein kleines Grundstück in einer Nebenstraße.

natürlich noch höher auf. Unter den ehrwürdigen Linden, auf den freien Plätzen, ergötzte sich nunmehr die Jugend am Reigentanze. Das Wetter war ausgezeichnet schön, und die Handelsleute schienen trotz der schlechten Zeiten mit ihren Geschäften wohl zufrieden zu sein; denn schon erblickte man's hier oder dort, wie ein Kaufmann, ein Krämer seine Bude schloß und seine Schätze wohl verpackte, um sie auf den Karren oder auf das Rößlein zu schaffen. Bei der allgemeinen Fröhlichkeit fiel es daher nur wenig auf, daß in der vierten Nachmittagsstunde ein staubbedeckter, vom raschen Ritte dunkel erglühender Mann, augenscheinlich ein ritterlicher Herr, auf schweißbedecktem Rosse durch die Menge zum Rathause sich hindrängte. Wir kennen ihn wohl: es war Konrad oder Redeko von Redern. Dort am Rathause fragte er nach den Bürgermeistern oder, wie sie damals hießen, nach den regierenden „Olderleuten" der beiden Städte, Berlin und Kölln, nach Henning Ryke, nach Peter von der Lietzen und nach Klaus von Aspernstädt. „Sage Deinen Herren", so rief er dem wachthaltenden Stadtknechte zu, „daß ich wichtige Botschaft für sie habe, die sich jedoch nicht ziemt, bei gutem Weine zu verkünden. Rufe die guten Männer mir heraus!" Damit sprang auch der Ritter schon vom Rosse und führte das erhitzte Tier am Ufer der Spree auf und ab.

Die drei Olderleute erschienen sofort. „Herr Konrad von Redern, Ihr bringet?" fragte Henning Ryke fast bestürzt.

„Elend über alle Maßen!" erwiderte der Ritter. „Heinrich von Schwarzburg ist geschlagen und gefallen. Markgraf Ludwig hat sich nach Angermünde zurückgezogen; — er sendet des Schwarzburgers Leiche hierher, — Ihr sollet sie bei den Franziskanern bestatten! Doch das ist lang' noch nicht das schlimmste! Denn höret: die Polen und die heidnischen Litauer sind in das Land über der Oder eingefallen; sie morden und rauben auf das Entsetzlichste."

„Allmächtiger Gott!" rief Henning Ryke.

„Versammelt sogleich die Mitglieder des Stadtrates!" rief der Ritter. „Wir haben auch nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren. Schon sind mir draußen bei Lichtenberg Flüchtlinge aus dem Oderlande begegnet! Ich komme über Frankfurt; — der junge Markgraf hatte mich nach der verlorenen Schlacht bei Boytzenburg nach dem Oderlande gesendet, ihm von dorther Hilfe zu holen. Ja, ich fand auch das edle Frankfurt, — ich fand auch die Mannen ringsum gerüstet; — allein

nur für die ihnen selber drohende Gefahr! Schnell! Rufet den Rat zusammen. Ich habe Euch furchtbare Dinge noch zu verkündigen!"

Innerhalb einer halben Stunde waren die achtzehn Mitglieder des vereinigten Rates von Berlin und Kölln entboten und auch vollzählig erschienen. Aus des Marschalls Munde vernahmen sie jetzt die Schreckensbotschaft aus dem Lande über der Oder. Das Gehörte überstieg in der That alles, was man in den letzten Elendsjahren von Leiden und Weh' im Lande Brandenburg vernommen hatte. Mit tiefer Entrüstung und in heiligem, vaterländischem Zorne berichtete Ritter Redekin, daß Greuel geschehen wären, vor denen Gottes Sonne ihr Angesicht verbergen müsse. Während eines Gewittersturmes z. B. seien die Ungläubigen, die Litauer und die Tataren, in ein Dorf im Sternberger Lande eingerückt; — während des Niederzuckens des Blitzes hätten sie die unschuldigen Kindlein auf die Speere und die Pieken gespießt. Den Männern habe der Morgenstern oder die Streitaxt den Schädel zerschlagen; die Weiber aber seien an die Bäume gebunden und unter den fürchterlichsten Qualen ermordet worden. „Was aber jedwedes christliche Herz auf das Tiefste erbittern muß", so schloß Ritter Redekin seinen Bericht, „das ist, Ihr Ratmannen, alte und neue, von Berlin und von Kölln, die Thatsache, daß die Abgesandten jenes Teufels in Menschengestalt, der sich den Stellvertreter Christi nennt, des Papstes Johannes XXII., die wilden Heere des Königs Wladislaw von Polen und seines heidnischen Bundesgenossen, des Fürsten Gedimin von Litauen, begleiten! — Ein Priester, den der heilige Gott verdammen wolle, hat mit eigener Hand das Schwert jenes unmenschlichen Starosten von Grodno geweiht, welchem es ein Vergnügen ist, die Nonnen, die gottgeweihten Jungfrauen des Oderlandes, in Stücke zu zerhauen."

„Ist es denn möglich!" rief Henning Ryke, sich bekreuzigend.

„Warum denn nicht?" fragte höhnisch lächelnd Herr Peter von der Lietzen. „Laß ihn nur erst bei uns verkündigt sein, den Bann: wir werden dann vielleicht dasselbe erleben! Denn wie ich höre, ist der Mann, der uns von neuem bannen soll, bereits in unsern Mauern!"

„Wer ist's?" rief es darauf von allen Seiten.

„Herr Nikolaus von Bernau, der Propst!" erwiderte der Patrizier von der Lietzen. „Er weilt bei unserm Propste Eberhard, der unserm jungen Herrn darum so feind ist, weil er gemeint, nach Woldemari Testamente müßten die von Anhalt Brandenburg besitzen."

„So hatt' es auch der Sterbende bestimmt“, rief Ritter Redekin, „doch freilich nicht nach kaiserlichem Rechte, und drum hat's der Kaiser auch geändert! Der aber ist die höchste Autorität in deutschen Landen, und wenn wir ihm nicht folgen wollten: liebe Freunde und Landsleute, — was soll dann werden aus der Mark und aus dem ganzen deutschen Vaterlande? Der tote Woldemar hat Ludwig einst erwählt, — Herr Ludwig, der von Bayerland, ist daher unser rechter Kaiser; — er bleibt es auch, und wenn ihn tausend Päpste bannten und verfluchten! Und ebenso ist Markgraf Ludwig, unser Herr, der rechte! Hätten wir die von Anhalt, — nun: die Sachsen stritten's ihnen ab! Hätten wir die von Sachsen: nun, die Anhaltner würden sagen: ‚So ist's nicht recht; sie müssen fort!‘ — Drum meine ich: 's ist schon so, wie es jetzt ist, am besten! Also: Trotz Acht und Bann ist Ludwig unser rechter Herr! Wir wollen ihn nicht fallen lassen, auch wenn die Klerisei des Jünglings schuldlos Haupt vieltausendmal verflucht.“

Donnernder Beifall folgte den Worten des Ritters. Der Saal des Rathauses hatte sich mit Bürgern völlig gefüllt. Die hatten die Fenster aufgerissen, damit auch die hören konnten, so unten an der Spree und in der St. Georgenstraße*) standen.

Sofort aber nahm Konrad von Redern wieder das Wort:

„Ich freue mich, Ihr Bürger“, sprach er, „daß der Ingrimm Euch das Herz so wild bewegt, — daß Wut und Mut und Kampfeslust Euch aus den Augen flammen! Glaubt mir's: ich habe auf den Ritten, die Herr Ludwig mir zu thun befohlen hat, des Frevels allbereits genug gesehen! Doch gern will ich schweigen von dem, was Menschen erduldet haben; — Ihr werdet es ja selber sehen! Vernehmet's indessen, was die Ungläubigen selbst dem heiligen Leibe Christi angethan haben! Hohnlächelnd haben sie das verehrungswürdige Sakrament des Altars in den Kot getreten: ‚Sehet ihn hier, den Gott der Christen!‘ so haben sie, Gott lästernd, dabei ausgerufen! Mit ihren Lanzen haben sie den Gekreuzigten, wo er an einem Scheideweg, an einer Waldesecke mild die Gläubigen grüßte, freventlich durchstochen und mit dem Heiligtume ihren Mutwillen getrieben, sodaß es gar nicht zu beschreiben ist!“

„Geleitet von christlichen Priestern?“ fragte Herr Henning Ryke mit seiner weithin tönenden Stimme, die wie ein edles Erz klang.

*) Heute Königstraße.

„Ja, auf Befehl des Papstes und seines Kommissars, des Propstes von Bernau!“ erwiderte der Ritter.

„So wissen wir, was uns zu thun gebührt!“ rief Peter von der Lietzen. „Herr Ritter, wir waffnen uns, um unserm Herrn zu helfen! Vorerst aber haben wir noch ein ander' Geschäft! Suchen wir den Kommissar des Papstes, den Boten seines Fluches, auf!“ —

In demselben Augenblicke, — es war die sechste Stunde herangekommen, — schlugen die dumpfgestimmten Glocken von St. Marien mit ihren feierlichen Tönen an.

Peter von der Lietzen aber faßte nach dem breiten Schwerte, welches an einem Ledergurt über seinem langen, dunklen Gewande befestigt war. Dann rief er wild:

„Folgt mir nach St. Marien!“ —

Brausend stürzte darauf die Menge fort, alles mit sich hinwegreißend. Nur Ritter Redeko und der Oldermann Henning Ryke blieben zurück. Der Marschall stülpte den Eisenhut wieder auf. „Ich muß sofort nach Spandau und nach Brandenburg“, sprach er traurig. „Thut Euer Bestes, Bürgermeister! Unvorsichtige Handlungen, Thaten etwa der Volksgerichtsbarkeit, — suchet zu vermeiden; — sie würden dem jungen Herrn mehr schaden als nützen! Steht mir getreulich zur Seite! O hätten wir jetzt einen einz'gen Klaus von Buch!“ —

Drüben vom Marien-Viertel her ließ sich jedoch bereits verworrenes Geräusch vernehmen. Der Bürgermeister drückte dem Edelmanne daher die Hand; dann eilte er schnell fort. Marschall Redeko aber stieg wieder zu Roß. Der Wirt im Ratskeller kredenzte ihm den Labetrunk in den Sattel. Redeko leerte den mächtigen Humpen; dann setzte er dem Pferde die Sporen ein. —

Herr Johannes oder, wie er gewöhnlich genannt wurde, Herr Henning Ryke, der gebietende, noch im kräftigsten Mannesalter stehende Bürgermeister von Berlin, eilte jetzt gleichfalls nach dem St. Marien-Kirchhof. Allein schon in der Spandauer Straße stürmte ihm ein gewaltiger Volkshaufe entgegen. Wild ertönten dessen Rufe: „Sie sind da! Und er hat bereits von neuem den Bann verkündigt! Tod diesem frevelhaften Pfaffen!“ —

Herr Henning Ryke, den jedermann in Berlin und Kölln achtete und liebte, wehrte ihnen mit der Hand. Die Erregung schien sich auch allmählich zu legen. Für einen Augenblick wenigstens schwieg die tosende

Menge; unheimlich aber tönte immer noch das Sturmgeläut von St. Marien weiter. Mit weithin vernehmbarer Stimme fragte darauf der Bürgermeister:

„Seid Ihr von Sinnen, Leute? — Was soll uns dieser Lärm? Wer ist denn da? — Wer hat den Bann verkündigt? — Nehmet Vernunft an; — lasset Einen sprechen! Oder ich rufe mir die Stadtknechte zu Hilfe!"

Da trat aus dem dichten Haufen ein hochgewachsener, vierschrötiger Mann hervor; — man sah's ihm an der Tracht an: es war ein Meister von den Knochenhauern.

„Nichts für ungut, Herr Henning!" rief er. „Aber was zu viel ist, das ist zu viel! Das Maß der Klerisei ist übervoll! Wer gekommen ist, will ich Dir sagen! Es sind die Flüchtigen aus dem Oberlande. Siehe sie selbst; — dort lagern sie hinter dem hohen Chore von St. Marien auf dem Friedhofe! Und wer den Bann verkündet hat, das ist der Propst Klaus von Bernau gewesen; in St. Marien ist's geschehen und vor allem Marktvolk! Und wen wir suchen, das ist derselbe Propst Klaus von Bernau. Denn leider, — wir waren alle starr vor Schreck, sodaß er uns entkommen ist, — durch eine Seitenthür; — er wird sich wohl zu dem Berliner Propst geflüchtet haben! Denkt nur, wir waren völlig außer uns: zwei Kerzen hat er in die Hand genommen, und die hat er von der Kanzel herabgeworfen und den Kaiser hat er verflucht und den Markgrafen und uns alle, dieweil wir ‚Ghibellinen' seien, und Ketzer hat er uns geschimpft und uns gesagt, daß wir allzumal ‚Höllenbrände' wären, weil wir es mit Kaiser Ludwig hielten! Unsere Leiber müßten faulen auf allen vier Straßen der Welt, und unser Gedächtnis ein Spott sein und ein Fluch! Nein, Henning Ryke, — das läßt sich kein Berliner in sein Antlitz schleudern!"

„Laßt das und seid verständig!" mahnte Herr Henning Ryke nur noch eindringlicher. „Die Vertriebenen sollen schnelle Hilfe finden!"

„Wir aber wollen nicht nur Hilfe für sie", entgegnete ihm der Schlächter, „sondern auch Rache für uns! Wir wären Thoren, wenn wir dieselbe jetzt nicht nehmen wollten, wo wir den Pfaffen, der an allem schuld ist, in den Mauern haben!"

„Noch einmal, — zurück!" gebot Ryke, bei welchem sich einige andere Ratmannen eingefunden hatten, mit all' seiner Macht. „Überlasset uns die Rache!"

„Nein, Ihr Herren der Stadt“, rief überlaut jetzt ein junger Gesell, sich in die erste Reihe der wilderregten Menge drängend; „Blut fordert Blut! Seht nur dort hinter dem hohen Chore von St. Marien das Elend an! Einen Stein könnte es erbarmen! Der Pfaffe von Bernau allein hat sie gerufen, diese Unmenschen, im Auftrage des Papstes und des Bischofs zu Lebus! Uns aber hat er Ketzer genannt und Belialskinder und uns verflucht, gleichwie den Kaiser und den Markgrafen! Mit Höllenflammen hat er uns gedroht! So wahr ich Dietrich Wardenberg heiße: er kommt nicht mehr lebendig aus den Mauern!“

Lauter Beifall lohnte den Worten des jungen Patriziers. Zugleich schob sich die Menge drohend gegen das kleine Häuflein der Ratsherren vor. Ehe sich noch die letzteren dessen versahen, waren sie schon zur Seite gedrängt. Der ersten Schar aber folgte nunmehr eine unabsehbare Menge: die Marktleute aus Berlin und Kölln; — sie alle, — bewaffnet und in furchtbarer Erregung, wälzten sich der Berlinischen Propstei zu, in welcher damals Herr Eberhard, der Zeuge vom Sterben Woldemars, der Kirchherr und oberste Pfarrer an St. Nikolai, St. Marien und St. Petri von Berlin und Kölln zugleich, seinen Wohnsitz hatte.

Das Propsteigebäude befand sich zu jener Zeit in der Klosterstraße, in der unmittelbaren Nähe des „hohen Hauses“, der Burg des Landesherrn, welchem letzteren dieser hochgestellte Geistliche sehr oft als Rat und Landschreiber in den Regierungsgeschäften Hülfe und Beistand zu leisten hatte. Zum Unglück befand sich der junge Markgraf Ludwig mit dem Grafen von Henneberg an jenem Tage nicht in Berlin, sondern noch zu Angermünde. Es wäre sonst vielleicht Verhängnisvolles unterblieben.

Denn als die Wütenden nunmehr vor dem festen Hause ankamen, fanden sie dasselbe wohlverwahrt und wohlverschlossen vor. Da donnerten die Äxte wild gegen die eisenbeschlagene Thür von starkem Eichenholze. Man schrie nach Herrn Eberhard von Berlin, — nach dem Propste Nikolaus von Bernau! Endlich zeigte sich der erstere hinter einem mit Eisenstäben vergitterten Fenster. „Nicht Dich wollen wir, Herr Eberhard“, aber wurde ihm entgegengerufen, „sondern den schändlichen Pfaffen von Bernau, der uns verdammt hat!“ — „Er ist bereits aus den Thoren!“ erwiderte der geängstete Geistliche. — „Das ist nicht wahr!“ entgegnete der junge Dietrich, oder, wie man ihn kürzer nannte, Thilo von Wardenberg. „Die sind bereits beim ersten An-

schlagen der Sturmglocke geschlossen worden!" — In demselben Augenblicke erbrachen die Beile der Zunftgenossen das Thor des Hauses. — Doch siehe: ruhig und gefaßt trat den Wütenden ein Mann von hoher, gebieterischer Gestalt in violettem, geistlichem Gewande entgegen. Er streckte seine Hand gebietend vor:

„Zurück, Ihr Rasenden, vor dem Gesalbten Gottes!" so rief er in priesterlicher Hoheit.

Scheu machten auch die ersten, auf welche sein dunkelglühendes Auge gefallen war, ihm Platz. Da aber begann hinter ihm wieder das Wutgeheul. „Seid Ihr der Pfaffen Narren?" rief ein riesenhafter Zunftgenoß. „Vergeßt Ihr ihrer schnöden Habsucht? Vergeßt Ihr ihres wütenden Hasses gegen uns und unsern Kaiser! Vergesset Ihr der Elenden, die drüben in St. Mariens Frieden lagern? — Zeiget ihm, was er angerichtet hat!"

„Ja, auf nach St. Marien!" wiederholte die Menge. „Dort mag er seine Frevelthaten sehen!" —

Längst hatte man den Priester aus dem Hause gezerrt. In der Mitte der tobenden Menge wurde der Propst Nikolaus, der eine eiserne Ruhe bewahrte und nicht die geringste Gemütsbewegung verriet, nach dem ummauerten Friedhofe des Gotteshauses geführt. Es war ein kläglicher und ein empörender Anblick zugleich, der sich den Nahenden dort darbot. Eine Schar von etwa fünfzig Landleuten aus den Odergegenden, — daß sie dort heimisch waren, zeigten noch die Überbleibsel der Tracht, — hatte sich im Schatten der Kirchhofslinden gelagert. Bei einzelnen Männern und Frauen bemerkte man grauenhafte Verstümmelungen; — es fehlten ihnen selbst die Nasen oder die Ohren Und dort das junge Weib unter dem schattigen Lindenbaume: die Leichenblässe in ihrem Antlitz verkündete es, daß sie sich in den Frieden des Gotteshauses nur darum gerettet hatte, um in ihm zu sterben. Ihr rechter Arm war um ein totes Kindlein geschlungen, auf dessen Brust eine blutrote, runde Wunde sichtbar war: das Merkmal eines Lanzenstichs. Stumpf vor sich hinblickend, saßen wieder andere in dem hohen Kirchhofsgrase, während hier und dort ein Weib laut schluchzte, ein Landmann einen grauenhaften Fluch ausstieß. Man riß den Propst von Bernau zu den Unglücklichen hin. „Da siehe Dein Werk!" rief Thilo von Wardenberg wütend. Der Geistliche schien auch nicht ohne Mitleid auf die Vertriebenen niederzublicken. Denn als er des sterbenden

Weibes und des Kindleins in ihren Armen ansichtig wurde, erhob er seine Hand, wie um den Segen zu spenden. In demselben Augenblicke aber sprang ein Greis aus der Schar der Flüchtlinge auf. „Heilloser Pfaff!“ so rief er. „Es ist Dein Werk! Behalte Deinen Segen für Dich! Das sind die Folgen Deines Bannes!“

Da brach ein Wutgeheul aus. Ein furchtbarer Hieb, mit einem Knüttel von unseligem Arme geführt, sauste auf das Haupt des Propstes nieder. Er sank zu Boden; aber er erhob sich noch einmal.

„Die Folgen Eurer Sünden sind es, Ihr Verblendeten!“ so rief er. „Ein Ketzer ist Euer Kaiser, ein Ketzer Euer Markgraf, und Ketzer seid Ihr alle! Verworfene vor Gottes Angesicht: warum gehorchet Ihr dem heil'gen Vater nicht? — Fahrt denn dahin in Euren Sünden, — in die Glut der Hölle!“

Tausend Fäuste erhoben sich jetzt gegen ihn; — sie wollten ihn steinigen! Furchtbare Augenblicke kamen; — Augenblicke wildesten Aufruhrs! Endlich vernahm man die Stimme des Oldermanns Ryke. „Er ist der Stadt Gefangener und unser Markgraf soll ihn richten!“ rief er, um dem Priester das Leben zu retten. — „Nein, nicht also!“ schrieen die Schlächter, die Bäcker. „Er hat uns in den Höllenpfuhl verwünscht; — in Flammen soll er sterben!“ — Die Buden auf dem „Neuen Markte“ waren bereits niedergerissen; — Bretter und Bohlen lagen genug auf der Erde umher. — Von St. Nikolai her ertönte feierlich das Abendgeläut; die Glocken von St. Marien aber schwiegen, weil Priester, Sakristan und Glöckner das Gotteshaus schleunigst verlassen hatten, als sie das furchtbare Ende des Propstes von Bernau voraussahen. „Ja, ein flammender Abend soll's werden!“ rief Thilo von Wardenberg und feuerte seine Genossen an, einen Holzstoß aufzutürmen. Das war bald genug geschehen. „Höher! Immer höher!“ riefen die empörten Bürger! — Und jetzt hoben sie den Propst hinauf und banden ihn fest. Aufrecht stand er da; sein Auge zuckte nicht. Nur einmal noch öffnete er seine Lippen:

„Ich sterbe“, rief er, „als ein Märtyrer! Ihr aber ladet Fluch auf Kind und Kindeskind!“

Da überschrieen sie ihn wieder, und Einer, — man wußte nachmals nicht mehr, wer's gewesen war, — steckte die lodernde Fackel in den Holzstoß, welcher die Mitte des Marktes einnahm. —

Noch strahlte hell die Abendsonne über dem unheilvollen Platze.

Bald erhob sich qualmend und wirbelnd der Rauch; — langsam zog er nach Westen, das sinkende Tagesgestirn allmählich verdeckend. Jetzt aber hatte die Flamme den oberen Rand des Holzstoßes erreicht; denn prasselnd sank er zusammen. Ein Freudengeschrei ließ sich vernehmen. Noch einmal loderte das Feuer hoch auf; dann fiel es zuckend zusammen. —

Das Entsetzliche war geschehen. Langsam zerstreute sich nunmehr die Menge. Ein dumpfes Schweigen begann auf die beiden Städte herabzusinken. Herr Henning Ryke verhüllte sein Antlitz; dann aber wendete er sich wiederum der Lagerstätte der Vertriebenen zu. „Wer es von Euch, Ihr Armen, vermag", so sprach er, in seiner milden Weise, „der folge mir zu dem gastlichen Hause des Kalands*) dort an der Stadtmauer! Was christliche Liebe vermag, soll Euch werden. Die Kranken und Verwundeten aber sollen im Hospitale zum heiligen Geiste eine Stätte der Erquickung finden!" —

Langsam schritt er den Elenden voran. „O daß mein Aug'", so seufzte er, „niemals den heut'gen Tag gesehen hätte! Welch' grauenhafte Frevelthat in unsrer Stadt! Und doch — hatten sie etwa Unrecht, indem sie ihm das anthaten, womit er sie gotteslästerlich bedroht hatte? — Allein es kann nur furchtbar enden" —

Drittes Kapitel.

Die Kämpfe bei Tzschetzschnow und bei Cremmen.

Über den Städten Berlin und Kölln lastete nunmehr der große Bann. Nur die Franziskaner in der Klosterstraße hielten noch ihre Kirche offen; alle andern Gotteshäuser waren geschlossen. Die Gegensätze zwischen dem Kaiser und Papst hatten eine Schärfe angenommen, welche sie selbst in den Tagen der Staufer nicht gehabt hatten. Hatte der Papst das gesamte Haus der Wittelsbacher verflucht: der Kaiser und sein Sohn Ludwig antworteten ihm mit der Verordnung, daß jeder des Todes sterben sollte, der sich unterstände, in ihren Landen einen Befehl des Papstes auszuführen. —

Wirrsal also überall! In Brandenburg war der Bischof Johannes

*) Gesellschaft zur Pflege der Elenden, der Vertriebenen.

von Tuchen gestorben; die nach seinem Tode erfolgte Wahl eines Nachfolgers hatte ein gültiges Ergebnis nicht hervorgebracht; sie war eine zwiespältige geblieben; die Domherren Heinrich von Barby und Ludwig Schenk von Reindorf machten sich die bischöfliche Würde einander streitig. Der eine stand auf des Papstes, der andere auf des Kaisers Seite. Den Berlinern freilich war das Verhalten der beiden Kirchenfürsten ziemlich gleichgültig; — sie waren in den Augen der Kirche als Priestermörder ja viel zu arge Frevler, als daß selbst ein kaiserlich gesinnter Prälat sie straflos hätte ausgehen lassen können! Zudem hatten die Verwandten des Verbrannten, der Pfarrer Heinrich von Eberswalde und Albrecht Adelholdssohn, des Propstes Brüder, ihnen bereits Blutrache angekündigt. Die Stadt und auch die Kaufleute, welche sich ihr nahten, mußten sehr auf ihrer Hut sein; denn es verlautete bereits, daß Räuber und Mordbrenner gedungen worden seien, um die Berliner zu überfallen, sie hinwegzuschleppen oder zu töten und ihre Stadt anzuzünden. —

Nachdem sie furchtbar im Lande über der Oder gehaust, hatten die Polen, die Russen, Litauer und Tataren, die würdigen Bundesgenossen des heiligen Vaters, sich endlich, schwer mit Beute beladen, wieder in die Tiefe ihrer Wälder und Wüsteneien zurückgezogen. Allein sie kamen wieder zurück, als im Sommer 1326 die Saaten zu reifen begannen. Markgraf Ludwig und der Henneberger Graf hatten ja vollauf mit den Pommern zu thun! Die Greuelscenen des Jahres 1325 wiederholten sich; ja, die Barbaren schienen sich selbst sogar an Kühnheit und an Grausamkeit noch überbieten zu wollen.

Wiederum kamen grausige Kunden aus dem Oderlande zum Gehör der Berliner. Boto Wale, der Altbürgermeister von Frankfurt an der Oder, hatte sie seinem Gastfreunde Henning Ryke selbst nach dessen Hause in der Klosterstraße zu Berlin überbracht. In einem gewölbten Zimmer jenes Rykeschen Erbhauses in der Klosterstraße saßen die drei beisammen, Boto Wale, der Gast, Henning Ryke, der Wirt, für dies Jahr ruhender Oldermann, und seine noch jugendliche Frau Anna.

„Entsetzliches ist geschehen bei uns“, sprach der Gastfreund; „viel Schlimmeres als hier! Der wilde David von Garthen oder Grodno führt sie wiederum, diese windschnellen Räuberscharen! Wollet Ihr hören, was in einem adligen Dorfe bei Arnskrone geschehen ist, — der Stadt, die einst der große Woldemar gegründet hat? — Da hatten sie

eine edle, schöne Jungfrau gefangen genommen, und zwei der wilden Krieger des grimmigen Litauers David stritten sich um deren Besitz. Schon zogen sie mit blitzenden Augen zum Zweikampf ihre Klingen. Da sprengte der Anführer hinzu; sein krummer Säbel zischte durch die Luft, und die Unglückliche sank mit zerspaltenem Schädel zu Boden. „Besser so", rief dann der Unmensch, „als daß zwei meiner besten Krieger sich um eines Weibes willen töten!" —

Der Bürgermeister von Berlin schüttelte betrübt sein Haupt; die Bürgermeisterin aber sprach mit fester Stimme:

„Ja, besser so, als daß die edle Jungfrau die Beute eines Heiden geworden wäre!"

Der Frankfurter Ratmann nahm ihre Rede auf. „Wohl habt Ihr recht, Frau Anna! Gewiß, — der Gefangenen ward ein Herzenswunsch erfüllt! Lieber den Tod, denn Schmach und Schande! Und habt Ihr wohl vernommen, wie jene Nonne sich zum glorreichen Tode freudig selbst bereitet hat? — Zu Reetz soll es geschehen sein; doch andere wieder sagen: ‚Zu Bernstein!'"

Im Rykeschen Hause zu Berlin wußte man nichts davon; — darum erzählte Boto Wale:

„Sie brachen ins Kloster ein; — sie hausten fürchterlich! Was haben die gottgeweihten Jungfrauen nicht alles erlitten! — Auch hier nahmen sie eine sehr schöne Nonne gefangen; — eine von Wedell soll's gewesen sein; — so heißt es. Die wollte schon ein Litauer Krieger in sein Zelt führen! Da aber fiel sie ihm zu Füßen und bat, sie doch frei zu lassen; — sie wolle ihm dafür auch eine hohe Kunst lehren, die ihn sehr groß und mächtig machen werde und zu einem Fürsten seines Volkes. Ein Sprüchlein wolle sie ihm geben, — so sagte sie auf sein weiteres Befragen; das werde ihn hieb- und stichfest machen. Der Heide aber wollte an die Kraft dieses Sprüchleins nicht recht glauben. Da bat die Nonne den Mann, die Probe an ihr selbst zu unternehmen. Das schien ihm einzuleuchten. Die Nonne kniete also nieder, sprach in brünstigem Gebete die Worte:

‚Pater, in manus tuas commendo spiritum meum!'*),

und rief dem Krieger zu, nun zuzuschlagen. Er that's. Mit Entsetzen aber sah er das Haupt des wunderschönen Weibes zu seinen Füßen

*) Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!

rollen. So heldenhaft hat diese deutsche Jungfrau ihre Ehre sich bewahrt!"

Bewundernd schwieg das Rykesche Ehepaar. Endlich nahm der Bürgermeister von Berlin wiederum das Wort:

„Davon", so sprach er, „soll man singen und sagen, so lange es noch ein Brandenburg giebt. Das ist höheres Heldentum als Sieg in brausender Feldschlacht!" — Dann aber wendete er sich an den Gast.

„Sage, Herr Boto", so sprach er, „ist es denn wahr, daß der Bischof Stephan II. von Lebus wirklich die Unmenschen ins Land gerufen hat, um diese teure Schöpfung deutscher Kraft zur Ehre Gottes, unsere Mark, so arg zu verwüsten? — Ich kann es fast nicht glauben, da die Barbaren in des Bischofs Landen selbst so fürchterlich gehaust haben!"

„Und doch"; antwortete ihm Boto Wale, „es ist wahr! Er hat sie gerufen; sie freilich haben ihm nicht gehalten, was sie ihm versprochen hatten: sein Gebiet nämlich zu schonen. Auf uns war's abgesehen, auf die von Frankfurt, und auf Euch, die Berliner und die Brandenburger! In den Städten giebt es ja andere Leute als auf dem Lande! Darum, so bitt' ich Euch, schließet Euch unserm Rachezuge an! Erst schlagen wir die Heiden aus dem Lande, und dann wollen wir ein Wörtlein mit dem Bischofe reden, daß ihm die Ohren gellen. Denkt nur, — schon liegen 140 Dörfer mit all' ihren Kirchen in Schutt und Asche, — zwei Mönchs- und zwei Nonnenklöster sind zerstört, und über 6000 Gefangene sind in die polnischen Wälder geführt worden, auf daß sie Knechte werden der Barbaren! Schnell aber müssen wir handeln! Bietet Eure Mannschaft so rasch wie möglich auf und stoßt zu unserm Vogt, dem wackern Ritter Erich von Wulkow! Und weil Eile eben vor allem nötig ist, so gestatte, lieber Gastfreund, und Du, vieltugendsame Frau, daß ich den Becher leere und mich wieder in den Sattel schwinge; — ich kenne Weg und Steg genau: auch die Männer aus der Alt- und Neustadt Brandenburg sollen uns helfen! Herr Ludwig ficht gegen die Pommern: da müssen wir von den Städten ein Übriges thun!"

„Das heiß' ich recht gedacht, mein werter Gast!" erwiderte der Hausherr. „Und da es eben der Dienst des Vaterlandes ist, der Dich ruft, so mag ich Dich nicht länger halten. Wenn Du zurückkehrst von Brandenburg, sind wir Berliner bereits gerüstet: wir ziehen unverweilt ins Oderland!"

Die Männer schüttelten sich die Hände. Und was sie verabredet hatten, das hielten sie auch. In den vier Vierteln der gebannten Stadt Berlin, dem St. Nikolai-, St. Marien-, H. Geist- und Kloster-Viertel, sowie in den beiden Teilen von Kölln, bei St. Petri und bei St. Gertrauden, sammelten sich auf den Aufruf ihrer Rottmeister die zum Waffendienste verpflichteten Bürger beider Städte. Als Herr Boto der Wale von Brandenburg dann mit stattlicher Mannschaft wieder heimkehrte, stießen auf dem Platze vor St. Jürgen vor dem Thore, der heute „der Alexander-Platz" heißt, auch die Berliner zu ihm, und ihr Bürgermeister Henning Ryke selbst trug das schwere, schwarz-weiße Banner, obwohl er voll gerüstet zu Roß saß, mit starker Hand ihnen voran. Das war ein Jubel und eine Siegeszuversicht! Denn für eine gerechte Sache galt es ja zu streiten und für das teuerste aller Dinge, für die Heimat.

Und wie sie nun durch das frühlingsfrische Gelände zogen, da klangen die Glocken von Dorf zu Dorf, von Burg zu Burg! Die beste Mannschaft stand ja bei dem Markgrafen und dem Henneberger; allein es fanden sich doch noch immer der Männer genug, welche die Waffen tragen konnten, obwohl der Heerbann sie verschonte. Und freudig kamen sie mit Keulen und mit Sensen, — zu zehn, zu hundert, und aus den Hunderten wurden schließlich Tausende. „Helle Gesichter, — Tod und Rache sprühten im Auge, — Alte und Buben, — mit was an Wehr und Waffen jeder auftrieb." *) Die Schmiede hatten gute Arbeit: die Feinde bezahlten's! Das war Einigkeit plötzlich, — eine schöne, herrliche Einigkeit! Der Ritter drückte dem Bürger die Hand; der Bauersmann schwang sich vom Ochsen aufs Pferd und ward zum Ritter. Gegen Heiden ist alles gut! So schlugen sie den Vortrab der Mordbrenner zurück, der sich bereits auf dem westlichen Ufer der Oder im

Tzschetzschnower Grunde

gelagert hatte. Und als sie jetzt die Entschlossenheit der Märker erblickten, da kam es wie schlotternde Furcht über die Heiden. Im Thale von Tzschetzschnow aber wurden, so schnell die Mordbrenner zurückwichen, dennoch fünfzig der Leuteschinder ereilt und samt der alten Kirche, in welcher sie sich verschanzt hatten und hartnäckig verteidigten, verbrannt. —

Das war ein Jubel in der gesamten Mark! Und nun zog der

---

*) Diese klassische Stelle aus Wilibald Alexis „falschem Woldemar".

Vogt Erich von Wulkow, auf dessen Stahlschilde drei Rosen gar blutig schimmerten, mit seiner Streitmacht und dem Aufgebote der drei, wie Enkel, Mutter und Ahne verwandten Städte Frankfurt, Berlin und Brandenburg über die Oder. „Wie sich die Fahnen im Wasser spiegelten! So viel der Banner hatte man seit den Tagen des großen Woldemar im Lande Brandenburg nicht mehr beisammen gesehen! Das war ein schöner Tag, wo die Junker ihre Burgen und die Städte ihre Straßen und Zölle vergaßen, und alles nur an das gemeine Wohl dachte!“ —

Jetzt aber teilte sich das Heer. Die eine Hälfte folgte den Polen und Litauern nach. Das gab eine wilde Jagd in dem Lande über der Oder, zu beiden Seiten der Warthe! Die floß manchen Tag blutig rot, und mancher Litauer und Pole schwamm mit, — von der Warthe in die Oder, und die Oder warf ihn im Bruch auf eine Wiese aus. So gut hatte es ihnen gefallen in der Mark, daß sie tot wiederkehrten, da es lebendig nicht anging! —

Der andere Haufe aber — und bei ihm befanden sich Herr Erich von Wulkow, der Vogt selbst, und seine adligen Genossen, die Wedell, die Schenken von Flechtingen, von Teupitz und von Schenkendorf, die Schlieben, Ilow, Köckeritz, die Uchtenhagen, Lossow, Storkow, die Strantz und Hohendorf, sowie die Patrizier von Frankfurt, die Wale, Lichtenberg und Petersdorf, die Jesar, Hokemann und List: dieser zweite Haufe zog vor das Städtchen Göritz, in welchem der Bischof von Lebus zu residieren pflegte. Herrn Stephan II. selbst fanden sie freilich nicht mehr vor; der hatte es vorgezogen, zu entfliehen, als er es gemerkt hatte, daß die Sache schlimm ablaufen würde. Wohl aber nahmen sie die Domherren gefangen, und den Inhalt der Opferstöcke, welche vor dem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes zu Göritz aufgestellt waren, — den belegte Erich von Wulkow im Namen Ludwigs mit Beschlag. Die Domherren aber konnten sich lösen; dann stand es ihnen frei, ihrem Bischofe nach Schlesien oder nach Polen in die Verbannung nachzuziehen. Noch aber war der Racheburst der Märker nicht gestillt. Auch des Bischofs Unterthanen sollten entgelten, was er gethan! Die von Frankfurt steckten in ihrem bittern Grimme daher auch die anderen Orte des Hochstifts, die Flecken Lebus, Seelow, Drossen und Fürstenfelde in Flammen. Selbst die Kirchen wurden verwüstet; auch die Heiligenbilder wurden zerschlagen. Traurig blickten aus dem frischen Grün des Jahres 1326 nunmehr die rauchgeschwärzten Ruinen hervor.

Der Landsturm der Mark aber zerstreute sich wieder. Die Männer waren im allgemeinen froh und befriedigt; — die römisch-gesinnte Geistlichkeit hatte es nun ja genugsam erfahren, daß die Märker nicht gewillt waren, Unbill ruhig zu ertragen oder gar feig von dem rechtmäßigen Gebieter zu weichen.

„Untreue faßt nicht Wurzel in dem Sandboden der Mark!“ —

So hatte Herr Boto Wale von Frankfurt gesprochen, als er die Thür des Gefängnisses hinter dem Dompropste von Lebus verschloß.

Allein diese Freude währte nicht lange, — nicht im Lande, — nicht bei dem Einzelnen. Wohl hatte Herr Henning Ryke von Berlin drei erbeutete Polenfahnen in der Kirche des grauen Klosters seiner Vaterstadt aufzuhängen vermocht; — all' seine Bemühungen aber, der geliebten Heimat den religiösen und den Waffenfrieden zu bringen, scheiterten aufs kläglichste. Denn die Anverwandten des Propstes von Bernau, die Bernauer Kirche und die Domherren von Brandenburg wollten nichts von einer gütlichen Beilegung des bösen Handels wegen der Verbrennung des Herrn Nikolaus wissen. Immer von neuem ergingen die Bannflüche der Kirche. So schwer sie selbst auch litt: unbedingte Unterwerfung verlangte sie; — eine solche könne ihr allein genügen! Vielen Tausenden von Schuldlosen versagte sie drum völlig ihre Gnadenmittel. Und wie es den Berlinern erging, so ging's nun auch den Frankfurtern und den Brandenburgern. Geistlichen Trost gab es in den drei größten Städten der Mark im Leben und im Tode nicht mehr; selbst den Franziskanern war fortan untersagt, das heilige Sakrament zu spenden oder Tote in die geweihte Erde ihrer Friedhöfe aufzunehmen. Darob ergrimmte der Zorn der Märker von neuem; — auch der terminierende*) Franziskaner war jetzt auf der Landstraße seines Lebens nicht mehr sicher, und Hunderte von Dorfpfarrern wurden verjagt. Dergleichen Zeiten hatte die Mark in der That noch nie gesehen.

Und der Landesfürst? — Mit redlichem Willen bemühte sich der Jüngling Ludwig, der Schwierigkeiten, die sich schier endlos ihm entgegenstellten, Herr zu werden; allein es wollte ihm nicht gelingen. Das lag an vielerlei. Der schöne Knabe mit den kastanienbraunen Locken

*) bettelnde.

und den feurigen Augen war in der Luft der märkischen Seen und Wälder zwar herrlich gediehen und versprach, dereinst ein Ritter ohne Furcht und Tadel zu werden; allein es fehlte ihm und seinen Schützern, den Grafen Berthold von Henneberg und Heinrich von Schwarzburg dem Jüngeren, dem Sohne des gefallenen Heinrich, leider an Waffenglück. Jahre lang zog sich nun schon der Kampf mit den Pommern um die Ukermark hin, und er kam nicht und kam nicht zu Ende. Fort und fort forderte der unmündige Markgraf von dem Adel und den Städten Beisteuern an Geld zur kräftigen Bekämpfung der Feinde, die nun nicht mehr an des Landes Grenzen, sondern vielmehr schon auf kurbrandenburger Boden standen; — fort und fort bewilligte der Landtag, wenn auch nur murrend diese „Kriegsbeden" (Bitten), und doch gelang kein entscheidender Schlag.

„Und warum nicht?" so fragten sich die Märker. „Ist denn die alte Brandenburger Tapferkeit erloschen? — Thun Edelleute, Bürger und Knechte nicht mehr ihre Pflicht, wie früher, da man sie fürchtete in allen Nachbarlanden? — Nein, das ist's nicht; — aber — wir werden schlecht geführt! Der Henneberger und der Schwarzburger, — die sind aus Thüringens Bergen her; — was verstehen die vom Kampf in unsern Sümpfen und Niederungen, — an der Uker und der Randow? Und wen er sonst noch um sich hat, jener Friedrich von Lochen und jener Johann von Hausen, jener Wolf von Satzenhofen und jener Wilhelm Bombrecht, jener Berthold von Helbe, Herr Schweicker von Gundolfingen und Herr Albrecht von Wolfstein und wie sie alle heißen mögen, — ja, das glauben wir wohl, daß sie die Gemse auf der Felsenwand zu erjagen verstehen, denn es sind bärenstarke Männer, — allein wie man den Feind beschleicht im märkischen Walde, — wie man dem Pommer mit dem Schilde gegenüber steht und wie man das Roß mitkämpfen läßt im Schlachtgewühl, — das haben die von der bayrischen Alp nicht heraus, — werden's auch nimmer lernen." —

Wohl mochten solche Reden zu den Ohren des Landesherrn kommen, welcher, in fruchtlosen Kämpfen sich fast verzehrend, jetzt seiner Mündigkeit entgegenging. Es war im Jahre 1331, — im Frühjahr, und Markgraf Ludwig stand bei Cremmen. Er stützte sich auf die wohlbefestigte Stadt. Vor ihm lag das breite, rotbraune Cremmener Luch, — eine feuchte Wildnis mit Seen, Morästen und rauschenden Rohrwaldungen. Nur ein schmaler Pfad, der sogenannte „Cremmener Damm", führte durch

diese tiefe Wüstenei hindurch. Drüben aber, bei den Dörfern Sommerfelde und Beetz, hielt pommersches Fußvolk und ein Reiterhaufe, geführt von jenem Herzoge Barnim von Stettin, den man ob seiner Leibesbeschaffenheit „den Kleinen“ nannte.

Der Ritter Friedrich von Lochen befehligte das bayrisch-märkische Heer. Nebelgrauen lag über der Landschaft. „Wir müssen gleichwohl kämpfen, Ritter Friedrich!“ sprach der Markgraf, der bei dem ersten Tagesschimmer sich von seinem Lager erhoben und sich gerüstet hatte, zu den Männern seines Kriegsrates.

„In dieser Stellung geht es leider nicht an!“ warf dumpf der Marschall Redeko von Redern ein, der durch den Ritter von Lochen aus seiner gewichtigen Stellung verdrängt worden war, dennoch aber treu bei Ludwig aushielt. „Warum hat man meinen Rat nicht gestern schon befolgt? — Wir hätten noch am Abende die Höhen von Beetz nehmen müssen; — dann hätten wir heute die Pommern in die Sümpfe des Rhin zu werfen vermocht; — nun aber ist's zu spät. Ich denke heut' lebhaft an die Schlacht von Fürstensee, welche einst der große Woldemar verlor: da war die Stellung ungefähr die gleiche. Wir können jene Höhen dort drüben nicht nehmen.“

„Meine Bayern vom Karwendelsteine klettern wie die Katzen!“ bemerkte der nunmehrige Marschall von Lochen trocken.

„Das hilft uns nicht! Der Pfad ist nur sechs Fuß breit!“ erwiderte der Ritter von Redern. „Sie lassen uns ganz ruhig bis zur Mitte kommen und werfen uns dann rechts und links ganz nach Belieben in die Sümpfe.“

Der junge Markgraf entschied diesen Streit. „Mein Herr von Redern“, sprach er; „wir müssen kämpfen! Ich ertrage diese düsteren Blicke meiner Krieger, — diese stummen oder gelispelten Vorwürfe nicht länger mehr. Wir müssen handeln! Und wenn ich hier mein Markgraftum verliere: sei es darum! Die Pommern verhöhnen uns; — sie sollen den Zahn des Wittelsbachschen Löwen fühlen lernen! Nach alter, ritterlicher Sitte, wie sie bei uns im Süden gäng und gäbe ist, will ich dem Herzog Barnim meine Ausforderung senden. Friedrich von Lochen, rufe meinen Herold Peter herbei!“ —

Achselzuckend ritt Redeko von Redern darauf zu seinem Banner hin. —

Was nun an jenem Frühlingstage des Jahres 1331 geschah, das wollen wir hier nicht mit dürren Worten erzählen. Denn darüber ist

noch heut' ein altes Lied vorhanden, welches ein biedrer Pommer in seiner herzlichen Siegesfreude verfaßt hat, und das lautet also:*)

„Als Barnim, de fast lütke Mann,
Averst im Krieg nich quade,
Tom langen Damme kam heran,
Gung he flietig to Rade.

He sprak: ,Dat is een garstik Loch;
Dar mötten wie nich durchrieden;
Es möcht uns kosten unsen Rock;
Wy willen man hie bliewen.

---

*) Hochdeutsch: „Als Barnim der sehr kleine Mann, jedoch im Krieg nicht feige, zum langen Damme kam heran, ging er fleißig zu Rat. —

Er sprach: ,Das ist ein garstig' Loch, da dürfen wir nicht durchreiten. Es könnt' uns kosten unsern Rock; wir wollen nur hier bleiben.

Wir wollen schreiben aus die Steuer, und wer die nicht will geben, den wollen wir im Feuer braten und ihm sein Vieh wegnehmen.'

Die Rede gefiel ihnen allen wohl; sie fingen an zu schanzen; sie machten Löcher tief in die Erd' und brachten das Unterste oben.

Markgraf Ludwig, der tapfere Held, hielt auf den Cremmenschen Hufen und dachte, daß sich in das Feld die Pommern würden wagen.

Da aber keiner kam herfür, ließ er rufen seinen Peter und sprach: ,Nimm die Trompete vor, reit' hin als ein Trompeter.

Das sage Herzog Barnim an, ich hätte groß' Verlangen, ihn als 'nen Gast und Lehensmann im Felde zu empfangen.

Falls aber das ihm nicht behagt, so will ich zu ihm sprechen und auch im Luche unverzagt 'ne Lanze mit ihm brechen.'

Der Herzog sprach, er wäre da und leichtlich auch zu finden; das Spiel stände zu freier Wahl; — wollt' seh'n, wer würde gewinnen.

Drauf ging es auf den Damm hinab; der war voll lauter Köpfen; da gab es manchen harten Schlag; der Schall ging in die Zöpfe.

Die Märker konnten nicht besteh'n; das Luch war ihr Verderben. Da mußte mancher schlafen geh'n und ohne Wunde sterben. (Sie wurden in den Sumpf gedrängt.)

Drum wichen sie auf die andere Seit' und meinten, da zu fechten; der Pommer folgt ihnen Schritt für Schritt, schlug die Herren samt den Knechten.

Nach Cremmen aber, — das ging nicht an! Sie mußten draußen bleiben; das Fußvolk stand da Mann für Mann, half sie zurücke treiben.

Wohl schossen sie auf die Straße hinaus, die man von Pommern schlendert, und fühlten ihm so auf die Haut, daß ihm sein Herz erbebte.

Da sprach Schwerin: ,Das thut nichts Gut's, laßt uns den Damm erfassen oder wir werden unser Blut vor Cremmen müssen lassen.'

Sie zogen wieder hin zum Damm und trugen ihre Beute. Somit der Streit ein Ende nahm. Es woll' uns Gott behüten."

Wie willen schriewen ut de Stüer;
De uns de nich will gewen,
Den willen wy brüden mit dat Füer,
Ook nach dat Veh em strewen.‘

De Rad gefell en'n allen wol,
Se fengen an to grawen;
Se makten in de Erd' een Holl,
Brachten dat Ungerste bawen.

Marggraf Ludwig, de tappere Held,
Hielt up de Cremm'sche Huwen
Un dachte, dat sik in dat Feld
Die Pammern scholden truwen.

Da averst keender kam herfüer,
Lotthe rupen sinen Peter
Un sprak: ‚Kreeg dine Trumpet' her,
Reed' hin as een Trumpeter.

Dat segge Hertoch Barnim an:
Ick hebbe grot Verlangen,
Em as min'n Gast und minen Mann
Im Felde to empfangen.

Wo averst em dat nich behagt,
So will ick em tospräken
Un ook im Luch sin unverzagt,
De Lanz' mit em to bräken.‘

De Hertoch sprak, he were da
Und liechtlick ook to finnen,
Dat Speel, dat stünde up de Wahl,
Wollt siehn, wer wird gewinnen.

Drupp gung et up den Damm hinab;
De was voll luter Köppe,
Et gaw da manchen harten Knapp,
De Schall ging in de Zöppe.

De Märker kunden nich bestan;
De Luch was ehr Verderwen:
Da mußte mancher liegen gahn
Unn ohne Wunne sterwen.

Drum weeken se up disse Sit'
Unn meenden, dar to fechten;
De Pammer folgt in vullen Tritt,
Schluok Heren med de Knechte.

To Cremmen gung em dat nich an;
He mußte buten bliewen
Dat Fußvolk stunn dar Mann voer Mann,
Hulp em torügge triewen.

Se schotten up de Strat heruut,
De man van Pammern krewelt,
Unn seelen em so upp de Huut,
Dat em dat Herte wewelt.

‚Dat‘, sprak Swerin, ‚dhut hier keen Gut‘,
Lat uns den Damm erfatten
Odder wy warden unse Blut
Hie alle mötten latten.‘

Se treckten wedder hen tu'n Damm
Unn nahmen ehre Büde.
Damed de Strit een Enge nahm,
Davör uns God behüte.“ —

In lebensvollster Weise berichtet es uns dieses alte Lied, wie Markgraf Ludwig die Pommern zum Kampf herausgefordert hat, wie diese ihre vortreffliche Stellung inne behalten, und wie die Märker verzweiflungsvoll umsonst gerungen haben. Der Angriff der Pommern auf die stark befestigte Stadt Cremmen aber mißlang. —

Auf dem Markte zu Cremmen, wo Ludwig seine Krieger nach dem abgeschlagenen Sturme ein wenig ruhen ließ, lag nun auf Eichen- und Lindenzweigen ein verwundeter Mann, — ein Held im Eisenpanzer. Es war der Marschall Konrad von Redern. Der dreieckige Schild mit den drei roten Rosen, welchen er im Gefecht auf der linken Schulter getragen hatte, war durchbohrt und zerschellt, und zu den gemalten Rosen hatten sich andere gesellt: die Rosen seines Herzbluts. In tiefer Bewegung stand vor ihm ein 18jähriger Jüngling, unter dessen silbern blinkendem Stahlhelme langes, dunkelbraunes Gelöck sich hervorringelte. „Thu' mir's nicht an, Redeko“, sprach der letztere, und bang hob sich seine gewölbte Brust unter dem Kettenpanzer und dem seidenen Waffenhemde mit den blau-weißen Wecken der Wittelsbacher, „thu' mir's nicht an; — stirb nicht! Ich habe keinen Freund sonst mehr im Brandenburger Lande!“

„Ihr werdet bessere und stärkere finden als mich“, sprach der Marschall matt, „sobald Ihr nur Euer ganzes Herz der Mark zuwendet, edler Herr! Und darum bitt' ich Euch in meiner Todesnot: Stehet

getreu zu diesem treuen Volke! Ihr seid ein Brandenburger worden, Markgraf Ludwig: seid es von Herzen! Verachtet sie in ihrer rauhen Sitte nicht, diese Wulkow, Waldow, Wedell; — sie meinen's gut mit Euch! Mich aber lasset sterben! Der Lanzenstoß war gut gemeint! Nur ein Schwerin, wie dieser „Steinkopf", konnt' ihn führen! Herr! gebt mir Eure rechte Hand! — So, junger Herr, ich danke Euch! Behüt' Euch Gott! — Schon sehe ich mein liebes Schwante;*) — Herr, dahin laßt mich führen!"

Die Augen des getreuen Mannes schlossen sich. Ludwig von Bayernland aber winkte, daß sie sein blau-weißes Banner über ihn breiteten. Er war verschieden. — Der Markgraf verbarg die hervorstürzenden Thränen nicht. „O hätte ich ihm doch gefolgt!" kam 's leise über seine Lippen. Da trat Friedrich von Lochen an ihn heran:

„Herr", sprach er, „gebt das Losungswort für die Nachtwachen aus!"

„Fest und getreu wie Redeko von Redern!" erwiderte ihm der junge Wittelsbacher. —

Viertes Kapitel.

Am Rhônestrande und am Oderufer.

Noch immer lastete der große Bann über den Städten Berlin-Kölln und Frankfurt, wie über dem Hause der Wittelsbacher. Mochten die Berliner sich nun auch, wenn freilich nur mit schweren Herzen, darin finden, daß von ihren Türmen herab keine Glocke mehr erklang und die eisenbeschlagenen Kirchthüren sich nimmer wieder öffneten: sie empfanden das Interdikt dennoch nach anderer Seite hin sehr schwer. Denn Berlin war schon damals eine blühende Handelsstadt; der große Bann aber schloß seine Bürger von jedem Verkehre nach außerhalb ab. Fiel doch jedweder, der mit den Berlinern Geschäfte anknüpfte, in gleiche Verdammnis wie sie! Der Rat that daher alles nur irgend mögliche, um den in Avignon am Rhônestrande weilenden heiligen Vater zu versöhnen. —

In jenem Frühjahr 1331, in welchem die Schlacht bei Cremmen geschlagen ward, sehen wir daher einen stattlichen Bürgersohn von Berlin in eine der überfüllten, schmutzigen Herbergen von Avignon einreiten.

*) Das Stammgut der Herren von Redern.

Der jugendliche, blondgelockte und hochgewachsene Herr trug das schwarze, vornehme Gewand eines Doktors des geistlichen und weltlichen Rechts; — hatte er doch zu Paris und Bologna studiert! Da er die Weihen noch nicht empfangen hatte, ergänzten an dem Gürtel des Patriziers Heinrich von Zuden ein Schwert und ein Dolch von köstlicher, welscher Arbeit. Wer hätte es auch gewagt, diese arge Stadt unbewaffnet zu betreten! Denn seitdem der Papst als ein Gefangener Frankreichs zu Avignon residierte, war der Ort ein „occidentalisches Babel", die Schule aller Laster, der Irreligiosität und des Aberglaubens, die Stätte des Blutvergießens, der Schande und des widernatürlichsten Verbrechens geworden. So hatte wenigstens der große Dichter Petrarcha diese Stadt genannt, der Freund des Kaisers Ludwig. —

In der Herberge Heinrichs von Zuden flutete ein bunter Menschenstrom hin und her; — Kriegsleute aller Länder, Geistliche aller Orden, feile Französinnen und Italienerinnen, denen die Schande offenbar auf den geschminkten Gesichtern lag, Spielleute und Bettler. Man drängte sich durch einander; man spielte, trank, sang und belachte Späße von unsagbarer Gemeinheit. Das war des heil'gen Vaters Residenz! —

Aus einem der vielen Höfe jener deutschen Herberge zu St. Michael ertönte jetzt plötzlich ein wildes Geschrei; — den Wirt aber schien es gar wenig zu kümmern, ob dort etwa Blut floß, oder ob etwa ein kurzer, rascher Dolchstoß einem seiner Gäste in die Kehle fuhr. Hinter seinem Hause wand sich ja der Rhône vorbei, und der hatte Wassers genug, um die Spuren des Mordes zu verwischen! —

Der junge Patrizier von Berlin blickte zwar mit hellem, blauem Auge über das wilde Volk hin; — unwillkürlich aber entfuhr seiner Brust ein Seufzer. „Ich stifte einen Altar bei meiner Väter Gruft", sprach er für sich, „wenn ich von den Höhen bei Tempelhof wieder auf die Kirchturmspitze von St. Nikolai herniedersehen darf!" — Dann begab er sich auf den Hof, auf welchem zwei riesige, mit Harnischen und Spießen wohlversehene Knechte bei den Rossen verweilten. Es wurde dem Doktor ordentlich wohl, als er anstatt der graugrünen, olivenfarbenen, abgelebten Gesichter der Welschen dort drinnen jetzt in die breiten, gutmütig ihn anlächelnden Züge dieser flachsköpfigen, stark geröteten Stadtkinder von Berlin blicken konnte. Er gab den Knechten leise seine Weisungen und ließ dann sein Gepäck auf sein Zimmer schaffen, vor welchem einer jener starkknochigen Brandenburger die Wacht zu

halten hatte. Eine dunkeläugige Magd brachte den Fremden eine hohe Kanne Wein. Nachdem sie sich mit Speis' und Tranke gestärkt hatten, schlug der Rechtsgelehrte mit dem anderen seiner Knechte den Weg nach dem päpstlichen Palaste auf dem steil aufstrebenden Domfelsen von Avignon ein.

Heinrich von Zuden kannte aus eigener Erfahrung die Sinnesart der Welschen zur Genüge. An einer beträchtlichen Mitgabe, bestehend in wohlgemünztem Golde, hatte es der Berliner Rat darum nicht fehlen lassen. Dennoch wurde es dem Junker unendlich schwer, sich durch all' die unteren Beamten glücklich hindurchzudrängen und das Gehör jener Kardinäle zu erlangen, von welchen die Entscheidungen in der Curia poenitentiaria*) und in der Rota Romana**) abhängig waren. Endlich sagte ihm ein Kardinalsekretär ganz offen:

„Nein, Domine Doctor! Ihr unterhandelt umsonst! Der heilige Vater will nichts von Sühne mit Ludwig und mit seinen ketzerischen Unterthanen wissen.“ —

Obwohl nun zwar seine goldenen Schätze von Tag zu Tage mehr und mehr dahingeschwunden waren, — ja, obwohl er selbst als „Waiblinger“ in Avignon kaum seines Lebens sicher war, beschloß Heinrich von Zuden dennoch, es noch auf andere Weise zu versuchen und seiner Vaterstadt mit List eine Gewissens- und Verkehrserleichterung zu erwirken. Er knüpfte Verbindungen mit Bischöfen aus aller Herren Länder an, welche sich damals in großer Anzahl zu Avignon in des Papstes Nähe befanden. Was wußten die davon, wo Berlin gelegen war und ob's im Banne sich befand! So erreichte er es denn wenigstens von den Erzbischöfen und Bischöfen von Beauvais, Orleans, Nikopolis an der Donau, Sorzana, Sovana, Bobbio, Nikopolis in Asien, Gallipolis, Solsona, Segni und Corte, daß sie der St. Georgen-Kapelle zu Berlin und allen zu ihr Wallfahrtenden einen 40tägigen Ablaß — natürlich gegen gutes Geld — bewilligten. Solches geschah am 12. Mai 1331. Dann kehrte Heinrich von Zuden nach seiner Vaterstadt zurück. Die Briefe der obengenannten Bischöfe ermöglichten es einem der Stadt Berlin freundlich gesinnten Geistlichen, nun wenigstens in St. Georg die Messe zu lesen.

---

*) Gerichtshof für kirchliche Vergehungen.

**) Finanzbehörde des päpstlichen Stuhls.

Wiederum ruhte der Prozeß drei Jahre lang. Markgraf Ludwig von der Mark entfaltete sich während derselben zu blühendster Männlichkeit. Wo die Kirche geflucht hatte, da segnete Gott. Man konnte keinen besseren Ritter in deutschen Landen finden, als diesen feurigen, nun völlig mündig gewordenen Fürsten mit dem blitzenden Auge und den unter dem Helme hervorquellenden kastanienbraunen Locken. Und vieles gelang ihm und seinem treuen Freunde, dem jüngeren Grafen Heinrich von Schwarzburg! Mit Hilfe seines kaiserlichen Vaters schaffte er Frieden mit den Nachbaren Brandenburgs, freilich nicht ohne schwere Opfer an Gut und Geld, ja selbst an Land und Leuten. Allein ein allmählich wieder erstarkender Kern brandenburgischer Macht blieb in der Markgrafschaft dennoch bestehen.

Nur ein Feind blieb unversöhnlich: das war die Kirche, die Klerisei, der Papst. Die Anverwandten des verbrannten Propstes von Bernau weigerten sich beharrlich, von der Stadt Berlin irgend ein Wehrgeld oder eine Buße anzunehmen; — es half selbst nichts, daß der Kaiser Ludwig ihnen dies ausdrücklich gebot. Der Handel der gesamten Mark litt schwer, und der Bürgermeister Henning Ryke wurde von den Gewandschneidern und Krämern von Berlin unaufhörlich bestürmt, noch einmal alles zu versuchen, um die Stadt wenigstens vom großen Banne*) zu lösen. Traurig aber schüttelte der Bürgermeister sein Haupt. „Ich glaube nicht, daß selbst die größte Nachgiebigkeit Erfolg hat!" entgegnete er. „Indes, — ich will mit Dr. Heinrich Zuden sprechen; vielleicht ist er bereit, noch einmal nach dem Rhônestrand zu gehen." —

Allein Herr Heinrich von Zuden war nicht dazu zu bewegen. „Ich bin ein deutscher Mann, Herr Bürgermeister", sprach er, „und kann nicht krumme Wege gehen. Ich passe nicht zu solcher Sendung! Doch weil es dringend not thut, daß wir eine Linderung erhalten, so rat' ich Euch in Treuen: Sendet meinen Bruder Bernd; — der findet bessere Wege wohl als ich!"

Bernd Zuden war der jüngere Bruder Herrn Heinrichs, — gleichfalls ein Doktor beider Rechte, allein kaum der Hochschule entwachsen. Als ihm das Anerbieten gemacht wurde, nach Avignon zu gehen, da rief er freudig:

---

*) Der kleine Bann schließt nur von der kirchlichen Gemeinschaft aus, der große aber auch von jedem bürgerlichen Verkehre.

„Gern soll's geschehen, und ich kehre nicht zurück, wenn ich nicht Hilfe bringe! Hab' meinen Bruder um die Fahrt schon ehedem beneidet! Herr Bürgermeister, — es wär' doch eine wunderbare Sache, wenn so ein deutscher Meister Reineke wie ich die welschen Wölfe dort nicht überlisten könnte! Nur sorgt für recht viel Geld! Mein Bruder Heinrich hatte viel zu wenig bei sich! Und wenn ich selbst den Papst bestechen müßte, — ich bringe Euch den Frieden!"

„Vermessener!" rief ihm sein Bruder zu.

„Nein, Heinz!" antwortete der junge Doktor. „Vermessen bin ich nicht! Ich weiß, was dort in Welschland hilft! Zunächst das Gold, — dann aber auch Entschiedenheit. Sind meine roten Gulden fort und hab' ich dennoch nichts erreicht, so drohe ich, Ihr würdet alle Pfaffen aus dem Lande jagen, die unserm Kaiser fluchen; — Ihr würdet keinen Pfennig mehr als Opfergabe spenden; — Ihr würdet beten wie die frommen Ahnen in den Wäldern und auf der Bergeshöh', wo Gottes Odem weht! Ja, Ketzer wollen wir dann sein und uns um Papst und Klerisei nicht fürder kümmern! Das wird uns helfen! Nicht, daß wir Gott und seine Heiligen verließen! Wir wollen Christen bleiben, — getreu dem Gottessohn, — auf Gottes Gnade bauend, so im Leben wie Tode! Doch los vom Papste! — Will er den Abfall: nun, — so sei's! — Die Sprache red' ich dort! Und mögen sie mich fangen, mich verbrennen; — wenn Ihr nur thut, was ich den Frevlern dort gedroht!"

Der Oldermann Ryke reichte dem feurigen Jünglinge die Rechte. „Bernd Zuden", sprach er; „Du hast mich erquickt mit Deinen Worten! Ich bin ein Mann des Friedens, allein ich sehe, daß die Kirche keinen Frieden will. Indes: versuch's doch erst in Güte! 's ist immer schlimm, wenn alte, heil'ge Bande reißen!" —

Bernd Zuden ging darauf nach Avignon: der Rat seiner Vaterstadt hatte ihm nicht weniger als 2000 vollwichtige Goldgulden mitgegeben.

Trotzdem waren auch die Nachrichten, welche er nunmehr seinen Auftraggebern sandte, anfangs nur sehr wenig befriedigend. Auch ihm gelang zuerst nur die Auswirkung eines Ablaßbriefes: die Bischöfe von Antivari, Sutri, Sovana, Corbeau, Marano, Nepi, Solsona, Sarno, Ceneda, Ajaccio, St. Omer und Alessano verliehen am 15. Mai 1334 zu Avignon den Besuchern der Nikolai-Kirche zu Berlin einen Ablaß von 40 Tagen. So öffneten sich jetzt auch die Pforten dieses ein

Jahrzehnt verschlossen gewesenen Gotteshauses von neuem. Thränen kamen dem älteren Geschlechte in die Augen, da nun die Bürger wieder an die inzwischen verstaubten und verblichenen Totenmale der Väter zu treten vermochten! —

Zu Anfang des Jahres 1335 aber ritt ein Eilbote von Bernd von Zuden mit hochwichtiger Nachricht in die Thore von Berlin ein. Er brachte einen Brief, welchen der Oldermann Henning Ryke für so ermutigend erachtete, daß er ihn öffentlich vom Rathause an der Brücke zwischen Berlin und Kölln, welche „die lange“ heißt, verkündigen ließ. In diesem Schreiben aber hieß es also:

„Hoffet, Ihr Männer von Berlin und Kölln! Der schlimmste Feind der Bayern, der Papst Johannes, ist verstorben. Wer ihm auch folgen mag: so kann kein anderer unsere Wittelsbacher hassen! Und einen würdigen Mann traf ich hier: es ist ein Ritter von dem Orden St. Johannis des Täufers; — man nennt ihn Bruder Nikolaus nur, — und niemand weiß, woher er stammt und wie er heißt. Aber er steht im höchsten Ansehen, alldieweil er zu Wasser und zu Lande gegen die Ungläubigen mit höchster Tapferkeit gestritten hat, so daß ihm der Papst die goldenen Sporen selbst angethan hat. Der kennt die Mark genau und scheint sie sehr zu lieben. Und er hat mir gesagt, er werde selbst vor dem neuen Papste, der Benediktus XII. heiße und ein milder Mann sei, für meine Sache sprechen, und wolle Berlin vom Banne erlösen. Geld nimmt er nicht. Er hat ein hoheitsvolles Wesen und ist sehr ernst. Oft wenn ich ihn erblicke in dem Rittermantel, mein' ich, es sei der Markgraf Woldemar, den ich, da ich ein Kind war, einst in unsrer Stadt gesehen hab'; — so fürstlich schaut der Ritter drein; — und alles beugt sich vor dem weißen Kreuz auf seinem schwarzen Mantel.“ —

Da atmeten die Berliner wieder auf. Und ihre Hoffnungen wurden diesmal auch nicht getäuscht. Denn vom Ufer des fernen Rhodanus her kamen im Frühjahr 1335 zwei Reiter mit großem Gefolge vor dem St. Gertraudenthore von Kölln an: der eine von ihnen war Bernd von Zuden, der junge, sonnenverbrannte Doktor geistlichen und weltlichen Rechtes, der andere aber ein vornehmer Prälat, der Bischof Konrad von Margara, ein Mann von edlen und sehr gütigen Zügen. Der sollte nun, wie Bernd von Zuden dem Rate erklärte, den Mord des Propstes von Bernau an Ort und Stelle untersuchen und die Schuldigen ermitteln.

Das aber war sehr schwer. Es wußte keiner mehr, wer eigentlich die Menge angestiftet hatte: wie leicht verhallen in einem Zeitraume von mehr denn zehn Jahren Worte, wie sie Peter von der Lietzen und Thile Wardenberg ausgestoßen hatten! Und zudem waren diese beiden gar nicht mehr in Berlin; — sie lebten in der Mark auf ihren Gütern.

Die Nachforschungen des Prälaten, welcher, der deutschen Sprache nicht kundig, nur lateinisch mit den Bürgern zu verhandeln vermochte, blieben daher ohne jedes Ergebnis. Allein der Bischof von Margara sah gleichwohl ein, daß, wenn die Zustände in der Mark in dieser Weise fortdauerten, auch die Kirche nur verlieren könne. Er wünschte daher eine Sühne zustande zu bringen. Und so fanden sich auf seine Aufforderung denn auch die Bischöfe Ludwig Schenk zu Reindorf von Brandenburg und Stephan II. von Lebus zu Berlin ein und traten mit dem Rat in Unterhandlung. An Ehrenbezeugungen und Geschenken, an Erweisungen eines mildthätigen und frommen Sinnes ließ es die Berliner Bürgerschaft jetzt wahrhaftig nicht fehlen, um endlich der bedrückenden Gewissensnot ein Ende zu machen.

Auch Markgraf Ludwig, der jugendliche Held, nahm sich der Angelegenheit mit voller Wärme an. Er sandte gleichfalls Abgeordnete zu den Verhandlungen ab; — zwei Bayern waren's und nur ein Märker: die Ritter Diepolt Gusse und Altmann von dem Degenberge, sowie der Edle Hans von Buch. Der war der Brudersohn des Ritters Nikolaus, des Gerichteten. So lange die Ballenstädter regiert hatten, hatte er sich zu den vertriebenen und gebannten Templern in Drömling gehalten; als aber die Bayern ins Land gekommen waren, da war der Edelherr aus seiner Selbstverbannung wieder hervorgetreten und hatte die Dienste der Wittelsbacher genommen. —

Jetzt endlich schritten die Verhandlungen zwischen Berlin und Avignon in gedeihlicher Weise fort. Das dumpfe Schweigen der Kirchenglocken hörte auf; — die Betglocke läutete wieder in drei Pulsen, und wer dann andächtig das „Ave Maria!" sprach, erhielt Vergebung seiner Sünden. Also sagte die Kirche. Und schon nach kurzer Zeit, am 1. Juli 1335, erfolgte der Spruch der Schiedsrichter. Sie bestimmten hauptsächlich folgendes:

Zum Seelenheile des verbrannten Propstes möge zu St. Marien ein neuer Altar mit beträchtlichen Einkünften aufgerichtet werden.

Auf jener Stätte, auf welcher Propst Nikolaus den Tod erlitten

habe, solle vorläufig ein steinernes Kreuz mit einer ewigen Lampe zum Sühnezeichen gesetzt werden, bis nach des Brandenburger Bischofs Rat ein besseres Denkmal gefertigt werden könne. Dies alles solle fertig werden bis St. Marien Wurzmesse, d. h. bis zum 16. August des laufenden Jahres. An diesem Tage solle in Berlin und Kölln das Gedächtnis des Propstes fortan mit Vigilien, d. h. mit Abendgottesdiensten, und mit Seelenmessen gefeiert werden. An alle beteiligten Geistlichen endlich mußten zum Teile sehr hohe Geldsummen gezahlt werden: an Bischof Ludwig von Brandenburg z. B. nicht weniger als 750 vollwichtige Mark Silbers. —

Es waren harte Bedingungen; die sonst so milde Mutter Kirche hatte in keinem einzigen Stücke nachgegeben. Und dennoch gingen die Ratsmänner von Berlin und Kölln frohlockend vom hohen Hause heim, auf welchem als dem Wohnorte des markgräflichen Hofmeisters und Hofrichters Diepolt Gusse die Sühne stattgefunden hatte. Feierlich erklangen jetzt wieder Chorgesang und Orgelton.

Und nun war der 16. August 1335 gekommen: genau vor zehn Jahren war die grause That geschehen! Auf dem „Neuen Markte", grade in seiner Mitte, auf welcher einst der todesmutige Geistliche sein furchtbares Ende gefunden hatte, erhob sich ein etwa zwölf Fuß hohes Denkmal, ein schlichtes Steinkreuz, an welchem eine ewige Lampe befestigt war. Am Sockel standen die inhaltsschweren Worte:

„Bittet Gott für Herrn Nikolaus, der einst ein Propst war zu Bernau. Die ihn getötet haben, die richte Gott, — so hier wie dort!" —

Vor dem Denkmale aber war eine Bahre mit einem, wenngleich leeren, so doch schwarzbedeckten Sarge niedergesetzt worden, und ringsum brannte auf hohen Kirchenleuchtern eine Menge dicker Wachskerzen. Vom Markte aus wurde die Bahre nach der Kirche zu St. Marien getragen und in dem schönen Gotteshause vor dem Hochaltar niedergesetzt. Das große, hochgewölbte Heiligtum vermochte die Menge der Andächtigen heut' kaum zu fassen; — Männer und Frauen standen bis weit auf den Kirchhof hinaus. —

Vor dem großen Portale aber erschien jetzt der Propst Eberhard von Berlin, — der Seelsorger Woldemars des Großen, der Zeuge seines Todes. Er war von seinen Kaplänen und Diakonen in ihren farbigen, prächtig gestickten Chorröcken begleitet. Es wurde den geistlichen Herren heute recht schwer, sich durch die dichtgedrängte Menge bis zu

der Sakristei hindurch zu winden; allein schließlich gelang es ihnen doch. Und jetzt ertönte dumpf der Orgelklang. Der Propst Eberhard trat vor den geschnitzten Altar, von dessen Statuen man die drei Märtyrer Stephanus, Matthias und Hippolytus an ihren Attributen, dem Steinhaufen, der Axt und dem Löwen, leicht erkannte. Das aber war nicht der Hochaltar, sondern ein Altar im Seitenschiffe, und er stand da, wo heut' auf einem Grabmal ein frommes Ritterpaar betet und unten in der Gruft die Asche unsres edlen Dichters Canitz ruht. Dann hoben zwölf Ratmannen von Berlin und Kölln jene vor dem Hochaltare stehende, schwarz behangene Bahre auf und trugen sie, wie es die Sitte bei solch' einer Sühne befahl, vor den zum Andenken des Gemordeten hergerichteten Seitenaltar. Gleichzeitig nahmen Priester die Kerzen auf und stellten sich um die Bahre; die Träger derselben aber knieten nieder.

Feierlich ernst begann nun Herr Eberhard die missa pro defunctis, — die Totenmesse. „Requiem aeternam dona ei!" — „Schenke ihm, Gott, die ewige Ruhe!" — So klang es von des Propstes Munde durch die lautlos stille Kirche. — „Et lux perpetua luceat illi!" — „Und ewig' Licht leuchte ihm nun!" — erwiderten die Sänger auf dem Orgelchore Der tiefergreifende Gottesdienst fesselte die Menge mit unwiderstehlicher Gewalt. Zuerst erklang kein Ton aus ihr heraus; dann hörte man's, wie es allmählich im Herzen und in der Erinnerung sich regte. Als das „Dies irae, dies illa"*) durch die Kirche brauste, — als der Propst zu der Bahre hintretend, mit tiefer, klangreicher Stimme das Gebet: „Libera nos Domine!"**) — sprach, da hallte es wie ein unterdrücktes Schluchzen durch die hohen Hallen von St. Marien. Was hatte Berlin, was hatte die Mark nicht alles erlitten, seitdem der Adler Brandenburgs den Schild des Hauses Wittelsbach auf seinem Herzen trug! In tiefster Bewegung zerstreute sich endlich die Menge. —

In einem Winkel der Kirche hatten zwei Männer in ritterlicher Kleidung der feierlichen Handlung beigewohnt. Der eine von ihnen war ein Jüngling im blühendsten Alter, — der andere schien ein Krieger grad' auf des Lebens Mittagshöhe zu sein. Die nach süddeutscher Art von ihren, mit Pfauenfedern besteckten Hüten herabwallenden

*) Tag des Zornes, des Gerichtes!

**) Befreie uns, Du großer Gott!

Zindelbinden*) verdeckten ihre Züge bis zur Hälfte. Jetzt verließen sie die Kirche und schlugen den Weg nach dem „hohen Hause“ ein. „Ein merkwürdig' Volk!“ sprach der jüngere. „Sie wollen frei sein und tragen doch die Fesseln Roms und beugen sich wieder und immer wieder vor dem Papste!“

„Es ist ein frommes Volk, — trotz alledem!“ erwiderte nachdenklich der ältere. „Wohl dem, der das Vertrauen dieser Märker erwirbt!“

„Ich weiß noch nicht, was ich von ihnen zu halten habe!“ sprach der junge Herr leichthin. „Und gerade hier in Berlin fühle ich mich am wenigsten wohl. Reichgewordene Krämer, — kluge Kaufleute, — das ist alles! Komm, Friedrich von Lochen, wir reiten wieder nach Frankfurt, wo ich die holde Rose am Markte entdeckt habe!“

„Mein Markgraf, ich möchte mit Dir schmälen!“ antwortete der andere in vorwurfsvollem Tone. „Es ist nicht recht, daß Du Dein brennend' Aug' auf Töchter dieses Landes richtest! Die Märker sind nicht nur ein frommes, sondern auch ein keusches Volk. Wir sind hier nicht in Welschland, ja nicht 'mal im Alpenlande! — Und häßlicher, Herr Ludwig, noch ist das, was Du von ‚Krämern‘ sagtest! — Um Deinetwillen lagen sie im Bann und spendeten ihr Silber und ihr Gold, um sich von dem Fluche zu lösen! Nein, gnädiger Herr, — ich muß Dir wiederholen, was Dir der Henneberger und der Schwarzburger so oft und so eindringlich schon gesagt:

‚So findest Du die Brandenburger Herzen nicht!‘“

„Was sind sie mir? — Wenn ich nur eins gewinne!“

Sie standen vor dem „hohen Hause“. Der Ritter von Lochen biß die Lippen auf einander. Endlich sprach er gepreßt:

„Entschuldigt mich, mein Herr; — ich reite nicht mit Euch nach Frankfurt an der Oder!“

„So laß es bleiben, unbequemer Mentor!“ rief der Fürst erbittert aus. „Du weißt es, — ich bin mündig, — mündig und, Gott Lob! auch frei und fessellos! Geh' Du nach Boytzenburg; — ich suche mir am Oderstrome meine holde Rose wieder auf! Halte mir die Pommern hübsch im Zaume.“

Der Ritter von Lochen wurde bleich. „Gnädiger Herr, denket an die Niederlage von Cremmen!“ sprach er. „Und weh' dem Fürsten, der den Frieden eines bürgerlichen Hauses stört!“

---

*) Binden von leichtem Seidenstoff.

Da richtete der junge Markgraf sich hoch auf und sah den andern mit einem flammenden Blicke an. „Ich sagte es Dir bereits", erwiderte er dann, „Du bist vom Hof auf Deine Hauptmannschaft zu Boytzenburg entlassen! Albrecht von Wolfstein wird mich begleiten. Ich bedarf eines Gängelbandes nicht mehr! Doch eins noch, Friedrich von Lochen! Hab' ich Dir je schon Gelegenheit gegeben, unwürdig von mir zu denken? — Du verstummst. Kränke mich also nicht mehr mit Befürchtungen, die unbegründet sind."

Der Marschall von Lochen verbeugte sich. „Gnädiger Herr", sprach er; „verzeihet meinem Eifer und meiner Sorge um Euch! Ich meinte nur, ein Fürst müsse auch die Gelegenheit schon meiden, einen Fehltritt zu thun!"

„Du bist sehr kühn, Friedrich!" erwiderte Markgraf Ludwig. „Allein ich weiß, daß Du es gut und treulich mit mir meinst. Verdenk' es mir indessen nicht, wenn ich nach soviel Mühsal auch einmal nach jenen Blumen greife, die das Leben schmücken. Ich muß auch einmal in ein sonnig' Auge blicken, muß mich in Maientau und Rosendüften baden, wenn ich verharren soll in diesem düstern Lande mit den schwarzen Wäldern und den eisig kalten Seen, das uns bis jetzt nur Kampfesnot gebracht!"

Der Ritter von Lochen drückte die ihm dargebotene Hand seines Fürsten und ging, den Knechten seine Befehle zu erteilen, während Ludwig in die von gedrungenen Säulen getragene Halle des Fürstensitzes eintrat. „Heilige Gottesmutter von Alt-Ötting",*) sprach der Marschall dabei ingrimmig vor sich hin, „schütze ihn und sein Herz!" —

Über der wackern und reichen Stadt Frankfurt an der Oder, die, damals blühend, wie später niemals wieder, ein Glied der deutschen Hansa war, blaute der heitere Himmel eines sonnigen Augusttages. Am Markte von Frankfurt, einem weiten und schönen, mit dem Rathause geschmückten Platze, stand, festlich bekränzt, in jenen Tagen ein Haus mit einem hohen Giebel. Die Pforte war gotisch verziert; ein Baldachin baute sich über ihr auf, — meisterhafte Filigranarbeit von Stein. Inmitten derselben befand sich ein dreieckiger Schild von kornblumenblauer Farbe, auf welchem ein goldener Pokal prangte, — ein Zeichen, daß hier der Patrizier und Goldschmied Bruno wohnte. Die „Gold-

*) In Alt-Öttingen befindet sich ein berühmtes, schwarzes Marienbild.

schmiede von Frankfurt", mit den stolzen Bürgergeschlechtern der „Walen", d. h. der Welschen von Frankfurt, der „Marsilier"*) und der „Ryke"**) von Berlin nahe verwandt und in Stammesgemeinschaft stehend, waren derzeit das angesehenste Ratsgeschlecht zu Frankfurt an der Oder. Längst hatten sie dem Kunstgewerbe, welches die Väter einst getrieben hatten und von welchem der große Abendmahlskelch in St. Marien zu Frankfurt ein glänzendes Zeugnis ablegte, entsagt: sie führten jetzt nur noch des Rates Geschäfte, und fürstliche Pracht herrschte in ihrem Hause.

Vor diesem Gebäude hielten am 18. August 1335 zwei ritterliche Herren mit nur geringer Begleitung. Allein sie waren augenscheinlich von hohem Range, denn selbst der dicke, mehlige Staub der Landstraße, die, elf Meilen lang, von Berlin nach Frankfurt führt, hatte nicht vermocht, die schmalen, goldenen Reifen zu verdecken, die sich um ihre Helme wanden. Sie waren offenbar erwartet worden, denn das prächtige Portal des Hauses war mit Rosen reich bekränzt, und ein Patrizier in langem, schwarzem Rock, ein noch jugendlicher Mann, sowie eine junge Frau in reichem Schmucke, ein perlenbesetztes Goldbrokatkleid tragend, standen auf den Stufen des Eingangs.

Sie neigten sich tief vor dem jugendlicheren der nun absteigenden Reiter, welchem der Hausherr selbst den Bügel hielt.

„So ist meine Botschaft noch rechtzeitig eingetroffen?" rief der erstere.

„Gewiß, Herr Markgraf! Seid willkommen, hochwillkommen in Eurer getreuen Stadt, — in Eurem Frankfurt, das stets mannhaft für des Geistes Freiheit Euch zur Seite kämpfen wird! Sehet, — man hat Euch erkannt; — aus allen Gassen strömen sie auf den Markt! — Willkommen, Ritter von Wolfstein! — Tretet denn ein, vielliebe Herren, in dieses Hauses Frieden!"

Der Markgraf blickte sich um. Ja, der Markt hatte sich bereits mit einer nicht unbeträchtlichen Volksmasse gefüllt. Und jetzt stiegen brausende Rufe auf:

„Hoch Brandenburg! Hoch Ludwig! Der Kaiser und der Markgraf!"

Markgraf Ludwig nahm den Helm mit dem goldenen Reife ab und schwenkte ihn grüßend in der Luft. Vielhunderttönig erneuerten sich da die Rufe:

---

*) Marsilier = Männer von Marseille.

**) Ryke = reich.

„Hoch unser Markgraf, hoch der Kaiser!" Ludwig von Bayern dankte noch einmal. Dann rief er mit weithin vernehmbarer Stimme:

„Hoch mein getreues Frankfurt! Wir wollen allzeit gute Ghibellinen*) sein! Ja, hoch der Kaiser! Hoch die Geistesfreiheit Deutschlands! Wir beugen uns vor Rom nicht noch vor Avignon!"

Da drängten sie stürmisch vor. Er aber neigte sich vor ihnen noch einmal und betrat das Haus seines Wirtes.**)

„Dank, Bruno", sprach er jetzt zu dem Hausherrn, dem Ratsherrn Bruno Goldschmied. „Und Dank auch Euch, vielliebe Frau Maria, daß Ihr trotz einer nur so kurzen Frist Euer Heim so schön und festlich geschmückt habt; — ich darf wohl annehmen, mir zu Ehren!"

Die beiden verneigten sich. Markgraf Ludwig aber pflückte eine weiße Rose aus dem Gewinde, das vor ihm an der geöffneten Thür herabhing. Dann fragte er den Hausherrn:

„Doch wo, mein lieber Meister Bruno, weilt jene holde rote Rose, die ich in diesem Hause einst erblickt habe? — Wo ist Euer Schwesterlein Katharina, welches mir den Pokal kredenzte, als ich im vorigen Jahre hier bei Euch das Maienfest beging?"

„Herr", sprach der Hausherr, und seine Stimme nahm einen scherzenden Anflug an: „denkt nur, sie ist vor Euch geflüchtet! — ‚Zu brennend', also sagte sie, ‚habe Euer Auge auf ihr geruht. Sie habe beschämt den Blick zur Erde senken müssen.' Da hab' ich lächelnd ihr gesagt: ‚Du armes Ding, — was kümmert Dich der hehre Fürst, der Markgraf Ludwig?' — Doch da stürzten ihr die Thränen aus den Augen! — Laßt sie, viellieber, wertester Herr!"

Jäh flammte es in Ludwigs braunen Augen. „Goldschmied", so rief er feurig, „ich muß zu ihr! Ich kann den süßen Zauber dieser holden, reinen Züge nicht vergessen! Nur Schlachtenlärm, Klänge des Kampfes, — Worte selbst des Fluches sind bisher zu meinen Ohren getönt: ich muß sie hören, diese süße Stimme; — ich muß ihn fühlen, diesen Wohlgeruch duftenden Atem; — ich muß sie fassen, diese kühle, friedenbringende Hand, und wieder in der meinen halten; — ich habe sonst kein Schönes ja im Leben!"

*) Ghibellinen=Waiblinger, Kaiserlich=Gesinnte. — Der Ausdruck wird in vielen, gegen die Brandenburger Wittelsbacher erlassenen Urkunden gebraucht.

**) Da die Fürsten damals in Städten nur selten Schlösser besaßen, wohnten sie bei vornehmen Bürgern, ihren „Wirten".

Da sah der Goldschmied Bruno den Markgrafen lange und fest an. Dann ergriff er des Fürsten Rechte. „Nein", sprach er, „so edle und so hoheitsvolle Züge können nicht trügen! So höret, Markgraf Ludwig! — Als ich die Thränen meiner Schwester sah, da hielt ich es für angemessen, sie vor Eurem Auge ganz und gar zu verbergen. Jedoch — ich denke jetzt anders! Ich glaube und vertraue Euch! Und — Ihr habt recht! Gar friedlos ist die Zeit! Da werdet Ihr, mein gnädiger Herr, uns das Teuerste, den Frieden unseres Hauses, nicht rauben wollen. O nein, — ein Fürst kann ja nur segnen und beglücken! Wenn also mein armes Schwesterlein dem strahlenden Kaisersohn in seinen Kämpfen, seinen Sorgen wirklich eine Stunde des Friedens zu bringen vermag, so soll sie ihm nicht mißgönnt sein. Ich habe einen Garten an der Mauer unsrer guten Stadt, mein Fürst, der an meine Felder grenzt; — dort in dem Rosenhage weilt meine Schwester Katharina. Ist es Euch recht und genehm, so nehmen wir dort inmitten der Rosenbüsche unsern Abendtrunk ein."

„Wohlgesprochen, Meister Bruno!" rief Ludwig erfreut.

Trotz des ermüdenden Rittes und der in feuriger Pracht niedersinkenden Sonne ruhten die Geschäfte für den Markgrafen Ludwig doch nicht völlig. Es kam noch manch ein Bürger von Frankfurt mit einer Bitte, einer Frage zu dem Landesherrn selbst. Nun aber weilte der junge Fürst in Bruno Goldschmieds Garten. Es war eine anheimelnde Stätte. Dort erhob sich das Gubener Thor, — ein gigantischer Bau mit hohen Türmen und stolzen Zinnen, — und Busch und Baum schmiegten sich an die mächtige, tiefdunkelbraune Mauer an. Oben auf ihrer Krone aber war ein mit einem Schirmdache versehener Söller angebracht, von welchem das Auge gar weithin schweifen konnte über Berg und Thal, — über die ruhenden Felder hin zu dem schwärzlichen, schweigenden Wald am Horizonte und dem vom Abendscheine goldig übergossenen Flusse. Rosensträucher in zierlichen Behältern bildeten im Rücken des Hochsitzes eine blühende und duftende Wand und verbargen die, so hier oben saßen, den Blicken derer, die im Garten unten sich befanden.

Auf diesem Söller stand Markgraf Ludwig an jenem Augustabende des Jahres 1335. Er blickte nachdenklich über das Gefilde hin. Neben ihm lehnte sich ein holdes, junges Weib auf die Mauerzinne, — eine schlanke Frauengestalt. Die Strahlen der Abendsonne woben um

ihr blondes Haupt einen verklärenden Schein, und eine tiefe, innige Glückseligkeit spiegelte sich in ihren Augen ab, so zaghaft nur sich auch ihr Blick auf den glänzenden Ritter neben ihr richtete.

„Wie wohl ist mir in dieses Abends Kühle!“ sprach Ludwig. „Ich möchte mich dem gehetzten Hirsche vergleichen, Katharina, der zu der stillen Klause einer Heiligen gelangt ist, wo er eine Zuflucht findet! Wie friedlich diese Stätte!“

„Ja, sie ist schön!“ sprach Katharina, des Goldschmieds Bruno Schwester. „Und doch, Herr Markgraf, — der Frieden, der über ihr liegt, konnte nur durch Kampf errungen werden. Sehet, dort liegt der Tzschetzschnower Grund; — Ihr wisset, wie dort einst die Polenschlacht getobt hat! Ich war ein Kind noch, als die Männer von Frankfurt zum Kampf auszogen; — aber niemals vergesse ich, Herr Markgraf, das feurige Leuchten des Zornes in ihren Augen, — niemals die stolze Freude des Sieges, als sie heimkehrten. Auch mein Bruder Bruno war unter ihnen!“

Sie schwieg. Ludwig nahm nach einer Weile ihre Worte wieder auf.

„Ja“, sprach er, „ich fange an, ein wenig besser von der Mark zu denken! Freilich schöner, viel schöner, Katharina, ist meine Heimat. O könntest Du mit mir weilen hoch auf der grünen Alm unter den schneeigen Firnen, unter den eisesstarren Gletschern; — könntest Du es sehen, wie die Morgen- und die Abendsonne sie mit einer Pracht umhüllen, gegen welche jeder Glanz irdischer Majestät verbleicht! Könntest Du sie atmen, diese Wohlgerüche, die der Südwind auf seinen Schwingen aus dem Land Italien herüberträgt! O welche Lust, an steiler Felswand, wo jeder Fehltritt Verderben bringt, die Gemse und den Steinbock zu jagen, und mit sicherem Bolzen den Adler ins Herz zu treffen, der regungslos in der blauen Höhe über dem dämmernden Abgrunde schwebt! Mein Vaterland, — nimmer vergess' ich Dein!“

Da blickte die Jungfrau ihn ernst, ja fast vorwurfsvoll an. „O mein gnädiger Fürst“, sprach sie, „ich bin ein armes, thörichtes Mädchen nur; — allein ich meine doch: Euer Vaterland ist jetzt die Mark. Und für sie, — für dieses Land und Volk bitt' ich Euch um ein wenig Liebe! Wie glücklich muß doch ein Fürst sein, der sich mit seinem Lande eins weiß, — für den vieltausend heiße Gebete zum Himmel aufsteigen, — ein Fürst, der aus Herzensgrunde von seinem Volke geliebt wird!“

Sie hatte mit steigender Wärme gesprochen. Ludwig blickte sie lange, lange an; dann ergriff er ihre Hand.

„Du sprichst vom Glücke eines Fürsten, Katharina!“ erwiderte er mit leiser Stimme. „O wüßtest Du, wie unglücklich, wie vereinsamt der Fürst ist, der vor Dir steht! Ich habe um jene Liebe geworben, die Du so schön geschildert hast; — sie ist mir nicht zu teil geworden. Ich weiß es; — ich steh' allein im Brandenburger Lande; — ja, ja, sie hassen mich, weil ich sie in das Verhängnis meines Hauses mitverwickelt, — weil ich Unheil und Elend über sie gebracht habe! Allein in einem ganzen Lande! O Katharina, — oft will's mich übermannen; — so schmerzlich ist mir der Gedanke dran! Es ist doch fast, als ob eine magische Gewalt dem Banne des Papstes innewohne: er trifft uns bis ins Herz hinein!“

„O nicht doch, mein geliebter Herr und Fürst“, sprach Katharina schüchtern; „der Fluch aus menschlichem Munde, — er prallt ja von dem Firmamente ab! Und glaubt es nur: Ihr stehet nicht allein! Es giebt der Herzen viele, die Euch schlagen. Bis in den Tod getreu!“ —

Da beugte der Markgraf sich zu ihr nieder; — sie suchte ihre Rechte ihm zu entziehen; er aber hielt sie fest. „Wenn mich so treu nur ein Herz liebt, geb' ich mich nicht verloren!“ flüsterte er ihr zu. Erglühend aber wendete sie sich ab. „Herr Markgraf“, sprach sie; „gedenket Eurer Pflicht!“

Er war im Begriff, das holde Weib trotz ihres Widerstrebens an sich zu ziehen; — da aber erklang auf der kleinen, zu dem Söller hinaufführenden Treppe der starke Tritt des Ritters von Wolfstein. „Herr Markgraf Ludwig“, rief der letztere; — „auch der Gast hat Pflichten! Er darf den Wirt nicht warten lassen! Der kühle, würz'ge Wein des Abendtranks ist zugerüstet, und Rosenblätter schwimmen obenauf. Den ersten Becher auf dies Land und Euer Markgraftum:

‚Gut Brandenburg allweg'!‘“ —

Markgraf Ludwig reichte der patrizischen Jungfrau die Hand; nach ritterlicher Sitte führte er sie hinab und dem Gartenhause zu, in welchem die angesehensten Familien Frankfurts, Männer und Frauen, sich versammelt hatten. „Zum ersten Male“, sprach er leise zu Katharina, „ist mir frohe Gesellschaft nicht eben bequem. Allein möchte ich sein mit Dir; — rauschende Waldeskronen über uns, — und dann

möcht' ich Deiner sanften Stimme träumend lauschen und die Worte milden Trostes Dir von Deinen Lippen küssen."

Becherklang und froher Zuruf aber empfing sie. Das Auge Katharinas ruhte, wie von einem Thränenschleier umflort, auf der blühenden Gestalt des Markgrafen; sie ahnte es, daß ihres Lebens Schicksal sich an diesem Abend entschieden habe. Erst als die Sterne schimmerten, zog die Gesellschaft nach dem Hause des Goldschmiedes Bruno heim. „Du darfst mich nicht mehr fliehen!", sprach Ludwig auf diesem Gange zu Katharina. „Wohl mir; — jetzt weiß ich es, daß auch ich ein edles Herz im Lande Brandenburg besitze. Ich fühle mich selig jetzt selbst in der Kampfesnot; denn Du bleibst mein für immer!"

Sie seufzte, und doch erwiderte sie seinen feurigen Händedruck. —

Auch das Dorf Rosengarten unfern von Frankfurt an der Oder gehörte damals dem Frankfurter Patrizier Bruno dem Goldschmiede. Oft fanden an den prächtigen Herbsttagen jetzt Jagden dort statt. Markgraf Ludwig war sonst ein Meister der Armbrust und des Wurfspießes; — aber es schien ihm in diesen goldigen Septemberstunden gar wenig an dem edlen Waidwerke gelegen; — sein Jagen war ja ein wildes Streifen nur durch Feld und Flur! Oft eilte er auf stürmischem Renner von den Genossen hinweg, lange schon, ehe „Hallali!" geblasen ward. Allein wollte er sein; — so äußerte er sich dem Marschalle von Wolffstein gegenüber. Er war es dann ja auch; — allein mit seinem jungen Liebesglück! — Heut' aber lenkte er den Rappen aus der Mitte des Eichwaldes nach dem Landgute mit dem poesievollen und doch so traurigen Namen hin.*) „Ich muß sie sehen; — ich muß sie in die Arme schließen!" sprach er leise, aber entschlossen vor sich hin. „Ich finde keine Ruhe sonst!" — Mit hochgeröteten Wangen kam er auf dem Landsitze an und sprang vom Rosse. —

Still lag das Gut; — es war heiße, glühend heiße Mittagszeit, und betäubend dufteten die welken und zerfallenden Rosen im Garten, Doch leer war auch er. Da klangen Harfentöne aus einem Zimmer des kleinen Herrenhauses. Ludwig stürmte hinein; er kannte diese Töne wohl! —

An dem Fenster des schattig-kühlen Gemaches saß, von dem goldiggrünen Scheine des Weinlaubs draußen übergossen, Katharina, Brunos

---

*) Rosengarten bedeutet altdeutsch auch „Friedhof".

Schwester. Sie war ganz in Weiß gekleidet; — wie ein Heiligenschein floß ihr gelöstes, blondes Haar in freien Wellen über ihre Schultern herab. In ihrem Arm ruhte die Harfe mit dem geschnitzten Seraphshaupte. Der Markgraf war von der Schönheit und dem Adel ihrer Erscheinung anfangs wie betroffen; — er stand einen Augenblick lang in der Thür; — dann aber stürzte er der Geliebten zu Füßen. Er barg sein Haupt in ihren Schooß; sie beugte sich nieder und küßte seinen braunen Scheitel.

„O laß mich eine Stunde glücklich sein", so flehte er; „ein Lied, ein Friedenslied!"

Katharina griff in die Saiten. —

Und nun war die Stunde des Glückes, des Friedens gekommen; — es ruhten alle seine Sorgen, alle seine Wünsche. —

Das war ein schöner Herbst! In frohem Stolze hob sich des Markgrafen Brust und mit Stolz, ja selbst mit leuchtendem Auge blickten die Getreuen unter seinen Freunden, seinen Unterthanen auf ihn hin. Aus seinem Antlitz sprühte es wie ein großes, unvergängliches Glück, wie ein glühender Thatendrang und eine sieghafte Gewißheit des Erfolges. Wo er auch weilte, zu Frankfurt oder Rosengarten, — es war ihm eine Freude, wenn ihm Arbeit kam! Schnell, verständnisvoll, nutzen- und heilbringend wurde dieselbe vollendet.

Ludwig verblieb am Oderufer, bis der Oktober nahte. Nun aber kamen trübe Tage. Sturm und Regen traten ein, — früher, viel früher als sie sonst gewöhnlich kommen. Aus dem Süden des Reiches ferner trafen Boten ein, — häufiger und immer häufiger, — und wann Ludwig ihre Pergamente gelesen hatte, umwölkte sich seine Stirn. Der Inhalt dieser Briefe aber konnte seiner Umgebung, ja seinem Volke nicht wohl verborgen bleiben: der Kaiser Ludwig war in großer Not. Die Lützelburger, die Nachkommen Kaiser Heinrichs VII., König Johann von Böhmen und seine Söhne, Markgraf Karl von Mähren und Johannes, welcher die reiche Erbin der Lande Tirol und Kärnthen, die feurige, ehrbegierige Fürstin Margareta, geehelicht, hatten nunmehr ihrerseits jene Aufgabe übernommen, an welcher Friedrich der Schöne von Österreich einst gescheitert war: sie wollten Kaiser Ludwig um sein Reich und seine Krone bringen. —

In Rosengarten draußen war es zu unfreundlich jetzt; — der Markgraf war daher wieder in die Ghibellinenstadt Frankfurt zurück-

gekehrt; — schwer lastete ja die Bürde der Regierung auf seinen Schultern! —

Es war eines düstern Abends; — am 1. November. Still lag das Haus des Goldschmieds Bruno. Nur aus einem kleinen Gemache schimmerte Licht: es war das Zimmer Katharinas. Der Hausherr und seine Gattin hatten sich zu der an jedem ersten Monatstage stattfindenden Versammlung der Frankfurter Kalandsbrüderschaft begeben; Markgraf Ludwig war über Land geritten.

Das Fräulein saß unter der Ampel und war mit einer Handarbeit beschäftigt. Emsig zog sie die Goldfäden ihrer Stickerei durch den Purpursammet der Unterlage. Auch ihr Blick war nachdenklich, ja trüb' geworden. „Ich habe es gewußt", sprach sie leise vor sich hin; „es konnte ja nicht anders kommen: es konnte nur ein bitter' Scheiden werden. Und doch, — ich bin zufrieden mit meinem Schicksal. Ich selbst bin eine kurze Zeit glücklich gewesen, und ich habe es vermocht, einen Schein des Glückes auch zu werfen auf sein freudeloses Dasein!"

Da tönte ein eiliger Schritt auf dem Flure. Er war's, mit dem ihre Gedanken sich beschäftigten! Sie flog ihm entgegen; Ludwig preßte stumm einen Kuß auf ihre Lippen. Dann ergriff er die Harfe, die in der Ecke lehnte. Mit einer Stimme, aus welcher die tiefste Bewegung quoll, sang er ein selbstverfaßtes Lied, welches er ihr einst in besseren Tagen geweiht hatte, — in Tagen, da sie ihm Trost und Frieden gespendet hatte! —

„Wild treibet die Gedanken fort
Des heißen Blutes Welle;
Jäh' stürmen sie von Ort zu Ort
Gleich sprüh'nder Bergesquelle.
Da flieh' ich hin zum stillen Port,
Zu Deiner heil'gen Schwelle; —
O laß sie mir, mein teurer Hort,
An Deiner Brust die Stelle!

Da hebst Du leise an den Sang,
Und mild die Töne wogen,
Wie fernher kommt ein Glockenklang
Durch Waldesnacht gezogen.
Dann schwellen sie in mächt'gem Drang
Empor zum Himmelsbogen,
Bis friedevoll und doch so bang
Der letzte Ton verflogen.

Dein Lied gab mir die Ruh' zurück,
Die lange mich gemieden.
Dein hoffend gläub'ger Liebesblick
Löscht' meines Blutes Sieden.
O lenk' als Stern Du mein Geschick,
Lenk' all' mein Heil hienieden.
Gieb mir der Seele höchstes Glück, —
Gieb Frieden mir, gieb Frieden!" —

Es folgte eine bange Pause. Er lehnte die Harfe an die Wand. Endlich faßte sich Katharina.

„Wir müssen scheiden, Ludwig!" sprach sie sanft.

„Nein, nie und nimmer!" erwiderte er leidenschaftlich. „Wenigstens im Herzen nicht! Allein nach Bayern muß ich, Geliebte; — das hast Du recht erraten! Mein edler Vater unterliegt! Jedoch noch hoffe ich, und mit dem Lorbeer des Sieges geschmückt kehre ich zurück — zu Dir!"

Ein schmerzlicher Zug überflog ihr Antlitz. „Nein", sprach sie, „Ludwig; — ich weiß alles: es ist vorbei! Es war ein kurzer Traum des Glückes. Ich danke Dir: es war so hold, so wunderschön! Ich danke Dir auch dafür, daß ich rein und ruhig von Dir scheiden kann. Begraben wir unser Schönstes, unser Glück! Doch nein, — Du sollst noch glücklich werden! Wir in der Mark wissen, was der Kaiser beabsichtigt; — einer hohen Fürstin will er Dich vermählen, und also muß es auch sein. Eine starke Stütze brauchen die edlen Wittelsbacher in dem schweren Kampfe! Möge sie Dir zu teil werden! Was soll ich Dir? — Gebe Dir Gott königliche Gedanken, einen starken Arm und ein friedevolles Herz! Ich werde beten für den Kaisersohn, der einst an meinem armen Herzen ruhte." —

„Geliebte!" rief der Markgraf jähe.

Allein schon war sie ihm enteilt. Nur einen glühenden Kuß fühlte Ludwig noch auf seiner Stirn; und wie ein: „Friede sei mit Dir!" tönte es ihm durch die halbgeöffnete Thür zu, durch welche sie das Zimmer verlassen hatte. Er wollte sie erfassen; — allein er griff in die leere Luft; er wollte ihr nacheilen; allein sein Fuß haftete am Boden. Schneidend wie ein Messer ging es ihm durch seine Seele. Die Saiten der Harfe aber rauschten, wie von Geisterhand berührt. —

Es war in der That so, wie Katharina vermutet hatte. Aus der Unruhe des Geliebten hatte sie das Richtige erraten. Noch im Jahre 1335 verließ der Markgraf, der am folgenden Morgen von Frankfurt

abritt, das Land Brandenburg, um sich nach München zu seinem Vater zu begeben; — noch in demselben Jahre vermählte er sich auf Wunsch des letzteren mit der Prinzessin Margareta, der Tochter des Königs Christoph von Dänemark. —

Immer wirrer aber wurde der Kampf zwischen der kaiserlichen und der päpstlichen Gewalt. Der Kaiser brauchte Verbündete; ein solcher sollte ihm auch König Christoph II., weiland Erich Menveds Bruder, sein. Ludwig hatte diesem Plane seines Vaters lange Zeit einen starren Widerstand entgegengesetzt, bis ihn die Rücksicht auf die Zukunft seines Hauses doch endlich zur Nachgiebigkeit bewogen hatte. Als ein völlig Veränderter aber kam er nach der Mark zurück. Der ritterliche Jugendmut, der Frohsinn und das kühne Selbstvertrauen waren aus seinem Wesen verschwunden; — er erschien unbefriedigt, gedrückt, ja verbittert. Die Stadt Frankfurt an der Oder, in welcher er einst so oft und gern geweilt hatte, mied er für lange Jahre nun gänzlich; — er nahm, wenn es ihn nicht in die Pracht und in den Frieden der märkischen Wälder hinaustrieb, seinen Aufenthalt im „hohen Hause“ zu Berlin. —

Auch hier gestaltete sich sein Leben düster und einsam genug. Er schloß sich mehr und mehr von den Märkern ab. Die großen Geschlechter der Mark ritten nicht mehr zu Hofe; — Ludwig verwendete fast nur Bayern in seinem Dienste. Nur ein Vasall des Landes selbst genoß die volle Gunst des Fürsten, das war

Herr Hans von Buch,

der Brudersohn vom Ritter Nikolaus, von dessen traurigem Schicksal jetzt nur noch eine dunkle Kunde in halbverklungenen Sagen umlief. Ludwig übertrug diesem allerdings ausgezeichneten Manne, so oft er nach dem Bayerlande ging, sogar die oberste Hauptmannschaft der Mark: Johann von Buch ward, wie es in dem Latein der damaligen Zeit hieß, Capitaneus generalis über alle Brandenburger Lande, — der erste Mann nach dem Markgrafen, — höher gestellt als selbst Friedrich von Lochen. Als Ritter Nikolaus von Buch einst gerichtet worden war, hatten die Herren von Buch fast ihr gesamtes Hab und Gut verloren. Durch Ludwigs Huld erhielten sie indes jetzt alles wieder. Hans von Buch war ums Jahr 1340 nicht nur „oberster Hauptmann“, Hofrichter und „Heimlicher“ *) des Markgrafen, sondern auch Herr der

*) „Heimlicher“ gleich dem heutigen leitenden „Minister“.

Herrschaften Buch, Gardiß, Garsedow, Bukow, Golzow, Stolzenhagen Gebieter der Lande Jerichow und Wittenberge, Schloßherr zu Kamern, Görne und Aulosen, ja auch Besitzer des sehr beträchtlichen Elbzolls zu Schnakenburg. Er blieb jedoch, wie sich von selbst versteht, ein treuer „Ghibellin", — die stärkste und die zuverlässigste Stütze seines Herrn im märkischen Lande, ja, fast sein einziger Freund und Tröster.

Denn dunkler und dunkler gestaltete sich das Geschick der Wittelsbacher. Auch Papst Benedikt XII. änderte seine versöhnliche Haltung sehr bald. Kaiser Ludwig war ja nicht gewillt, den Rechten des Reichs auch nur das Geringste zu vergeben! Er errichtete den Kurfürstenverein zu Rense und ließ es durch die Wähler des Reichsoberhauptes feierlich erklären,

> daß auch die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott herstamme, und der Erwählte schon durch die ordentliche Wahl der Kurfürsten, nicht erst durch die päpstliche Bestätigung, römischer Kaiser sei.

Das konnte auch der friedliebendste Papst nicht wohl zugeben! Und als nun gar im Jahre 1342, im April, der mildgesinnte Statthalter Petri starb, — als ihm sein alter Gegner, der Franzose Peter Roger, im Mai als Clemens VI. auf dem heiligen Stuhle folgte, da nahm der alte Streit wiederum die schärfsten Formen an. Denn Peter Roger einst Abt zu Fécamp, dann Bischof zu Arras und Erzbischof zu Rouen, war der Freund König Johanns von Böhmen und der Lehrer des Markgrafen Karl von Mähren gewesen, der sich immer offener als der thätigste, der listigste und unermüdlichste Feind des bayrischen Hauses erwies. —

Von neuem ergingen jetzt die Bannflüche über den Kaiser und sein Haus, über Berlin-Kölln und die Mark. Ludwig der Bayer aber mochte die Krone nicht lassen, und Ludwig der Brandenburger seine Mark nicht, namentlich jetzt nicht, da es Friede zu werden schien im Lande. Von dem jungen Markgrafen selbst freilich waren die Geister der Ruhe gewichen; — rastlos trieb es ihn hin und her, — von der Seite seiner Gemahlin hinweg über Fels und Heide und in den tiefen, dunkelnden Wald zu brausender, rasender Jagd. Bald mußte Frau Margarete von Dänemark es erkennen, daß sie wohl die Achtung, aber auch nicht ein Fünklein von der Liebe ihres Gattin besaß. Darob vergrämte sich die junge, edle Rose aus dem Dänenlande. Wenige Tage, nachdem

die neuen Bannflüche des Papstes Clemens in Berlin bekannt gemacht und die Kirchen bis auf die Klöster der Franziskaner wiederum geschlossen worden waren, verstarb Frau Margarete auf dem „hohen Hause“ zu Berlin. Sie hatte dem Markgrafen keinen Erben geschenkt.

Fast verzweifelnd stand Ludwig vor der Leiche der Gemahlin. Wie eine weiße Lilie lag die Markgräfin in ihrem letzten, engen Bette. Wie still friedlich aber auch der Ausdruck ihrer Züge war: doch schien es dem Fürsten, als ob sie ihn anklagen wollten. Als er allein war, sank er auf seine Knie:

„Mein Gott“, so rief er schluchzend, „vergieb Du mir! Und Du auch, holde, tote Freundin! Ich sagte Dir es ja: ‚Mein Herz verbleibt am Oderstrome!‘ Ich kann der ersten, holden Liebe Glück nimmer vergessen!“ —

Nachdem die Bestattungsfeierlichkeiten in der Kirche des Grauen Klosters abgehalten worden und das leidverklärte dänische Königskind seine letzte Ruhe gefunden hatte, ließ Markgraf Ludwig seinen Marschall Friedrich von Lochen von seiner Veste Boytzenburg herbeirufen.

„Friedrich“, so sprach er, „ich nehme zurück, was ich Dir einst im Zorne gesagt, als Du mich mahntest und meine Pflichten mir ins Gedächtnis zurückriefst; — Du bist wieder mein Marschall vom Dienste! Hier aber vermag ich augenblicklich nicht zu bleiben! Diese Grabesruhe in dem Lande Brandenburg ist mir unerträglich; — mir ist, als müßte das Firmament über mir zusammenstürzen! Auf, laß uns einen Ritterzug nach Preußen thun! Der Hochmeister schreibt mir, daß die Litauer sich zu neuen Verwüstungskriegen rüsten; — suchen wir, ihnen ein Halt zu gebieten, und streiten wir, wenn auch in Acht und Bann der Kirche, für das Kreuz!“ —

„Und wer hält Brandenburg indes für uns?“ fragte der Marschall.

„Herr Hans von Buch, — er wird mein Statthalter!“

Der Ritter von Lochen war ein edelgesinnter Mann, der von niedrigem Neide und von Mißgunst weit entfernt war. „Wohl, gnädiger Herr“, so erwiderte er; „dann können wir in gutem Frieden ziehen! Der Ritter Hans von Buch ist wachsam und getreu!“ —

Und so wurde der abenteuerliche Zug ins Heidenland wirklich angetreten. Zu Berlin sammelten sich Ludwigs Ritter, — Bayern und Brandenburger. Wie nun die Kunde davon in Deutschland und den angrenzenden Ländern erscholl, daß Ludwig von Brandenburg, der Ge=

bannte, dem Kreuz in Preußen gegen die Heiden helfen wolle, da eilten selbst Österreicher, Flamänder, Brabanter und Franzosen zu seinen Bannern. Ludwig brach im Mai 1342 mit ihnen nach Preußen auf. Die Heerstraße ging über Frankfurt an der Oder; — ein anderer Weg konnte nicht gewählt werden. —

An einem Frühjahrsabend 1342 lagerte Ludwig wieder auf den Höhen östlich vom Oderstrome. Er hatte nicht in Frankfurt bleiben mögen, sondern hatte mit seinen 300 Rittern die Stadt nur in Eile durchzogen und die Oderbrücke überschritten.

Wohl hätte er da, wie er über den Markt ritt, am liebsten die Augen schließen mögen; allein das ging nicht an, da seine getreuen Bürger ihn, wie immer, freudig begrüßten. Er aber hörte kaum auf ihre Worte und erwiderte zerstreut. Die Frankfurter schoben es auf den frischen Schmerz um den Verlust seiner Gemahlin. Ludwigs Falkenblick aber hatte, während er sprach, sich dem Hause des Goldschmiedes Bruno zugewendet. Der Hausherr — das hatte der Fürst wohl bemerkt, — stand vor der Thür des ihm so wohlbekannten Hauses; — allein ein tiefes Weh lag auf den Zügen des edlen Bürgers. Machtvoll zog es Ludwig nach jenem Hause hin; — allein er durfte ja dem heißen Drange seines Herzens nicht folgen. Sein Glück war ja begraben!

Auf einer Bergeshöhe unfern des Lagers über dem Oderufer stand er nun mutterseelenallein. Fest war sein Blick auf die Stadt Frankfurt gerichtet, hinter welcher die Sonnenglut des nahenden Abends lodernd prangte. Dort die St. Marienkirche mit ihrem herrlichen Turmpaar; dort der schlankere Belfried des Rathauses, und dort der hohe, zierliche Giebel! — Ja, er war's, der Giebel von Bruno Goldschmieds Hause! Hatte die Sonne den Fürsten geblendet? — Er hielt die Hand lange, lange vor die Augen. Dann aber kam es über seine Lippen, — Worte seiner eignen Dichtung:

„Da flieh ich hin zum stillen Port,
Zu Deiner heil'gen Schwelle; —
O laß sie mir, mein teurer Hort,
An Deiner Brust die Stelle!" —

Wie ein Krampf wogte es in seiner Brust, und eine Thräne erglänzte in seinem Auge. Dann aber faßte er sich und stützte sich fester auf sein Schwert.

„Es ist vorüber, — Glück und Leid, das ich am Oderstrande

fand! Gesegnet jenes Haus dort! Vergieb auch Du mir, Katharina, was ich Dir angethan! Ich durfte der Stimme des Herzens ja nicht folgen! Ich mußte auf die Pläne meines Vaters eingehen, um Wittelsbach und Brandenburg zu halten. Und das will ich auch fürder thun, — mögen sie noch so schwer sein, die Opfer, die ich zu bringen habe. Alles für Wittelsbach und Brandenburg! — Für mich such' ich das Glück nicht mehr." —

Aus den tiefeingeschnittenen Thälern des Oderufers klangen die Abendglocken herauf. Einen letzten Blick noch auf Frankfurt, und langsam schritt Ludwig dem Lager wieder zu. —

Fünftes Kapitel.

Die Herrin von Schloß Maultasch.

Die Veste Buch an der Elbe war nun wieder bewohnt; der Capitaneus von Buch, Herr Hans, weiland Herrn Nikolai Brudersohn, lebte mit seiner Gemahlin Else, der letzten Gräfin von Wartbeck, in hoher Ehre auf ihr. Er war, wie schon gesagt, der erste Mann im Lande, aber er blieb ein schlichter Junker, — seiner Heimat mit treuem Herzen zugethan. Oft hatte er viel in seines Herrn Geschäften zu reiten und zu reisen; — nicht grade, daß ihm das sehr lieb gewesen wäre; allein es ging eben nicht anders. Wenn er dann aber mit seiner Gemahlin wieder unter dem runden Turme des Schlosses Buch im Schatten der breitästigen Linden saß, dann pflegte er wohl in seinem lieben heimischen Platt zu sagen:

„Wer*) underwilen oderisch Luft rüeken däht, dem duot de Elbluft darno desto bett'." —

So sprach er auch an einem Herbstesmorgen des Jahres 1342, als lichter Sonnenschein den Burghof freundlich füllte. Da stürmte Frau Else ihm aus dem Treppenturme des Schlosses entgegen, von welchem man zugleich die Ausschau auf das Elbgelände hatte.

„Viellieber Herr!" rief sie ihm zu. „Schnell, schnell, das Festwamms

---

*) Wer eine Zeit lang die Luft der Oder eingeatmet hat, dem thut die Elbluft danach desto besser.

angethan! Der Markgraf zieht zur Burg herauf; gar prächtig glänzt sein roter Adler!"

„Ich dachte ihn in Preußen noch", sprach der Edelherr, sich von seinem Ruheplatze unter der schattenden Linde erhebend; — „'s muß wieder 'was im Werke sein, da er so schnell zurückkehrt. Gott gebe, daß es Gutes sei!" —

Mit Herzlichkeit wurde Ludwig auf der Burg Buch begrüßt. Er erzählte von seinen Kämpfen in Litauen, und wie sie in der Wildnis des Landes die Heiden gejagt,

„recht, wie der Fuchs die Hasen jagt;"

— wie sie dann die Burg Pillenen belagert und nach verzweifelter Gegenwehr auch genommen hätten. „Der Zug hat mich erfrischt; — ich fühle mich stark genug, in neue Kämpfe einzutreten!" schloß der Markgraf.

„Herr Ludwig", entgegnete ihm der Burgherr ernst; „deswegen aber kamet Ihr nicht zu mir! Teilet mir Eure Befehle mit; — Ihr wisset, — ich bin bereit, sie zu vollziehen."

„So höre denn, mein Heimlicher!" erwiderte der Fürst. „Du weißt es, wie schlimm es augenblicklich um die Sache meines kaiserlichen Vaters steht; — selbst Bayern ist bedroht. Der Papst ist unversöhnlich; — er hat uns jüngst sogar eröffnet, daß wir

niemals einen Frieden von Rom

zu hoffen haben. Der Markgraf Karl von Mähren ist, wenn er auch noch nicht gekrönt ward, so doch thatsächlich bereits der Gegenkönig meines Vaters, und mit Schlangenlist wandelt er seine Pfade: kurzum, es steht jetzt alles auf dem Spiele! Da bietet sich uns plötzlich die Gelegenheit, das Haus der Lützelburger tief und tödlich zu treffen.

Der Edelherr horchte hoch auf. „Das wäre uns und allem deutschen Volk ein Segen! — Doch wie, Herr Markgraf?" rief er aus.

Der Landesfürst blickte um sich. Sie waren allein auf dem friedlich daliegenden Burghofe. Ludwig schenkte sich einen vollen Becher ein und leerte ihn auf einen Zug, als hätte er Schweres zu sagen.

„Ich soll mich mit Frau Margareta von Tirol und Kärnten ehelich verbinden!" so antwortete er dann seinem Rate.

Da sprang der Capitaneus auf. „Frau Margarete, die man vom Schlosse Maultasch in Tirol die ‚Maultasche' heißt?" rief er in heller Verwunderung aus. „Die hat ja ihren Mann, des Böhmenkönigs Sohn Johann, den Bruder Markgraf Karls von Mähren!"

„Sie will ihn eben nicht mehr haben; — er sei niemals ihr Mann gewesen; — sie sei noch Jungfrau, — also sagt sie!", erwiderte der Markgraf Ludwig. „Aber nicht erblos will sie sterben. Sie will den Gatten von sich stoßen, der ihr kein Gatte war; — kurz, Hans von Buch, die Gräfin von Tirol hat meinen Schutz, hat meine Hand verlangt."

Der Hauptmann und Rat von Buch war aufs äußerste betroffen. Er schwieg eine Weile. Dann aber sprach er:

„Herr, thut es nicht! Es wird ein böser Handel! Die beiden sind nun einmal durch des Priesters Hand verbunden und vor Gott und den Menschen ein Paar. Ihr greift in fremde Rechte ein und setzet Euch damit ins Unrecht!"

„Glaubt nicht, Herr Hans von Buch", erwiderte Ludwig ihm tiefernst, „daß mir die Sache sehr willkommen wäre. Mein Herz vor allem ist bei ihr auch nicht im mindesten beteiligt. Allein mein Vater drängt mich; — es sei sein Untergang, wenn ich's nicht thäte! Den kann ich nicht auf mein Gewissen nehmen!"

„O glaubet nicht, mein gnäd'ger Herr, daß aus dem Unrecht Heilsames erwachse!"

„Nein, Buch", sprach jetzt der Markgraf schon entschiedener, „Du siehst die Sache doch wohl nicht mit rechtem Auge an! Wer Unrecht gethan hat, das sind allein die Lützelburger gewesen; — sie haben die Gräfin von Tirol zu der Heirat mit dem unmännlichen Manne gezwungen, damit ihr schönes Erbe an sie falle; sie haben Margarete von der Burg Maultasch entführt und auf das feste Schloß Petersberg gefangen gesetzt; und von dort aus hat sie die schiedsrichterliche Gewalt des deutschen Kaisers angerufen. Der Herr der Deutschen aber soll und will dem Unrecht steuern."

„Das klingt schon anders!" erwiderte jetzt der Herr von Buch. „Und doch, ich sage Euch: es ist nicht wohlgethan! Man hat mich oft berichtet, Frau Margareta sei ein heißblütig', ein leidenschaftlich' Weib, — mehr Italienerin als Deutsche. Wehe aber dem Weibe, das in solchem Rufe steht!"

Da erhob sich Ludwig. „Ich werde sie zu zügeln wissen!" sprach er. „Überdem, — meines Lebens Glück ist doch für alle Zeit dahin; — mir gilt es gleichviel, ob ich in ein sengendes und brennendes oder in ein taubenhaftes Auge schaue. Und nun vernimm es, Hans von Buch: Ich habe mich bereits entschieden! Wenn ich den Untergang meines

edlen Vaters verhindern, — wenn ich meinem Hause zum Siege verhelfen kann, so ist es mir eine heilige Pflicht, mich selbst zu opfern. Und andrerseits: wir haben die Aussicht auf den Sieg, wenn wir Tirol, wenn wir das Kärntner Land besitzen! Dann ist der Macht der Böhmen und der Mähren ein fester Damm entgegengestellt; dann sind sie von unserm Erblande Bayern geschieden; dann umringen wir sie von drei Seiten, und nur der Osten noch ist ihnen frei; — dann beherrschen wir die Straße nach Italien und können alle Kraft zusammenfassen zum Kampfe gegen die unerträgliche römische Tyrannei. Denn daran kann kein Zweifel sein:

Rom wird nicht eher ruhen, bis wir vernichtet sind. ‚Wir haben nie Verzeihung zu hoffen!‘ — ich wiederhol' es Dir, das hat Papst Clemens meinem Vater geschrieben! Der kühne und unbeugsame Franzose rüstet sich bereits, von Avignon nach Rom zurückzukehren. —

Du siehst also, Ritter Hans, es gilt einen Kampf auf Leben und Tod, — einen Streit bis zur Vernichtung! Ich fürchte, daß der Papst selbst Gift und Dolch gebrauchen wird, um uns darniederzustrecken. Da ist es unsere erste Pflicht, jedweden Vorteil auszuspähen und auszunutzen."

„Es ist Euch also, gnäd'ger Herr, vollkommen Ernst?" fragte Buch, sein nachdenklich Schweigen endlich brechend.

„Todbittrer Ernst!" entgegnete der Markgraf.

„Nun denn, mein gnäd'ger Herr", erwiderte der Ritter, „da habt Ihr meine Hand! Ich bin, wie immer, Euer Mann! Verfüget über mich und meine Habe! Fordert Ihr meine Begleitung?"

„Ja, mein getreuer Ritter und Capitaneus! Auf denn, Herr Hans von Buch, — auf nach den Alpenlanden! Mir schwillt das Herz! Wohl mir! Ich darf die steilen, schwindelnden Pfade wieder wandeln, um das Edelweiß am Abgrunde zu brechen, um vom hohen Felsengrat den Geier und die Gems' zu schießen, — um in der einsamen Sennhütte unter den eisigen Gärten der ‚seligen Fräulein‘*) zu träumen, — darf durch die hallende Felseneinsamkeit den Ruf der freien Brust wiederum hinsenden! Kampf und Sieg! Ja Sieg nach Mühsal ohne Gleichen! Mir pochen alle Pulse vor der Freude dieser Zukunft! Sieg, Sieg, — nicht Untergang!" Der Herr von Buch wiegte zweifelnd sein Haupt; — allein

*) Tiroler Name für die Feen und Geister der Gletscher.

er mochte seinem Herrn den Blick in eine sonnigere Zukunft denn doch nicht verleiden. Und so wurde der Heereszug gerüstet. —

Es war eine schöne und ritterliche Fahrt, die von der Mark nach Tirol! In Nürnberg schloß sich dem wohlbewaffneten Zuge auch der mächtige, kluge und vortreffliche Burggraf Johannes aus dem Hause Hohenzollern an; denn schon lange war es seine Absicht gewesen, dem Kaiser, seinem Freunde, in dem Kampfe für Deutschlands Recht und Würde sein Schwert und seinen weisen Rat zu leihen.

Der glänzende Zug ging nun von Nürnberg nach München und von da nach Innsbruck. Hier vernahmen die Ritter, daß Markgraf Karl von Mähren herbeieile, um den Bayern die Befreiung der Gefangenen vom Schlosse Petersberg zu verwehren. Da blitzte Ludwigs Auge! „Nie war mir eine Nachricht je erfreulicher", so sprach er zu Ritter Hans von Buch. „Nun giebt es Kampf! Ich will auch meinem Vater schreiben, daß er komme! Auf nach dem Petersberge!" —

Dort, vor der hochragenden, von den Lützelburgern besetzten Veste schlugen die Bayern ein Lager auf, in welchem bald auch der Kaiser Ludwig selbst eintraf. Allein es war dort gar wenig zu thun. Jene Höhe, auf welcher oben die wohlverteidigten Befestigungen thronten, war den Ballisten und Mauerbrechern unerreichbar. Allein die Streitmacht der Wittelsbacher wuchs gleichwohl tagtäglich. Jetzt kamen auch noch die Bischöfe von Passau und von Freisingen herbei, — jetzt märkische und flandrische Herren. Da sank denen oben schließlich doch der Mut, zumal, da sie mit Lebensmitteln für eine so lange Zeit der Belagerung nicht versehen waren. Die Besatzung meuterte gegen ihren unbeugsamen Befehlshaber, den böhmischen Ritter von der Duba; — ja, die Knechte fesselten ihn, als er die Burg nicht übergeben wollte. —

Es war eines Sonntags Morgens. Die Alpenwelt der hohen Tauern lag in majestätischer Hoheit da; — die eisbedeckten Firnen glänzten silberrein hinab ins Thal; am tiefblauen Himmel aber zogen leichte, weiße Wölkchen dahin, und aus den Thälern tönte tiefer oder heller das Glockengeläut zu den Almen empor. Wunderbarer, tiefer Gottesfrieden rings umher! Aber die Menschen blieben von demselben unberührt; die Wittelsbachischen bereiteten sich auf einen Sturm vor. Da zeigte sich plötzlich ein weißes Fähnlein auf der viereckigen Warte der Burg. Und alsobald öffneten sich auch die Thore und die

Belagerten zogen zu Thal. „Bei St. Ruprecht und St. Corbinian!“*) rief plötzlich der Bischof von Freisingen. „Das ist ein gar seltsam Ding!“ — Und das war's auch; denn vor der niedersteigenden Mannschaft ritt auf feurigem Rappen ein Weib daher. Ihre Brust deckte ein Harnisch; auf ihrem stolzen, von dunklen Locken umwogten Haupte schimmerte ein Eisenhut; in ihrer Rechten hielt sie eine schwere, ritterliche Lanze mit dem wallenden Banner von Tirol.

„Es ist die Amazone Margaret', das hohe, heldenmäß'ge Weib!“ sprach der Bischof von Freisingen zu den Herren, die dort unter der Königsfahne bei ihm standen. Das waren der Kaiser, der Markgraf Ludwig und Herr Johann von Buch.

„Thu' Deine Pflicht, Feldhauptmann!“ sprach der Markgraf Ludwig jetzt zu seinem Ritter. „Reite den Nahenden entgegen und befrage sie! Sie schwenken eine weiße Fahne. Was soll das alles uns besagen?“ —

Der Ritter von Buch bestieg sein Roß und sprengte aus dem Lager. „Was solls? — Was bringt Ihr?“ rief er den Nahenden zu.

„Das Schloß, uns selbst und den gefangenen Ritter von der Duba!“ klang es von den Lippen der kühnen Reiterin zurück. „Geh, — führe uns zu Deinem Herrn!“ —

Und nun hielt Frau Margareta vom Schlosse Maultasch vor dem Kaiser. Anmutig neigte sie sich und doch mit der Würde einer Fürstin. Dann sprach sie mit leidenschaftlichem Tone:

„Das war eine schwere Zeit, mein Herr und Kaiser, die Ihr uns bereitet habt! Wir konnten's schließlich nicht mehr aushalten! Da haben wir uns selbst befreit und kommen, gnädiger Herr, um froh in die Arme unseres heißersehnten Herrn und Schützers zu eilen.“ — Ein glühender Blick traf dabei den Markgrafen Ludwig. Der aber half der schönen Reiterin vom Rosse. Glutrot hatte auch seine Wange sich gefärbt, so wie die ihre.

„Froh begrüße ich Euch, edle Frau Margaret', als meine Tochter!“ rief der Kaiser und reichte ihr die Hnnd.

„Und getreu will ich Dich schützen gegen der Lützelburger arge List!“ sprach Markgraf Ludwig ernst und kalt.

Ein Blick des Erstaunens traf ihn dafür. Dann aber lächelte das geharnischte Weib. Frau Margarete war sich ihrer be-

*) Die Gründer des Bisthums Freisingen.

strickenden Schönheit wohl bewußt. Sie legte ihre Arme um den Hals des Markgrafen und schaute ihm blitzend und sonnig zugleich ins Auge.

„Ich komme zu Dir", so sprach sie in dem glühendsten Tone der Leidenschaft, „keusch und makellos wie die Geister des ewigen Schnees dort oben! Und wie die ‚seligen Frauen' in den schimmernden Eishöhlen jener Firnen den geliebten Hirtenknaben nimmer lassen, — wie sie ihn nimmer wieder freigeben, so will ich Dich an meinem Herzen halten, mein teurer, starker Markgraf Ludwig!"

Da reichte er ihr, seiner selbst kaum mehr mächtig, den Brautring als Mahlschatz. —

Während des Festes, welches an jenem Sonntage abends auf der übergebenen Burg St. Petersberg gefeiert wurde, vollzog der Bischof Luitpold von Freisingen die feierliche Verlobung des schönen Fürstenpaares. „Aus kaiserlichem Rechte heiß' ich Eure Ehe gut!" sprach dann der Kaiser Ludwig. „Die großen Rechtslehrer Marsilius Ficinus *) und Wilhelm Occam **) haben mich klärlich davon überzeugt, daß nicht allein die Kirche, sondern auch die Staatsgewalt das Recht hat, Ehen zu schließen und zu lösen. Gottes Segen denn mit Euch, mein Sohn und meine Tochter!"

Wohl klirrten die Ritter dabei nach altdeutscher Sitte mit den Schwertern; allein ein froher, heilverkündender Zuruf ertönte nicht. Ein so unerhörter Eingriff in das bisher unbestrittene Recht der Kirche war denn doch noch nicht geschehen. Beim Mahle aber floß der Wein, gleichsam als wenn man sich betäuben wollte, bis in die tiefe Nacht hinein in vollen Strömen. —

Der Capitaneus Johann von Buch hielt sich dem Feste fern. Mit dem böhmischen Freiherrn von der Duba, welchen nur Buchs Fürbitte beim Kaiser vor einem schimpflichen Tode, vor dem Gehenktwerden in Ketten, hatte bewahren können, saß er allein im höchsten Turmgemach des Schlosses und bewunderte die Herrlichkeit des Alpenglühens. Staunend sah er diese wie aus Eis geschnittenen Throne des großen Himmelsgottes in Flammen stehen; — tiefergriffen sah er diese rosige Glut noch einmal hell aufleuchten und dann langsam erlöschen.

---

*) Italienischer Jurist.

**) Professor zu Oxford, † 1347 zu München.

Und doch! Trotz all' der Alpenherrlichkeit, — trotz all' des Abendfriedens ringsum kamen dem treuen Manne böse Ahnungen. „Wär' ich erst wieder in der Mark!“ so sprach er leise vor sich hin. Da legte sich eine leichte, feine Hand auf seine Schulter. Auch der hohenzollersche Burggraf Johannes von Nürnberg war zu den beiden hinaufgestiegen.

„Vielleicht zieh' ich mit Euch, Herr Hans von Buch, um unsres Kaisers Sache im Norden zu stützen“, sprach der süddeutsche Fürst. „Denn hier gefällt mir manches nicht! Man kann sehr wohl ein Feind der Herrschsucht des Papstes sein und doch der Kirche lassen, was ihr nach altem Rechte gebührt. Die schwarze Gret' mochte sich immerhin von ihrem Schwächling scheiden; — des Brandenburger Markgrafen Weib brauchte sie drum doch noch nicht zu werden. Ich wenigstens bin nur zu ihrer Befreiung ausgezogen und hab' von diesem Heiratsplane nichts gewußt. Der Kaiser dauert mich, — grad' um der kaiserlichen Sache willen! Und wie soll das erst weiter werden? Wie kann der Markgraf Ludwig, ein so guter Ritter er auch ist, zu gleicher Zeit herrschen dort unten in dem nordischen Tieflande und hier oben in der Gebirgswelt der Alpen? — Ein Heer von Feinden legt sich zwischen diese beiden Lande, und die Kirche ist zum Todeskampf herausgefordert! — Ich sehe schlimme Zeiten kommen, — ärgere noch als bisher! Allein wir wollen nicht von unserm Kaiser weichen, wenn er auch jetzt geirrt hat. Laßt mich, Ihr werten Herren, mit einem Krüglein Wein hier bei Euch sitzen; — die unten sind voll trunkenen Mutes! Nein, werte Freunde, so feiert man einen Erfolg wahrhaftig nicht!“ —

Am nächsten Tage brach der Brautzug von dem Schlosse Petersberg nach Süden auf. Die bayrischen und märkischen Herren zogen die alte Felsenstraße des Brenner dahin; am Jauffen vorbei ritten sie nach dem Passeierthale, — lustig und wohlgemut, am fröhlichsten aber Herr Luitpold, der ritterliche Bischof von Freisingen, welcher das Verlöbnis des hohen Paares eingesegnet hatte. Wie manch ein Prälat in der alten Zeit gethan, so führte auch er fahrende Sänger mit sich. Die ließen ihre Stimmen laut erschallen und sangen von Lenz und Liebe, von Margaretens Schönheit und von Ludwigs Ritterlichkeit, vor allem aber von des Kaisers und des Bischofs freigebiger Hand. —

Da geschah, wie man in jenen alten Tagen sagte, ein Zeichen Gottes am Fuße des Berges Jauffen. Herr Johannes von Buch ritt mit den Bannerträgern des Kaisers und des Markgrafen voran, als er

plötzlich Rufe des Schreckens hinter sich vernahm. Er wendete sein Roß. Da sah er's bald zu seinem Schrecken: der Bischof von Freisingen war mit seinem Saumtiere gestürzt; — seine Stirn blutete; er vermochte kein Wort mehr zu sprechen. Die Wirbelsäule war gebrochen, er blieb auf der Stelle tot. Hochzeit und ein so furchtbares, plötzliches Ende unmittelbar neben einander; das hat das menschliche Herz noch zu allen Zeiten in seiner tiefsten Tiefe erschüttert! In diesem Falle fehlte es selbst im kaiserlichen Heereszuge nicht an Männern, die in dem Unglücksfalle ein Gottesgericht erblickten. Voll düsteren Schweigens wand sich der Zug durch die Berge.

Erst als die Stadt Meran und das Schloß Tirol auf dem Bergesvorsprunge nördlich von der Etsch sich zeigten, kehrte die alte Lust und Festesfreude zurück. Nun schmetterten die Trompeten von neuem; nun flatterten auch die bunten Fahnen wieder; — nun klangen hell die Pfeifen und die Cymbeln, schimmerten und glänzten die Festgewänder! Mit großem Pompe wurde zu Meran das Beilager der Gräfin Margarete mit Ludwig dem Brandenburger begangen. Manch einer von den Herren aber schüttelte doch das Haupt. So auch Herr Hans von Buch. Er billigte vieles nicht, — das vor allem nicht, daß Margaret', das schöne Weib, um trotz der voraufgegangenen Ehe mit Johannes von Lützelburg ihre Jungfräulichkeit zu beweisen, in einem Schleier vor den Altar trat und von dem heiligen Tische einen Kranz nahm, um ihr dunkelwogendes Haar mit ihm zu schmücken. —

Mit schlimmen Ahnungen kehrte der Capitaneus Johann von Buch in die Mark heim; — Ludwig von Brandenburg aber blieb noch eine Zeit lang im Süden. Und in der That: von nun an gelang dem Kaiser fast nichts mehr. —

Denn die Lützelburger, der Papst und die Kirche waren auf das höchste erbittert. Der Kampf um Sein oder Nichtsein begann. Alle Vermittelungsversuche schlugen fehl. In der Lausitz entbrannte der Streit zuerst: barbarisch wurde dieses Land von den Böhmen verwüstet. Jetzt hatten die Märker wieder dasselbe zu befürchten, was sie einst vor zwanzig Jahren, 1325, für das Haus Wittelsbach erduldet hatten. Zudem war Markgraf Ludwig selbst wiederum abwesend; sein kaiserlicher Vater hatte ihn abberufen, um ihn auf einem Kriegszuge nach Italien zu begleiten. Mit schwerem Herzen freilich nur war Ludwig gegangen; denn fühlte auch seine Gemahlin Margarete sich von dem

rauhen Land und Volk an Elbe und an Oder abgestoßen: in seinem Herzen lebte doch noch ein Verständnis für seine Pflichten gegen Brandenburg! So hatte er denn bei seinem Scheiden anno 1345 die besten Männer seiner Freundschaft zu einem Regentschaftsrate für die Mark vereinigt. Das aber waren:

Johann von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg,

Graf Günther und dessen Neffe, Graf Heinrich von Schwarzburg,

Graf Ulrich von Lindow und Herr Johann von Buch, die edelsten und vornehmsten der märkischen Vasallen, sowie

die bayrischen und tiroler Ritter Friedrich der Mautner, Johann von Hausen, Berthold von Ebenhausen, Wolfhard von Satzenhofen, Schenk Wilhelm Bombrecht, Berengar Heele, Herr zu Sundheim, Gericke Wolf, Schweicker von Gundolfingen, Altmann vom Degenberge Albert von Wolfstein, Otto von Helbe, Marquard Loterpeck. Friedrich von Lochen ging mit ihm nach Italien.

Wohl waren es vortreffliche Männer, welche das märkische Land schützen sollten. Als nun aber der Burggraf und Herr Hans von Buch nach alter Sitte den Landsturm wieder aufriefen, wie der Vogt Erich von Wulkow einst anno 1325 gethan, da machten sie eine gar trübe Erfahrung, — eine Erfahrung, die sie mit Schrecken erfüllte:

die Märker kamen nicht.

Der Bürgermeister Henning Ryke der Alte von Berlin erklärte ihnen im Auftrage des Rates mit kühner Offenheit,

daß die Märker es müde seien, Gut und Blut für ein fremdes Fürstenhaus zu opfern. Herr Ludwig denke nur an seinen Vater, nicht an sein Volk; Frau Margarete sei nur einmal nach der Mark gekommen und sei dann schleunigst wieder abgereist; das habe die Gemüter tief verletzt. —

„Wir Städte“, schloß der Bürgermeister, „haben einen neuen Bund geschlossen; wir werden uns zu schützen wissen, wann der Feind vor unsern Mauern steht. Unsere Brüder auf dem Lande thun uns freilich leid, aber wir können ihnen nicht helfen, falls wir nicht selbst untergehen wollen.“ —

Der Herr von Buch suchte wenigstens Geld von dem Patrizier zu erlangen. Aber auch gegen diese Bitte war der Bürgermeister gefeit. „Der Rat meint“, so erwiderte er, „Herr Ludwig stehe schon allzuhoch in seinem Schuldbuch verzeichnet; — er will nichts weiter vorschießen!

Damit Ihr aber sehet, gnädige Herren, daß ich nur thue, was meines Amtes ist, und daß ich selbst ein opferwillig' Herz besitze, so verfüget über mein Vermögen. Meine Freunde, die Bürger Heinrich Hemmerer und Köpkin von Rhode, sind zu dem gleichen Dienst erbötig."

„Ist es so weit gekommen!" rief der Burggraf, als der Bürgermeister gegangen war. „Ich fürchte fast, die Bayern verlieren die Mark."

„Ein Wunder wär' es nicht!" erwiderte Johann von Buch. „Das Land hat entsetzlich gelitten, seitdem die Wittelsbacher hier die Herren sind. Handel und Wandel stocken, des Bannes halber; — Mißernten sind dazugekommen; — die Grenzlandschaften sind von den Nachbarn furchtbar verheert; — die Straßen sind unsicher; — Verzweifelte haben sich zu Räuberbanden zusammengethan; — der Adel befehdet die Städte: kurz, — es bricht alles zusammen! Das ist das Land, das meine Ahnen im treuen Dienste der großen Ballenstädter groß und glücklich zu machen gesucht haben! Gnädiger Herr! — die Märker möchten sich die alten Fürsten aus ihren Grüften wieder heraufholen! Ein Zug der tiefsten Unzufriedenheit geht durch das Land, seitdem Herr Ludwig Frau Margaret' vom Schlosse Maultasch sich zum Weibe nahm. ‚Er liebt Tirol und Kärnten, liebt die Gletscherfirnen und die grünen Almen', also sagt das Volk; — ‚was aber sind wir ihm?'" —

„Ich bin betroffen, ja bestürzt!" entgegnete der Burggraf. „Allein: thun wir, was uns die Pflicht gebeut! Ich werde 1600 Mark lötigen Silbers aus meinen eigenen Mitteln vorschießen." —

Mit ihnen konnte denn auch der Krieg gegen den Markgrafen Karl von Mähren, der in der Lausitz persönlich befehligte, kräftig in Angriff genommen werden. Die bayrischen Ritter Steinlinger und Lentsiedler warfen ihre Truppen eben noch zur rechten Zeit in die bedrohte Veste Mittenwalde und leisteten in ihr den Böhmen einen so heldenmütigen Widerstand, daß Markgraf Karl von Mähren eiligst die Belagerung aufhob. Wundersam, — ein so kecker Ritter der Vater des Markgrafen, der König Johann von Böhmen, gewesen war, so wenig liebte Karl von Mähren den Krieg. Seine Stärke bestand in der ars diplomatica, in der Kunst, mit höchster Verschlagenheit Unterhandlungen zu führen. In ihr hatte er durch die Schulung des Papstes Clemens VI. allerdings die höchste Meisterschaft erreicht.

Als Ludwig wieder aus Italien zurückkehrte, fand er zwar die Mark von Feinden frei, aber auch in höchster Erschöpfung vor. Er mußte

ihr den Frieden schenken, kostete es, was es wollte. Am 11. August 1345 wurde daher ein Vergleich zu Spremberg abgeschlossen; — Ludwig behielt sein schönes Tirol: die Mark aber verlor zwei ihrer wichtigsten Nebenlande, welche der starke Arm der Ballenstädter einst errungen hatte, die Lande Görlitz und Bautzen, für immer an Böhmen.

Tiefe Entrüstung bemächtigte sich da der Gemüter; — auch der Burggraf Johannes von Nürnberg verließ jetzt die Mark. Nein, es ruhte kein Segen auf dem Thun der Wittelsbacher mehr! Am Ende des Jahres 1345 starb auch des Kaisers Schwager, der Graf Wilhelm von Holland. Ludwig der Bayer zog dessen ganzes, reiches Erbe, die Grafschaften Holland, Seeland, Friesland und Hennegau, für sein eigen' Haus ein. Was aber erreichte er damit? —

Fast alle deutschen Fürsten, beunruhigt durch die Ländergier und die wachsende Hausmacht des Kaisers, traten jetzt auf die Seite der Lützelburger.

So kam das ereignisreiche Jahr 1346, — ereignisreich freilich vorzugsweise an Unfällen für das Haus Wittelsbach! Mit fürchterlichen Worten bannte Papst Clemens dasselbe von neuem. Mit grausen Verwünschungen verfluchte er Ludwig, den Kaiser. „Verflucht sei sein Eingang, verflucht sei sein Ausgang! Der Herr schlage ihn mit Wahnsinn, Blindheit und Tollheit; der Himmel verzehre ihn durch seine Blitze! Der Erdkreis kämpfe gegen ihn; der Abgrund thue sich auf und verschlinge ihn lebendig! Sein Name müsse mit dem nächsten Gliede vergehen; sein Andenken erlöschen unter den Menschen! Alle Elemente seien ihm entgegen. Sein Haus müsse wüste gelassen und seine Kinder aus ihren Wohnungen vertrieben werden. Fallen müssen sie in die Hände derer, so sie töten!" —

Also sprach der, der sich den Statthalter Christi nannte!*)

Da wichen dann auch die letzten Freunde vom Hause Wittelsbach. Am 11. Juli 1346 traten die Kurfürsten ‚mit alleiniger Ausnahme des Pfälzers und des Brandenburgers' bei demselben Königsstuhl zu Rense zusammen, bei welchem sie vor acht Jahren einst die Aufrechterhaltung der Wahlfreiheit Deutschlands beschworen hatten. Daselbst erkoren sie nun in aller Eile den Markgrafen Karl von Mähren zum deutschen Könige. —

*) Geschichtlich.

Auch hier aber trug sich ein Ereignis zu, dem man eine verhängnisvolle Bedeutung wohl beimessen konnte. Als nämlich die deutsche Reichsfahne nach der Wahl geschwenkt wurde, entfiel sie den Händen ihres Trägers; sie sank in den Rhein und ging unter. Schnell verließen die Fürsten den Ort; ja, fast kläglich erklang das

„Vivat Rex!" —

Und als sie dann vor Aachen ankamen, da verschloß die Stadt ihnen ihre Thore; denn Kaiser Ludwig war allzeit ein treuer Bürgerfreund gewesen. Unstätt irrte der neue Gegenkönig im Reiche umher; am 26. August erlitt er sogar noch einen härteren Schlag: sein Vater, der erblindete Böhmenkönig Johann, fiel, ritterlich für den König von Frankreich streitend, in der Schlacht von Crecy; — Karl selber freilich — entrann.

Dies Mißgeschick der Lützelburger brachte die Sache des Kaisers Ludwig wieder ein wenig in die Höhe. Auch Köln, trotzdem es „das deutsche Rom" genannt wurde, nahm den Gegenkönig Karl nicht auf; mit Müh' und Not wurde derselbe, nun auch König von Böhmen, am 25. November 1346 durch den Erzbischof Walram von Köln, welcher den Kölnischen Bürgern im höchsten Maße verhaßt war, in Bonn zum Könige von Deutschland gekrönt. Desto glanzvoller freilich gestaltete sich seine Krönung zum Könige von Böhmen in der Kapelle des heiligen Wenzel am Prager Dome zu St. Veit, deren Wände Karl mit polirtem Jaspis hatte auslegen, — deren Fugen er mit feinem Golde hatte ausfüllen lassen. Der Prager Erzbischof setzte ihm und der Kaiserin Bianca dabei eine prächtige neue Krone auf, welche für diesen Zweck ausdrücklich hergerichtet worden war. Ja, König Karl hatte Gold, — viel gutes rotes Gold! —

Und nun bekämpften die beiden Könige einander. Zuerst mit Worten! Ludwig schrieb an Karl:

„Lege Deine erschlichene Würde ab und flüchte Dich in den Schoß der kaiserlichen Gnade. Wie willst Du mit Deinen weintrunkenen Bauern unsere tapfereen Krieger bestehen? — Besinne Dich doch, daß die Stunde noch nicht gekommen ist, da die Zwerge über die Giganten herrschen. Beharrst Du aber in Deinem Wahnsinn, so werden wir Dich wie einen Töpferscherben zerbrechen, ja, wie ein Sonnenstäubchen in Nichts verwandeln."

Und wie antwortete Karl? — Salbungsvoll schrieb er:

„Tobe nur fort in Deiner rasenden Wut und in Deiner alles

Maß übersteigenden hartnäckigen Bosheit! Du vertraust auf die Macht Deiner Gewappneten, die doch auch uns nicht fehlen. Wir aber setzen unsere Hoffnung zuvörderst auf Gott und auf die Stärke der drei Finger, welche dem Könige Belsazar das

'Mene, mene, tekel upharsin!'*)

an die Wand geschrieben haben. Du bist gewogen und zu leicht befunden. Lebendig wird Dich die Erde verschlingen!"

Bald aber kam es von Worten zu Thaten, und der Krieg brach aus. Markgraf Ludwig, der in löblicher Weise während der letzten Zeit all' seine Kräfte seiner armen, unglücklichen, verstümmelten Mark gewidmet hatte, mußte, um möglichst schnell ein Heer zu sammeln, nunmehr nach Bayern ziehen. Unterdessen führte König Karl eine starke Truppenmacht nach Tirol. Allein er übte hier nicht nur Gewalt, sondern auch List. Als Kaufleute verkleidet, schlichen er und drei seiner Vertrauten sich in Trient ein nnd öffneten, nachdem die Wächter bestochen worden waren, den Italienern, Ludwigs erbitterten Feinden, die Thore. Dann zerstörte er Balzano, eroberte er Meran und schickte sich an, das Schloß Tirol zu belagern. Auf ihm aber saß die Gräfin Margarete, und grade sie, deren Verbindung mit dem bayrischen Hause diesem letzteren zum Verhängnis geworden war, verteidigte ihre Stammburg mit einem Heldenmute, wie dessen nur große Seelen fähig sind. Als nun auch Ludwig der Brandenburger aus Bayern herbeieilte, da zerstob die Kriegsmacht König Karls wie Spreu vor dem Winde. —

Im Juli 1347 war Ludwig bereits wieder in der Mark. Fürwahr, — ein Leben, reich an Mühsal ohne Gleichen, war ihm zugefallen! Und wieviel Not fand er nicht an der Elbe, Spree und Havel vor! Wiederum stand eine Mißernte in Aussicht! Zudem war der Erzbischof Otto von Magdeburg, ein geborener Landgraf von Hessen, in päpstlichem Auftrage in das ketzerische Land eingefallen und hatte gesengt und gebrannt. Da aber hatten sich die mächtigen Geschlechter des Oberlandes, die allezeit getreuen, die Wedell, Waldow, Wulkow, Mörner u. s. w., aufgemacht und hatten dem Erzbischofe die Zähne gewiesen. Wohl war er nun zurückgegangen; allein das Land war doch verwüstet worden weit und breit. Entsetzliches Elend herrschte aller Orten

*) Proph. Daniel V, 25.

und — Erbitterung, ja Verzweiflung. Schon murrten viele in der Alt- und Mittelmark:

„Das sind die Folgen davon, daß unser Herr die Margaret' zum Weibe hat!" —

Nur um seinen Handel nach der See hin noch zu behaupten, hatte Berlin keine Geldopfer gescheut, um sich endlich vollständig von dem Banne wegen der furchtbaren That, welche am 16. August 1325 einst begangen worden war, loszukaufen; — am 18. August 1347 kam schließlich auch der endgültige Vergleich zu stande; — was aber half den Berlinern nun die wiedererrungene Handelsfreiheit, da die wichtigste aller Handelswaren, das Getreide, fehlte? — Eine Hungersnot brach aus, und unerträglich wucherten sowohl christliche Handelsherren, wie namentlich die Juden, die um der beträchtlichen Abgaben willen, welche sie zahlten, Ludwigs ganz besonderen Schutz genossen. —

Das Land und Volk befanden sich somit am Abgrund des Verderbens. Unzählige Dörfer waren wüst geworden; — über den unbestellten Feldern wuchs wieder der Wald empor. Selbst Priester verkamen vor Krankheit und Hunger auf den Kirchhöfen der Städte. Die Geistlichkeit aber hatte kein Herz mehr für das Volk. Nicht, daß sie die Not des Landes beklagt, — nicht, daß sie des göttlichen Befehles: „Tröstet, tröstet mein Volk!" sich erinnert hätte: nur Haß und Verwünschungen stieß sie aus gegen den Kaiser und sein Haus. —

„O warum mußte er sterben, der große, der glänzende Woldemar! Warum mußte der leuchtende Ehrenschild der Ballenstädter zerbrochen werden!" — wie oft vernahm man diese Klage jetzt! —

Noch lange aber war der Höhepunkt des Unheils für die Mark und die Wittelsbacher nicht erreicht. Es war am 11. Oktober 1347. Kaiser Ludwig weilte in der Münchener Pfalz und bewirtete die Herzogin Johanna von Österreich, die Gemahlin Albrechts des Gebrechlichen. Plötzlich, bei der Tafel, fühlte er heftige Schmerzen in den Eingeweiden. Um sie durch Bewegung zu vertreiben, ritt der Kaiser auf die Jagd. Es war ein Ritt zum Tode. In der Nähe des Klosters Fürstenfeld sank er plötzlich vom Rosse: er verlor sogleich die Sprache und die Empfindung und verstarb nach wenigen Augenblicken. Sein Leichnam wurde zu München in der Liebfrauenkirche beigesetzt, da ihn die Augustiner in ihre Gruft nicht aufnehmen wollten, — „dieweil er im Banne verstorben."

Die Nachricht von dem Tode des Kaisers machte überall den tiefsten Eindruck. „Gott hat den Erzketzer gerichtet!“ rief frohlockend und mit lästerndem Worte die römische Klerisei. „Er ist vergiftet worden!“ behaupteten die Anhänger des Kaisers. In der That war es, wie auch ein vorurteilsloser Chronist jener Tage berichtet, nur die „Apoplexia*), die große Seuche“, gewesen, welche den nimmer ermüdenden Streiter für Deutschlands Ehre dahingerafft hatte.

Niemand aber wurde durch diesen plötzlichen Todesfall härter betroffen, als Markgraf Ludwig von Brandenburg. Innerhalb einer Welt von Feinden war die kaiserliche Würde seines Hauptes dem Hause Wittelsbach doch noch ein starker Halt gewesen, weil doch wenigstens einige der deutschen Fürsten ihrer Pflichten gegen das Reichsoberhaupt immer noch eingedenk waren. Jetzt sank auch diese Stütze dahin.

Markgraf Ludwig der Brandenburger wußte daher, daß ihm jetzt der Untergang drohe. Offen erzählte man sich es ja im ganzen Reiche daß König Karl von Böhmen bei der Empfangnahme der Nachricht vom Tode des Kaisers geäußert habe:

„Jetzt sollen die Feinde meines Kaisertums und der heil'gen Kirche bald vernichtet sein! Ich ruhe und raste nicht eher, als bis die Wittelsbacher alles verloren haben, Holland und Seeland, die Mark, Tirol und Bayern! Schon nenn' ich Görlitz, nenn' ich Bautzen mein! Die Lausitz muß mir gleichfalls werden! Und dann auch die Mark und mit ihr auch die Oberhoheit über Pommern! Auch sie muß fallen, Margareta von Tirol! Dann können sie auch Bayern nicht mehr halten, und Lützelburger Fahnen wehen hoch auf den Alpenfirnen und am Strand der See! Ein mächtig' Kaisertum ist dann errichtet; fest schließt sich Land an Land zu eisenstarker Kette. Glück auf! Der Plan des großen Ottokar von Böhmen lebt von neuem auf! Doch Vorsicht, — keine Hast! Des Papstes Wort soll sich erfüllen: Lebendig sollen sie verschlungen sein!“ —

Kaiser Ludwig hatte vier Söhne hinterlassen, Ludwig den Brandenburger, Ludwig, den Römer, — so genannt, weil er zu Rom geboren war, — Otto und Stephan. Sie schlossen fest sich aneinander, weil sie wohl erkannten, daß jetzt der entscheidende Kampf bevorstand. Die

*) Schlagfluß.

Mark zu verlassen aber wagte Ludwig der Brandenburger vorerst noch nicht. Er wohnte selbst dem Leichenbegängnisse seines Vaters nicht bei, sondern ordnete und besserte in Brandenburg. Und seine Thatkraft fand — wenigstens an einigen Stellen — auch die verdiente Anerkennung. Treu hielt vor allem der Adel des Oderlandes zu ihm, vor allem die drei obengenannten großen Geschlechter von Wedell, von Waldow und von der Osten unter ihren drei Häuptern Hasso dem Roten von Wedell, Henslin von Waldow und Albrecht oder Bethke von der Osten. Dann erst, nachdem Ludwig sich sein Land gesichert hatte, dachte er daran, in Gemeinschaft mit seinen Brüder dem Kaiser Karl IV., wie sich Karl von Böhmen jetzt nannte, einen Gegenkaiser entgegenzustellen. Solch' Unternehmen aber erforderte größere Geldkosten. Ludwig scheute sie jedoch nicht; er verpfändete einen großen Teil, ja fast die Hälfte seiner märkischen Einkünfte an seinen Schwager, den Markgrafen Friedrich von Meißen, den Ernsthaften, den Sohn Markgraf Friedrichs mit der gebissenen Wange. Dann trug er im Vereine mit seinen Brüdern die deutsche Krone dem Sieger von Crecy, dem heldenmütigen Könige Edward III. von England, an. Freudig ging dieser Herrscher anfangs auch auf das Anerbieten ein.

Nun erst begab sich Ludwig nach Bayern und Tirol. Eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe hatte ihn ergriffen. Wohl jubelten die Münchener Bürger ihm zu; er aber fand den Frieden weder in der Gruft des Vaters, noch bei seiner Gemahlin, die ihn mit einem Söhnlein beschenkt hatte, welches den Namen Meinhard erhielt. Er weilte im Frühling 1348 auf dem schönen Schlosse Tirol; — da kam ihm die Nachricht:

„Gnädiger Herr, — die Gesandten König Edwards von England, Ritter Hugo von Neville und Meister Ivo von Glintow, Domherr von St. Paul zu London, sind bereits in Köln!"

Jetzt mußte Ludwig von Frau Margareta scheiden. Kein Wort der Klage kam über die Lippen der stolzen Frau.

„Geh' in Frieden!" sprach sie fest. „Du kämpfst ja für das Recht! Karls Waffen können nicht vor Dir bestehen!" —

Frau Margareta vom Schlosse Maultasch umschlang dann noch einmal den Nacken ihres ritterlichen Gemahls. Sie hatte bei ihrem Sinnen und Abwägen eines nur vergessen, das nämlich, daß König

Karl nicht mit offenem Visier, — nicht mit Schild und Schwert, sondern mit anderen Waffen zu kämpfen gewohnt war.

Das sollten Markgraf Ludwig und seine Gemahlin gar bald erfahren! —

Ludwig ging nach Köln und dann nach Bayern. In der Mark aber tönte der Ruf fort:

„O blühte doch noch das edle Haus der märkischen Ballenstädter, welche dem Lande und dem Volke einst so getreue Pfleger waren!" —

Drittes Buch.
Der falsche Woldemar.

Erstes Kapitel.
Auf der Bischofspfalz zu Wolmirstädt.

Der Hochsommer des Jahres 1348 war gekommen. Schier unlösbar hatten sich die Verhältnisse des deutschen Reiches verwirrt. Nach langem Schwanken hatte König Edward von England schließlich doch auf die deutsche Kaiserkrone verzichtet. In Nürnberg hatte man daher schon den Markgrafen Ludwig von Brandenburg zum deutschen Könige ausgerufen. Allein trotz aller Ehrbegier war Ludwig klug genug, seine Kräfte zu berechnen und die ihm dargebotene Ehre abzulehnen. Er bewog die ihm wohlgesinnten Fürsten, sie seinem Gläubiger, Friedrich dem Ernsthaften von Meißen, anzutragen, in dessen Adern von seiner Großmutter, der leidverklärten Kaisertochter Margareta, her, ja noch das Blut der Staufer floß. —

Während die Unterhandlungen noch schwebten, war jedoch auch König Karl nicht müßig gewesen. Er hatte durch seine halbbarbarischen Böhmen die Oberpfalz furchtbar verheeren lassen; er rüstete von neuem jetzt gegen die Mark. Um sie aber nicht allein von Süden, sondern auch von Westen und von Norden her zu bedrängen, hatte er einen Fürstentag nach dem Hradschin seiner stolzen Residenzstadt Prag ausgeschrieben. Alle, die er geladen hatte, waren gekommen: der Herzog Rudolf von Sachsen der ältere mit all' seinen Prinzen, so auch alle Anhaltiner, — gleichfalls vom Ballenstädter Stamme, — Fürst Albrecht mit seinen Söhnen Albrecht und Woldemar, sowie Johann und Albrecht, die Herren der mecklenburgischen Lande, und Herzog Barnim von Stettin.

Karl IV. setzte dieselben nicht allein durch den Glanz seines Hofhaltes, sondern auch durch die Frömmigkeit und die Mäßigkeit seines Lebenswandels, wie durch seine Feinheit in den Umgangsformen in ein ehrfurchtsvolles Erstaunen. Selbst die Mecklenburger unterdrückten ihre Anwandlungen zu derben Späßen in des Königs Gegenwart. Denn höchst verbindlich, aber auch höchst ernsthaft und schweigsam schritt Karl IV. in seinen Gemächern mit den vergoldeten, edelsteinbesetzten Wandungen einher; es war, als lastete Großes und Geheimnisvolles schwer auf seiner Seele. Wann sich das Gespräch auf die Wittelsbacher richtete, dann pflegte er wehmütig zu lächeln:

„Nicht ich", sprach er dann wohl salbungsvoll, „werde sie vernichten! Denn was bin ich? — Offen hab' ich es in meinem Schreiben an Ludwig von Bayern bekannt: der geringste nur unter den Dienern Gottes! Euer aller und des deutschen Volkes Diener, werte Herren! — Nicht auf die eigene Kraft stütze ich mich, sondern auf den Beistand des Höchsten. Und er, — ich weiß es gewiß, und der Kardinal-Legat des heiligen Vaters, welchen Clemens VI. mir zum Trost in meinen geistlichen Nöten gesendet hat, der Bischof Orlando von Ostia, hat es mir bestätigt, — er wird Wunder thun, um dieses gottverlassene, kirchenräuberische und ketzerische Geschlecht der Wittelsbacher zu stürzen! O sehet, wie Deutschland durch sie zerrüttet worden ist! — Und ist nicht schon ein furchtbar' Zeichen, ein Gottesgericht, geschehen an ihm, der widerrechtlich sich einen Kaiser Deutschlands nannte? — Der Fluch der heiligen Kirche, Ihr Herren, wird sich erfüllen auch an seinen Söhnen! — Baldigst! — Ihr werdet es sehen!"

Dergleichen geheimnisvolle Reden ließ der König oft verlauten. Trotz seiner schweren Sorgen aber, von welchen er mit Vorliebe sprach, hielt er glänzende Feste ab. Dieselben schlossen sich gewöhnlich einer seiner Regenten-Handlungen an. Mit großem Pompe verbriefte er z. B. den Pommern ihre Herzogswürde und ihre Reichsfreiheit, — erteilte er den Mecklenburgern, die bis dahin nur „Fürsten und Herren" gewesen waren, den Herzogstitel. Mit beiden Feiern verband er glänzende Banketts. Wer nur in seine Nähe kam, der war ihm auch gewonnen.

Unterdessen liefen gar seltsame Gerüchte in dem Volke der Stadt Prag um. Der Erzbischof Arnest von Prag war der Überbringer derselben auch an den Hof. Die Fürsten und Herren tafelten einst in der besten Laune. Da trat der Priester düster, ja fast schreckensbleich in

die Thür des Königssaales. „Was ist Euch nur, ehrwürdiger Vater?“ fragte Karl besorgt.

Der Erzbischof versuchte mühsam sich zu sammeln. Tief schöpfte er Atem, dann sprach er feierlich:

„Was der hochwürd'ge Kardinal verkündet hat, beginnt sich zu erfüllen! Es gehen Geister um! Man hat den großen Woldemar von Brandenburg, der nun bald neunundzwanzig Jahre tot ist, gestern im Dome zu St. Veit erblickt!“

Der König Karl wurde leichenblaß. Dann aber faßte er sich. „Es kann nur Täuschung sein!“ so sprach er. „Der große Woldemar, von dessen Leben das Glück der Brandenburger abhing, ist, als ich weiß, gestorben und bei seinen Ahnen in Chorin bestattet. Ja, wenn es möglich wäre, daß Tote wiederkehrten, dann freilich müßte Woldemar erscheinen! Mit Thränen würden sich seine Augen füllen, wenn sie sein Land erblicken könnten; dann aber würde er das Schwert oder die Flammengeißel ergreifen und die, so sein schönes Fürstentum vernichtet haben, hinwegfegen, daß ihre Stätte nimmermehr gefunden werden würde. Allein die Toten kehren nimmer.“

„Und doch, mein gnäd'ger König; — es waren Priester aus der Mark, die ihn erblickten!“

„Wie sah er aus?“

„Ein Pilger war es, matt und müde, mit Stab und Muschelhut; — nicht hochgewachsen, klein nur von Gestalt, wie Woldemar gewesen! Aber dies flammende Auge, — diese Stirn, — diese Züge! Gnädigster Herr, — die frommen Priester sind bereit, die Hostie darauf zu nehmen, daß es der große Woldemar gewesen, — gealtert freilich und, wie es scheint, von schwerem Schmerz bedrückt.“

„Und wo verblieb der Pilger?“

„Er verschwand im Gedränge der Andächtigen. — Soll ich in den Herbergen der Stadt ihn erfragen lassen?“

„Ja, ehrwürdiger Vater, thut also! Und dann sendet mir den Pilger zu! Man kann es ja nicht wissen, welcher Mittel sich die Vorsehung bedient, um das unselige Haus der Wittelsbacher zu stürzen! Jedoch, — es wird wohl nur ein Irrtum sein!“

Da ergriff Albrecht von Mecklenburg das Wort. „Gnädigster Herr und Kaiser“, so sprach er, „auch in unserm Hause hat sich einst Wundersames zugetragen! Auch mein Ahn, Herr Heinrich der Pilger, ist

26 Jahre lang, von 1272 bis 1298, außen geblieben in der Knechtschaft der Heiden, bis er zur Freude meines Vaters, Herrn Heinrichs des Löwen, der nun in Gott ruht, zurückkehrte."

„Gewiß", erwiderte Karl; „aber Ihr wußtet, daß er gefangen lag! Ich hab' die wundersame Mär' von Herrn Heinrich und seinem treuen Knappen wohl vernommen! Allein hier liegen doch die Dinge anders. Denn, als ich bestimmt weiß, starb Woldemar der Große anno 1319, — um diese Zeit vor 29 Jahren, — und seine Edlen trugen ihn auf ihren Schultern hin zu seiner letzten Ruhestatt."

„So war's!" bekräftigte der alte Graf von Anhalt, Herr Albrecht. „Ich selber sah den Sarg langsam in seine Gruft versinken."

„Es ist also kein Zweifel, daß jene Priester sich geirrt haben!" sprach Karl in einem Tone, wie als wenn die Sache für ihn abgethan wäre. „Doch sagt, Graf Albrecht, — warum folgtet Ihr in der Herrschaft über die Mark dem großen Woldemar nicht nach?"

„Wir waren nicht ‚zu gesammter Hand' belehnt, — wir nicht und nicht die Sachsen! Und doch, — ich weiß es bestimmt, — ich weiß es von seinem Vertrauten Klaus von Buch, — daß der hehre Fürst meinem Sohne Woldemar die Nachfolge zugedacht hatte, weil er voraussah, daß der Markgraf Heinrich, das letzte zarte Reis der Brandenburger Ballenstädter, bald verwelken werde."

„Was damals nicht geschah, kann sich in Zukunft doch wohl noch vollziehen!" erwiderte Karl bedeutsam. „Denn als Empörer, ja als Ketzer sind die Bayern aller ihrer Lehen los und ledig. Wo weilt der Mann, den Ihr mir nanntet, — Klaus von Buch?"

„Der ward gerichtet, gnäd'ger Herr! Als Abgesandter Woldemars zog er nach Rense und nach Frankfurt einst zur Kaiserwahl. Nach seinem Auftrag sollte er den Wittelsbacher wählen; — er aber meinte, Friedrich sei der bessere Mann, und ging ins österreichische Lager."

„So also!" sprach der Kaiser sinnend. „Mir scheint es: ein verständ'ger Mann!" Sodann erhob er seine Stimme:

„Vielwerte Herren", rief er; — „sowie ich Zeit gewinne, ordne ich die märkischen Dinge! Dann will ich gewissenhaft auch Eure Ansprüche prüfen, Ihr Grafen von Anhalt, und die Euren, Herr Rudolf von Sachsen, da Ihr mir sagt, daß Euch die Altmark eigentlich gehöre."

„Gewiß, Herr Kaiser!" sprach der greise Herzog. „Von jener Absicht Woldemars, denen von Anhalt seine Lande aufzutragen, weiß

ich nichts. Ich aber war der Vormund Frau Agnesens, und wenn es nach dem Recht gegangen wäre: ich allein, — ich hätte folgen müssen. Wenigstens aber ist die Altmark mein; denn mit der Sachsen Blut ward sie einstmals gegründet."

„Und mein die Ukermark!" rief Herzog Barnim von Stettin. „Mein Ahnherr Primislaw gründete das stolze Prenzlau! Nie haben wir aufs Ukerland verzichtet."

„Und wir niemalen auf die Priegnitz!" beeilten sich die Mecklenburger hinzuzusetzen.

„Geduld, Ihr Herren!" sprach der Kaiser. „Ich werde alles prüfen und die Heiligen bitten, daß sie mich die rechte Entscheidung finden lassen. Lieb wäre es mir doch, Herr Erzbischof Arnest, wenn jener Pilger aufgefunden würde!" —

Allein er wurde nicht gefunden. So hieß es wenigstens öffentlich. Herr Karl von Lützelburg ging gar verschlungene Wege! In der That aber stand noch an jenem Abend ein Pilger von ehrwürdigstem Äußeren, welcher in der Dunkelheit aus dem erzbischöflichen Palast in das geheimste Gemach der böhmischen Königsburg geführt worden war, vor Karl von Böhmen. Schneeweiß war sein langes Haar, aber feurig blickte sein Aug' unter dem Muschelhute hervor.

„Wer bist Du?" fragte der Kaiser.

„Niemand wird das je erfahren, Herr!" entgegnete der hoheitsvolle Greis. „Ein Verschollener, König Karl, — ein zu Grabe Getragener!"

„Man sagt, Du gleichest Woldemar!"

„Ich glich ihm einst, — fast wie ein Bruder! Das aber ist vorbei! Er starb in seiner besten Jahre Kraft!"

„Du warst im heil'gen Lande?"

„Zweimal, Herr Kaiser! Zuerst als Ritter St. Johanns! Ich schlug wohl zwanzig Schlachten auf der See; — ich versuchte es mit den Ritterbrüdern von Rhodus, unsere alten Burgen, dies Joppe, dies Accon wieder einzunehmen. Es mißlang. Dann war ich an des Papstes Hof zu Avignon. Da lernte ich erkennen, was Sünde ist und Schuld! Entsetzt floh ich nach Syrien zurück. Ich legte Kreuz und Ritterrüstung ab; ich wurde ein demütiger Pilger, — ich ward gefangen, trug des Islams Fesseln, bis mich ein Venetianer loskaufte, welchem ich einst als Johanniter manchen Dienst geleistet."

„Was glänzt an Deinem Finger, Deinem Halse dort?“

„Das mögt Ihr wissen, Herr!“ — entgegnete der Fremde. „Dies Kleinod, eine teure Reliquie bergend, erhielt ich einst von einem Mecklenburger Fürsten, von einem Fürsten Heinrich, welchen man den Pilger nannte. Und diesen Ring trug einst der Brandenburger Markgraf Konrad, der Vater Woldemars des Großen. Seht hier im Stein den markgräflichen Adlerhelm, den markgräflichen Schild!“

Betroffen trat der Kaiser einen Schritt zurück. „Stehen die Toten auf? — Bist Du wirklich der Markgraf Woldemar?“ so rief er.

„O daß die Toten das vermöchten!“ sprach der Pilger klagend. Er sank in einen Sessel, welchen der Kaiser ihm nähergerückt hatte. — „Ich habe von dem grenzenlosen Elende gehört, welches unter den Wittelsbachern über die Mark gekommen ist! Könnte der große Markgraf, der mir seine Huld einst schenkte, aus dem Grabe auferstehen: fürwahr, er würde kommen; er würde rächen, — würde richten!“

„Ihr seid ein Märker?“

„Fraget danach nicht, Herr Kaiser! Ich bin, wie ich Euch sagte, ein Verschollener. Die Toten haben auf der Erde keine Heimat mehr!“

„Ich muß es wissen — bist Du Woldemar?“

„Nein, Herr, der bin ich nicht! Der ruht bei seinen Vätern in Chorin!“

„Wer bist Du denn?“

„Ich sagt' es Euch bereits, Herr Kaiser: niemand wird das erfahren!“

Der Kaiser schwieg. Dann erhob er sich plötzlich und trat vor den Greis hin. Ein hochwichtiger Gedanke schien seinen Geist blitzartig durchzuckt zu haben. Bedeutungsvoll sprach er:

„Und ich sage Dir, Pilgrim, daß Du der totgeglaubte Woldemar bist, ja, daß du es sein mußt, um — laß mich Deine Worte gebrauchen — zu kommen, zu rächen und zu richten!“

Der Pilgrim lächelte müde. „Ich bin ein Greis, Herr Kaiser, und zu Mummenschanz nicht eben aufgelegt.“

„Es gilt keinen Mummenschanz“, sprach der Kaiser zornig, „sondern eine heilig-hohe, ernste Sache! Das furchtbare Elend der Mark schreit gen Himmel, gleichwie die Sünden dieser Wittelsbacher. Sie müssen mitleidslos gerichtet werden. Sag', woher kamest Du; — wo willst Du hin?“

„Ich hab' es Euch bereits berichtet! Ich war im heil'gen Lande und ich komme von Venedig. Nur einmal will ich noch die teure Heimat sehen; dann tret' ich ein ins Grabeskloster meiner Herren, da Woldemar des Großen Asche ruht. Ob seiner Grabesplatte will ich beten — will ich sterben!"

Da trat der Kaiser wieder auf ihn zu:

„Du bleibst bei mir — bist mein Gefangener!" so rief er. „Doch was Du wünschest, soll Dir werden! Auch Deine Heimat sollst Du sehen! Zwei meiner Diener werden Dich geleiten! Ich zweifle nicht, daß, wenn Du erst die Mark erblickt hast, Du thun wirst, was ich Dir gebiete und was die heilige Kirche will! — Sag', liebst Du Deine Heimat?"

„Mehr als mein Leben!"

„So sind wir eins! — Es soll Dir an nichts mangeln! — Jetzt, da Du Deinen Pilgerhut vom Haupt genommen, seh' ich es wohl, daß Du aus edlem Blute bist!"

„Wohl aus dem edelsten der Mark!" entgegnete der Pilger stolz.

„Gut denn — Du bist mein Mann! — Ruhe, und dann zieh' in Dein Heimatland und sieh', wie's um dasselbe steht!"

Der Fremdling fügte sich; — er war ja in des Kaisers Macht!

Im Juli und August 1348 erblickte man an vielen Stätten der Mark einen ehrwürdigen Pilger. Pilgrime waren damals nun zwar nichts Seltenes; — man beachtete sie kaum. Dieser Greis aber zog unwillkürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Denn zwei Diener, wie Edelknechte mi-parti*) in Rot-Weiß**) gekleidet, begleiteten ihn und bewachten ihn vor Räubern, wenn er vor einsamen Heiligenbildern betete oder unter einer schattigen Eiche auf weichem Moospolster ruhte; sie zahlten auf sein Geheiß für ihn in den Herbergen und reichten den Armen den Almosenpfennig. Man sah den Pilger zu Chorin und Lehnin, und an dem erstgenannten Orte trug sich eine gar seltsame Begebenheit zu. Der Pilger kniete auf dem hohen Chore vor dem Grabsteine Woldemars; — den Hut und den Stab hatte er abgelegt. Da kam der greise Scholastikus Eustachius zu Chore, um an derselben Stelle zu beten. Plötzlich aber rief Eustachius gellend:

„Mein Markgraf Woldemar!"

---

*) Der Länge nach getheilt.

**) Roth-Weiß sind sowohl die Farben Böhmens, wie Brandenburgs und der Herren von Buch.

Fast wäre er vor Schrecken umgesunken. Der Pilger aber erhob sich, legte die Finger auf die Lippen und entfernte sich schnell aus der einsamen Kirche.

Eustachius zitterte am ganzen Leibe. Er sagte, als er sein Erlebnis den Brüdern erzählte:

„Ich kann es beim höchsten Gotte beschwören, daß ich den toten Markgrafen gesehen habe, gealtert zwar, aber gerade so, wie er jetzt dreinblicken müßte. Geirrt hab' ich mich nicht; — es war der Markgraf, auf dem mein Auge so oft mit der innigsten Liebe geruht hat."

Die volkreicheren Städte jedoch mied der Pilger; — wüste Burgen, wüste Dorfstätten aber suchte er auf. Als er somit auch durch die schrecklich verheerten Grenzlande, die Ukermark und die Priegnitz, zog, wollte man Thränen in seinen Augen erblickt haben. Seine Diener vernahmen es, wie er mehrfach in die Worte ausbrach:

„Ja! Wenn's kein ander' Mittel giebt, so muß ich es wohl thun! Wer hier als Fürst gewaltet hat, der hat den Fluch verdient!"

Andere wieder wollten den Pilger im Havelberger Dome erblickt haben; — er hatte lange und innig in der Grabeskapelle derer von Buch gebetet. Noch andere sahen ihn am Elbufer, vor dem Flecken Buch. Er stand auf einer Höhe am Strome, und der Abendschein umleuchtete seine ehrwürdige Gestalt. Er blickte bewegt nieder ins Flußthal, aus welchem die Kirche und das Schloß Buch sich erhoben. Allein das Dach des Gotteshauses war ausgebrannt, und die Felder ringsum waren verwüstet; — braunschweigische Vasallen, die von Saldern und von Werberg, hatten, wie der Pilger erfuhr, während der Abwesenheit Herrn Hansens von Buch einen Streifzug bis hierher gethan, um den Capitanëus für seine Anhänglichkeit an die Wittelsbacher zu bestrafen. Segnend erhob der fromme Greis seine Hände, und dann stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

„Es muß sein!" rief er.

Er stieg darauf zu Roß und schlug den Weg nach Magdeburg ein. In einem Gehölze begegnete ihm ein Gewappneter — ein Ritter mit drei Knechten, der im Fähnlein die roten Rosen der Herren von Redern führte. Die Dämmerung nahte. „Nehmet meine Begleitung an, Herr Pilgrim", rief ihm der jugendliche Kriegsmann zu, „die Gegend ist nicht recht geheuer; — noch streifen die Braunschweiger im Lande, und in der Burgstallschen Forst giebt es gar viele Verzweifelte. Die von

Bismarck, ein so tüchtig Geschlecht sie auch sind und ein so thatkräftig Haupt sie in Herrn Klaus von Bismarck gefunden haben, können sich ihrer kaum erwehren. Es sind gar üble Zeiten jetzt! Doch gestattet, daß ich Euch meinen Namen nenne; — ich bin Falko von Redern, der Sohn Herrn Redekins. Und Ihr — wenn ich Euch bitten darf?"

Der Pilgrim zuckte zusammen. Der Sohn seines besten Freundes also! Doch er bezwang sich.

„Ein Gelübde", sprach er dann, „verbietet mir, mich zu nennen. Doch laßt es gut sein: ich bin von edler Geburt und kenne Euren Vater wohl. Erzählet mir von ihm!

Ein Zug des Schmerzes flog über die Züge des Jünglings. Dann aber erwiderte er:

„Mein edler Vater ruht schon lange in der Gruft zu Schwante, werter Pilgrim! Er fiel bei Cremmen, seinem Eid getreu! Ich entsinne mich dessen noch, wie er auszog. ‚Man weiß nicht, ob man wiederkommt, wenn es zur Schlacht geht, Falko', sprach er zu mir; ‚drum höre! Ich hab' Dir noch einen Befehl anzuvertrauen, den mir der sterbende Markgraf Woldemar gegeben hat. Wenn ich ihn nicht mehr ausführen kann, so tritt Du für mich ein! Siehst Du je den Herrn Nikolaus von Buch, der einst des toten Markgrafen Freund war, so sage ihm:

‚Markgraf Woldemar trage ihm auf, der armen Mark sich anzunehmen und ihr ein Helfer zu werden aus ihrer Not!'"

„Es ist Gottes offenbarer Wille!" rief da der Pilger plötzlich aus. Verwundert blickte der Ritter an seiner Linken auf ihn. „Was ist Gottes Wille?" fragte er erstaunt. „Ihr scheinet seltsam bewegt, Herr Pilger!"

„Ja, das bin ich auch!" sprach der Greis. „Gottes Wille aber ist, mein junger Herr, daß ein Gericht komme über die, welche dies Land so elend gemacht haben! Über seinen Fürsten, der es verlassen hat, vor allem!"

„Nein, ehrwürdiger Herr", erwiderte der junge Falko von Redern. „Da muß ich Euch doch berichtigen! Es ist nicht Ludwig, der dies Elend verschuldet; — er ist vielmehr ein wackrer Fürst und guter Ritter; — es sind seine Feinde, die uns furchtbar heimgesucht haben, und vor allem die Kirche, die nicht segnet — nein, nur flucht!"

„Sie hat auch Grund! Darf sie denn eine Ehe leiden, die da

keine ist?" — Der Pilger richtete sich hoch auf. „Nein", so fuhr er fort, „das ist nicht Ludwigs schwerste Schuld! Die Todsünde, die der Markgraf begangen hat, ist die,

daß er sein Land, sein Volk nicht liebt, daß ihm die Mark und seine Fürstenpflicht gegen sie geringe gilt, daß er ein Mietling ist und nur an sein Tirol denkt und sein Bayern!

Drum hat ihn Gott verworfen, und das Gericht beginnt."

„Ehrwürdger Herr, Ihr sprechet sehr ernst", erwiderte der junge Ritter. „Allein so unrecht habt Ihr freilich nicht. Um Ludwig sind fast nur die Bayern! Wir alten Adelshäuser, deren Ahnen dieses Land mit ihrem Blut erworben haben, sind ihm nichts. Nur drüben die im Oderlande, die Wedell, Waldow, Uchtenhagen, die Mörner und die von der Osten, hält er wert und dann den großen Capitanëus, Johann von Buch, den Sohn Johanns und Enkel jenes Hans von Buch, den man ‚des Rechtes Lehrer' nennt."

Wieder zuckte der Pilgrim zusammen. Doch dann rief er entrüstet aus: „Jawohl — das sind die Großen und die Reichen, von denen er Hülfe und Beistand erwarten kann! Grade das, Herr Ritter von Redern, aber ist das Unfürstliche an ihm; — denn ein Fürst muß vor allem ein Helfer der Armen und Schwachen sein und ein Wohlthäter des Volkes. Sonst taugt er nicht! Und kümmert ihn das Volk? — Nicht im geringsten! Nicht einmal die Segnungen der Kirche gönnt er ihm! Sein Leben mit der Margarete von Tirol; — ist das etwa der Mark ein Vorbild? — Er denkt nur an sein Haus und dessen Größe!"

Dagegen war nun allerdings nicht viel einzuwenden. „Ja, ändr' es Gott! Es ist ein Elend!" sprach der Ritter Falko. „Doch sehet, werter Herr, jetzt sind wir aus der gefürchteten Heide! Hier wendet sich der Weg! — Ich muß nach Angern zu den Schulenburgs; — ich reite links! Ihr wollt zum Erzbischof von Magdeburg? — Der ist grad' auch der beste Freund der Mark nicht! — So viel ich aber weiß, brauchet Ihr nicht nach Magdeburg zu ziehen, das Ihr ja heute doch nicht mehr erreicht; — Herr Otto von Hessen weilt, so wurde mir gesagt, zu Wolmirstädt!"

„Recht innigen Dank, mein teurer, junger Herr! Und daß Euch Gott behüte!" —

„Betet für mich, ehrwürd'ger Herr!" —

In tiefem Sinnen ritten beide Männer fürbaß, der junge Ritter

und der greise Pilger. „Rot-weiß?“ so aber fragte sich Falko von Redern. „Wer mag es sein? — Eine fürstliche Hoheit lag auf seinen Zügen; — unbekümmert, nicht einmal um sich spähend, ritt er dahin, als könnte ihn kein Unheil treffen.“ — „Gerechter Gott!“ rief der junge Edelmann dann plötzlich aus. „Ist es denn wirklich Wahrheit, was die Volkssage behauptet? Ist Markgraf Woldemar der Große wirklich, wie sie sagen, seinem Grabe entstiegen? — Mich däucht, so müßte er dareingeblickt und so gesprochen haben!“ —

Der Greis aber zog die Straße nach Wolmirstädt weiter. Endlich kam die Nacht. Ein einsamer Krug am Wege, „zum toten Mann“ geheißen*), bot die erwünschte Unterkunft. Am nächsten Morgen aber ging es mit frischen Kräften dem erzbischöflichen Schlosse Wolmirstädt zu. Das Roß und die Diener ließ der Pilger, dort angelangt, in seiner Herberge zurück; er selbst suchte die Pfalz Herrn Ottos von Hessen auf.

Der Fürst saß mit mehreren Herren, welche ihn besucht hatten, um mit ihm zu hetzen und zu jagen, an seiner reichbesetzten Tafel, als ihm sein Kämmerer vermeldete: „Draußen, mein gnädiger Herr, wartet Eurer ein hoch und ernst dreinschauender Pilger; — er bittet Eure Gnade demütig um einen Labetrank.“

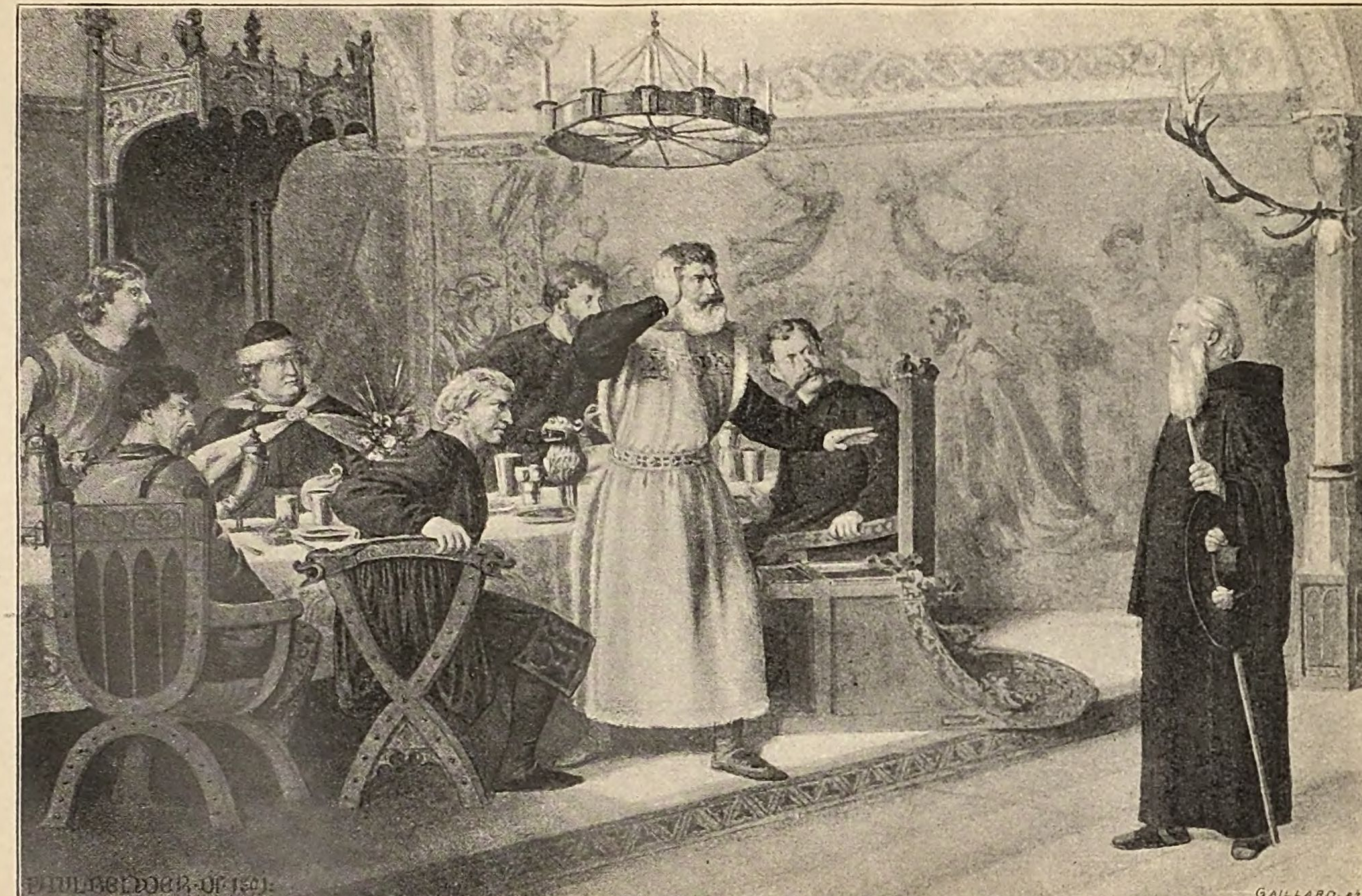
„Da sei Gott vor, daß wir einem Bedürftigen eine Gabe versagen!“ sprach der Erzbischof zu seinen Gästen. Er ergriff einen silbernen Becher, füllte ihn eigenhändig und reichte ihn dem Kämmerlinge. Nach wenigen Minuten kehrte der Hofbeamte zurück; — er übergab dem Erzbischofe jenes kostbare Gefäß und sprach:

„Herr, was darinnen ist, so sagt der Pilgrim, ist für Euch bestimmt!“

Otto von Hessen, ein gar fröhlicher Herr, lächelte. „Ein merkwürdiger Pilger“, sprach er, „der Gabe mit Gabe vertauscht!“ Er blickte indes in den Becher und wurde sofort ernster. „Was soll’s?“ so kam es über seine Lippen. „Ein schwerer goldner Ring mit einem Wappenstein? — Ich will doch sehen!“ — Da erbleichte er. „Die Umschrift nennt den Markgrafen Konradus von Brandenburg, der im Dome zu Stendal ruht. Bei allen Heiligen, — was soll das heißen? — Verweilt der Pilgrim noch in unsrer Pfalz? — Nun wohl, so ruft ihn mir!“ —

---

*) Dergleichen giebt es noch viele in der Mark.



Das Wiedererscheinen Woldemars.

Auch die Grafen von Anhalt, Albrecht der alte und seine beiden Söhne Albrecht der junge und Woldemar, nahmen am Mahle des Erzbischofs teil. Gespannt blickten sie dem Nahen des Pilgers entgegen. Und jetzt öffnete sich die hohe Flügelthür des Saales; — hereinschritt, auf den Stab gestützt und den Muschelhut in der Hand, der sonderbare Fremdling, — bleich, aber doch in unerschrockener, ja, in fürstlicher Haltung. Wie ihn der Anhaltiner Albrecht sah, entfiel ihm jäh das Messer; — der greise Fürst wechselte mehrmals die Farbe; dann aber sprang er auf, ging dem Pilgrim entgegen, blickte ihm prüfend ins Antlitz und sank mit dem Rufe:

„Woldemar!"

an dessen Brust.

Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich der Anwesenden. Der alte Graf Albrecht von Anhalt hatte den Verstorbenen, den tiefbeklagten, ja noch wohl gekannt! Wie oft hatte er mit Woldemar zusammen den Speer geschwungen auf der Eberjagd oder einen Ritterzug gethan zum fröhlichen Turniere in der Maienzeit! Jedoch der Erzbischof gebot dem Hofgesinde Ruhe, und allgemach ward's wieder still.

„Pilgrim", rief er mit lauter Stimme, „was für ein Gaukelspiel führst Du vor unsern Augen auf? — Wie kamest Du zu diesem Ringe? — Wer bist Du? — Künd' es uns! Allein vergiß es nicht, daß Du vor Männern stehst, die zu des Reiches Fürsten zählen und das Recht besitzen, Dich zu strafen!" —

Da hob sich die Gestalt des Pilgers majestätisch. „Otto von Hessen", sprach er, „gar frostig-kühl sind Deine Worte, ja beleidigend! So spricht man nicht zu einem Heimgekehrten! Doch, — wer ich bin, — mein Vetter Albrecht hat es Euch bereits verkündet."

„Pilgrim, Du lügst", rief da der Kirchenfürst, „der große Woldemar ruht nun fast dreißig Jahre schon im Grabe!"

Der Pilger fuhr nicht auf; in ruhiger, gemessener Weise vielmehr erwiderte er:

„Wie sollte ich, Herr Erzbischof, Deinen Unglauben Dir verdenken? — Es ist ja fast ein Wunder, daß ich heimgekommen bin! Und nun, ich bitte Euch um Ruhe, werte Männer, hohe Fürsten, — vernehmet, was ich Euch zu künden habe!" —

Tief holte er Atem, dann fuhr er fort: „Der Markgraf Woldemar starb nicht in jener bangen Stunde zu Bärwalde. Ein Starrkrampf nur

hatte ihn ergriffen, und er erwachte — im Sarge. Nicht wage ich's zu schildern, was ich während jener Stunden, da ich, anscheinend leblos und dennoch lebend, im Gotteshause zu Bärwalde lag, erlitten habe an tiefen, tiefen Seelenqualen. Allein grad' während mich des Todes Dunkel umschattete, entzündete sich in mir eines höheren Lebens Licht. Gar vieles ward mir klar, vor allem das,

daß aller Glanz der Welt kein Herz befriedigen kann; —

daß jedes menschliche Verdienst vor Gottes Auge schwindet. —

Da that ich in der tiefsten Not ein hoch' Gelöbnis. Würde Gott mir die Kraft verleihen, mich zu erheben, so wollte ich der Welt entsagen, — entsagen meinem Fürstenhause, meinem Weibe! — In meiner Kinderlosigkeit erblickte ich ja so lange schon die Strafe Gottes für mein weltlich-eitles, nur dem Nichtigen geweihtes Leben! Ein Streiter Christi wollt' ich werden und büßen, was ich in meinem eitlen, sündigen Sinne gefehlt. Und mir ward Gnade; — ich konnte mich erheben; — ich vermochte zu entfliehen, nachdem ich die zitternden und bebenden Totenwächter bestochen und mit meinem goldenen Schmucke ihr ewiges, unverbrüchliches Schweigen mir erkauft hatte. Man belastete den Sarg und schloß ihn: ich aber war der Welt gestorben. So glänzend mein vergangenes Dasein auch gewesen war: wie ein tiefes, nächtliches Dunkel erschien es mir; — jetzt wollte ich im Lichte wandeln! —

Ich ward ein Streiter Christi! Ich kämpfte in Preußen als Bruder Walter von der Mark; ich zog dann nach Süddeutschland und trat in den Orden St. Johanns des Täufers ein. Ich sah es, wie Ludwig zu Nürnberg mit der Mark belehnt ward, und hoffte nun, da der kaiserliche Adler seine Schwingen über Brandenburg breitete, für mein geliebtes Vaterland das Beste. Ich kämpfte unter dem Banner St. Johanns; — ich suchte zu Rom, zu Avignon die Christenheit wieder für das hohe Ziel zu begeistern, das heilige Grab zu befreien; — ich suchte die Fahne des Kreuzes von neuem auf den zerstörten Vesten am Strande des heiligen Landes aufzurichten. Lange, lange Zeit vernahm ich nichts mehr von der teuren Heimat, nach der mein Herz so heiß sich sehnte. Allein ich gebot seinem stürmisch verlangenden Pochen. Noch hatte ich ja die heil'gen Stätten nicht geschaut; — demütig pilgerte ich jetzt zu ihnen. Da fiel ich jäh' in die Gefangenschaft der Heiden. Sehet hier an den Möwen*) meiner Arme

*) Möwe = Handgelenk, — oberhalb der „Maus“.

die Spuren der Fesseln, die ich getragen! — Nie aber hätte der Johanniter auf das Erbarmen der Sarazenen rechnen dürfen, wenn Gott nicht selbst das harte Herz meines Herrn erweicht hätte. Ich durfte Botschaft nach Venedig senden. Einst hatt' ich einem der Tiëpolos*) das Leben und die Freiheit gerettet; — er kaufte mich auf meine Bitte los. In diesem Frühjahre kam ich nach Venedig. Da hörte ich, was während meiner zwölfjährigen Gefangenschaft geschehen war, und wie es stünde um die Mark. Nun hielt mich nichts mehr. Ich ging nach Avignon, und Papst Clemens löste mein Ordensgelübde — löste auch das bindendere Gelübde, welches ich gethan, für immer dieser Welt fremd bleiben zu wollen. Ich kam zu Lande; ich durchpilgerte die Mark; ich sah das grenzenlose Elend, sah die Verwüstung, diese gift'gen Früchte Wittelsbachscher Herrschaft! Da wußte ich, wozu mich Gott aus der Gefangenschaft errettet hatte: ich muß auf sein Gebot die Heimat rächen, muß diese Wittelsbacher richten; ich muß mein Land und Volk erretten! Dann habe ich gebüßt, — nicht nur mit Reue, sondern auch mit segensvoller That. Dann kann ich still zu Grabe gehen. Noch leben die von Sachsen und von Anhalt! Noch blüht Albrecht des Bären Stamm! Hoch darum die von Ballenstädt! Ihnen allein gebührt zu herrschen in der Mark! Nieder mit diesen Bayern!" —

Atemlos hatte alles der Erzählung gelauscht; — jetzt ertönten dröhnende Rufe des Beifalles. Die Herren drängten sich um den greisen Pilger; er aber sank ermattet auf einen Sessel. Da erhob der Erzbischof wiederum seine Stimme.

„Wundersam, o Pilger", sprach er, „klingt Deine Mär'! Wohl ist der Wittelsbacher Sünde rot wie Blut; wohl fordert sie schon lange die Rache des Himmels heraus. Wohl möchten wir Dir daher gerne glauben; allein — wie willst Du es beweisen, daß Du der totgeglaubte Markgraf bist?"

Da trat der Markgraf von Anhalt dem Pilger zur Seite. Wie zum Schwur erhob er seine Hand und rief:

„Er ist's! Er ist's!" —

„Er ist's! Er ist's! Heil Woldemar!" ertönte es von allen Seiten. Da winkte der greise Pilger selber Ruhe.

„Ich war, eh' ich die Mark durchwanderte", so sprach er, „beim

*) Berühmtes venetianisches Patriciergeschlecht.

Kaiser Karl! Ich stelle mich auf seinen Rat der sorgfältigsten Prüfung; — ich stelle mich dem Gerichte der deutschen Fürsten. Ich suche nichts für mich; ich will allein mein Vaterland erretten! — Und sagt Euch dieses Zeugnis meines Vetters Albrecht, — sagt Euch dieser Ring dort nichts? — Nie ließ ihn Woldemar vom Finger! Forschet nach in den Grüften von Chorin, so Ihr wollet! Doch ein vollgült'ger' Zeugnis noch hoff' ich mit Gottes Hülfe Euch zu geben:

‚Der Wettersturm, der jetzt die Wittelsbacher trifft, soll es beweisen, daß mich Gott gesendet!' " —

Seine Augen blitzten. Nicht wie ein Pilger, sondern wie ein Ritter und Richter stand er da. „Hoch Woldemar!" und „Auf zum Kampfe!" klang's von allen Seiten. Sie entblößten schon die Schwerter.

„Ja, auf zum Kampfe! Zum Rettungskampfe unsres Erbes!" rief auch der Graf von Anhalt. „Ich zeuge für Dich, Vetter Woldemar! Auf! Auf! Entrollt die alten Banner mit den Balken von Ballenstädt und dem roten Adler! Ich fühle neue, jugendliche Kraft. Ein neues Brandenburg soll auferstehen!

Heil Woldemar dem Großen!" —

In stürmischer Erregung endigte das Gelage.

Bald aber wußte das Volk dort unten, was oben geschehen war. Eine Begeisterung ohnegleichen brach los. Und nun verbreitete sich mit der Schnelligkeit des Sturmwindes die Kunde von dem wunderbaren Ereignis! Woldemar und seine Begleiter, der Erzbischof von Magdeburg und die Ballenstädtischen Fürsten, hatten in keiner Weise nötig, das Schwert zu ziehen. In Frieden konnten sie in die Altmark eindringen. Wann Woldemar der Auferstandene, der wieder zu Lande Gekommene, vor einer Stadt, vor einem festen Orte sich zeigte, dann öffneten sich die Thore; dann strömte das Volk heraus, — die Klerisei mit Kreuzen und Fahnen voran; dann läuteten die Glocken; dann wurden Blumen gestreut. Ohne Schwertstreich unterwarfen sich die Altmark und die Priegnitz.

Markgraf Ludwig erhielt, wie sich von selbst versteht, von all' diesen Vorgängen genaue Kunde nach Tirol und Kärnten. Allein er spottete dieser Begebnisse. „Sie treiben Mummenschanz!" sprach er, unbändig lachend. „Mit mir zu kämpfen wagen sie nicht mehr; allein eine Strohpuppe gegen mich aufzustellen, scheint ihnen gut. Noch bleib' ich hier!" —

Unterdessen hatten sich in der Mark die stürmischsten Auftritte an das Wiedererscheinen des Markgrafen Woldemar angeschlossen. Allüberall wurden die bayrischen Amtleute vertrieben. Groß war die wirtschaftliche Not des Landes. Der Zug der Ballenstädter, Woldemars, des Erzbischofs von Magdeburg, der Herzöge von Sachsen und der Grafen von Anhalt richtete sich jetzt bereits gegen die Mittelmark. Am 29. August 1348 zog Woldemar in Brandenburg ein. Da brach es los in den altmärkischen Städten, eine furchtbare Verfolgung gegen die Bayrischgesinnten, vor allem gegen die Juden, welche die Wittelsbacher um ihres eignen Nutzens willen allüberall in Deutschland gehegt und gepflegt hatten. Der wiedererschienene Woldemar hatte die Absicht gehabt, seinem Lande, seinem Volke die Palme des Friedens zu bringen; — er brachte die Fackel und das Schwert.

Die Greuelscenen, welche in der Altmark sich zutrugen, verhinderten es gleichwohl nicht, daß man dem Zuge der Fürsten zujubelte, wo er nur immer sich zeigte. Im Gefolge der Mißernten und der durch sie entstandenen Wirtschaftsnot traten ferner in der Mittel- und in der Altmark bereits im August 1348 schwere Krankheiten ein, die an die „Pest" erinnerten. Man achtete indessen ihrer nicht. Aller Augen hingen an Woldemar, dem Wiedererstandenen, der sich jetzt über Spandau, welches noch von den Bayern besetzt war, langsam den beiden, von den Wittelsbachern verlassenen Städten Berlin und Kölln zu nähern begann.

Zweites Kapitel.

Im Judenhofe zu Berlin.

Es war ein feuchtkalter Septemberabend des Jahres 1348. Ehe die Sonne zur Rüste gegangen war, hatte sie noch einmal die schweren, niedrig hängenden Wolken zerteilt und für wenige Augenblicke eine Glorie ausgegossen über Wald und Feld. Grell blitzten ihre Strahlen von den Dächern der tiefgebräunten Thortürme der Schwesterstädte Berlin und Kölln zurück; auf dem bleigrauen Hintergrunde der Wolkenwand aber schimmerte leuchtend das Kreuz des spitzen Turmes von St. Nikolai. Flammender und feuriger wurde der Sonnenschein; jetzt küßte er noch die grauen Granitquadern des Kirchturms, jetzt aber das

pyramidenförmige Dach, jetzt endlich nur noch den Wetterhahn, welcher auf der höchsten Spitze über dem Kreuze die Wacht hielt. Nun sank die Sonne hinunter; aber ein rosiger Schein breitete sich über den Abendhimmel aus; die ferne Heide schien in Brand zu stehen und der breite Spiegel der Spree schimmerte wie flüssiges Gold. Da aber brach der Septembersturm hervor; in wenigen Augenblicken war die rosige Herrlichkeit verweht, und über den treppenförmigen Giebeln der alten, rauchgeschwärzten Häuser in Berlin und Kölln schwebten, dunkelnd und dunkelnder, die Regenwolken, aus denen der Wind zuweilen den sprühenden Tau des Himmels in Schauern zur Erde jagte. —

Im großen Jüdenhofe innerhalb der alten Stadt Berlin sah es in der Dämmerstunde des unfreundlichen Tages gar trübe und düster aus. Die kleinen von Fachwerk gebauten und mit Streu ausgefütterten Häuser schienen zu frösteln, wann der heulende Wind über ihre steilen Dächer dahinfuhr und an den Eisenstangen rüttelte, welche, zum Aushängen von mancherlei Geräte bestimmt, weit in die schmale Sackgasse vorragten. Von den Regenschauern gepeitscht, blickten die Wohnungen der Kinder des unglücklichen Volkes Israel heute noch düsterer darein als sonst. Auf dem ungepflasterten Boden der Gasse hatten sich Tümpel und Lachen gebildet. Kreischend umsprangen ein paar schmutzige Kinder die größten derselben und suchten sich mit dem trüben Wasser gegenseitig Kleidung und Antlitz zu benetzen. Dort an der Rinne hockte ein ärmlich gekleidetes Mädchen, ein Kind von etwa fünf Jahren, es ließ ein aus Föhrenrinde geschnitztes Schifflein hinabschwimmen; immer und immer aber trieb die Flut den Nachen zur Seite oder stürzte ihn um. Jetzt aber rief eine scharftönende Stimme die Kinder in einen unheimlich dunkeln, von zerbrochenem und nicht mehr nutzbarem Hausrate fast gänzlich vollgepfropften Hausflur hinein. Einsam war es nun, wie es schien, im großen Jüdenhofe. Eintönig plätscherte der Regen von den Dachrinnen herab, und sausend stieß von Zeit zu Zeit der Sturm in die öde Gasse hinein. —

Nun leuchtete aus den kleinen, trüben, mit Blei gefaßten Scheiben der Fenster bereits hier und dort ein Licht auf die dunsterfüllten, labyrinthisch verschlungenen Durchgänge hinaus. Von den Türmen der Stadt ertönten dumpf die Glocken über den Jüdenhof hin; sie gaben die sechste Abendstunde an. Heller aber als sie klang das Glöcklein der Franziskaner aus der Gegend des markgräflichen Hofes in der Kloster=

straße herüber; dasselbe rief die ehrwürdigen Brüder des grauen Klosters zu ihrer Abendandacht.

Zu ihr rüsteten sich auch die Bewohner des Jüdenhofes. In einem der ältesten und anscheinend unwohnlichsten Häuser desselben prasselte die Flamme auf dem Herde eines nicht eben geräumigen Gemaches empor, welches man auf der steilen, aus dem dunklen Flur hinaufführenden Stiege erreichte. Der Fremde, welchem sich die Thür dieses Raumes öffnete, hätte staunen müssen; — so auffallend unterschied sich das Innere des Gemaches von dem düstern Äußern des alten Hauses, dessen Wandungen sich müde zur Erde zu neigen begannen. Hier war keine Spur des Mangels oder der Armut zu bemerken. Eine siebenarmige Lampe, auf welcher blendend weiße Kerzen brannten, verbreitete einen hellen Schein auf den unter ihr stehenden und mit dem saubersten Linnen gedeckten Tisch. Ein milder Schein durchleuchtete den ganzen Raum, und von dem Herdfeuer her zog ein würziger Duft wie von Sandelholz und Spezerei durch denselben hin. Die Fenster und Thüren waren mit bunt eingefaßten, lockigen Bärenfellen verhängt; den Fußboden überdeckte ein seltsam gemusterter Teppich, so daß der Tritt des Wandelnden unhörbar verhallte. Auf einem kunstvoll geschnitzten Schranke blitzte Silbergeschirr, und vor dem Sessel, welcher an das obere Ende des Tisches gerückt war, lag geöffnet ein starker Band vergilbter Pergamentblätter, welche mit hebräischen Lettern bedeckt waren.

Vor dem Feuer des niedrigen Herdes saß, das Haupt auf die Rechte gestützt, ein älterer Mann mit bereits ergrautem Haupthaare und langem Barte. Der Schnitt der Züge und das dunkle Auge, in dessen Glanze sich die rote Flamme des Herdes spiegelte, zeigte, daß der Hausherr zu den Söhnen des heimatlosen Volkes Juda gehörte. Auf seiner hohen, starkgewölbten Stirn lag der Ernst tiefen Nachdenkens. Durch die ganze Mark und weithin durch die slawischen Lande wußte man's in den Häusern der Juden: Herr Jakobus von Tangermünde war einst vom Rheine her, — man sagte, aus der bei den Christen für heilig gehaltenen Stadt Köln — in das Land zwischen Elbe und Oder eingewandert. Damals waren noch glückliche Zeiten, und der mächtige Arm der Markgrafen von Ballenstädt schirmte hochgewaltig das Land Brandenburg. Jakobus war in die herrlichen, mit hochragenden Zinnen und bunten Wappenschildern geschmückten Thore der Stadt Tangermünde

eingezogen; dort hatte er mit seinem jungen Weibe ein Haus gegründet und waltete in demselben, wie seine Glaubensgenossen sagten, als ein „Fürst seines Volkes", thätig im Handel, freigebig, von tadelloser Redlichkeit. Aber ein Unstern stand drüben in der alten Mark über dem Haupte des Juden. Ein großer Warenzug, welcher ihm vom goldenen Mainz aus gesendet worden war, ward ihm in den welfischen Landen abgefangen, und um den Rest seines Gutes büßte ihn der Rat von Tangermünde. Ein Stadtjunker, welcher dem Juden und seinem wunderschönen Weibe begegnet war, hatte in trunkenem Mute versucht, den Schleier zu lüften von Frau Deboras schwarzem Auge. Da hatte Jakobus seinen Stab erhoben und den übermütigen Jüngling mit gewaltigem Streiche niedergeschlagen. Es war des Bürgermeisters Sohn. Deshalb kamen am Abend die Stadtbüttel und führten den Juden mit seinem Weibe an die Grenze des städtischen Weichbildes. Da, vor den dunklen Föhren nördlich von der Stadt, wo hart an der Elbe der Grenzhügel stand, stäupten sie den Juden und wiesen ihn und seine Gattin hinaus auf die vier Straßen der Welt, eine Beute dem ersten besten, ein Spielball den Winden des Himmels. Der Jude war nach der Stadt Berlin gewandert. Dort herrschte ja ein weiser und milder Rat; dort half die Wohlthätigkeit seiner Brüder dem hartgeprüften Jakobus den herben Verlust seiner Habe überwinden, welche die Ratmannen von Tangermünde als Buße für die vermeintliche Gewaltthat des gekränkten Mannes eingezogen hatten. Das aber war nun mehr als dreißig Jahre her. Damals schrieb man 1317, und der hochgemute Markgraf Woldemar lebte noch; jetzt zählten die Christen das Jahr 1348, und furchtbar hatten sich die Dinge verändert. Wo früher Wohlstand, selbst Reichtum geherrscht hatte, wehte jetzt der Wind durch lückenhafte, zerbröckelnde Mauern; wo blühend sonst ein glücklich' Land im Schmucke seiner Saaten geprangt, hatten jetzt wieder der Wald und der Sumpf die Oberhand gewonnen. Der Jude Jakobus von Tangermünde aber war in der Stadt Berlin ein angesehener Mann geworden.

Am Tische unter der siebenarmigen Sabbathslampe schaffte eine Matrone in der ehrwürdigen, altertümlichen, an Sara, Rahel und Hanna gemahnenden Tracht des jüdischen Weibes. Sie ordnete die Teller auf den Seiten des Tisches, vier Plätze deckend. Dann trug sie einen Krug mit silbernem Deckel auf; der liebliche Geruch, der das Gemach erfüllte, bewies, daß der Wein den duftenden Reben von

Syrmium*) entstammte. Erwartungsvoll sah das Weib mehrere Male auf den Mann am Feuer hin; der aber blickte unverwandt in die prasselnden Flammen.

„Jakobus“, sprach sie leise, „es ist Zeit! Judith hat das Gesegnete schon zugerüstet.“

Der Mann vernahm es nicht; fast mechanisch griff er in die Tasche und warf einige Körner in das Feuer, daß es noch lauter prasselte, und der Wohlgeruch in leichten Wölkchen durch das Zimmer zog.

„Nicht sollst Du, wie unsere Väter sagten“, fuhr die Frau fort, an den Gatten herantretend und sanft ihre Hand auf seine Schulter legend, „dem Sabbathe sein Recht entziehen und eine Stunde schmälern dem Dienste Deines Gottes.“

Jetzt wendete sich Jakobus von Tangermünde um. „Ist die Stunde schon gekommen, so laß nur auftragen“, sprach er. „Gern hätte ich zum Eingange des Sabbathes ihn hier gesehen, der die Freude und der Stolz meines Alters ist, und den ich zur Leuchte seinem verbannten Volke erzogen habe. Er wollte zurückkehren zum Ruhetage des Herrn.“

Die Matrone seufzte. „O warum mußtest Du ihn aussenden in dieser sturmdurchbrausten Zeit! Wie die Wölfe den Schafen, so stellen sie den wehrlosen, von keiner Hürde geschützten Söhnen unseres Stammes nach. Das Schwert ist gezogen, die Fackeln sind entzündet.“

„Aber er, dessen Name unaussprechlich ist, schützt mit der Fülle seiner Stärke sein so hart geprüftes Volk“, unterbrach der Greis die Gattin. „Sie haben uns gedrängt von Jugend auf; aber sie haben uns nicht übermocht! Sage selbst, Du treue Genossin der Pfade meines Lebens, hat der Gott Israels es je fehlen lassen seinen Getreuen an Segen und Schutz? Wie der Sabbathslampe Schein mild leuchtet über dem Tische dieser Hütte, so webt und schwebt seine Gnade über den Häuptern seiner Erwählten. Weißt Du's, ob nicht in diesem Augenblicke schon das Roß unseres Sohnes scharrt vor dem Spandauer Thore und sein Finger klopft an die Pforte dieser Stadt? — Ich kenne ihn, der uns allmächtig schützt.“

In dem Augenblicke öffnete sich die Thür des Gemachs, und eine Jungfrau trat in Begleitung einer die Sabbathsspeisen tragenden Magd

*) In Rumänien.

ein. Mit Stolz richtete sich das Auge der Mutter auf die Tochter, deren fremdartige Schönheit durch den Glanz der Festtagstracht noch gehoben wurde. Ein wallender Schleier bedeckte das Gewand des Mädchens; er war durch einen starken goldenen Reif auf dem dunkellockigen Haupte befestigt.

Mit freundlichem Blicke lud Judith die Eltern zur Mahlzeit ein. „Ein Baum, gepflanzt an Bächen strömenden Wassers! — Friede über Dir!“ sprach Jakobus, indem er die Hand auf seiner Tochter Scheitel legte. Dann setzte er sich und hielt das Tischgebet. —

Das Mahl war beendigt. Debora, die Hausfrau, verteilte das Sabbathsobst und Jakobus segnete den Becher. Da tönten eilige Schritte vor dem Hause. „Gelobt sei der Gott alles Heils!“ rief die Mutter aufstehend. „Er ist's, der Liebling meiner Tage!“

Hastig wurde die Thüre geöffnet. „Der Herr mag's verzeihen!“ rief ein Jüngling, eintretend und die Matrone freudig umarmend. „Ich störe die Ruhe des Sabbaths, aber Gott Lob, daß ich hier bin! Das war eine Fahrt zu den Höhlen des Verderbens.“

„Um der Väter willen!“ rief der Greis aufspringend und mit düsterem Blicke auf seinen Sohn schauend. „Kommst Du ohne den Fleiß meiner Hände wieder heim?“

„Nein, Vater!“ erwiderte der Jüngling. „Es ist alles gerettet. Gebet mir meinen Becher Wein; ich bin ermüdet bis zum Tode. Das war eine Flucht! Wohlbehalten stehen die Wagen vor dem Spandauer Thore; aber die Rosse sind abgehetzt wie ich. Und ohne den treuen Freund“, fuhr er fort und zog einen ärmlich gekleideten Greis in das Zimmer, „wäre ich umgekommen im Lande der Ammoniter.“

„Benaja, der Sohn Zadoks des Gerechten, der Lehrer der Frommen unter den Thoren Salzwedels!“ sprach der Hausherr sich verneigend. „Gesegnet sei Deine Einkehr über die Schwelle meiner Hütte. Aber sprich, Erwählter Elohims! Die Hülle der Armut deckt die Lenden des Priesters unseres Gottes? Was ist geschehen im Lande an der Elbe?“

„Sie hetzen und schlachten die Kinder Israels wie das Wild der Wälder!“ sprach hastig der Jüngling.

„O, daß Du mir errettet wurdest, Ruben, mein Sohn!“ rief die Hausfrau, an ihres Sohnes Halse hangend. „O wohl; mir ahnte es, daß die Würger, die Heiden nach Deinem teuren Haupte trachteten.“

„Hochheilig ist der Wille Gottes; in Demut beugt sich unser Knie", sprach der fremde Priester in der Tracht der Schmach und der Armut. „Der Wolf ist eingefallen in den Schafstall Israels; sie sengen und brennen in den Hütten Judas und treiben die Auserwählten Adonais nackt in die Schrecken der Wüste hinaus. Ich wollte sterben drüben mit den Märtyrern meines Volkes. Was hab' ich noch zu hoffen, was noch zu fürchten? Doch sehet; er erschien mir, Jesaja, der Sohn Amoz', in der Stille der Nacht, und das seidene Gewand des Propheten deckte seine hoheitsvolle Gestalt. ‚Gehe aus von den Thoren dieser Stadt', so sprach der Geist zu mir, ‚suche die geheime Pforte der Mauer und rette den Jüngling, dessen Wagen Du stehen siehst vor den Hütten des Judendorfes. Ein großes Volk harrt Deines Trostes; wandle über den Strom! Dort drüben im Aufgang wird die Herde geschlagen werden; sie hat keinen Hirten. Tröste mein Volk!'"

Die Gestalt des Greises hatte sich hoch erhoben, als er, auf seinen Stab sich lehnend, diese Worte sprach. Judith reichte ihm einen Becher Weins. „Nicht soll der Saft der Rebe mich erquicken, so lange meine Brüder leiden!" rief er abwehrend. „Aber Rast und eine Lagerstatt vergönnet mir in Eurem Hause."

Erst nachdem der Rabbi Benaja mit Speise gestärkt worden war, vermochte er im Zusammenhange zu erzählen. Er schilderte, wie noch im Frühjahre 1348 — jetzt vor fünf Monaten — der Rat von Salzwedel einen Vergleich aufgerichtet hatte mit den Juden. Sechs Mark Silbers sollten dieselben zahlen zu Johannis; dafür ward ihnen der Schoß der Bürger und der Wachtdienst auf den Mauern der Stadt erlassen. Erschlüge aber ein Christ einen Juden oder verwundete er ihn, so sollten die Juden „ihre Hand behalten wider den Übelthäter", und der Rat sollte ihnen helfen, den Thäter zu bestrafen. Auch sollten die Juden Erbe nehmen dürfen in der Stadt selbst, während ihnen vorher nur vor den Thoren derselben, im Perwer, dem Judendorfe, zu wohnen verstattet war. Das alles hatte der Rat den Juden versiegelt und verbrieft. Vor wenigen Tagen aber war Entsetzliches geschehen.

Es war in der Mittagsstunde eines sonnigen Septembertages; die Ratsherren von Salzwedel waren mit ihrer Sitzung zu Ende, und wohlgemut stiegen sie die steinernen Stufen vor dem Stadthause hinab. Da hatte einer von ihnen gerufen: „Weh' mir! Der Tod tritt mir ans Herz! Gott sei mir Sünder gnädig!" Und alsobald war er auf der

steinernen Treppe zusammengestürzt. Wie eine Herde, unter welche der Falke stürzt, waren die Ratmannen auseinander gestoben. „Der Tod, der Tod!“ so rief's auf allen Gassen, und Entsetzen herrschte in jedem Hause, da nun die furchtbare Seuche, von welcher die westlicheren Lande bereits im vergangenen Jahre heimgesucht worden waren, auch an die Thüren von Salzwedel klopfte. Die Glocken stürmten, und vor den Altären der Heiligen lag, inbrünstig betend, das Volk. Vergebens aber riefen die ehernen Zungen dort oben um Hilfe; vergebens zerriß das Volk seine Kleider; vergebens stieg in den ehrwürdigen Kirchenhallen der Weihrauch auf: noch ehe der Abend dämmerte, waren der Pest bereits über fünfzig Opfer gefallen. Da tönte es wild, gellend, wie der Ruf der Verzweiflung, und dumpf, wie das Wutgeheul einer lang unterdrückten Rache, durch die Gassen von Salzwedel; der Pöbel rottete sich zusammen. Ein junger Meister aus der Zunft der Knochenhauer und ein ritterlicher Fant, ein verdorben Blut aus dem hochedlen Geschlechte derer von Chüden, ein Gebannter und Verfesteter, dessen Haus ihn ausgestoßen und welcher Hab und Gut an die Juden von Salzwedel veräußert hatte, führte den tollen Haufen. „Nehmet Gut und Blut von den Verfluchten!“ so tönte es durch die Stadt. „Die Juden haben die Brunnen vergiftet.“

Nur mit Thränen konnte Benaja, der Greis, beschreiben, was weiter geschehen war. In wenigen Augenblicken waren die Häuser der Juden gestürmt und geplündert; verwüstet und zerschlagen lag ihre Habe auf dem Markt und den Gassen; von ihrem Gold und Silber zechte man in den Schenken der Stadt. Verhöhnt, gemißhandelt, an Leib und Leben bedroht, waren die Juden dann aus der Stadt hinausgeflohen zu ihren Glaubensgenossen nach dem Perwer.

Aber auch dorthin folgten ihnen die wilden Rotten und das in hohem Grade von adeligen Habenichtsen erregte Landvolk nach, welches sich dem wütenden Pöbel der Stadt beigesellt hatte. Wohl versuchten es die Unglücklichen, sich im Judendorfe zu verteidigen; sie kämpften mit dem Mute der Verzweiflung; jedoch die Menge siegte. Vor den zertrümmerten Hütten der jüdischen Niederlassung hielt hoch zu Rosse der Junker von Chüden, und obwohl die Frauen der Juden sich vor ihm niederwarfen, obwohl sie ihre nackten Säuglinge unter rasenden Rufen der Verzweiflung ihm entgegenhielten, ließ er die Brandfackeln in das morsche Holzwerk und in die Schilf- und Strohdächer werfen; — ehe

noch die Dunkelheit des Herbsttages herabsank, war das Judendorf der Stadt Salzwedel von der Erde verschwunden.

„Ich wollte“, so schloß Benaja, der Rabbiner, nachdem er tief Atem geholt hatte, „an heiliger Stätte sterben. Tieftraurig kehrte ich unter dem Schutze der Dämmerung zurück an den mit Brandschutt überdeckten Ort, auf welchem die Lade der Thorah einst gestanden hatte. Unheimlich starrten mir in der Dunkelheit die ausgebrannten Mauern entgegen. Aber ein Licht schimmerte durch die Greuel der Verwüstung; die ewige Lampe brannte noch. In ihrem Scheine fand ich die Hörner des Altars; ich umfaßte sie; an ihnen kam mir der Schlaf der Todesmattigkeit, und vor dem Altare erblickte ich im Gesichte die königliche Gestalt des Propheten. Wie er mir verkündigt hatte, so geschah's: im Walde vor der Stadt fand ich den Jüngling, der von Flüchtlingen die Schreckenskunde erfahren hatte.“

„Die Engel des Herrn haben über mir gewacht!“ fiel mit begeistertem Tone der Sprache Ruben ein. „Sie waren's, die mit unsichtbaren Banden mich hielten auf dem Markte zu Seehausen, daß ich länger verweilte als ich vorher mir gedacht hatte; sie geboten mir Rosse und Wagen zu führen in die Tiefe des Waldes nahe dem zerstörten Dorfe; sie sandten mir den heiligen Mann, der auf geheimen Pfaden mich zu den Johannitern von Werben führte, die feind sind dem Papste und jenem jüngst erschienenen Manne, der sich Markgraf Woldemar nennt. Die Ritter nahmen die Schekel von mir und setzten mich über die Elbe. Unverkümmert bring' ich Dir Hab und Gut und Wegzehrung und Gewinn nach Hause.“

„O könnt' ich mit irdischem Gute erkaufen das Leben derer, die da bluteten zu Salzwedel“, sprach Jakobus tief ergriffen, „gern möchte ich ein Bettler sein! Wehe diesem Lande, in welchem die Toten wieder auferweckt werden durch die Künste der Finsternis; wehe den Auen, den Städten, denen im Sturmwinde der Verderber naht; wehe uns, die wir den Stab der Wanderschaft zu tragen haben unter Thoren, die vom Kelche des Taumels trunken worden sind.“

„Adonai thronet über den Sternen; sein Wille geschehe!“ sprach der Rabbi begeistert. „Und wenn der Herr uns zu Märtyrern ersehen hat: preisen wir fröhlich seinen gewaltigen Namen! Güter von Staub geben wir dahin; Unvergängliches empfangen wir: — wessen Herz schwillt nicht im Gedanken unseres ewigen Lohnes?“ —

Bald lag der Jüdenhof in tiefster Stille da. Am nächsten Morgen aber hallte das dumpfe Geläut von St. Nikolai über die Stadt hin. „Wer ist gestorben?“ fragten die Leute, wo ihrer zwei oder drei auf den öden Gassen von Berlin und Kölln sich trafen. „Herr Henning Ryke der Alte“, antworteten die, so gut Bescheid wußten am alten Markte von Berlin, auf welchem damals noch der ungefüge Steinkoloß, der Roland, das mit abergläubiger Scheu betrachtete Sinnbild des Blutbannes und der Wächter der städtischen Freiheit, majestätisch thronte. Vor dem Hause am alten Markte, welches durch die gewaltige steinerne Rippe und das Schulterblatt eines Riesen als Herberge und Gasthaus bezeichnet war, standen mehrere Bürger in eifrigem, aber nur leise geführtem Gespräche bei einander. „Herr Henning Ryke tot“, sagte der eine. „Fürwahr! Der alte steinerne Gesell da hat einen seiner besten Kämpen verloren! Herr Henning war ein ganzer Mann!“ — „Und ein getreuer Freund Herrn Ludwigs!“ fügte ein anderer hinzu. „Der und Herr Heinrich Hemmerer und Herr Köpkin von Rhode, das waren die drei Felsen in der schäumenden Brandung! Jetzt werden die Gegner frohlocken!“ Und der falsche Mann zieht vielleicht gar auch in die Thore von Berlin ein! — „Da sei Gott vor!“ wurde dem Redenden erwidert. „Alle Heiligen mögen uns schützen vor dem Geschöpfe der Pfaffen und jenes zauberkundigen Erzbischofs von Magdeburg, der auch die Toten wieder erwecken kann!“ — „Lästert und spottet nicht, Männer!“ sprach da ein ehrsamer Meister, zu den anderen hinzutretend. „Uns allen ist der Tod näher als Ihr denkt!“ Es lag dem Manne wie eine Wolke auf der Stirn. — „Was soll's?“ fragten die andern. „Wißt Ihr, woran Herr Henning Ryke gestorben ist?“ fuhr der Meister fort. „Er war gestern Abend noch frisch und wohl, und jetzt, da der Jude Ruben, der gestern Nacht zur Stadt gekommen ist, auf dem Rathause vor ihm zahlen wollte Schoß und Stättegeld für die fremden Waren, die er hereingebracht hat, da sank Herr Henning Ryke, der gewaltige Mann, um, wie ein Kornhalm, welchen die Sichel getroffen.“ — „Um Gotteswillen, Meister!“ riefen die anderen. — „Seht, Ihr erbleichet“, sprach der Handwerker, „und eben noch schaltet Ihr auf die Pfaffen, deren Gebete uns jetzt doch wahrlich vonnöten sind! — Ja, Ihr vermutet recht“, flüsterte er dann. „Herrn Henning Ryke überfiel wie ein Tiger mit jähem Sprunge die Pest!“ — „Allmächtiger Gott!“ riefen die drei anderen und prallten auseinander, als wäre eine Schlange unter

sie gefahren. — „Ja, die Pest!“ sprach der Handwerker. „Wüten wird sie in dieser Stadt wie eine Geißel Gottes. Wenn die Rathmanen nicht Frieden schließen mit dem Woldemar draußen, so werden wir belagert; innen und außen wird dann das Verderben wüten. Gott helfe der armen Bürgerschaft und erleuchte den Rat! Doch sehet! Da kommen die Herren. Sie tragen den alten Henning Ryke zu seiner Väter Grab. Wie wenige folgen der Leiche! Sie fürchten den Tod!“

„Bleiben auch wir fern dem traurigen Zuge!“ nahm der älteste von den Handwerkern das Wort. „Wir haben zu sorgen für Weib und Kind! Kommt herein in die ‚Rippe‘; es schickt sich nicht, daß man uns müßig stehen sehe am hellen Vormittage!“ —

Dort tranken die Bürger ihr Maßkrüglein Bier. „Werte Freunde und Gevattern“, sprach der Alte, — man hieß ihn Thiele, den Kürschner — „es wird ein schlimmes Ding für Herrn Ludwig den Bayern, so er nicht Hilfe sendet seinen Getreuen in Berlin. Noch ist die Stadt offen; wer weiß, wer morgen die Schlüssel der Thore besitzt? Wenn die bayerischen Ritter, die noch in Spandau verweilen, hier wären im alten Berlin: es stünde besser um Ludwig!“

„Ach laßt den in Tirol!“ fiel ihm ein anderer ins Wort.

„Was Ludwig jetzt, was Woldemar!“ rief jetzt Tydeke, der Messerschmied, ein noch jugendlicher Mann mit feurigem Auge. „Denkt Ihr, wir werden uns um der Bayern willen belagern lassen? Wir haben den Tod in der Stadt! Sollen die draußen, die mit dem Woldemar heranziehen, einen eisernen Ring um uns schließen, daß wir allesamt verderben? Offen die Thore, sage ich, daß wir frische Luft haben! Möge der Woldemar kommen! Ist die Pest, die über das Land zieht, nicht ein sichtbar Zeichen, daß der Himmel die Mark strafen will und ihre Fürsten, die Bayern, die uns behandelt haben wie ihre Stiefkinder? Weg mit den Fremden! Nochmals: die Thore offen für den Woldemar!“

„Und ich bin für die Bayern!“ rief Thiele, der Kürschner. „Es sind doch gute Ritter! Und erfunden ist’s, — erlogen, daß der Greis, den sie drüben bei sich haben, der alte Woldemar sei. Ein Popanz, sage ich Euch, ist’s, den die von Rom aufgestellt haben gegen das Haus des gebannten Kaisers, nachdem sie, wie ich nicht zweifle, ihn auf der Jagd bei München vergiftet haben, die welschen Pfaffen! Nieder mit den Blutsaugern! Alle Heiligen! Ich sah’s, wie sie vor mehr denn zwanzig

Jahren den Propst von Bernau erschlugen, und ich sage Euch, das Blut hüpft mir in den Adern, wenn ich daran denke. 's war auch einer von denen, welche dem toten Kaiser fluchten, wie ihnen Papst Johann XXII. geheißen! Nie ist in den Marken Gutes von Rom gekommen! Und darum, Meister Tydeke, hütet Euch, daß Ihr mir sprechet vom Öffnen der Thore. Ihr wißt, wir Bayrischen haben starke Fäuste. Wollt's Euch nicht raten, Verrat zu spinnen gegen den gnädigen Herrn, den Markgrafen Ludwig und seine Brüder!"

„Friede, Ihr Männer!" rief Balzer, der Schneider aus der Spandauer Straße neben der Blankenfelde Erbhaus. „Was scheren uns jetzt die Bayern, was die von Anhalt? Die Seuche ist in der Stadt, und Ihr streitet um des Kaisers Bart? Habt Ihr denn nicht gehört, wie die Pest gewütet hat im Süden, in den Städten des Reiches, — nicht vernommen, wie's jetzt zu Lübeck aussieht im Norden? Ihrer Tausend sollen gestorben sein von einer Vesper zu der andern! Da kümmere ich mich nicht um Ludwig, noch um Woldemar. Wer aber hat uns die Seuche gebracht? Habt Ihr's nicht selbst gesagt, Meister Tydeke, daß Herr Henning Ryke umgesunken sei, als ihn der Jude angehaucht hat, Ruben der Kaufmann, der draußen gewesen im Westen? Halt, Ihr Männer; das ist etwas, und eine Ahnung geht mir auf! War Herr Henning Ryke nicht der Juden Feind? Wißt Ihr, was zu Straßburg jüngst geschehen, zu Basel und zu Mainz? Die Juden haben die Brunnen vergiftet; dafür hat sie das Volk erschlagen! Gnade unsern armen Städten Berlin und Kölln! Das Gold und das Silber haben die Juden schon seit langer Zeit. Jetzt haben sie den Ehrenmann, Herrn Henning Ryke, vergiftet; — jetzt geht's uns Armen an das Leben!"

Der Schneider machte ein überaus klägliches Gesicht. Da erhob sich der Kürschnermeister: „Verdammt", so rief er, „sei der Tropfen, den ich noch trinke mit Dir, Du jämmerlicher Bursch! Weißt Du, was Du bist? Ein Schurke; — pfui, ein" — Dem Meister versagten im Zorne die Worte. Er war bleich geworden; aber er sammelte sich. „Ja Dein Gold und Silber haben die Juden, weil Du ein Tagedieb warst von jeher! Ich will ihre Habsucht und ihren Wucher nicht entschuldigen; aber es giebt auch Ehrenmänner unter ihnen, wie nur irgend welche unter uns. Wie oft hat Dir nicht der Jakobus von Tangermünde geholfen! Machst Du Deine Schuld mit Verleumdungen wett? Soll auch in der Stadt Berlin und drüben in Kölln das Feuer der Scheiter-

haufen aufflammen, welches den Städten am Rheine zur unauslöschlichen Schande gebrannt hat? Ich schäme mich, daß ich neben Dir gesessen habe, Du Verleumder!"

Thiele der Kürschner entfernte sich, eine Münze auf den Tisch werfend. „Er hat Recht", sprach der Messerschmied Tydeke zu dem arg betroffen dasitzenden Schneider. „Es war schimpflich von Dir, den bösen Verdacht auszusprechen. Ein Mann ist nicht mehr Herr seines Wortes, wenn es seinen Lippen entflohen ist. Darum möge ein jeder in solcher Zeit sich vor unbedachter Rede hüten! Die wirkt verhängnisvoller als selbst ein Meineid vor Gericht. Wenn die Wut des Volkes erst entfacht ist, glaubst Du sie löschen zu können, wie einen Brand auf dem Herde? Aber darin hast auch Du meine Meinung gesagt, Meister Balzer: Nichts schert uns der Ludwig und der Woldemar; unsere Ratmannen müssen vielmehr bedenken, wie unsere Stadt mächtig und groß werde gleich denen im Reiche. Die Herren haben doch kein Herz für den Bürger! Da's aber offenbar ist, daß wir uns besser stehen beim Woldemar, und die Not und der Tod uns drängt, so kann ich's nur wiederholen, was ich schon vorhin sagte. Offen die Thore dem Woldemar! Wir haben nicht zu prüfen, ob er echt ist oder falsch."

Jetzt erst mischte sich der vierte von den Bürgern, ein Krämer Heise, der bis dahin still für sich dagesessen hatte und auf sein Krüglein blickte, in das Gespräch: „Ihr Männer", sprach er leise, „die Entscheidung ist näher als Ihr meint. Bin nicht umsonst befreundet mit dem alten Diener im Hause der Blankenfelde. Die Bayern wollen von Spandau her in die Stadt, und der Heinrich Hemmerer hat's übernommen, sie hineinzuführen. Aber habt acht! Die Blankenfelde, die Wins und die Ryke schlummern nicht; sie thun nur so! Und wenn der Marschall der Bayern, Herr Friedrich von Lochen, oder Herr Berengar Hele oder der Satzenhofener über die Mauern klimmen — ich sage Euch: gefangen werden sie sitzen, wie der Fuchs in der Falle; die Blankenfelde haben Wind! Doch horch; es läutet schon wieder! Das werden böse Tage, und der Herbst wird manch' ein Dach abdecken zu Berlin und Kölln! Gott befohlen; ich muß nach Hause und nach Weib und Kind sehen. Lebt wohl, Tydeke, — und Ihr, Balzer, wenn Ihr etwas gegen die Juden habt, wartet Eurer Zeit. Es wird schon Feuer geben! Dann zu rechter Stunde hineingeblasen in die Flamme; noch aber ist's zu früh!"

Der Mann verließ die Schenke. „Ja, es kommen schlimme Zeiten“, sprach der Messerschmied Tydeke. „Alt-Berlin ist jetzt eine ruhe- und friedelose Stadt. Wollt' Gott, ich hätte gelernt Schwerter zu fegen. Das wirft mehr ab in unseren Tagen denn Messer schleifen.“ —

In der nahen Hauptkirche zu St. Nikolai hatte unterdessen eine düstere Feierlichkeit stattgefunden. An der rechten Wand des hohen Chores, da, wo noch heute ein Totenschild hängt — einen schwarzen Steinbock in weißem Felde zeigend — befand sich die Gruft des Patriciergeschlechtes der Ryke. Mitten unter den auf dem Boden liegenden Grabsteinen der angesehenen Ratsfamilie, unter den todesstarren Gestalten der lang' dahingeschiedenen Bürgermeister und ihrer nonnenhaft verhüllten Frauen, war der Estrich geöffnet. Ein einfacher Sarg ward hinabgelassen; schnell wurde die Gruft wieder geschlossen. Der Propst von St. Nikolai murmelte einige kurze lateinische Gebete; dann drückte er dem nunmehrigen Haupte des Geschlechtes Ryke, dem Ratmannen Konrad, die Hand, und befahl den bereitstehenden Maurern, die Fugen der Ziegel im Estrich sorgfältig zu schließen. So eilig und so wenig feierlich war noch kein Ryke bestattet worden seit Gründung der deutschen Stadt Berlin. Doch selbst der Sohn des Entschlafenen, Konrad, verweilte nicht lange am Grabe. Er wendete sich zu den wenigen Freunden seines trefflichen Vaters, welche der Leiche gefolgt waren. „Herr Heinrich Hemmerer“, sprach er in tiefer Bewegung, „und Ihr, Herr Köpkin von Rhode, helft mir in Treuen das Vermächtnis pflegen, welches mein edler Vater mir vererbt hat: die Ehre meines Hauses und das Kleinod der Hingabe an Fürst und Vaterland!“

Die Männer gingen schweigend auseinander. Am Berliner Rathause trennten sich Hemmerer und Rhode. „Gott gebe“, sprach der letztere, „daß diese Nacht glücklich vorüber gehe! Die Scharen Woldemars rücken näher. Wenn die Ritter von Spandau diese letzte Stunde nicht benutzen, so ist es zu spät, und Berlin-Kölln ist für die gerechte Sache der Bayern verloren.“

„Ich erwarte den Marschall von Lochen oder den Ritter Otto von Helbe samt Berengar von Hele mit Sicherheit in dieser Nacht!“ entgegnete Hemmerer. „Die Pforte am Kalandshofe bleibt für sie geöffnet.“

„So schütze Gott uns und das Recht!“ erwiderte Köpkin von Rhode. „Wohl weiß ich's: wir wagen jetzt, nachdem der Rat beschlossen, den

beiden kriegführenden Heeren den Eintritt zu versagen, Gut und Blut; aber ich denke, der Nachruhm, daß auch Berlin dem rechten Herrn getreu gewesen, ist damit nicht zu hoch bezahlt. Noch einmal: Glück der Sache der Wahrheit!"

Die beiden Bürger schüttelten sich zum Abschiede herzlich die Hand. —

Es war die Nacht des 19. zum 20. September 1348. Was während derselben geschehen ist, hat die geschichtliche Forschung, nachdem Jahrhunderte lang die blutigen Ereignisse dieser Stunden vergessen worden waren, erst in unseren Tagen wieder aufgefunden und festgestellt. Bei Spandau auf der Burg hielt sich die Mannschaft des Markgrafen Ludwig dem andringenden Heere des falschen Woldemar gegenüber noch immer. Mit ihr hatte der Patricier Köpkin von Rhode und der Bürger Heinrich Hemmerer ein Einverständnis geschlossen. In der Stille der Nacht sollten die Bayern in Berlin eingelassen werden, um das feste markgräfliche Schloß in der Klosterstraße, das „hohe Haus", zu besetzen. Blieb Berlin in den Händen der bayrischen Partei, so war die Sache des falschen Woldemar schon in ihren Anfängen eine verlorene.

Mit Eifer und Umsicht hatte daher der Ratsherr Heinrich Hemmerer seinen Plan ins Werk gesetzt. Die Herren der Kalandsgilde zu Berlin waren bayrisch gesinnt, wie fast alle diejenigen geistlichen Brüderschaften, welche gegen das aus Italien in die deutsche Kirche eingedrungene Gift der Sittenverderbnis ankämpften. Ihr Haus, am Ende der Klosterstraße und dicht an der Stadtmauer belegen, war durch eine kleine Brücke, welche hinter demselben über den Stadtgraben führte, mit dem freien Felde verbunden, welches vor der damaligen Stadt in der Richtung auf Spandau zu sich ausbreitete. Diese Brücke, und das auf ihr durch die Stadtmauer führende Pförtlein waren es, auf welche Hemmerer seinen Plan gegründet hatte. Derselbe wäre gelungen, wenn den bayrisch Gesinnten nicht ein Umstand entgangen wäre: die Mehrzahl des Rates, deren Häupter die Patricier Otto von Belgern und der Bürgermeister Thilo von Prettin waren, hatten den Verkehr der Getreuen Ludwigs mit der Burg Spandau und ihr gesamtes Thun aufs schärfste beobachtet und hatten den Anschlag erraten.

Von St. Nikolai und St. Marien schlug es Mitternacht; im Kalandshofe aber wachten die Bürger von Berlin. Heinrich Hemmerer hielt scharfe Umschau; der Blick des greisen Bürgers schien das Dunkel der

stürmischen Herbstnacht durchdringen zu wollen. Neben ihm horchte Köpkin von Rhode mit angehaltenem Atem in die Nacht hinaus. Jetzt klirrten die Waffen. Ja, sie kamen! Die Gewappneten Ludwigs traten in den Kalandshof; sie ordneten ihre Schar und rüsteten sich, durch die Klosterstraße nach dem hohen Hause vorzudringen. „Mit Gott für Bayerns Recht!“ rief Berengar Hele von Sundheim und ließ das Thor des Kalandshofes öffnen. Aber was war das? — Jäh erklang's: „Vorwärts! Berlin und Kölln!“ — Grell und rötlich leuchtete Fackelschein auf; von allen Seiten her drangen die Knechte des Rates auf den Kalandshof ein. Der loderte gar bald in Flammen auf; und um nicht abgeschnitten zu werden, mußten die bayrischen Ritter aufs schleunigste den Rückzug antreten. Köpkin von Rhode und Heinrich Hemmerer aber wurden gefangen genommen und gefesselt in das Gewölbe unter der Gerichtslaube gebracht: ihr Schicksal konnte keinen Augenblick lang zweifelhaft sein.

Entsetzlich waren die Stunden jener Nacht. Vom Kalandshofe her hatten sich die Flammen weiter verbreitet; die Aufregung aber, in welche die Bürgerschaft versetzt worden war, überdauerte die Feuersbrunst, deren man nach einigen Stunden Herr geworden war. Noch immer heulten und wimmerten die Glocken auf den Kirchtürmen; Fackelschein durchleuchtete düster die Nacht. Brausend wälzten sich die Volksmassen die Klosterstraße hinab, dem umfangreichen Hofe der grauen Mönche zu. Auch auf dem Kirchhofe derselben, dem stillen, umbuschten Orte neben der Kirche der Franziskaner, bewegten sich Lichter. Feierlicher Chorgesang ertönte von dort, und einen Augenblick lang schwieg das wirre Getöse der Menge. Man begrub dort einen Ordensbruder, welcher der Pest zum Opfer gefallen war. Da, wie die Massen, von einer Regung der Ehrerbietung erfaßt, lautlos vorüberzogen, durchbrach mit einem Male eine schrille Stimme das feierliche Schweigen. Bei dem düsterroten Lichte der Fackeln sah man's, wie Balzer der Schneider von einigen hünenhaften Zunftgenossen emporgehoben ward. „Schlagt die Juden tot!“ rief er, daß es gellend von dem hohen Giebel der Klosterkirche zurückklang. „Sie haben die Brunnen vergiftet! Mit ihrem Gelde helfen sie den Bayern!“

Wer möchte es wagen, das furchtbare Wutgeheul zu beschreiben, welches den Worten des Schneiders folgte? Es gab viele Bürger im alten Berlin und drüben in Kölln, welche, infolge der Zeitverhältnisse

verschuldet, bei den Juden Hilfe gesucht hatten, und manch stolzer Patricier, manch ein Ratsherr war völlig in ihrer Hand. Daß viele Juden die Not der Zeit sich zu nutze gemacht und mit furchtbarer Härte Kapital und Zinsen eingetrieben hatten, — wer durfte es leugnen?

Nun aber war die Geißel des schwarzen Todes noch dazugekommen; schon in der nächsten Stunde drohte Verderben. „Einige Stunden nur noch in Saus und Braus dahingebracht von der Juden Vermögen! Dann können wir doch wenigstens sagen: wir haben gelebt!“ Das war die Losung der wild empörten Massen. Wie eine zürnende Woge wälzte sich der Haufe dem Jüdenhofe zu.

Das furchtbare Getümmel hatte dessen Bewohner längst erweckt. Wo in einer mittelalterlichen Stadt ein Volksaufstand sich erhob, da hatten die Söhne Israels für Leib und Leben stets zu fürchten. Der tolle Haufe fand daher den Zugang zum Judenhofe bereits verrammelt vor. Selbst den Spießen und Hellebarden ward es schwer, Luft und Durchgang zu schaffen durch den Verhau, mit welchem die Juden, so gut es in der Eile gehen wollte, den Zugang zu ihren Wohnungen versperrt hatten. „Die Fackeln in das alte Gerümpel!“ rief jetzt der Schneider Balzer. „Bei meiner Seel', das giebt ein lustig Feuer!“ In wenigen Augenblicken schon war der Befehl vollzogen; qualmend stiegen die ersten Flammen auf, und unheilverkündend wälzte sich der Rauch in schweren Massen aus den gebrechlichen Hütten der Verfolgten über die Stadt dahin. Bald war der Durchgang erzwungen; über die glühenden Trümmer stürzten die Verwegensten in den Jüdenhof hinein. Der bewölkte Himmel hatte sich geklärt; in leuchtender Schöne sahen Mond und Gestirne auf das unheimliche und grauenhafte Treiben der Menschen herab.

Aus den Häusern des Jüdenhofes aber ertönten jetzt Rufe des Entsetzens, hier ein kreischender Aufschrei der Verzweiflung, dort ein gräßlicher Fluch der Mißhandelten. Hier flog der Hausrat aus den eingeschlagenen Fenstern; dort ward ein Greis auf die Erde geworfen und geknebelt. „Blutsauger, gieb uns Deine Schätze!“ — „Jude, löse Dein Leben mit Deinem Golde!“ So tönte es wirr durcheinander. Vor einer der niedrigsten Hütten stand ein Weib in flatterndem weißem Gewande; sie war vor ihre wimmernden Kinder getreten und schwang ein Beil mit fast übermenschlicher Kraft. Da drang ein Speer in ihre entblößte Brust, und lautlos sank sie zurück, mit ihrem Herzblut ihre Kinder betauend. —

Vor dem Hause Jakobs von Tangermünde hatte am Abend ein Lastwagen gestanden. Als der Aufruhr begann, war derselbe von den Bedrohten mit allem Gute, welches sich auf demselben befand, umgestürzt worden; auf diese Weise verteidigte er wenigstens das Haus. „Verfluchter", riefen die Rasenden jetzt zu den dunklen Fenstern hinauf, „komm heraus mit Deinem Golde, oder wir zünden Dir Dein Haus an." Statt der Antwort tönte ihnen Psalmengesang entgegen. Da stieg die Wut der Stürmenden aufs höchste. Auf den umgestürzten Warenpacken kletterten sie zu den Fenstern empor. Eben war einer der wildesten im Begriffe, die Lade einzuschlagen, als ein Speer aus deren Öffnung ihm ins Antlitz fuhr. Mit einem Wutgeheule stürzte er hinab. „Feuer ins Nest!" schrie da der Schneider Balzer. Eine Fackel flog gegen das Dach, funkensprühend fiel sie wieder herab. Der feierliche Gesang drinnen aber währte fort. Da endlich wich die Thür des Judenhauses den dumpf erdröhnenden Stößen eines gewaltigen Balkens; ein Ruf des Entsetzens, wild wie der Aufschrei eines Gemarterten, ertönte, und zwei wüste Gesellen drangen ins Haus.

In demselben Augenblicke erklang die gewaltige Stimme eines Geharnischten vom Eingange des Jüdenhofes her: „Der Tod einem jeden, der hier noch eine Hand rührt!" Konrad Ryke war's, der patricische Jüngling, welcher an der Spitze eines Häufleins gewappneter Knechte in die Gasse drang. Mit geschwungener Streitaxt machte er sich Bahn. Soeben trug einer der Mordbrenner eine weiße blutende Gestalt aus dem Hause, von dessen Dache ein leichter Rauch bereits emporwirbelte. Unter dem wuchtigen Schlage des Patriciers sank der Mann zusammen; mit einem Weherufe stürzte Judith aus seinen Armen auf die Steinstufen vor der Schwelle des elterlichen Hauses. „Treibt das Gesindel zu Paaren; stoßt jeden nieder, der sich wehrt!" rief der ritterliche Mann den Knechten seines Hauses zu, welche er in der Eile zur Rettung der Bedrängten aufgeboten hatte. Der Ernst, mit welchem der Patricier handelte, bewirkte, daß die Menge scheu zurückwich. „Verdammter Junker, wer giebt Dir ein Recht, unserm freien Volke zu wehren?" rief jedoch Balzer der Schneider und schleuderte einen gewichtigen Stein gegen das Haupt des Patriciers. Aber der Wurf verfehlte sein Ziel, und in demselben Augenblicke schlug einer der Diener des Rykeschen Hauses den Frevler zu Boden.

Nach kurzer Zeit schon war der Jüdenhof gesäubert. Aber noch

harrte die Menge in verhaltener Wut vor demselben. Der Name „Ryke“ hatte sonst einen vollen Klang bei dem Volke von Berlin; heut’ aber ertönten nur Verwünschungen gegen ihn aus der Menge. „Er hat Geld von den Juden genommen, der Verräter des Volkes!“ schrie einer aus dem Haufen. Auf seine Streitaxt gestützt, stand jedoch der Junker ruhig und fest inmitten seiner Knechte da, ohne sich im mindesten um die Rufe der Aufständischen zu kümmern.

Jetzt endlich erschienen auch die Söldner der Stadt an dem Orte des Kampfes. „Ihr kommt spät!“ rief ihnen Konrad Ryke zu, nachdem sie das Volk zerstreut hatten. „Jetzt löschet hier, oder das Klosterviertel geht in Flammen auf!“ Die Männer gehorchten seiner Weisung. „Und diese Unglückliche schaffet in meinen Hof zu meiner Mutter. Es scheint noch Leben in ihr zu sein!“ Konrad Ryke befahl es seinen Gewappneten, indem er sich über die Tochter Jakobs von Tangermünde hinbeugte. In der Brust der Jungfrau befand sich eine tiefe Wunde; ihre Rechte hielt krampfhaft einen kleinen Dolch umfaßt. „Herr, sie hat sich selbst getötet!“ rief ein graubärtiger Knecht. „Die rühren wir nicht an!“ Ohne ein Wort zu erwidern, hing der Patricier seine Waffe in den Gürtel und nahm die Leblose in seine Arme. Noch schlug ihm warm ihr Atem entgegen. Da stürzte Jakobus von Tangermünde mit zerrauften, fliegenden Haaren auf ihn zu. „Um Deiner Mutter willen, edler Jüngling“, sprach er, auf seine Knie sinkend, „laß mir nur mein teures Kind.“ — „Hier nimm sie, Jakobus“, erwiderte der Jüngling, und es zuckte etwas wie ein bitteres Lächeln über seine schönen von dem Fackellichte erhellten Züge, „aber sicherer war sie doch bei mir.“ — „Der Gott Jakobs segne Dich, edler Herr“, rief der Jude mit der heißen Glut des vollen Herzens aus, — „er segne Dein Haupt und Dein Auge, Dein Herz und Deine Hand.“ — Der Greis nahm die leichte Last auf seine zitternden Arme. „Nach Hause, Männer!“ befahl Konrad Ryke mit weithin schallender Stimme. „Unser Werk ist gethan. Dank sei allen Heiligen, daß wir die tiefste Schmach abwenden konnten von dieser Stadt!“ —

Drittes Kapitel.

Die Huldigung Berlins.

Die Sonne des folgenden Sonntagsmorgens war leuchtend aufgegangen über den Schwesterstädten an der Spree. Der leichte Nebel des Herbstmorgens zog um den hohen Turm von St. Marien, und freundlich und feierlich klang das Geläut über den neuen Markt hin. Auf dem letzteren gemahnte indessen noch ein Schreckenszeichen an die Greuel der vergangenen Nacht. In der Mitte des Platzes erhob sich ein Hügel; auf seiner Spitze stand ein Galgen. Unter dem „dürren Hause ohne Wand" bemerkte man frische Blutspuren; auf zwei Spießen waren hier die abgeschlagenen Häupter Köpkins von Rhode und Heinrich Hemmerers aufgepflanzt. Sofort nach ihrer Gefangennehmung im Kalandshofe hatte der Rat die beiden als Friedebrecher und Verräter verurteilen und hinrichten lassen; der Form nach mit gutem Grunde, denn sie hatten gegen das Öffnungsrecht der Städte, das Privileg ihrer Unabhängigkeit, und gegen den Beschluß der Ratmannen, daß die Thore von Berlin und Kölln bis auf weiteres beiden kriegführenden Fürsten verschlossen bleiben sollten, gefehlt. Mutig und ohne Klage waren die beiden Führer der bayrischen Partei für ihren Herrn gestorben*); das Bewußtsein ihres Rechtes war ihr Tröster gewesen in der schweren Stunde des Todes.

Das Gericht über die beiden getreuen Männer hatte den Rat von Berlin und Kölln verhindert, rechtzeitig gegen die Volksmenge einzuschreiten, welche den Jüdenhof gestürmt hatte, da außer der Sache der beiden Bürger noch andere Dinge von höchster Wichtigkeit in jener nächtlichen Sitzung verhandelt worden waren. Thilo von Prettin und Otto von Belgern, beides Bürger von ritterlicher Geburt, hatten den Antrag eingebracht, Boten an den Markgraf Woldemar zu senden, welcher im Norden von Spandau stand, um ihn zu bitten, die Huldigung der beiden Städte gegen einige wohl formulierte Bedingungen entgegenzunehmen. In der Frühe des Sonntags waren diese Boten auch zum Heereslager der Anhaltiner hinausgeritten; der Rat hatte Grund genug, nach der Hinrichtung der beiden Getreuen Ludwigs seine abwartende

*) Die Urkunden bezeugen diese Hinrichtungen klar.

Stellung gegenüber der großen Frage der Zeit aufzugeben. Markgraf Ludwig selbst schien ja verloren!

Im Jüdenhofe von Berlin vernahm man laute Klagen. Dort hatte man einen teuren Toten zu beweinen; hier trauerte man über die Zerstörung aller Habe. Die Thore der Stadt waren den Juden verschlossen, sonst hätten sie gewiß alle mit ihrem fahrenden Gute die von Blutschuld befleckte Stadt in der Morgenstunde verlassen. Über dem verwüsteten und rauchgeschwärzten Hause des Jakobus von Tangermünde aber hing ein seltsames, an dieser Stätte völlig ungewöhnliches Zeichen: ein eiserner Schild, auf dessen Felde der schwarze Steinbock des Geschlechtes der Ryke angebracht war. Das galt für ein Merkmal, daß Herr Konrad Ryke der Junge dies Haus unter seinen besondern Schutz genommen habe und daß er jede Verletzung der Insassen desselben als eine ihm selbst zugefügte Kränkung rächen werde. Beim Aufgange der Sonne hatte ein Knecht den Schild an dem Hause des Juden befestigt. An wohlfeilem Spotte mangelte es darüber nicht. „Die Ryke sind unter die Juden gegangen!" — „Vielleicht führt der Junker Konrad noch das schöne Judenmädchen seiner Mutter Anna als Schwiegertochter zu!" — „Jude und Bock das verträgt sich wohl von wegen Bart und Duft!" So erklangen die Hohnreden der Neugierigen, welche an jenem Sonntagsmorgen den Jüdenhof betraten.

Auf einem Ruhebett lag Judith, die Tochter des Jakobus. Ihr schönes Auge war matt auf die Umstehenden gerichtet, welche mit sorgsamer Pflege und mit der damals fast nur den Juden eignenden ärztlichen Erfahrung das entfliehende Leben der heldenmütigen Jungfrau zurückgehalten hatten. Als einer der Einbrechenden sie gepackt hatte, war ihr Entschluß, sich den Tod zu geben, zur Reife gekommen; aber ihre zitternde Hand hatte das Herz nicht zu treffen vermocht. Reichlich flossen Frau Deboras Thränen; mit Bewunderung indessen blickte der Rabbi Benaja und ihr Vater auf die hochherzige Jungfrau.

Als die Glocken zu den Gotteshäusern der Christen riefen, hielt auch der vertriebene Rabbi vor den Kindern seines geängstigten Volkes, welche zum Hause des Jakobus wie zu einer sicheren Freistätte gekommen waren, eine Andacht. Wie inbrünstig erklangen die Worte des Psalmes von den Lippen der aus Todesgefahr Erretteten: „Du, Herr, bist unsere Zuversicht, unsere Hoffnung von unsrer Jugend an!"

Daß bei der heißen Leidenschaftlichkeit des jüdischen Blutes auch

der Fluch über die Dränger Israels ausgesprochen wurde, daß manch eine Faust sich ballte bei dem Gedenken der Dinge, die in der Nacht geschehen waren, — wer vermöchte das den Söhnen der Verbannung zum Frevel anzurechnen? —

Verzweifelnd starrte, nachdem der Gottesdienst der Geächteten beendigt war, und sie sich in ihre Hütten geschlichen hatten, Frau Debora hin auf ihr verwundet' Kind. „Verloren Hab und Gut! Tagtäglich bedroht vom Tode! O Jakobus, Jakobus", rief sie in wildem Schmerze, „warum mußtest Du taub sein gegen meine Bitten! Längst wären wir gen Osten gezogen, wo bei den Menschen inmitten der litauischen Wälder ein menschliches Herz noch schlägt! Mein Gatte, mein Sohn, meine Tochter! Nicht will die Flamme, die ich auflodern sah in dieser Nacht, verlöschen vor meinem Auge; ich sehe Dich, Du Stern meiner Seele, meine Judith, im tauigen Purpur Deines Blutes vor mir."

Deboras Sohn und ihr Gatte traten zu der Verzweifelnden hin. „Dennoch bleibe ich stets bei Dir!" sprach Jakobus leise mit einem Worte der heiligen Schrift. „Und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist Du doch, Herr, meines Herzens Zuversicht und mein Heil!" — „Es wird uns Hilfe kommen vom Heiligtume!" setzte Rabbi Benaja glaubensfreudig hinzu. „Ikabod! Ikabod!" aber rief Frau Debora schluchzend. „Die Herrlichkeit ist hin für alle Zeit!"

Da trat Konrad Ryke ins Gemach. Teilnehmend fiel sein Blick auf das junge Mädchen, welches, einer plötzlichen Aufwallung ihres Herzens folgend, ihm die Arme entgegenstreckte, sie sogleich aber wieder sinken ließ, während die Röte jungfräulicher Scham ihre Wangen bedeckte. Frau Debora aber faßte die Hand des Jünglings, welcher ihr Kleinod gerettet hatte, und bedeckte sie mit Küssen.

Konrad Ryke entzog ihr dieselbe und sprach: „Ich bringe leider keine gute Kunde. Ihr müßt so schnell wie möglich diese Stadt verlassen. Heute Abend noch wird der falsche Mann einziehen!" Rüstet Euch zur Flucht, wenn Ihr nicht alles verlieren wollet. — Wie befindet Ihr Euch, Jungfrau? Wird Euer schwacher Körper die Mühen des Weges ertragen können, oder nehmet Ihr die Freistatt an, welche meine Mutter, freilich nicht ohne Widerstreben, Euch zu gewähren geneigt ist?"

„Da sei Gott vor, daß mein Elend der edlen Frau zur Last gereiche!" sprach Judith, sich stolz erhebend. „Die Kräuter meines Vaters

haben Wunder gethan; die gebietende Notwendigkeit verschließt die Wunde und verleiht mir volle Kraft. Ich bin bereit, die Pfade des Elends zu wandeln."

„Es muß heute Nacht sein!" sprach der Jüngling ernst. „Ruhet bis dahin. Ich selbst werde Euch aus der Stadt geleiten. Im Schutze der Dunkelheit suchet mein Haus auf in der Klosterstraße. Der Stadtgraben stößt an meinen Garten; mein Nachen trägt Euch hinüber. Ein Roß für die Kranke und einige bewaffnete Knechte gebe ich Euch mit. Doch wo gedenket Ihr Euch hinzuwenden? Gefahr droht überall; das darf ich nicht verschweigen; hier ist sie freilich am größten. Ihr habt mit Eurem Gelde einst dem Markgrafen Ludwig geholfen; bei seinen Feinden ist das mehr als offener Verrat."

„Herr, schwer liegt Deine Hand auf uns!" rief Jakobus aus. „O wehe mir, daß ich im Greisenalter noch den Stab der Pilgerschaft zu tragen habe! Herr, erleuchte meine Augen, daß sie Deine Pfade finden und den Ort der Ruhe recht erkennen!"

„Wenn Ihr meinen Rat beachten wollet", erwiderte Konrad Ryke, „so ziehet die Straße nach Oderberg und flüchtet ins Land jenseits der Oder. Dort hat der falsche Mann noch keinen Anhang gefunden; dort vermag das Schwert der Bayern Euch noch zu schützen. In zweien Tagen könnet Ihr drüben sein."

„Der weise Jüngling hat Euch wohl geraten!" rief der Rabbi Benaja. „Fliehet mit Habe und Gut."

„Allmächtiger Gott im Himmel!" erwiderte Jakobus von Tangermünde, und ein unedler Zug durchflog für einen Augenblick sein Antlitz. „Mit Habe und Gut? Wo ist mein Hab und Gut? Die Blankenfelde haben's, die Herren Patricier, die Trebus und die Prettin. Und der Herr Münzmeister Thilo von Brügge — wird er mir geben lassen die Schekels und die Goldgulden, so ich ihm eingeliefert habe zum Umprägen mit dem Münzeisen der Stadt?"

„Wir fliehen, Vater!" fiel Ruben mit Nachdruck dem Greise ins Wort. „Ist das Leben doch köstlicher denn Silber, und Blut teurer als Gold! Wir retten sonst doch nichts und werden ein Spott den Gojim." —

„Ihr fliehet!" wiederholte auch Benaja ernst und gebieterisch. „Mein Bruder, wie darfst Du jetzt denken an die Schätze der Vergänglichkeit? Deine Schuldurkunden behalten ihre Kraft; nimm sie mit Dir!

Oder besser: verbrenne sie! Nur dem Reinen und Freien hilft Eloa Adonai."

Jakobus von Tangermünde hatte sich wiedergefunden. „Verzeihet mir", sprach er würdig, „wenn ich einen Augenblick an die Früchte eines Lebens voller Mühsal dachte! Jetzt ist mein Herz frei von der Bürde des Mammons. Ich danke Euch, Herr Konrad, für Euren Rat: ich fliehe! Hier nehmet Gold und Silber, edler Jüngling, und kaufet mir Rosse, drei oder vier, — für Debora, für Ruben, für den Knecht, für mich."

Konrad Ryke schüttelte das Haupt: „Noch nie hat meine Hand das Gold der Juden berührt. Doch fraget nach bei meinem Meier in Rosenfelde auf dem Edelhofe. Ihr müßt über das Dorf ziehen: er mag Euch mit guten Rossen versehen! Oder besser noch, erkaufet einen Wagen auf der Wegfahrt! Um die zehnte Stunde seid Ihr in meinem Hofe, und Gott geleite Euch!"

Konrad Ryke entzog sich schnell den Dankesbezeugungen der Unglücklichen. In düsterm Zorne aber leuchtete das Auge Jakobs auf, nachdem der Patrizier sich entfernt hatte. „Ich bin ein vernichteter Mann," so sprach er. „Sie haben die Früchte meines Schweißes! Fluch über dies elende Land voller Räuber! Fluch diesen Geschlechtern, die in leerem Prunke dahinleben und mit ungerechtem Gute sich sättigen! Fluch dieser Stadt, deren Türme einst trügerisch in gastlichem Scheine mir winkten!"

Da fiel ihm die Tochter in den erhobenen Arm und verschloß mit ihrer Hand seinen Mund. „Versündige Dich nicht, Vater!" so rief sie. „Diese Stadt hat auch unsern Retter erzeugt; um seinetwillen sei allen vergeben."

„Mann mit dem unreinen Herzen!" rief zürnend auch Benaja ihm zu. „Dankst Du so Deinem Gotte, der Dir diesen Jüngling gesandt hat? Nieder auf Deine Kniee! Der Herr hat ein Wunder an Dir gethan! Danke dem Allgewaltigen und verbanne die Geister des Zornes!"

Endlich kam Ruhe über den hartgeprüften Mann. Sein Sohn Ruben wählte sich Waffen aus und legte sie zurecht. „Soll ich Euch auch ein Schwert geben, ehrwürdiger Vater?" fragte der Jüngling den Rabbi. „Denn ich hoffe, Ihr ziehet doch mit uns?"

„Schüttelt Ihr den Staub dieser Stadt von Euren Füßen", erwiderte der Rabbi ernst; „ich bleibe. Nicht an die, so sich retten

können, geht meine Sendung, sondern an die, welche hier leiden und sterben werden. Ziehet Ihr in Frieden; ich walte meines Amtes; ich gehorche dem Befehle des Propheten; ich kam, mein elendes Volk zu trösten.“ Alle Bitten der Gattin Jakobs von Tangermünde waren vergeblich; Benajas Entschluß stand unerschütterlich fest. —

In den Nachmittagsstunden jenes düstern Sonntages sah das verödete Berlin ein seltsam glänzendes Schauspiel: mit dem rückkehrenden Boten der Stadt ritt auch Markgraf Woldemar, der Wiedererstandene, wie ihn seine Freunde, — der Falsche, wie ihn seine Feinde, die Anhänger des Hauses Wittelsbach, nannten, zum Spandauer Thore in Berlin ein. Vor der Stadt empfingen ihn die Geschlechter in prangendem Aufzuge; nur die Ryke fehlten, das älteste und vornehmste Haus von Berlin. Vergessen schien für einen Augenblick die „Judenschlacht“ und das Elend der Zeit; von den Türmen grüßten die Glocken herab, und auf den Straßen lagen die Blumen des Herbstes. Wie wehten im leisen Winde die glänzenden Banner der Mark und derer von Anhalt, das Stierhaupt derer von Mecklenburg, das Rad derer von Mühlingen und der weiße Adler derer von Ruppin! Denn mit Markgraf Woldemar kamen aus der Heide von Spandau auch die Herzöge Bernhard und Rudolf von Sachsen, Herzog Johann von Stargard, die Grafen Albrecht von Anhalt, Ulrich von Lindow und Adolf von Barby nach der Stadt. Den Purpurmantel über den Schultern und den Fürstenhut auf dem schneeigen Haare, ritt ein Reiter in glänzender Rüstung allen andern voran. Nahe vor dem Spandauer Thore, unter uralten Linden, stand ein unscheinbares Marienbild. Bei ihm hielt der Reiter; er stieg vom Rosse und beugte seine Knie. Die Herren des Rates wagten nicht, näher zu treten und ihn im Gebete zu stören. Als sich der greise Reiter dann wieder erhob, sah man Thränen seine gebräunten Wangen herabrinnen. Da traten die Bürgermeister von Berlin und Kölln ihm entgegen; auf sammetnem Kissen reichten sie ihm die blitzenden Schlüssel der Stadt dar. Jetzt erhob sich ein heller Jubelruf aus der Volksmenge, welche sich vor dem Thore, auf den Zinnen der gedoppelten Türme und am Ufer des Stadtgrabens gesammelt hatte: „Heil Woldemar dem Großen, dem rechten Gebieter der Mark!“

Doch der Greis winkte Stille. „Wohl weiß ich's, Ihr Ratmannen und Bürger von Berlin und Kölln“; so sprach er in tiefer Bewegung,

„ich ziehe ein in Städte voller Elend und Trübsal, und noch bringe ich den goldigen Frieden nicht. Ich bringe den Kampf und verlange Opfer: Gold und Blut. Aber der Streit muß ausgefochten sein, und dies Haus der Wittelsbacher, diese Kirchenräuber und Altarschänder, welche der Bannstrahl des heiligen Vaters getroffen hat, sie müssen dieses Erbes beraubt werden, über welches sie so gottvergessen Haus gehalten haben; sie müssen in den Staub getreten und vernichtet werden. Das ist die Aufgabe, zu deren Lösung ich zurückgekehrt bin aus den Fesseln der Ungläubigen! Und sie zu erfüllen sollt Ihr mir helfen, Ihr Bürger von Berlin und Kölln! An Eure Hochherzigkeit, Eure Thatenfreudigkeit, Euren Opfermut wende ich mich. Aber auch Ihr liegt am Boden; die Geißel Gottes hat Euch getroffen; darum entsühnet Euch! Nicht hoffe auf Sieg, wer unreine Hände hat! Reutet das Übel aus, die Habsucht, den Geiz, die Verleugnung des Höchsten, die unter Euch wohnt! Erst kniet vor den Altären Gottes und seiner Heiligen; dann hoffet auf Siege!"

Nicht endenwollender Zuruf folgte den Worten des Greises. Blumen und Kränze flogen ihm entgegen. Er aber reichte den Bürgermeistern die Rechte; dann ritt er durch das Spandauer Thor die Straße hinauf zum Berliner Rathause, in welchem die Stadt ihm den Ehrenwein reichen ließ. Hier verabschiedete er die ihn begleitenden Fürsten; dieselben nahmen Herberge auf dem leeren hohen Hause in der Klosterstraße. Woldemar selbst aber blieb mit seinem Schreiber und seiner nächsten Umgebung auf dem Rathause; dort verhandelte er mit den Ratleuten, den alten und den neuen.*)

Als die Sonne zur Rüste ging, war die denkwürdige Urkunde vom Tage St. Matthäi des Evangelisten, dem 21. September des Jahres 1348, vollzogen. Woldemar erließ als Gnadenbezeugung den Bürgern beider Städte die Abgabe von je 4 Pfennigen für den Wispel Getreide, welchen sie zum Mahlen in die landesherrlichen Mühlen zwischen Berlin und Kölln zu bringen pflegten, sowie alles, was sie für die einzelnen Scheffel bis dahin über das rechte Maß an Abgaben entrichtet hatten. Er versprach, die Städte und die begüterten Geschlechter in allen ihren Lehen, geistlichen wie weltlichen, zu beschützen, und verlieh dem Rate das Eigentum des neuen Hofes, eines Vorwerkes, welches von der

*) Ständige Bezeichnung des Rates der Stadt.

alten markgräflichen Burg, dem hohen Hause, aus in der Feldmark von Berlin gegründet worden war.

„Und wie wollen es Ew. Gnaden halten mit dem Schadenersatz für jenen Brand, der gestern Nacht entstanden ist, als wir die Bayern vom Kalandshofe vertrieben?“ fragte ein Blankenfelde. „Um Euretwillen, Herr, sank der Stadt Gut in Asche.“

„Darüber laßt uns reden“, erwiderte der Fürst, „wann der Sieg erfochten ist. Ich danke Euch für Eure Treue und Wachsamkeit, und meine Gnade ist Euch gewiß. In der sichern Hoffnung, Euch voll und ganz dereinst entschädigen zu können, rufe ich heute vorerst noch Eure Hilfe an. Mein Heer bedarf des Soldes. Schreiber, nennet mir die Beträge, welche wir an unser Gefolge zu zahlen haben.“

„Der Fürst von Anhalt“, erwiderte der junge Geistliche, welcher den Dienst eines Schreibers versah, „erhält 140 Pfund und 4 Schillinge, die gnädigen Herzöge zu Sachsen 208$^1/_2$ Pfund und 5$^1/_2$ Schillinge, der Graf von Barby 48$^1/_2$ Pfund.“

„Ich bitte Euch, diese Summen mir darzuleihen!“ fuhr der Fürst fort.

Thilo von Prettin blickte ernst auf den Kämmerer des Rates. Der aber zuckte die Achseln und erwiderte: „Gnädigster Herr; auch nicht die Hälfte jenes Geldes ist in unsern Kassen.“

„Ich bedarf der Summen gleichwohl bis morgen Abend!“ sprach Woldemar.

„So werden wir sie schaffen, Herr!“ rief endlich Otto von Belgern. „Doch was setzen Ew. Gnaden den beiden Städten zum Pfande?“

„Die Bede und das Bedekorn auf dem Teltow mit Einschluß der Dörfer des ritterlichen Ordens von St. Johann, sowie die gleichen Abgaben vom Barnim und den Ertrag des Waldes Stubnitz!“ erwiderte Woldemar. „Hier sind die Briefe.“

„Es genügt!“ sprach Otto von Belgern. „Wir schicken Euch das Geld aufs hohe Haus, mein gnädiger Herr.“ *)

„Mein ander Ersuchen an Euch“, nahm Woldemar wiederum das Wort, „bezieht sich auf die Heeresfolge der Stadt. Ludwig von Bayern eilt, wie wir hören, nach der Mark. Wir bedürfen einer starken Mannschaft. In wenigen Tagen, ja vielleicht schon am Dienstag, gedenken

*) Nach den Urkunden.

wir aufzubrechen, dem Feinde entgegen. Ist das Aufgebot von Berlin und Kölln bereit, mir zu folgen?"

„Zu jeder Zeit und Stunde!" rief Thilo von Prettin. „Unsere Jünglinge ziehen mit Euch, hoher Herr, um unter Euren Fahnen und dem alten siegprangenden roten Adler sich Lorbeern zu erringen."

„Ich danke Eurer Treue und Ergebenheit!" entgegnete Woldemar. „So seid denn in Gnaden entlassen, Ihr Männer von Kölln und Berlin. Es ist schwere Zeit, haltet Treue! Die Geißel des Himmels schlägt dieses Land um vieles Frevels willen, der hier geschehen ist. Man sagte mir, Ihr hättet, während ich im heiligen Lande die Last der Gefangenschaft trug, die Diener der Kirche erschlagen. Kehret um von solchem Wege! Höret Ihr den feierlichen Ton? Die Glocke, die einem Sterbenden den letzten Gruß zuruft, und deren Töne die Seele emportragen vor ihren Richter, sie predigt Euch Buße. Nur aus dieser Saat kann die goldene Frucht einer besseren Zeit emporwachsen. Wo aber Märker zu ernsten Dingen sich zusammengefunden haben, — was, meine Getreuen, soll da das erste, — was das letzte Wort sein? Kein anderes als der Ruf: ‚Hie gut Brandenburg alleweg!'"

Mächtig klang das Hoch von den ehrwürdigen Wänden des Rathauses zurück. Dann geleiteten die Herrn und die Volksmenge den Fürsten nach dem hohen Hause, zu welchem er Roß und Rüstung vorausgesendet hatte. Nur Thilo von Prettin, Otto von Belgern und der Ratsherr von Blankenfelde blieben auf dem Berliner Rathause zurück.

„Er ist ein Schwärmer!" sprach Otto von Belgern, als die Herren allein waren. „Ein Betrüger aus niedrigen Beweggründen gewiß nicht! Täuscht mich nicht alles, so ist es ein geistlicher Herr, welcher die Welt bessern und erneuern will."

„Undankbare Aufgabe!" lächelte Thilo von Prettin. „Indessen was verschlägt's, Ihr Herren? Wenn wir nur groß und mächtig werden und mit uns unsere Stadt! Es ist ein schöner Anfang heut'; sein Pfand wiegt den Wert des erbetenen Geldes dreimal auf. Wie aber gedenket Ihr die Summen zu schaffen, Otto von Belgern? Unsere Kasse kann sie nicht zahlen."

„Keinen Pfennig steuert die bei!" rief der Münzmeister der Städte. „Ihr seid doch einverstanden mit dem, was ich thue? Ich lasse sogleich durch den Ratsboten die Häupter der Juden zusammenrufen. Von

ihnen, Ihr Herren, hab' ich die Kunst gelernt, mit fremden Rossen zu pflügen." Der Herr von Belgern strich sich lachend den langen glänzenden Bart, welcher ihm bis auf den Gürtel hinabreichte. „Indessen, lieben Freunde: Venite, exsultemus domino!*) Ich werde dem Ratsboten befehlen, mir zur Abendglocke die Juden hierher zu bestellen. Erwartet mich im Ratskeller. Ich denke, ein guter Trunk kann nach dem Tage nicht schaden; er schützt auch vor der Seuche! Gehet voran, ich komme nach!" —

Im Ratskeller zu Berlin ging es an Woldemars Einzugstage stürmisch her. Das fremde Kriegsvolk, die Herren und Junker vornehmlich, welche dem Markgrafen Woldemar gefolgt waren, saßen schon lange bei dem guten Biere und suchten sich für lange Wochen der Entbehrung zu entschädigen. Aber auch Bürger von Berlin waren in Menge zu diesem Orte der Fröhlichkeit gekommen. Was gab's von den Kriegsleuten nicht alles zu hören!

War es nicht ein Wunder, daß ein Fürst, welcher neunundzwanzig Jahre lang verschwunden gewesen war und den man in den Grüften von Chorin längst zu Staub zerfallen wähnte, leibhaftig wieder zu Lande gekommen war und mit dem Schwerte das Erbe seiner Väter wieder einzunehmen versuchte, welches er um des Gewissens willen und zur Strafe für eine gegen die Gesetze der Kirche geschlossene Ehe einst freiwillig verlassen hatte? Was gab es nicht zu fragen über das, was an Waffenthaten bereits geschehen war, — was an Kämpfen und Siegen noch bevorstand? Da floß das Bier in Strömen! Und oben tönten unaufhörlich die Totenglocken. Aber: forderten auch sie nicht gerade dazu auf, den Rest des Lebens in langen, heißen und begehrlichen Zügen auszukosten? Konnte nicht die nächste Stunde schon den Tod bringen? Da war es eine wilde, unheimliche Fröhlichkeit, welche der Gemüter sich bemächtigt hatte. Hier trank man auf kommende Siege und auf die zu verteilende Beute; dort verwünschte man mit ungeheuerlichen Flüchen den Feind. Hier ließ man den Rat hoch leben, welcher dem rechten Markgrafen die Thore geöffnet hatte; dort verunglimpfte man die „Herren" und besonders den jungen Konrad Ryke, welcher das Volk von Berlin verhindert hatte, an den jüdischen Bluthunden, wie man sie nannte, Rache zu nehmen. Dort saßen drei

*) Kommet, freuen wir uns im Herrn!

patricische Jünglinge beisammen: drei Brüder, genannt Hans, Peter und Jakob Holekanne. Aber die hohlen Kannen, obwohl sie deren drei im Wappenschilde führten, mochten sie nicht leiden; das bewiesen sie zur Genüge. Sie wünschten den Juden Tod und Verderben. Peter Trebus, ein zierlich gekleideter Standesgenosse derselben, reichte ihnen einen Würfelbecher hin. „Kommet", rief er, „lasset uns doppeln um die Juden: wer von uns ihnen die Beute abjagen soll!" Und Wurf auf Wurf rasselten die Würfel. Jetzt ging's um Moses von Prenzlau und Markus von Wittstock, um Schlomann von Werben, um Baier von Plauen; jetzt um Baruch von Leipzig, um Schimmel (Samuel) von Wusterhausen, um Laib von Markede, um Benjamin von Stettin. „Horsa!" rief jetzt einer der Zechenden. „Jetzt kommt's an Jakobus von Tangermünde!" — „Das ist der Reichste!" erwiderte ein anderer. „Machen wir zwei Teile, — erst seine Geldsäcke, dann das Jungfräulein, seine Tochter, die Perle Israels!" — „Hollah!" warf ein dritter ein. „Willst Du mit Konrad Ryke fechten um ihren Besitz? — Der hat ja schon Einlager gehalten in des Juden Haus und seinen Steinbock zum Schutze der Juden vor der Pforte aufgehängt!" Gelächter folgte der Rede.

Die Ratsherren traten ein; heute beachtete man sie kaum. Bald gesellte sich auch Otto von Belgern zu ihnen. „Horsa, die Dinge sind im guten Zuge!" rief er Thilo von Prettin zu. Der letztere verzog doch etwas den Mund. „Vetter", so sprach er, „die wüste Leidenschaft widert mich an. Es wäre doch gut, wenn eine starke Hand dem Treiben Einhalt geböte." — „Hast Du es vergessen", fragte da der Herr von Blankenfelde, „wie die Juden Deinen Vetter, den Junker in der Priegnitz, von Haus und Hof gejagt haben?" — „Blankenfelde", erwiderte der Patricier; „er war leider ein sehr schlechter Wirt." — „Ei was", entgegnete der Ratmann, „sie haben auch manchen guten Mann auf dem Gewissen; die Stunde ist da, alles wett zu machen! Doch kommet, laßt uns eine stille Ecke suchen — dort sehe ich noch Raum, — und bei gutem Weine von anderen Dingen reden. Einen fröhlichen Trunk auf den Markgrafen Woldemar und das, was wir durch ihn erlangen wollen: die hansische Freiheit von Berlin und Kölln!" —

Die Herren mochten etwa ein Stündlein beim Weine gesessen haben. Lauter und lauter ward das Getümmel in den engen Gewölben des Ratskellers; — mit zufriedenem Blicke überschaute der Herr von Belgern das Gewühl. Da tauchte in demselben plötzlich die ehrwürdige Gestalt

eines Franziskaners auf, dessen dunkles Auge mit flammender Entrüstung auf die Zechenden und Lärmenden niederschaute. Man wußte nicht, oder vielmehr: man hatte es nicht bemerkt, wie Bernhard, der Guardian des grauen Klosters, plötzlich mitten in den Taumel des Gelages hineingetreten war; aber es ward still für einen Augenblick, und wen sein Auge traf, der errötete. „Das also“, sprach der noch jugendliche Mönch im Tone tiefen Schmerzes, „das also ist die Buße, zu welcher die Glocken das Volk von Berlin allstündlich auffordern! Beim heiligen Gott, entsetzliche Tage sind uns gekommen! Mitten unter den Heimsuchungen des Himmels mordet und brennet Ihr, und kaum, daß Ihr dem Betrüger die Thore geöffnet habt, so sinnet Ihr schon auf neue verderbliche That! Wo ist der edle Geist der Vorfahren, wo ihre Treue und Redlichkeit, wo ihr Fleiß und ihre Mäßigkeit? Hat denn die Macht der Finsternis den geraden, biedern und gottesfürchtigen Sinn des Volkes von Berlin völlig umnachtet? Um Euch gähnt der Abgrund; taumelnd wie die Irrsinnigen wandelt Ihr ihm zu! Blutschuld und Meineid liegt auf den Männern von Berlin!“

Wohl tönte dem Franziskaner ein grollendes Murren entgegen. „Ja, Blutschuld und Meineid, entfesseltes, verblendetes, unseliges Volk! Und wenn sie schweigen dazu, die hochwürdigen Herren von St. Nikolai und St. Peter drüben in Kölln in ihren goldgestickten Kaseln, — ich will reden, ein Prophet im härenen Gewande! Ihr erschluget die Kinder des verstoßenen Volkes Gottes und plündertet ihre Hütten. Wehe, Ihr Verblendeten: ist das christliche Liebe, wie der Erlöser sie verlangt, welcher sterbend für die Unseligen vom Hause Judas gebetet hat, die ihn ans Kreuz geschlagen? Ihr seid bereit, morgen jenem Manne zu schwören, den die Priester in Rom aufgestellt haben, ein Trugbild der Hölle, gegen den rechten Herrn dieses Landes! Ihr richtetet Bürger, die ihrem Fürsten die Treue hielten bis in den Tod! Zum Himmel schreit das Blut der Juden, Heinrich Hemmerers und Köpkins von Rhode. Und Ihr, Ihr sitzet beim Weine! Unselige, — ich flehe Euch an, kehret um von Euren Wegen! O, daß ich meine Stimme wandeln könnte! An die Altäre Gottes! Nieder in Sack und Asche! Lasset nicht ab zu beten, denn die Heiligen wenden sich jetzt noch mit Abscheu von Euren blutbefleckten Händen! Hinaus mit dem falschen Manne aus Euren Mauern! Das Volk von Berlin soll keinen Anteil haben an dem ungeheuren Betruge!“

In tiefer Bewegung sprach es der Mönch.

Da erhob sich Otto von Belgern. „Es ist genug, ehrwürdiger Bruder Bernhard!“ sprach er mit zorniger Stimme. „Im Ratskeller waltet der Friede des Rates. Ihr brachet ihn bereits, da Ihr den Markgrafen lästertet. Im Namen des Rates, — hinweg! Oder es schützt Euch auch nicht mehr Euer geistliches Gewand!“

„Ich gehe!“ sprach der Franziskaner. „Ihr habt meine Worte gehört. Beherziget sie! Ich weiß, Ihr sinnet auf neue Gewaltthat. Wenn meine Rede Euch nicht bewegt, so gehet in die Turmhalle von St. Marien. Da schauet Ihr den unheimlichen Reigen des Todes. Erkennet in dem traurigen Zuge der Sterbenden Euer eigenes Bildnis. Ungesehen steht der Bote Gottes auch Euch zur Seite. Er trinkt mit Dir aus einem Becher; er hält Dich am Mantel, er hat in Deinem Hause soeben an die Thür geklopft. Auf also zu Werken der Buße! Wählet, Ihr Männer, — jetzt ist es noch Zeit, — in der nächsten Stunde vielleicht nicht mehr: Herzensumkehr oder Untergang!“

Der Franziskaner schritt von dannen. Es waren doch viele von den Bürgern bleich und still geworden. Otto von Belgern aber winkte seinen Genossen: „Sie werden oben meiner warten. Begleitet mich, den Pakt endgültig festzusetzen!“

Im Saale des Rathauses, um dessen gedrungene Gewölbepfeiler bereits die Schatten der Dämmerung webten, standen die Häupter der jüdischen Gemeinde von Berlin; gebrechliche Greise in schwarzseidenen Kaftanen, auf der Brust ein rundes Schildlein von gelbem Leder und den spitzen gelben Hut in der Hand. Es waren ihrer sechs geladen worden, — die reichsten und angesehensten: Benjamin von Stettin, Mendel von Spandau, Moses von Prenzlau, Markus von Wittstock, Baruch von Leipzig und Jakobus von Tangermünde. In befehlendem Tone trug ihnen Otto von Belgern den Wunsch des Rates vor, 350 Pfund Brandenburgischer Silberpfennige und 50 Mark feinen Silbers von ihnen zu entleihen*). Erschrocken blickten sie sich an; — auf eine Summe von dieser Höhe waren sie denn doch nicht gefaßt gewesen.

„Wir können's nicht, edler Herr!“ sprach endlich Jakobus von Tangermünde.

Otto von Belgern lachte: „Das Wort hättet Ihr sparen können!

---

*) Nach heutigem Geldwerte etwa 328000 Mark.

Ich wußte, daß es also kommen würde. Aber bei meinem Barte, ich treibe keinen Scherz. Morgen Mittag muß das Geld zur Stelle sein!" —

„Es ist unmöglich, Herr!" rief Jakobus noch einmal. „Ihr wißt, ich schickte mein Silber zu Euch in die Münze; hier ist mein Schein, daß ich's Euch ablieferte."

„Sicherlich nicht alles, Jakobus!" entgegnete der Patricier. „Auch ist von Dir allein nicht die Rede; Ihr sollt zusammenschießen."

„Bei meiner Mutter Andenken", rief Markus von Wittstock, „wir haben's nicht; die gnädigen Herrn vom Rate haben uns in letzter Zeit zu oft die Ehre erzeigt, unsere Hilfe nachzusuchen."

„Ein deutliches Zeichen dafür, daß alles Silber in Euren Kassen ist!" entgegnete unerschütterlich der Herr von Belgern.

„Und was verpfändet die Stadt uns dafür, so wir, was leider nicht der Fall sein wird, das Geld Euch schaffen, Herr?" fragte ein Jude von Stettin.

„Sie verpfändet ihre Ehre und giebt Euch eine Urkunde darüber, Euch zu schützen auf fernere fünfzehn Jahr." —

Das war denn doch zu viel. Eine Schatzung also war's, keine Anleihe, kein Geschäft! Wehklagend riefen einzelne der jüdischen Häupter die Gnade des Himmels und des gestrengen Herrn von Belgern an; vergebens, der Patricier blieb wie ein Stein so hart.

Da trat Moses von Prenzlau vor, ein Greis, auf seinen Stab sich stützend, die Züge totenbleich vor innerer Erregung, die Hände zitternd streckend, — im Aug' das Feuer wilden Zornes. „Ein Raub also ist's, mein Herr Edelmann, und darum sandtet Ihr gestern noch zu später Stunde Eure Knechte, daß sie das Wild hegen sollten, welches Ihr für Euren Bolzen ausersehen habt. O, Ihr Diebe und Mörder!"

„Moses, vergiß Dich nicht. Es kostet Dir den Hals!" rief Thilo von Prettin.

„Nehmet mein Leben hin!" sprach der Greis. „Ich hadre mit Gott, daß er mich so lange hat wandern lassen, um das Verderben meines Volkes zu schauen."

„Höret mein letztes Wort!" entgegnete Otto von Belgern. „Nicht fällt es mir ein, mit Euch zu feilschen und zu handeln. Bis morgen Mittag ist das Geld oder ein giltiger Wechselbrief auf Eure Brüder in Brandenburg, Magdeburg und Stettin hier auf dem Rathause, hier auf

der Stube, hier auf dem Tische, oder Ihr allzumal, bloß und arm, wie Ihr gekommen seid: Ihr weichet aus der Stadt!"

Ohne auf das Wehklagen der Juden zu achten, verließen die Patricier den Saal. Schreckensvoller war noch kein Tag, selbst der letztvergangene Sabbath nicht, für die Juden Berlins gewesen. Immer noch hatte ihnen die Obrigkeit Schutz verliehen; jetzt zog sich der Arm des mächtigen Stadtrates von ihnen zurück; ein Opfer des ersten Besten, welcher die Hand an sie legen wollte, wurden sie, sobald sie nicht zahlten, all' ihrer Habe beraubt, hinausgestoßen in das verwüstete Land, in dessen Wäldern, auf dessen verheerten Feldern der Tod in tausendfacher Gestalt ihnen drohte.

Die Nacht des Sonntags war herabgesunken. Im Hause des Juden Jakobus von Tangermünde hatte ein reges Treiben geherrscht, von welchem freilich keine Spur der Außenwelt hatte kundwerden dürfen. Das wertvollste Besitztum des Juden war in kleine Bündel zusammengeschnürt; die Kleider der Wanderschaft lagen bereit. Am Tische standen Jakobus und der Rabbi Benaja. Der erstere reichte dem Priester einen Beutel schweren Geldes. „Hier, edler Freund", so sprach er, „ist mein Teil an der Schatzung, welche die Blutsauger uns auferlegt haben. Traget die Gulden morgen in der Frühe zu Moses von Prenzlau und saget ihm, mit wie schwerem Herzen ich gegangen bin. Nur Euer Befehl erleichterte mir die Last meines Herzens. Und bringet ihnen allen Heil und Friedensgruß! Daß ich mehr gegeben habe, als ich konnte, das wißt Ihr wohl, Rabbi Benaja."

Der Priester küßte den Greis. Dann knieten die vier Flüchtlinge nieder und empfingen den Segen des Rabbi: „Gnade gewähre Adonai Eljon Eurer Reise; er stärke Eure Herzen und lasse Euren Stab nicht gleiten! Er führe Euch durchs finstere Thal der Morgenröte entgegen; er leite Euch durch dürres Land zu den Wassern auf grüner Aue! Nicht bebe Euer Herz: der Höchste geleite Euch zu der gastlichen Hütte im Lande des Friedens!"

Es war bestimmt worden, daß die beiden Frauen vorauf gehen sollten. Mit unterdrücktem Schluchzen übertrat Frau Debora die Schwelle ihres Hauses. Judith beugte sich unter leisen Lauten des Schmerzes nieder; sie küßte das Holz der väterlichen Schwelle. Dann zog die Mutter sie fort. Schweigend blieben die Männer noch eine Weile zurück. Jetzt aber war die Zeit auch für sie gekommen. Jakobus be-

fühlte noch einmal seinen Gürtel, Ruben steckte Dolch und Schwert zu sich. Dem Hausherrn rollten heiße Thränen in den Bart, als er zum letzten Male dem Rabbi die Hand gedrückt. Jetzt schritten Vater und Sohn zum Hause hinaus. Tief seufzte Jakobus von Tangermünde, als er vernahm, wie Rabbi Benaja das Haus von innen verschloß.

Ohne Fährde gelangten sie zum Hofe Konrad Rykes. In demselben trafen sie den jungen Patricier in leichter Rüstung und zwei Knechte an. „Ein Roß wartet drüben!“ sprach der Hausherr. Sie durchschritten den dunklen Garten hinter des Junkers Hause. Der Sturm schüttelte die alten Bäume über ihnen, und schwere Regentropfen fielen vereinzelt auf sie nieder. „Kein Späher sucht Euch hier in dieser Nacht!“ flüsterte Konrad, der neben Judith einherschritt. Jetzt stiegen sie die Böschung des breiten Stadtgrabens hinab. Sorglich nahm der Patricier des Juden Tochter in Schutz. Unten am Wasser aber lag ein kleiner Kahn. Der Junker fuhr zuerst die wunde Jüdin und deren Mutter hinüber; dann ruderte er zurück und holte Jakobus samt einem Knechte, welcher dann auch Ruben und den andern Diener hinüberbrachte. Das Fahrzeug wurde angebunden, und vorwärts ging es durch die dunkle Nacht. Jetzt kamen sie über den Wall der Stadt, — jetzt auf engem Pfade über die sumpfige Wiese und an dem Gottesacker vorbei. Drüben zur Linken erhob sich der kleine Turm des Georgenhospitals; und leise klang der Glockenschlag herüber. „Noch wenige Schritte und wir haben den Platz erreicht, auf welchem die Rosse halten!“ sprach Ryke. Jetzt aber begann die Heide; von der Stadt tönte jetzt nur noch das Bellen eines Hundes ihnen nach. Konrad Ryke schlug einen Seitenpfad ein, welcher sehr bald auf einen freien Platz in dem Walde auslief. Ein Roß wieherte ihnen entgegen; dasselbe wurde von einem Knechte gehalten und war mit einem hohen Frauensattel versehen. „Mein Werk ist gethan, — mein Versprechen gelöst!“ sprach der Junker. „Die Knechte geleiten Euch auf die Straße nach Alt-Landsberg. Vermeidet die belebteren Wege! Von Landsberg ziehet über Leuenberg nach Freienwalde. Die Uchtenhagen habt Ihr nicht zu fürchten; sie stehen, wie fast alle Geschlechter der Wedellschen Sippe, zu Markgraf Ludwig. Doch kaufet von ihnen Geleitsbriefe; es sind gestrenge Herren! Hinter Freienwalde setzet Ihr über die Oder. Dort verlassen Euch meine Knechte. Bald ist dann Zehden und Königsberg

erreicht. Dort in der Vogtei Herrn Hassos von Wedell seid Ihr in voller Sicherheit."

Der Mond trat aus den zerrissenen Sturmeswolken hervor und erleichterte es dem Junker, Judith aufs Roß zu heben. Es war ein seltsames Bild inmitten der sturmdurchtosten, vom Monde bleich beschienenen Heide. Jakobus und sein Sohn neigten sich tief vor dem ritterlichen Jünglinge, welcher die Zügel des Rosses der Jüdin übergab und seinem erprobtesten Knechte anbefahl, das Tier sorgsam zu führen. Frau Debora suchte die Rechte Konrad Rykes, um sie zu küssen; er aber wehrte ihr. „So, — Jungfrau", sprach er, „lehnet Euch fest an das Roß; es ist das zahmste und frömmste aus meinem Stalle. Und nun behüte Euch Gott!"

Da beugte sich Judith zu dem Jünglinge herab. „Im Namen dessen, der Christen und Juden ein gütiger Vater ist, im Namen dessen, der jeder Liebe mit reichem Segen lohnt, im Namen des Propheten, der seinen Jüngern einst die Feindesliebe anbefahl", so sprach sie, „seist Du gesegnet, dreimal gesegnet, mildester der Männer! Friede allen Deinen Pfaden, Sonnenschein Deinen Feldern, Fülle Deinem Hause und Glückseligkeit Deinem Herzen!" Ihre Stimme zitterte hörbar, als sie diese Worte sprach, und Rykes Rechte zuckte; eine heiße Thräne war auf dieselbe herabgefallen. Der Patricier versuchte zu sprechen, aber die Worte versagten ihm; er drückte der Jungfrau nur die Hand und trat dann in den Schatten der Föhren zurück. Dort blieb er stehen; bald hatte die Nacht und die Heide den Zug der Flüchtigen aufgenommen.

In tiefem Sinnen kehrte Konrad Ryke langsam zur Stadt zurück. Sein Herz war bewegt. Aber er versuchte dessen Aufwallung schnell zu unterdrücken. „Ein Ryke und eine Jüdin! Es kann nicht sein! Darum fort mit diesen Gedanken! Sie verunehren dich und sind des reinen und edlen Herzens nicht würdig, zu welchem sie eilen. Ein Mann, der einer fast verlorenen Sache seinen Arm widmen will, muß ein freies Herz haben und ein festes Auge. Ehe die Sonne sinkt, deren Kommen die Dämmerung dort über dem Walde verkündet, reite ich nach Frankfurt zu dem rechten Markgrafen, dem ritterlichen Bayernfürsten!" — Er ging schneller den Wiesen vor St. Georg entgegen.

Der Aufgang der Sonne traf die Flüchtlinge bereits in der Stadt Alt-Landsberg. Hier gelang es dem eifrigen Suchen Jakobs von

Tangermünde, ein Fuhrwerk, einen jener mit Leinwand überdeckten Wagen, wie sie hier zu Lande üblich sind, ausfindig zu machen. Gern war der Besitzer bereit, denselben zu verkaufen. So konnte nun die Reise rascher fortgesetzt werden. Jakobus und seine Knechte kannten Weg und Steg auf und neben der großen Handelsstraße nach Oderberg genau. Um Mittag waren die Wälder von Leuenberg erreicht, welche bereits mit den Farben des Herbstes sich zu bemalen begannen. Freundlich blickte der leuchtende, sanft erwärmende Schein der Sonne auf den kleinen Wanderzug herab. Jakobus von Tangermünde konnte für einen jener reisenden jüdischen Händler gelten, welche schon damals die Welt durchzogen. Auf die Streu unter dem Plane aber hatten sich Frau Debora und Judith hingestreckt. Wie that die Ruhe nach den schweren, vorangegangenen Tagen so wohl! Hatten sie sich doch wenigstens ein fahrend' Haus erhalten! Der Hausherr lenkte vom Vordersitze des Wagens herab das muntere Rößlein; Ruben und die Knechte geleiteten das Fuhrwerk. So viel auch Jakobus von Tangermünde verloren hatte: Er wie sein Weib und der Jüngling waren dennoch dankbaren Herzens! Noch war ihnen ein Rest ihrer Habe geblieben, mit welchem sich in glücklicher Verborgenheit wohl leben ließ, und dem Erben des Hauses winkte ja die Hoffnung! Bleich und schweigend aber schaute Judith auf den milden Herbsttag hinaus, zu welchem die stürmische Nacht sie hindurch geleitet hatte. In der ruhigen, köstlich reinen Luft schwebten Marienfäden; über den Wiesen und Stoppelfeldern tönte vereinzelter Lerchengesang; auf den grauen Strohdächern der Dörfer und auf ihrem sammetnen Schmucke von Moos wiegten sich die Sonnenstrahlen. Und dann die friedliche Stille über dem weiten Lande, das sanfte Tönen der Glocken — wie wurde das Herz dabei so weit! Wann aber Judith eine Zeit lang aus dem Wagen über die Ebene hinausgeblickt hatte, dann schmerzten ihre Augen. Thränen wollten ihnen entströmen; aber sie durfte nicht klagen, nicht schluchzen, jener Wunde halber, welche die eigene Hand in der Stunde tödlichen Schreckens ihrer Brust geschlagen hatte. „O, daß ich weinen dürfte!“ seufzte sie. Das Herz that ihr weh zum Zerspringen.

Noch waren zu diesen Gegenden die Verwüstungen der Pest und des Bürgerkrieges nicht vorgedrungen; dennoch gab es der Bettler auch so genug auf den Straßen. Der Jude Jakobus ließ ihnen durch die Knechte Wegzehrung reichen. „Mein Dankesopfer“, murmelte er, „für

die edle That des Jünglings!“ Vor Eberswalde am Wege lag ein armes Weib, eine Ausgewiesene, eine Gestäupte, eine Verbrecherin vielleicht. „Uns ist Erbarmen widerfahren“, sprach Jakobus; „geh', Ruben, und wirf diese Münze in den Schoß der Ausgestoßenen!“ —

Es war nun Abend geworden; die Reisenden befanden sich auf der Straße nach Freienwalde, aber Ruben konnte sich kaum mehr auf seinen Füßen halten. Da winkte ihnen im rötlichen Sonnenscheine am Waldesrande, welcher an die Heerstraße herantrat, ein gastliches Haus. Über der Thür desselben war ein Kranz ausgesteckt, innerhalb dessen ein Stern sich befand; ein Wappenschild, geschmückt mit einem roten Rade, hing von der eisernen Stange herab. „Gott Lob!“ rief Jakobus. „Wir sind im Gebiete der Uchtenhagen!“ — Es war eine liebliche Stätte. Gleich hinter dem Hause stieg die Bergeslehne, mit dunklen Eichen und Föhren bestanden, auf; zur Seite aber auf grünem Rasen befanden sich uralte Rüstern und Linden. Gaukelnd fiel der Sonnenschein durch das Laubdach auf den stillen, geschützten Platz. Auf der anderen Seite neben dem Hause erhoben sich höhere Berge; auf der gegen das Thal vorspringenden Ecke aber thronte ein grauer Wartturm über einer Burgveste — die Burg Uchtenhagen selbst. Unter diesem Schlosse führte der Weg nach der Stadt Freienwalde hin, so daß jeder Reisende von oben herab bemerkt werden konnte. Nach Norden und nach Osten hin dehnte sich meilenweit das Oderbruch aus, eine Wildnis von Wasser und Sumpf, aus welcher nur spärlich hier und dort ein Kirchturm, eine Straße, ein bebautes Feld hervorschimmerte.

Vor dem Kruge mit dem Schilde der Uchtenhagen hielt Jakobus an. Hier wollten die Flüchtenden ruhen. Die Rosse bedurften der Rast nicht minder als die Menschen. Unter den hohen Rüstern am Hause stand eine Bank vor einem hohen hölzernen Tische. Auf ihr ließen die Familienglieder sich zur Ruhe nieder. Der freundliche Sonnenschein that den Bekümmerten wohl. Jakobus selbst begab sich, während die Knechte, mit gutem Trunke wohl versehen, den Wagen bewachten, auf den Uchtenhagen hinauf. Der Ritter, welcher einer der getreuesten Anhänger der bayrischen Sache in der Mark war, befand sich bei seinem Fürsten in Frankfurt; aber sein Vogt fertigte für den üblichen Zins gern einen Geleitsbrief für die reisenden Juden aus; das heißt: er drückte auf ein unbeschrieben' Stück Pergament das Siegel mit dem Rade und schrieb in steifen Lettern seinen Namen darunter. Froh kehrte Jakobus zu den Seinen zurück.

Jetzt gönnte auch er sich Speise und Trank; eine Thräne aber fiel in seinen Becher, als er in die leidenden, von der Abendsonne überglänzten Züge seiner Tochter blickte.

Doch feuriger und feuriger schimmerten die Gluten am westlichen Himmel, während im Osten auf den Wiesen des Oderbruches bereits leichte, weiße Nebel aufstiegen. Friedlich still war die Landschaft weit und breit; leiser und leiser verhallte das Knarren der Räder eines ärmlichen Zeiselwagens, der soeben vor dem Kruge vorübergefahren war. Auch die Abendglocke von Freienwalde war verstummt, und die wilden Gänse, die kreischend aus dem Röhricht des Bruches aufgestiegen waren, suchten, gegen Morgen ziehend, ihre Horste auf. Im Hause nebenan kein Laut. Die Rykeschen Knechte mochten sich bei ihrem Trunke behaglich auf die Bänke der niederen Wirtsstube hingestreckt haben. Da schritt Jakobus mit den Seinen einer umbuschten Stelle des Rüsterwäldchens zu. Hier waren sie den Augen der des Weges Kommenden verborgen; hier knieten sie in Andacht nieder. Mit bewegter Stimme sprach Jakobus die herrlichen Worte des Psalms: „Wenn der Herr das Gefängnis Zions wenden wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird füllen Frohlocken unsern Mund und unsere Zungen Lobgesang. Dann wird man sagen unter den Völkern: ‚Gewaltig hat der Herr seine Macht an ihnen bewiesen‘. Hat er doch Großes an uns gethan, des wir ihm jauchzen! O wende Du, Herr, unser Gefängnis, wie rinnendes Wasser in Mittagsglut schwindet. In Thränen sä'ten wir aus; mit Jubel werden wir ernten. Wer pilgert und weint, trägt köstlichen Samen. Mit Lobgesang wird er einst kommen, mit Garben der Ernte beladen.“ — Wie jubelnde Klänge verhallten die letzten Worte des Psalmes; dann legte Jakobus die Hände auf die Häupter seiner Kinder und betete inbrünstig.

Unter dem Schutze des hohen Wartturmes vom Uchtenhagen schlummerten die Flüchtlinge friedlich die Nacht hindurch. Gestärkt setzten sie am nächsten Morgen den Weg zur Fähre von Hohen-Sathen fort. Dort, am Ufer der leise murmelnden Oder, entließ der fliehende Jude die Knechte des Berliner Patriciers. Langsam glitt nun das Fahrzeug über den Strom. In bläulichem Dufte lagen hinter ihnen die Wälder der Mittelmark. Jetzt aber stieß die Fähre auf; sie hatten die Neumark, das Land „über der Oder“, erreicht, in welchem Markgraf Ludwig, der menschlich denkende und gerechte Wittelsbacher, noch allgemein anerkannt

herrschte, und die hingebungsvolle Treue der Mannen und Städte sich nicht beugen ließ. Starke und edle Männer, die Uchtenhagen, Wedell, Mörner, die Schlieben, Wulffen, Lossow, Strantz, und hochgesinnte Bürger hielten hier mit Begeisterung das bayrische Banner hoch, welches als Zeichen des Ghibellinentums zugleich das Sinnbild deutscher Geistesfreiheit und des erbitterten Kampfes gegen die römische Anmaßung geworden war. —

Der Abend des zweiten Tages nach der Flucht der Juden brach herein, goldig, friedlich, dem Müden süße Ruhe verheißend. Da hielt der Karren Jakobs von Tangermünde vor der wehrhaften Stadt Königsberg in der Neumark. Uralte Linden beschatteten den Platz vor den Ringmauern; hoch über die breiten Kronen erhob sich der massige Schwedter Thorturm mit seinen reich geschmückten Zinnen und seinen bewimpelten Erkertürmlein. „Woher des Weges?" fragte barsch und mürrisch der Thorschreiber. — „Arme Juden vom alten Berlin — vertrieben, geplündert, vernichtet!" erwiderte Jakobus. — „Die armen Juden können wir hier nicht brauchen", erwiderte der Mann; „doch so Du das Zollgeld und den Schutzzins erlegst, soll's Dir unbenommen sein, zu hausen in dieser festen Stadt!" Seufzend zog der Jude den Säckel. Als er zahlte, zogen zu Rosse zwei Reiter in ritterlicher Kleidung vorbei. „Glück auf, Herr Hasso von Wedell", redete der jüngere den älteren an; einen hohen, düster blickenden Mann mit wallendem roten Barte; „der Taubenschlag füllt sich! Herr Ludwig hat kluge Ratgeber. Hatte nicht auch der Fuchs einst das kleine Getier eingeladen, ihn in seiner Höhle zu besuchen?" — „Nein, Rudolf Strantz, es war der kranke Löwe." — „Wie jetzt bei uns! — Auch der Löwe von Wittelsbach liegt krank in seiner Höhle." — „Hollah, Jude, fahr' zu!" rief der Thorschreiber. „Bei den Augustinern, am Ende der Stadt, verweilen Deine Brüder."

Viertes Kapitel.

Ein Actus fidei.*)

Seit der Entweichung Jakobs von Tangermünde aus Berlin waren etwa drei Wochen verflossen. Unfern der Stadtmauer von Königsberg,

*) = Auto-da-fé, Hinrichtung um des Glaubens willen.

beschattet von dem prächtigen Giebel des Augustinerklosters, in dessen Türmlein eine berühmte, wie Silber klingende Glocke hing, stand ein ärmliches Haus, in welchem die Ausgewiesenen eine Zuflucht gefunden hatten. In einem Kämmerlein, welches nach dem engen Hofe zu belegen war, hatte Jakobus seine Familie versammelt; er hatte mit ihnen die Oktave des Laubhüttenfestes gefeiert. An Fenster und Thürpfosten hingen dunkelgrüne Eichenreiser; auf dem Tische fehlte funkelnder Wein nicht, und am Boden standen die steinernen Krüge, aus welchen nach der Weise des Festes Wasser über den Estrich gegossen wurde, um sinnbildlich die Reinigung des Herzens und des Hauses, sowie die Fülle der Gnaden Jehovas darzustellen.

Eine tiefe, wenngleich wehmütige Freude durchgeistigte das Antlitz Jakobs, als er nach dem Mahle den Becher nahm, über demselben betete und ihn dann an seine Lippen führte. „Wohl durften wir", sprach er, „in jener Stunde, da wir auf der mondbeleuchteten Heide bei Berlin die Wanderschaft antraten, das Wort des treuen Dieners Abrahams wiederholen: ‚Der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben!' Wie seine Hand einst Eliezer geführt hat, so auch uns. Wohl schien mir's, da ich floh, ein Unrecht zu sein, daß ich mich dem drohenden Schicksal meines Volkes entzog; ist aber nicht wunderbar und offenkundig Gottes Segen mir zu teil geworden? Wie konnt' ich wissen, daß ich hier in der Stadt finden würde als reichen Mann den armen Hartwich von Landsberg, der mir einst schuldig geblieben war über 4000 Gulden! Wie, daß er mir wieder erstatten würde das Geld mit dem Zinse und Zinseszins? — Nein, nicht habe ich Unrecht begangen, da ich mich rettete und Euch! Lasset uns beten für die alten Freunde, die Gläubigen zu Berlin und Kölln, welche der Rat der gottlosen Städte geschätzt hat bis aufs Blut. Die Zeit der Rache wird kommen!"

„Mein teurer Vater", nahm Judith, deren Körper zwar geheilt war, über der indessen seit ihrer verzweiflungsvollen That tiefe Schwermut schwebte, jetzt das Wort, „sprechet nicht von Rache. Gedenket des heiligen Wortes, das uns die Rachsucht verbietet! Gedenket auch daran, daß die tosenden Wellen der Brandung die zürnenden Häupter noch einmal erheben können bis zum Scheitel des Felsens, auf welchen wir uns gerettet haben. Frohlocket noch nicht! Nimmer preise sein Schicksal, wer noch nicht eingegangen ist zu dem Volke Gottes."

Da funkelte es in den Augen Jakobs. „Ich war ein stiller, gott-

ergebener Mann“, so sprach er; „ich hatte auch denen vergeben, die mich vertrieben aus Tangermünde; ich hatte vergessen, was sie den Vätern einst Übles gethan! In jenem Augenblick aber, da sie Dich fortrissen von meinem Herzen, da Du den Stahl bargest in Deiner Brust, that ich den Schwur der Rache!“

„Vergieb ihnen um dessen willen, der uns gerettet hat!“ mahnte die Jungfrau.

„Wohnt sein Bild so tief in Deinem Herzen?“ erwiderte der Vater.

„Was hülfe es der verachteten Tochter Judas“, entgegnete das Mädchen, „wenn sie in Liebe gedächte des ritterlichen Mannes?

„Betrübe das greise Haupt Deines Vaters nicht!“ sprach Jakobus. „Ich habe ihm Gold gesandt für seinen Schutz, — Gold übergenug! Auch Konrad Ryke verachtet uns; verbanne ihn aus Deiner Seele!“

„Eh' werde meiner Rechten vergessen!“ rief Judith. „Doch fürchte nichts, mein Vater; ich bin Deine Tochter. Was meiner harrt, weiß ich gewiß; für ihn aber flehe ich täglich zum König der himmlischen Scharen.“ Sie erhob sich und verließ das Gemach. Jakobus ließ ohne Erwiderung sie forteilen; ein bittender Blick aus dem Auge Deboras hatte ihn getroffen.

„So höre Du, Ruben, mein Sohn“, fuhr Jakobus jetzt fort, „was ich Dir aufzutragen habe. Die Tage der Hütten sind vorüber. Morgen sattelst Du ein Roß und reitest nach Frankfurt. Was soll das Geld, welches mir Hartwich von Landsberg gezahlt hat, hier in meinem Hause? Ein Mittel der Rache soll es werden in den Händen Markgraf Ludwigs! Ich höre, er hat sich nach Frankfurt gerettet. Er wird, — er muß seine Feinde überwinden. Die feste Stadt Frankfurt wird mit nichten fallen! Aufbrechen wird er von dort, seine Feinde zu züchtigen wie ein grimmer Löwe.

„Deshalb, mein Sohn“, fuhr Jakobus fort, „nimm das Silber, das Gold, und verbirg die Schätze auf dem Grunde Deines Wagens; ziehe nach Frankfurt; das Thor nach der Neumark ist offen, und bringe dem Fürsten die Gelder; er bedarf ihrer. Suche Herrn Ryke auf: er ist, wie ich weiß, jetzt in Frankfurt; er wird Dich führen zum Markgrafen. Bald wird der Fürst den Heerzug rüsten mit seinem Schwager, dem Dänenkönige, und wird eine Wagenburg schlagen vor den treulosen Städten Berlin und Kölln. Mit eiserner Rute wird er schlagen die Verräter. Wenn Du ihm aber zahlst unser Gold, so laß Dir verschreiben

die Hebungen dieser guten Stadt, sowie die Bede vom Lande Königsberg. Geehrt und geachtet werden wir dann wohnen in diesen Mauern, und reicher Segen wird fließen in unser Haus! Das Geld aber muß fort. Hasso von Wedell der Rote ist ein finsterer Mann, und leicht könnte ihn gelüsten nach den Schätzen Judas. — Nimm alles, — nichts darf zurückbleiben!"

„Reise mit Gott, Geliebtester meines Herzens!" sprach Frau Debora. „Du wirst sicher wandeln; denn der Vater hat Briefe des Rates Dir erwirkt, und der gestrenge Herr Bürgermeister Johannes von Schildberg läßt durch seine Knechte Dich geleiten bis nach Frankfurt. Sei fröhlich und unbekümmert; kein Unfall wird unserer Hütte sich nahen. Ich habe mit Fleiß dafür gesorgt."

„Was hast Du gethan?" fragte Jakobus ernst und aufmerksam.

„Gebetet — und dies Haus für immer gesegnet!" erwiderte Debora. „Doch laß mich sehen nach unserm kranken Kinde. Und morgen will ich ihr kochen den Trank, von welchem mir Frau Walburg, die freundliche Nachbarin, gesagt hat. Der löst wohl auch ihr Herz von den Fesseln des Trübsinns."

„Kommet, lasset uns danken!" rief Jakobus. „Und dann Ruben, wollen wir zählen und schreiben."

Die folgende Morgensonne leuchtete dem Jünglinge, der, gut bewaffnet und von zwei Knechten begleitet, durch die Belliner Heide, südlich von Königsberg in der Neumark, die Straße nach Küstrin und Frankfurt dahinzog. —

Auf die Stadt Frankfurt an der Oder waren in jenen Tagen die Augen in ganz Deutschland gerichtet. In ihre Mauern hatte der Markgraf Ludwig sich geflüchtet, als die Mehrzahl seiner Unterthanen ihn verlassen hatte. Mit heldenmütigem Sinne und in düsterem, ghibellinischem Trotze hatten die schon seit langer Zeit in Acht und Bann lebenden Bürger von Frankfurt ihn und die Seinen aufgenommen, freudig, aber ernst; sie mußten ja auch auf Schweres gefaßt sein! Im Norden, Westen und Süden wurden sie bedroht von der gesamten Macht der sächsischen und lützelburgischen Fürsten, welche dem wieder in sein Land gekommenen Markgrafen Woldemar zu seinem Rechte helfen zu wollen vorgaben. Nur der Osten blieb denen von Frankfurt offen. Aber sie verzagten nicht. Auf den beiden Türmen des hehren Gotteshauses zu St. Marien wehten glänzend das blauweiße Banner der

Bayern und der Löwe der Wittelsbacher. Dunkle Gerüchte aber, welche auch bis nach Königsberg gedrungen waren, behaupteten, im Heere der Angreifer herrsche bereits der schwarze Tod; stark und gesund halte sich jedoch trotzdem die aus bayerischen und lebusisch-neumärkischen Mannen bestehende Besatzung.

Innerhalb der Mauern von Frankfurt stand damals am Markte jenes stattliche, altersgraue Haus, welches wir als Wohnung des Goldschmieds Bruno schon oben kennen lernten. Hier hatte der unglückliche Markgraf, welcher mit ritterlichem Mute seinen Fürstenhut gegen die Menge seiner Feinde verteidigte, seine Wohnung genommen.

Es war ein unfreundlicher Herbstabend; durch die Straßen von Frankfurt heulte der Sturm; eilig zogen die Wolken über die düstere, winklige Stadt fort. In dem engen Zimmer saß an einem der kleinen Fenster ein hochgewachsener, schöner Mann, das Haupt auf den Arm gestützt, den Blick bald auf die dunkelnde Gasse, bald zu den Wetterwolken droben hinwendend. Auf dem Tische brannte eine Kerze; ein Geistlicher saß vor ihr und schrieb. Lange vernahm man nichts in dem Zimmer, als das leise Auf- und Niederwallen der Flammen in dem Kamine und das Kritzeln der Feder auf dem Pergamente.

Da erhob sich der Mann am Fenster und durchmaß mit klirrendem Schritte das Zimmer. „Es ist doch alles vergeblich, Dietrich von Mörner“, sprach er zu dem Geistlichen, „was Du für mich sorgest und schreibst! Ich sag's Dir: Hasso von Wedell hat keine Hülfsquellen mehr; er hätte mir sonst längst die nöthige Summe übersandt. Ich kann die Söldner nicht länger hinhalten. Und wenn sie abziehen, ist alles verloren; wir haben nicht mehr Mannschaft genug, um die Thore Frankfurts zu besetzen. Dann will ich ritterlich untergehen! An der Spitze der Bayern und der vielgetreuen Lebuser hinaus dann ins feindliche Lager; gerad' auf das Zelt des falschen Mannes und des meineidigen Schurken, des Lützelburgers, los, dessen Ränke das Leben meines Vaters vergiftet haben; — ich will gern sterben als ein Mann; aber dieses Schwert soll sich erst satt trinken in seinem Blute!“

„Verzaget nicht, Herr!“ sprach Dietrich von Mörner, der Propst von Soldin, ruhig weiter schreibend. „Vielleicht weiß Hasso von Wedell noch Rat. Wie oft hat nicht der ewige Richter, der seiner nicht spotten läßt, Euch wunderbar geholfen! Denkt an den Abend, da die Völker schon murrten, und da jener edle Jüngling aus den abtrünnigen Städten,

Konrad Ryke, Euch zugezogen kam, um nicht allein seinen starken Arm, sondern auch die Schätze seiner Ahnen Euch darzubieten. Verzagt nicht, Herr! Das Volk der Marken ist getreu und von hellem Blicke; es läßt sich nicht täuschen. Wohl mag eine überraschende Erscheinung, wie die des falschen Woldemar, eine Zeit lang die Sinne bestricken; wohl mag die Hoffnung, unter anderer Fahne dem Elende der Zeit entfliehen zu können, für einen Augenblick das Herz in seiner Beständigkeit erschüttern; aber man wird zurückkehren zu Euch, und ruhmlos wird der falsche Mann in Vergessenheit versinken. Verzaget nicht; noch sind wir von der Seuche frei, vor welcher die Thatkraft der Feinde draußen dahingeschmolzen ist wie Schnee vor der Sonne."

„Sie ist unerträglich, meine Lage!" fuhr Ludwig von Bayern fort. „Ich hab' es gut gemeint mit diesem Lande; Gott ist mein Zeuge! Aber verlassen zu werden von seinem ganzen Volke, — das ist zu schwer für ein fürstlich' Herz! Wer hängt mir noch an? Ihr wenigen Edlen seid's, deren Sinn sich vor römischer Herrschsucht und welscher Tücke nicht gebeugt hat, — Dein Haus, — die Wedell und die Uchtenhagen, die Männer aus dem Lande Lebus, die Osten, die Wulkow, die Sack, die hochherzigen Bürger von Frankfurt und die Juden der Mark, von denen ich den Fluch der Vorzeit zu nehmen bestrebt war. Und diese Männer von Berlin und Kölln, deren Freiheitsstolz und Selbstbewußtsein sie meinem Herzen so lieb gemacht hat, wie schmählich haben sie mich verraten um — des Betrügers willen!"

Der Fürst schwieg; — rastlos fuhr Tydeke Mörners Feder über das Pergament. „Nur von Norden her kann uns Hilfe kommen", sprach endlich der Propst; „ich habe den Ratmannen von Königsberg geschrieben, daß sie senden, so viel sie nur irgend vermögen." Dann faltete und versiegelte er die Pergamente.

„Betteln bei den Kleinkrämern!" sprach Ludwig. „Es ist entsetzlich, Dietrich; — mich friert! Laß Wein bringen, daß ich der Kälte und des Elends hier vergesse! Jetzt keltern sie die Trauben im Valtellin und unter den Felsenabhängen des Ortles! Über dem Thale von Meran schwebt in balsamischer Luft der Adler; — könnte ich fliegen, weit über Berg und Thal zur sonnigen Ferne!"

Da tönte auf dem Flure der Schritt eines Bewaffneten. Der Propst von Soldin öffnete; Konrad Ryke stand vor seinem Fürsten. „Frohe Kunde, Herr Markgraf!" rief er. „Ein getreuer Mann sendet Euch Hilfe."

Der junge Patricier, an welchen Ruben sich gewendet hatte, um zu Markgraf Ludwig zu gelangen, führte den Sohn des Juden Jakobus hinein. Ruben brachte das Gold seines Vaters. Der Fürst traute seinen Augen kaum, als die abgezählten Beutel auf den Tisch gesetzt waren; hochaufatmend sprach er: „Das heißt Hilfe in der Not! — Konrad, Du bleibst bei mir, auch wenn wir den falschen Woldemar niedergeworfen haben! Stets bist Du mir der Bringer fröhlicher Kunde gewesen! Dies Gold wird meinen Kriegern neue Kraft verleihen; so reich war ich noch nie! — Wein, Dietrich von Mörner! — Auf das Glück des Hauses Wittelsbach! Und morgen gegen die Lützelburger! Sie stehen bei Falkenhagen; — greifen wir sie an! Mein treuer Helfer, schreibe dem Juden seine Schuldurkunde."

In tiefer Unterwürfigkeit stand Ruben an der Thür; er war bescheiden zurückgetreten, nachdem er die Rollen auf dem Tische ausgebreitet hatte. Jetzt wagte er schüchtern einzuwerfen: „Gnädigster Herr, gewähret mir auch Sicherheit!"

„Ja, — ich vergaß!" erwiderte Ludwig. „Tydeke, schreibe sie ihm und so, daß der Vater mit der Gewandtheit seines Sohnes wohl zufrieden sei. Was soll ich gegen Dein Geld setzen, Jude?"

„Mein Vater bittet um die Bede von Stadt und Landschaft Königsberg!" entgegnete Ruben.

„Sechshundert Gulden?" rief der Markgraf aus. „Nicht wahr, mein Kanzler? Mir deucht's, es sei ein wenig viel."

„Es ist der übliche Satz, Herr!" sprach der Propst. „Fünfzehn vom Hundert; — die Wechsler von Stettin verlangen zwanzig."

„So schreibe, — Kanzler! Wenn mir Gott hilft und meine Waffen, so sollen's diese Lützelburger zahlen!"

Schnell war die Urkunde angefertigt und untersiegelt. Mit einem Worte des Dankes reichte der Fürst dieselbe dem Sohne Jakobs von Tangermünde hin. „Die Pfaffen und die Laien in der Christenheit", sprach Ludwig, „haben mich verlassen. Ein Gebannter, stehe ich außerhalb des Friedens; verflucht hat die Kirche mein Thun, mein Ringen und mein Streben! Verpestet soll mein Atem sein, und ein Gericht Gottes mein Tod! Wer aber hilft mir? Die Gebannten sind es und die Juden! Welch trauriges Geschick! Euch aber, meine Getreuen, soll unvergessen sein, was Ihr an mir in unheilvollster Zeit gethan. Gott Lob! Die Treue ist doch noch nicht verschwunden an der Elbe und

Oder! Und wenn eine glücklichere Zeit die Namen derer nennt, die fest geblieben sind trotz all des Wetters, welches Vernichtung drohend über dem Stamme der von Wittelsbach dahingezogen ist, dann soll man auch Deiner nicht vergessen, Konrad Ryke, der Du Deine Habe mir opferst; — dann soll man auch des treuen Jakobus gedenken, der ein Jude von Tangermünde war und seinem Markgrafen Hilfe sandte in der Stunde höchster Not!"

Konrad Ryke führte Ruben von der Herberge des Markgrafen nach der engen Gasse an der Oder hin, welche den Juden von Frankfurt als Aufenthaltsort zugewiesen war, und in deren Nähe die Knechte des Bürgermeisters von Königsberg sich eine Herberge gesucht hatten. Sie schritten über den dunklen Marktplatz der Stadt. — „Ihr berichtetet mir noch nichts von Eurer heldenmütigen Schwester", sprach Konrad Ryke, „welche so mannhaft den Dolch gegen die eigene Brust gezückt hat, als ein unwürdig Los ihr drohte."

„Herr", sprach der Jude; „nur mit Wehmut vermag ich den Blick auf meine Schwester zu richten. Oft will's mir scheinen, als ob sie nur ein Gast auf Erden sei. Eine düstere Prophezeiung, die einst eine Wahrsagerin aussprach, schwebt über ihrem Haupte. Gold, also lautete das Wort, müsse durch Feuer geläutert werden. Wohl faßten wir den Wahlspruch, welchen die Seherin einst dem Kinde mitgab, so auf, daß auch ihr ein schwerer Lebensweg beschieden sein werde, wie all' den Kindern Judas, welchen Gott die Last der Pilgerschaft durch die Fremde auferlegt hat. Wenn wir indes auf sie in ihrer Reinheit, ihrem hohen Sinne schauen, so fragen wir uns wohl, was noch an ihr zu läutern und zu reinigen sei. Ist sie nicht schon eine Heilige Gottes? Nichts Unreines ward je an Judith erfunden. Giebt sie nicht Almosen, gütig und mild, wie nur ein Weib auf Erden? Hat sie nur einen Gedanken gehabt an die Lust dieser Welt, an das, was alle lockt und allen begehrlich erscheint: den irdischen Besitz? Deshalb meinen wir, das Wort müsse wohl einen tieferen Sinn besitzen: sie sei ausersehen zu einer höheren Krone, zu einer Märtyrerin ihres Volkes. O, Herr, Ihr seid freundlich und mild, Ihr werdet es verstehen, warum unsere Herzen jetzt zagen und bangen! Welch entsetzliche Thaten hab' ich nicht in der Stadt Salzwedel geschaut! Und haben nicht auch am Rheine den Zeugen unseres Gottes die Scheiterhaufen geflammt? Sind nicht Tausende von uns durch des Feuers Flammenqual zu den ewigen Sitzen

der Väter unseres Volkes emporgehoben worden? Darum, o Herr, noch eine Bitte! Waret Ihr doch schon einmal der rettende Engel unseres Hauses! Erwirket vom Markgrafen einen Schutzbrief für Jakobus von Tangermünde und sein Haus. Ich will das Gold nicht sparen. Nur, daß ich sie sicher weiß, die Geliebten, an welchen meine Seele hängt."

Mit beklommenem Herzen hatte Konrad Ryke die Worte Rubens vernommen. „Das Gold muß durchs Feuer geläutert werden!" Stimmten die Worte nicht wunderbar überein mit einem Traume, welchen er die letzte Nacht gehabt? Er hatte sich im Freien gesehen. In der Ferne stieg schwarzer Rauch auf. Da spornte er das Roß, was er nur konnte. Er glaubte die hilfeflehende Stimme der Jüdin zu vernehmen; — wie ein Pfeil flog sein Renner dahin. Und jetzt war er am Ziele; jetzt sah er die Jungfrau auf einem Holzstoße stehen. Die Flammen umwirbelten sie. „Konrad, Konrad!" rief sie mit beinah erstickter Stimme. Er wollte das Roß antreiben, um zu dem Holzstoß zu sprengen; aber das Pferd scheute vor dem Feuer und dem Rauche; es stand wie angewurzelt. „Konrad!" rief sie wieder. Er wollte vom Pferde springen, aber er vermochte es nicht; er war mit magischer Gewalt an den Sattel gefesselt. Da sank das schöne, bleiche Haupt der Jüdin auf ihre Brust, auf welcher die alte Wunde sich von neuem öffnete und einen Blutstrom in das Feuer ergoß, daß es zischte und dampfte. Mit einem lauten Rufe war er erwacht. Als Ruben bei ihm erschien, war der Traum ihm wieder vor die Seele getreten. Darf ein Krieger aber durch Träume von seiner Pflicht sich abhalten lassen? Dürfen unheimliche Gedanken hinter der Stirn weilen, unter welcher das Auge frei und kühn auf Tod und Verderben hinausblicken muß? Deshalb hatte er seinen Gedanken gewehrt, und die Befürchtung, welche einen Augenblick sich seiner bemeistert hatte, niedergekämpft. Wie jetzt aber Ruben von der Weissagung erzählte, welche dem unglücklichen Mädchen zu teil geworden war, erfaßte ihn Seelenangst. Der Jude aber hielt vor der Thür seiner Herberge; sie waren am Ziele. Konrad Ryke sagte ihm: „Gehe hinein und erwarte mich noch heute. Ich eile zum Markgrafen und hole die Briefe. Und dann, Mann, ich bitte Dich, ich flehe Dich an: eile nach Königsberg. Reite, als ob der Tod auf windschnellem Rosse Dich verfolgte; reite mit Deinem Briefe! Frage nach keinem Grunde, nur reite, reite. Laß Deine Knechte zurück!"

Erstaunt blickte der Jude auf Konrad Ryke, doch der Patricier hatte sich bereits von ihm gewendet und schritt jener Richtung zu, in welcher das Haus des Goldschmieds Bruno von Frankfurt lag. —

Zu Königsberg in der Neumark hatten sich inzwischen furchtbare Dinge begeben. —

„Unseliger, wo ist die konsekrierte Hostie, welche ich Dir gestern übergeben habe? Das Ciborium ist leer. Um aller Heiligen willen, wo ist das Sakrament?"

Es war an dem Morgen des Tages, an welchem Ruben abgezogen war, als in der St. Marienkirche der neumärkischen Stadt Königsberg ein Geistlicher in höchster Bestürzung diese Fragen dem Sakristane des Gotteshauses vorlegte. Der aber lehnte sich wie vernichtet an das Schnitzwerk eines Beichtstuhls. Es war ein alter, weißköpfiger Mann, der wohl an fünfzig Jahre seinen Dienst getreu verrichtet hatte. „Hochwürdigster, — ich kann's mir nicht erklären!" stotterte er, und die hohen Säulen, die geschnitzten und gemalten Heiligen, die bunten Scheiben der Fenster, der Altar, — das alles schien vor ihm zu tanzen.

„Rede um Deiner Seelen Seligkeit willen, wo ist der Leib des Herrn? — War die Kirche auch sorgsam verschlossen?" fragte der Priester. „Sie war's", entgegnete der Sakristan. „Ich habe sie gestern den Tag über wohl beachtet. Es haben nur wenige der Besucher vor dem Altare St. Johannis des Täufers gebetet; ja, wenn ich recht gesehen, nur Frau Walburg, die Witwe, welche neben dem Judenhofe wohnt."

„Bist Du unschuldig, Mensch?" fragte der Priester, und sein Auge schien in der Seele des andern lesen zu wollen. Fest und mit überzeugender Kraft erwiderte der Sakristan: „Ja, Herr, ich bin's!"

„Auf denn!" rief der Priester. „Schließe das Gotteshaus und begleite mich zu dem Bürgermeister. Herr Johann von Schildberg muß die Thore schleunigst absperren lassen; es darf niemand mehr aus der Stadt: dann werden wir's ja sehen, wo das Heiligtum versteckt ist. Frau Walburg aber wird sogleich verhaftet."

Die beiden schritten dem Hause des Bürgermeisters zu, welcher, im höchsten Grade bestürzt, die Bitte des Priesters sofort gewährte. Die Thore wurden geschlossen; Walburg, eine arme, aber im Rufe strengster Redlichkeit stehende Witwe, ward auf das Rathaus der Stadt geschleppt. Sie behauptete, nicht das mindeste von der Hostie zu wissen. In dem altersgrauen, in seiner reichen gotischen Architektur noch heute prangen-

den Rathause von Königsberg, linker Hand vom Eingange, befand sich damals ein unheimliches, kleines Gemach. In dasselbe wurde Frau Walburg geführt. Dort stand das entsetzliche Marterbrett, dort das Rad zum Zermalmen der Verbrecher; dort das lange scharfe Richtschwert, der Lästerstein und die Kufe zum Sieden der Verurteilten in Öl. Als Walburg dieser Marterinstrumente ansichtig wurde, erbleichte sie und sank in die Knie. „Erbarmen, liebe Herren!“ rief sie. „Ja, ich hab's gethan! Ich habe die Hostie in einem unbewachten Augenblicke gestohlen. Wie wehe thut Hunger und Blöße! — Ich habe sie an meine Nachbarin, die Jüdin Debora, verkauft.“

Es war ein bei Christen und Juden damals fast allgemeiner Aberglaube, daß eine Hostie, unter der Schwelle eines Hauses vergraben, dasselbe gegen Unglück schütze. Die Oblate, so meinte man, feie die Bewohner des Hauses auch auf Reisen in die Ferne; sie halte Krankheiten und Unfall von Vieh und fahrender Habe ab. Dieser weit verbreitete Glaube erklärt jene so häufigen Hostiendiebstähle, von welchen die alten Chroniken berichten. War es ein Wunder, daß die Jüdin, welche so Schweres an ihrem Hause und Heime zu Berlin erlebt hatte, dies Mittel ergriff, um die friedliche Hütte zu sichern, welche die Verbannten zu Königsberg gefunden hatten? War es ein Wunder, daß ein armes christliches Weib, welches täglich mit dem bittersten Mangel zu kämpfen hatte, sich durch den Glanz des Silbers endlich verführen ließ, eine Hostie für die Nachbarin zu entwenden?

Der Bürgermeister von Schildberg erschrak, als er das Geständnis der Frau Walburg besaß. „Es ist entsetzlich“, sprach er; „mußte auch das noch geschehen!“ Dann aber wendete er sich zu den Anwesenden. „Ich bitte um Eure Verschwiegenheit! — Walburg wird in Ketten geschlossen. Des Sperrens der Thore bedarf es nicht; aber der Judenhof wird umstellt. Niemand entkommt. Ich selber muß zu Herrn Hasso von Wedell reiten; ich darf den Frevel nicht nach eigener Willkür richten; die Juden stehen unter dem Vogte des Markgrafen. Wenn ich nur wüßte, wo der Ritter Wedell weilt!“

„Er ritt am frühen Morgen hinaus“; sprach der Büttel, „ich meine zum Johanniter-Komtur, nach der Röricke. Ihr trefft ihn wohl dort, denn er hatte keinen Knecht bei sich, als er zum Thore hinauszog; er ist also in der Nähe.“

Der Bürgermeister schickte sich an, die dicht vor den Thoren Königs-

bergs belegene Ansiedelung der Ordensbrüder St. Johannis aufzusuchen. „Unglückliche Stadt", so murmelte er, als er das Rathaus verließ, „in deren Mitte solch ein Frevel geschehen! Unglücklich Volk' der Juden, welches dessen Folgen zu tragen haben wird!" Johann von Schildberg war ein milder Mann; aber die That war nicht zu bemänteln, und jede nachsichtige Beurteilung war ausgeschlossen. Klar stand es vor des Bürgermeisters Seele, was geschehen mußte. —

Im Hause des Juden Jakobus von Tangermünde herrschte rüstige Geschäftigkeit. Ein hochgeehrter Gast war eingekehrt; der Rabbi Benaja. Er brachte die ersten zuverlässigen Nachrichten der Dinge, welche in Berlin und Kölln geschehen waren. Der Rat der beiden Städte hatte sich mit der den Juden aufgelegten Schatzung von 350 Pfund begnügt und den Kindern Israels ferneren Schutz zugesagt. Auch Woldemar hatte, ehe er noch nach Frankfurt ging, den Juden Briefe gegeben. Wohl hatte demnach die Schatzung, durch welche den Juden Schutz geworden war, ihr Vermögen erheblich geschmälert; von einer Sühne für die begangenen Frevel war überhaupt nicht die Rede gewesen; dennoch hatten die Bedrohten, nachdem sie wehklagend das Geld gezahlt, wenigstens Leib und Leben gerettet.

„So war es unnötig, daß ich mein Volk verließ!" sprach Jakobus. „Ehrwürdiger Vater, oft hat es wie eine schwere Last auf meiner Seele gelegen, daß ich's gethan."

„Du mußtest an die Deinen denken", erwiderte Benaja, „und der Herr hat, wie Du selbst sagst, Dich auch in dieser Stadt gesegnet."

„Des sind wir fröhlich!" bestätigte Frau Debora. „Frieden erbaten wir: Frieden, so hoffen wir, werden wir dauernd in diesen Mauern finden. Doch sage, verehrungswürdiger Mann, was hat Dich getrieben, den Wanderstab zu ergreifen und die Mühsal der weiten Reise auf Dich zu nehmen?"

„Im Traume", entgegnete Benaja feierlich, „sprach Adonai zu dem niedrigsten seiner Diener: ‚Gürte Deine Lenden und ziehe denen nach, die Deine Seele liebt! Du sollst meine Ehre schauen auch im Lande gegen Osten.' Da bin ich gegangen und getreulich hat der Höchste sein Wort gehalten: ich schaue die Ehre unsres Gottes. Er hat die Zerstreuten Zions gesammelt. Danken wir ihm und lobsingen wir seiner Herrlichkeit!"

„Und doch zagt meine Seele!" sprach Debora. „Ist nicht mein

Sohn noch auf der Wanderschaft? Ist nicht der Ort des Blutvergießens sein Ziel? Da habe ich gebetet von Herzensgrund aus, daß der Höchste ihn führe die Wege des Heils. Wir sind arm geworden durch die Junker von Berlin; aber ich habe die Hand nicht ermüden lassen, Wohlthaten zu spenden, seitdem mein Ruben wieder die Schuhe der Wanderschaft trägt. Meine Magd ist gegangen, Speise und Trank und einen Pfennig denen zu bringen, die Not leiden in dieser Stadt. Auch den Christen, welche uns drängen! Sagt, habe ich recht gethan, ehrwürdiger Mann?"

„Wohl dürften unsere Feinde, die Zerstörer unsrer Herrlichkeit und die unablässigen Peiniger Israels", erwiderte der Rabbi, „uns nicht schelten, wenn unser Herz verhärtet worden wäre im Feuer der Trübsal. Drum haben auch die ehrwürdigen Väter, deren Seele bei dem Gedächtnisse der Leiden ihres Volkes erbebte, Haß gegen die Christen gepredigt. Doch edler ist es, Debora, zu handeln, wie Du es gethan. Lasset uns mit Redlichkeit und Treue werben um die Herzen der Christen. Vielleicht, daß die Liebe uns Frieden wirkt bei unsern Drängern. Oft will es mich gemahnen, als müßte dereinst eine Zeit kommen, da eine Sabbathsruhe hier auf Erden herrscht. Sagt der Prophet in seinen Gesichten nicht: ‚Die Wölfe werden wohnen bei den Lämmern; die Pardel werden lagern bei den Böcken?' O, daß sie käme, die hohe und herrliche Zeit! Dann wird auch das Wort erfüllt sein: ‚Siehe eine Hütte Gottes bei den Menschen; in seinem Tempel wird thronen der Herr, er, der einzige, — der e i n e Gebieter, und Ströme der Wahrheit und der Nächstenliebe, der Gottesfurcht und der Treue in jeder Pflicht werden von seinem Wohnsitz sich ergießen.'"

Andächtig lauschten die Juden. Da schmetterte eine Trompete, und ein wirres, wüstes Getöse klang ihnen zu, — n o c h freilich fern, jetzt aber näher und näher kommend. „Um Gottes willen, was ist das?" rief Jakobus und eilte vor das Haus. „Allbarmherziger Gott!" sprach er, als er zitternd zurückkam. „Von allen Seiten dringen sie auf unsere Wohnungen ein, — gewappnet, ein Haufe von Räubern und Mördern!"

„Hinaus, durch das Gärtchen!" rief Frau Debora. Sie eilte hinaus. „Es ist vergeblich!" erwiderte Judith gelassen und ruhig. „Die Stunde ist gekommen. Dort oben leuchten schon die Kronen." —

Bald kehrte Frau Debora klagend zurück; auch der Ausgang des Hauses nach dem weiten Garten der Augustiner, um welchen sich die Stadtmauer zog, war mit Gewappneten besetzt.

„Herr, sende Deinem Volke Hilfe!“ flehte Frau Debora auf ihren Knieen, dann sank sie ohnmächtig zu Boden.

„Wir sind uns keiner Schuld bewußt!“ sprach Jakobus unerschrocken. „Mein Sohn bringt Gold dem Fürsten dieses Landes. Was hätten wir zu fürchten? Doch Gottes Wille, er geschehe!“

Da drangen die Büttel der Stadt und mit ihnen eine Menge Wütender ins Haus. „Hier ist der Ort des ungeheuren Frevels!“ sprach ein Geistlicher, auf die Schwelle des Hauses deutend; es war der Rektor der Kirche zu St. Marien. Vor der Hütte des Juden aber hielt ein Krieger mit rotem Barte, — jener Reiter, welchem Jakobus bei seinem Einzuge in die Thore Königsbergs begegnet war. „Bindet sie alle, dann grabet nach, vorsichtig, daß kein Betrug geschehe!“ befahl der Ritter Johannes oder, wie das Volk ihn nannte, der rote Hasso von Wedell, Markgraf Ludwigs Vogt „über der Oder“. In einem Augenblicke war die Fesselung sowohl an Judith und Benaja, wie an Jakobus und seiner unglücklichen Gattin vollzogen. Jetzt herrschte lautlose Stille; dann aber folgte ein Ruf des Entsetzens. Der Priester hatte, nachdem die Erde unter der Schwelle entfernt worden war, ein kleines Säcklein gefunden; er öffnete es und hielt eine Hostie hoch, welche er aus demselben hervorgezogen hatte. Ein greller Ruf des Volkes galt dem Frevel am Heiligtume. Dann wurde es wieder still; der Geistliche winkte und forderte zur Anbetung der Hostie auf. Ein wildes Lachen Jakobs aber klang in die Worte der Adoration hinein; es war das Lachen der Verzweiflung. Erschütternder noch erschallte dann der Ruf der unglücklichen Debora: „Verflucht sei der Tag meiner Geburt; ich habe die Meinen gemordet!“

Der Ritter von Wedell ließ die Gefesselten aus dem Hause vorführen. „Das ist der Zauberer!“ So hieß es, als Benaja heraustrat. „Er wollte den Leib des Herrn zermartern!“ Kühn blickte der greise Rabbi über die Menge dahin; er winkte Jakobus von Tangermünde und sprach: „Sei stark, mein Bruder!“ — Jakobus war viel weniger gefaßt. „Gerechter Gott!“ rief er. „Vor Deinem Auge steht, was wir leiden; verlaß uns nicht in dieser Trübsal ohnegleichen! Er wandte sich zu dem Volke: „Meine Feinde haben Euer Heiligtum unter meiner Schwelle verscharrt, um mich zu stürzen.“ Aber ein Wutgeheul antwortete ihm. Da ergab er sich in sein Schicksal. Sein Auge fiel auf seine Tochter. Stolz wie eine Königin schritt sie, obwohl gefesselt, aus dem Hause; ungebeugt das Haupt, die weiße Stirn schimmernd und

leuchtend, das Auge bereits von einem nicht mehr der Erde angehörigen Glanze beseelt. Bei ihrem Anblicke schwiegen auch die roheſten im Volke. „Gebet uns die Jüdin frei", rief ein Bettler, welcher auf Krücken ging, dem Ritter von Wedell zu; „ſie war der Schutzengel unſrer Not!" Düſter aber ſchüttelte der Ritter das Haupt. „Kerſten und Tietze, vorwärts!" befahl er zweien Knechten. „Suchet ein Haus nach dem andern ab; es darf uns niemand entwiſchen."

In kaum einer Stunde war das Werk vollendet; ſämtliche in Königsberg lebenden Juden waren gefangen und in die Gefängniſſe auf den Thortürmen der Stadt geführt. Nur zwei jüdiſche Kleinhändler vermißte man, welche auf Kundſchaft in die benachbarten Dörfer ausgegangen waren, ſowie Ruben, den Sohn Jakobs von Tangermünde, welcher bei Markgraf Ludwig verweilte. Als Jakobus dem Ritter Haſſo von Wedell berichtete, welches Geſchäft er ſeinem Sohne aufgetragen hatte, lachte der Edelmann und ſprach: „Jude, — daß Du Dein Leben retten willſt, verdenke ich Dir nicht; wenn Du aber lügen willſt, ſo ſuch' Dir andere Männer aus als den roten Haſſo, oder bringe wenigſtens eine glaublichere Lüge vor. Der Mann wäre fürwahr ein Thor, der meinem Herrn freiwillig Gelder brächte, und für einen Thoren ſehe ich Dich nicht an."

Noch war's eine Stunde vor Mittag. Nur bei „ſteigender Sonne" konnte ein „Ding" gehalten werden. Ritter Johannes von Wedell hegte vor dem Rathauſe zu Königsberg auf dem „Blutſteine", einem alten abgetretenen Grabſteine, welcher hierher geſchleppt worden war, daher Gericht über die Juden, ſiebenunddreißig an der Zahl, welche man aus den Kerkern ihm vorgeführt hatte. Frau Debora war geſtändig, die Hoſtie von der Witwe Walburg gekauft zu haben, um durch einen Talisman Unglück von den Ihren fern zu halten. Die Verzweifelnde hoffte durch ein offenes Bekenntnis, ſowie durch die der Wahrheit gemäße Beteuerung, daß niemand von ihrem Thun gewußt habe, den Gatten und die Tochter, ſowie die ſchuldloſen Genoſſen ihres Volkes zu retten; aber all' ihr Bitten, all' ihr Flehen war vergeblich. „Schweige, unſeliges Weib!" rief ihr endlich der Rabbi Benaja zu. „Es iſt Gottes Wille, daß wir ſterben ſollen. Demütige ſich keiner unſres Stammes mehr durch eine Bitte! Über Sonnen, über Sterne geht unſer Weg zu Gott dem Herrn!" —

Vor den Unglücklichen, auf der oberſten Stufe der Treppe zum

Portale des Rathauses stand Hasso der Rote von Wedell. Johann von Schildberg trat zu ihm und flüsterte ihm einige Worte zu. „Es thut mir weh“, antwortete der Ritter, „aber auch sie muß sterben, der Frevel ist zu groß! Von ihm spricht keine Kirche los. Es ist ein altes Gesetz; für solche That büßen die gesamten Juden einer Stadt. So haben sie es zu unsrer Väter Zeiten zu Belitz und zu Pritzwalk gehalten; ich kann keine Gnade walten lassen. Ich bebe, das Urteil zu sprechen; allein es muß geschehen!“

Todbleichen Antlitzes reichte Hans von Schildberg dem Ritter einen Weidenstab, dessen Rinde vom Holze abgeschält war. Ein Knicken, — und die Stücke flogen aus der Hand des Richters auf die Häupter der Juden herab. Hasso von Wedell vermochte selbst nur wenige Worte zu sprechen, auch aus seinem Antlitze war das Blut gewichen; er rief daher nur: „Die Hand eines jüdischen Weibes hat das Sakrament, den heiligen Leib, in welchem jeder Gläubige Vergebung der Sünden und Gottes Frieden findet, geschändet; des stirbt das gesammte Volk der Juden, welches sich findet in der Stadt Bann, sowie die böse Christin, welche Walpurgis heißet, den Tod durchs Feuer!“ Jetzt wurde auch nicht mehr der geringste Laut einer Klage vernehmlich; die Juden hatten sich in ihr Geschick ergeben, so entsetzlich dasselbe war. Nur Frau Debora vermochte sich nicht mehr aufrecht zu halten, als die Verurteilten in ihre Kerker zurückgebracht wurden. Judith stützte sie. Wohl durfte die Jungfrau befürchten, daß ihre unglückliche Mutter von ihres Volks Genossen auf das bitterste angeklagt werden würde; sie suchte deshalb die Stätte des Gerichtes so schnell wie möglich zu verlassen. Es war ein hartes Geschlecht, das unter Verfolgungen aufgewachsen war. Von den Verurteilten hatte jeder bereits dem Tode ins Auge geblickt. Deshalb blieben die zuckenden Lippen fest geschlossen, und an dem Heldenmute der Starken vermochten auch die Schwachen sich aufzurichten.

An der Stadtmauer zu Königsberg befindet sich noch heut' ein uralter Gefängnisturm, die Billerbeck genannt. In seinem oberen Geschosse, in einem Gewölbe unmittelbar unter dem kegelförmigen Dache, waren Jakobus, Rabbi Benaja und die beiden Frauen eingeschlossen worden; die Menschlichkeit des Wärters, dessen Wohnung durch eine steile, in der Mauer hinaufführende Treppe mit dem Kerker verbunden war, erlaubte es den Unglücklichen, die letzten Stunden friedlich zu verleben. Von der Billerbeck aus schweift der Blick weit über das grüne

Thal des Mühlenfließes hin zu den fernen, dunkel bewaldeten Höhen: das Auge schaut freundliche Dörfer; Gruppen alter Bäume ragten, am Rande des Baches stehend, damals wie heute zu den engen, nur schießschartenbreit sich öffnenden Fenstern des alten Befestigungsturmes auf, damals wie heute leise rauschend zu dem Plätschern der Wellen. Vor den kleinen Spitzbogen-Öffnungen sind innerhalb der Mauern Steinsitze angebracht. Auf ihnen saß Judith in jenen schweren Stunden, und während die Männer in ernstem Gespräche sich mit den letzten Dingen des Menschenlebens beschäftigten, während die Mutter, stumpf vor entsetzlichem Seelenschmerze, auf der Streu kauerte, richtete Judith die umschleierten Blicke zu jenen duftig blauen Höhen. Wohl mochte oft ein Seufzer aus der jugendlichen, schwer beladenen Brust aufsteigen; aber sie unterdrückte ihn. Wohl mochte sie mit leiser Hoffnung auf die Landstraße hinschauen, die drüben sich hinzog, der Freiheit und der Ferne entgegen; aber sie sprach kein Wort der Hoffnung, keinen Wunsch nach Befreiung aus. Ihr Auge blieb thränenleer. Nur einmal, als die Mutter zu ihr hintrat und leise der Träumenden die Hand auf die Schulter legte, der Tochter ins Auge sah und dann mit den Worten: „Verzeihe mir, mein Kind, daß ich Dich getötet habe!“ ihr zu Füßen sank und in heißem Schmerze ihre Knie umfaßte, brach das Eis ihres starren Schmerzes. Sie fiel weinend der Mutter an die Brust, bedeckte deren Antlitz und Hände mit Küssen und sprach leise: „Mutter, es ist gut, daß ich scheide; ich hatte keine Lebenshoffnung mehr, — ich hatte kein Glück mehr auf Erden zu erwarten!“

Drei Tage waren den Verurteilten bis zur Vollziehung ihres Spruches noch gestattet, nicht aus Härte, um ihre Qualen zu verlängern, sondern um den Versuchen einer Bekehrung der Juden zum Christentume Raum zu geben. So schrieb es das geistliche wie das weltliche Gesetz vor. Benaja deutete darauf hin, daß ein Eilbote, nach Frankfurt geschickt, vielleicht doch noch zu rechter Zeit vom Markgrafen Ludwig Gnade für die Verurteilten bringen könne; aber Jakobus hörte es den Worten des Rabbi wohl an, daß dieser selbst eine Milderung der Sentenz nicht erwartete. Darum spie Jakobus in dem Tone der Verzweiflung aus: „Nein“, rief er, „ich will keine Gnade, ich will keine Milde von den abgöttischen Frevlern! Was wäre es anders als eine Verlängerung unsrer Pein hier auf Erden! Mein Weib darf auf keine Rettung hoffen; ich will mit ihr sterben!“ Todesmüde streckte Frau Debora die

Hand nach ihm aus: „Ich danke Dir, Mann meiner Seele, Erwählter meiner jugendlichen Tage, daß Du den finstern Weg zum Scheol mich nicht alleine gehen lässest. Mein Herz ist fröhlich; er ist ja gerettet, mein Sohn! Nicht wird er heimkehren zu der Stätte des Verderbens, daß sie auch ihn fangen und verbrennen. Doch wehe, schon fühl' ich die Flammen in meinen Gebeinen! Ja, auch in ihm soll sie brennen, aber als Flamme der Rache! Möge er Elend häufen auf der Christen Haupt, Leid und unaussprechliche Schmerzen, daß er die Asche seines Vaters, seiner Mutter, seiner Schwester und seines Lehrers räche!"

„Um des Heiligen willen in Israel", wehrte ihr der Rabbi Benaja, „laß uns nicht also scheiden von diesem Leben! Zwinge nieder das Gefühl der Rache, das, an Stärke ein Riese und doch ohnmächtig, aus dem bittern Grunde der Verzweiflung geboren wird. ‚Mein ist die Rache, ich will vergelten', spricht der Herr. Sie beladen sich mit ungeheurer Blutschuld, indem sie um der unheilvollen That einer Einzelnen ein ganzes Volk richten. Aber der Ewige wird das Blut von ihren Händen fordern; ich sehe diesem Volke Tage der finstersten Trübsal kommen. Nicht von unsrer Seite her! Nicht bedarf der Allmächtige, um sie zu strafen, der Juden! Aber vom Ost und West, von Nord und Süd wird er die Völker heraufführen gegen dies Land und seine grausamen Söhne. In der Tiefe ihres Elends werden sie selbst die Hände erheben wider einander, und der Höchste allein wird zählen können das Blut und die Thränen, die vergossen werden an Elbe und Oder. Preisen wir unser Schicksal, daß Gott uns würdigt der Zeugenschaft für ihn; freuen wir uns, daß er uns hinwegnimmt vor dem Elende kommender Tage!" —

Einige Stunden nach der Verurteilung der Juden erschien ein junger Augustinermönch in der Billerbeck. Das eingefallene Antlitz und das dunkle, tiefliegende Auge des Bruders zeugten von schweren, eigenen Kämpfen des Mönches, von Fasten und Nachtwachen. Mit jener wohlthuenden Teilnahme, welche der Fülle der Worte nicht bedarf und dennoch sich unverkennbar kundgiebt, begrüßte er die Unglücklichen. „Es soll einst kommen die Zeit", begann er mit tiefer, wohlklingender Stimme, „daß ganz Israel selig werde. So spricht der Apostel, der sein Leben für seine Brüder nach dem Fleische hinzugeben bereit war. Bald werdet Ihr vor Gottes Throne stehen. Ich bitte Euch jetzt in den letzten Stunden; suchet in ihnen den Weg, der zum Leben führet; flüchtet

Euch zu den Füßen dessen, der an dem Holze des Kreuzes seine Arme ausgestreckt hat nach seinem sündigen Volke und in seinen Todesängsten rief: ‚Vater, behalte ihnen diese Sünde nicht; vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!‘ Aus seinem milden Herzen tönt auch für Euch der Ruf ‚Erbarmen!‘ zu Gottes Richterstuhl; suchet im Glauben seine Huld! Wendet Euch zu ihm, so wird er, wann die Flamme den Körper verzehrt, wann das Schwert Euer Haupt trifft, Euch in die Wohnungen ewigen Friedens führen.“

Da erhob sich die gebeugte Gestalt Benajas wieder zu voller Höhe. „So freundlich Deine Worte sind, junger Mönch“, sprach er, „behalte dieselben für die Männer Deines Volkes. Wir kennen den Weg! Auf dem Pfade, welchen die Erzväter gewandelt sind, auf dem Wege, der einst den frommen Dulder Hiob zur Ruhe geführt hat, werden auch wir den Frieden finden. Wir bleiben getreu bis in den Tod! Um unserer Missethat willen leiden wir; Ihr seid die Werkzeuge des strafenden Gottes Israels. Hat doch die prophetische Stimme es einst ausgesprochen über das kindliche Haupt dieser Jungfrau: ‚Das Gold wird durch Feuer geläutert werden‘. Wohl wissen wir's, daß wir schuldig sind vor den Augen des Heiligen. Zu sehr hat mein Volk die Welt und ihre Schätze geliebt; zu wenig haben wir an das Heil unserer Seelen gedacht. Aber der Vater verzeiht seinen Kindern, und das Erbarmen dessen, der ewig sein wird, wie er war, wird alle Schuld des Volkes Israel bedecken. Das sagt uns unser Herz. Und darum sterben wir fröhlich. Eine kurze Qual, und wir ruhen im Schoße Abrahams. Die Flamme lodert, und palmentragend zieht ein das Volk Gottes zu seiner Ruhe!“

„Verblendeter!“ rief der Mönch. „Es giebt Heil nur in Einem. Aber nicht fluchen will ich Eurer Seele. Ihr weiset die Hand zurück, welche Euch helfen möchte. Dennoch werde ich den Herrn der Herrlichkeit bitten aus tiefster Seele, er möge Euch Gnade schenken um dessentwillen, der am Stamme des Fluches auch für seine Feinde bat!“ Er schlug das Zeichen des Kreuzes über sie; dann verließ er traurig den Turm.

Starren Blickes sah Judith auf die herbstlich falbe Landschaft, auf das fallende Laub der Bäume zu ihren Füßen herab. Was war das plötzlich für ein froher Ton? Auf der Landstraße, dort zu der nahen, von Busch und Baum halbversteckten Kapelle zog ein Brautzug dahin,

die Pfeifer und Geiger voran, die Mädchen und Burschen geschmückt mit wehenden bunten Bändern. Da überkam's die Jungfrau doch wie ein heißer Schmerz; sie flüchtete sich in die Arme ihrer Mutter, welche ihre Fassung wiedergewonnen hatte und mit freundlichen, leisen Worten der Tochter zusprach.

Endlich war die Frist verstrichen, der dritte Morgen brach an. Es war der 29. September. Auf dem Markte zu Königsberg, vor dem Rathause, waren zehn Holzstöße errichtet. Vor ihnen stand der Vogt Johannes von Wedell. Das Antlitz des roten Hasso war bleich wie der Tod, und als der Pleban von St. Marien, der Priester, welcher die Hostie vermißt hatte, ihn anredete, blieb der Ritter ihm die Antwort schuldig. Auch die Ratmannen von Königsberg hatten sich versammelt, um der Marter der Juden beizuwohnen, und zeigten nicht weniger als der markgräfliche Vogt in den düsteren Zügen den gewaltigen und schmerzlichen Eindruck, welchen die nahenden Greuelscenen auf die Gemüter bereits gemacht hatten. Eine Menge Volkes füllte den weiten Marktplatz.

Jetzt begann das feierlich dumpfe Geläut der hehren St. Marienkirche seine Töne über die Stadt hinzusenden, jetzt nahte auch der Zug der Juden, familienweise von den Bütteln geordnet, die Männer mit den Gebetsriemen von Pergament auf den Schultern. Langsam wandelten sie dahin, der Rabbi Benaja mit dem Hause Jakobs von Tangermünde voran. Jetzt schwiegen die Glocken. Da erhob der Rabbi seine Stimme; ergreifend klang der Psalm der Unglücklichen der in düsterem Schweigen verharrenden Menge zu:

„Kommt herzu, lasset uns jauchzen dem Herrn,
Frohlocken dem Horte unserer Seelen!
Tretet vor sein Antlitz mit Lobgesang;
Jubelt ihm zu mit Liedern des Preises!
Er ist der größeste König,
Der Herr aller Herren!"

Und wie der letzte Ton verklang, da antwortete es von dem Ende des Zuges her:

„Es brauset das Meer in seiner Wogen Fülle;
Es beben der Erde Vesten und ihre Bewohner!
Sprühet, ihr Ströme, und hüpfet, ihr Berge!
Denn der Herr kommt, das Erdreich zu richten,
Sein Urtei erschallet den Völkern der Welt!"

Dem Ritter von Wedell gegenüber hielt der Zug. „Noch einmal Gnade und nur des Schwertes Strafe alle denen, welche das Kreuz küssen!“ rief der Vogt über den Marktplatz hin. „Das Haus Aarons bewahret die Treue dem Herrn!“ erwiderte der Rabbi Benaja. „Friede über Israel!“ Da trat Johannes von Wedell zurück. Die Knechte des Rates fesselten die Juden, dann wurden die siebenunddreißig, sowie das Weib Walburg einzeln an die Marterpfähle festgebunden, welche in der Mitte der Holzstöße sich erhoben. Die Fackeln wurden entzündet und in das dürre Reisig gestoßen. Wirbelnd stieg der Qualm auf.

Jetzt erklang hier und dort ein gellender Ruf, ein Schrei verzweifelnden Schmerzes; nur Rabbi Benaja und die mit ihm Gemarterten, das Haus Jakobs von Tangermünde, stimmten den Psalm an: „Ich will den Herrn loben allezeit!“ —

Schwarzer Rauch bedeckte den Marktplatz bereits, hoch loderten die Flammen; da tönte eine mächtige Stimme von der Straße her, welche vom Markte zum Schwedter Thore führte. „Um Eurer Seelen Seligkeit willen. Halt! Gnade dem Hause des Juden Jakob!“ Ein geharnischter Reiter, in der Linken ein Pergament schwenkend, sprengte heran und warf sich, als er der Menschenmassen und der gräßlichen Vorgänge ansichtig wurde, vom Rosse. Durch die Menge, welche ihm bereitwillig auswich, stürzte er auf den roten Hasso von Wedell zu: der aber zuckte mit den Achseln. „Wo ist Jakobus von Tangermünde, wo seine Tochter?“ Der Ritter zeigte gerade vor sich hin. Konrad Ryke, denn kein anderer war der Reiter, schrie: „Wasser, Wasser!“ Er riß an den Bränden des Holzstoßes; er wollte sich auf ihn hinaufschwingen; aber es war zu spät. Nur für einen Augenblick erschien ihm noch über den prasselnden Flammen ein rauchgeschwärztes, matt auf die Achsel gesunkenes Frauenantlitz. Er sah's, wie das dunkle Auge sich noch einmal öffnete; dann hüllte die wirbelnde Flamme alles und jedes ein.

Eine Stunde darauf stand Konrad Ryke oben auf dem Rathaussaale vor dem Vogte von Wedell. „Es zeugt von Eurem edlen Herzen, Jüngling“, sprach der finstere Ritter, „daß Euer Schmerz so tief ist. Allein das Haus Jakobs von Tangermünde hätte ich trotz Eures Briefes nicht freigeben können. Debora von Tangermünde war die Übelthäterin. Vielleicht, daß ich die Jungfrau aus Mitleid verschont hätte; aber es ist besser so; sie ist frei von irdischem Weh. Fraget Euch selbst, was

das Leben ihr hätte gewähren können! Von der Habe des Juden kann ich nichts für seinen Sohn zurückgeben, dem Ihr ja schon ohnehin das Leben gerettet habt, indem Ihr an seiner Statt den wirkungslosen Schutzbrief des Markgrafen überbrachtet. Wäre er hier erschienen, so hätte ich ihn vor dem geistlichen Gerichte und dem Feuertode nicht schützen können. Sobald ein Sakrileg in einer Stadt geschieht, sind alle Juden daselbst für die That des einzelnen verantwortlich. Reitet deshalb zurück und saget dem Jünglinge, daß er sich rette. Nach Polen oder Litauen, es gilt gleich viel! Behüte Euch Gott, Konrad Ryke! Ich selbst werde Herrn Ludwig berichten, was geschehen. Doch wartet, — ich bitte, — noch einen Augenblick! Ich sehe, mein Schreiber ist fertig mit der Urkunde; mit den Ratmannen von Königsberg könnet auch Ihr das Entsetzliche bezeugen, was ich habe geschehen lassen müssen. Schreiber, leset den Brief uns vor!" Einer der Ratmannen, welche an dem langen Tische saßen, erhob sich und verkündete den Inhalt eines Schreibens, welches bis auf unsere Tage gekommen ist, und dessen Worte, in schauererregender Ruhe abgefaßt, also lauten:

„Vor allen Christgläubigen, denen dies zukommt. Ich Johannes, genannt von Wedell, Vogt des erhabenen Fürsten, Herrn Ludwig, bekenne vor allen, daß ich aus Vollbord meines Herrn die Stadt Königsberg besucht habe und daselbst eingeritten bin, sowie daß ich kraft meines Amtes, indem ich die Ratmannen besagter Stadt zu Hilfe genommen, die daselbst wohnenden Juden mit Feuer verbrannt und aller ihrer Güter im Namen meines Herrn mich gänzlich bemächtigt habe. Des zum Zeugnis habe ich mein Siegel an diesen Brief hängen lassen."

Hasso der Rote von Wedell unterschrieb. Er reichte Konrad Ryke die Hand. „Gott gebe unsern Nachkommen andere Zeiten!" sprach der Ritter. „Das walte Gott!" setzte Johannes von Schildberg, der Bürgermeister von Königsberg, hinzu. —

Und Ruben? Die Juden der Mark erzählten noch lange von einem stillen Manne ihres Volkes, welcher als ein Verlobter Gottes heilig und in Verborgenheit unter ihnen gelebt habe. Er besaß eigentlich keine Heimat; er zog von Stadt zu Stadt und half mit seinem Reichtume, wo es Not war. Stets richtete er seine Reisen so ein, daß er am 29. September zu Königsberg in der Neumark sich befand. Dann schloß er sich ein und fastete den Tag über. Oft hatte er einem glücklicheren Geschlechte von den Leiden der Väter erzählt, oft mit begeisterter Zunge

seinen Glaubensgenossen von der Schönheit und dem Heldenmute Judiths, der Tochter Jakobs, von dem Märtyrertode des Rabbi Benaja und des Jakobus von Tangermünde gesprochen, „der ein Ältester war der Gemeinde von Alt-Berlin“. Dann verklärten sich seine bleichen Züge und über die faltige Wange rann die Thräne in den früh ergrauten Bart. Auch im Jahre 1398 war der Greis zu Königsberg eingekehrt. Als der 29. September erschienen war, schloß er sich in ein Kämmerlein ein. Am Morgen des folgenden Tages wollte ihn der Wirt der Herberge wecken; aber der Alte antwortete nicht, so oft man auch an die Thür seines Gemaches klopfte. Man drang endlich mit Gewalt in das Kämmerlein. Da fand man den Greis entschlafen. Seine Stirn war auf die Thora vor ihm niedergesunken; der 126. Psalm war vor ihm aufgeschlagen: „Wenn der Herr das Gefängnis Zions wenden wird!“ So starb Ruben, der Sohn des Jakobus von Tangermünde. — —

Fünftes Kapitel.

Hin nach der vielgetreuen Stadt!

Nachdem wir jene Greuelscenen geschildert, welche sich im Ausgange des Septembers 1348 in der Mark Brandenburg zugetragen haben, müssen wir unsern Blick zunächst wieder dem deutschen Süden zuwenden und etwa um einen Monat in die Vergangenheit zurückgreifen. —

Der Markgraf Ludwig hatte den „Mummenschanz“ in der Mark Brandenburg nur allzuleicht genommen. Erst sehr spät hatte er ernstere Maßregeln ergriffen. Von Bayern aus flogen seine Sendboten nun nach Dänemark und Polen; die Könige Woldemar IV., „Atterdag“*) genannt, und Kasimir waren ja seine nahen Verwandten! Sie sagten ihm auch Hilfe zu. In Bayern ferner und in der Pfalz sammelte der Pfalzgraf Ruprecht der Jüngere ihm ein Heer. Allein der Markgraf mochte nicht warten, bis dasselbe beisammen war; — er nahm Abschied von seiner lieben „Wirtin“ Margareta und brauste, dem Sturmwinde vergleichbar, durch Bayern, Thüringen und die Lausitz dem Oderstrande zu. Bei Fürstenberg setzte er über den Fluß, auf dessen linkem Ufer er, wie er klar erkannte, sich nicht mehr zu behaupten vermochte. Denn

*) Morgen ist auch noch ein Tag!

dort gebot bereits der Markgraf Woldemar. Es war nur eine kleine Reiterschar, welche Ludwig geleitete; — mit ihr kam er um den 20. September 1348 in der Mark an. Sofort begab er sich an die äußerste Grenze seines Landes, — in jene Teile der Neumark oder des „Landes über der Oder", welche an Polen grenzten. Hier, das wußte er, war die Treue noch nicht erschüttert; hier wollte er seine Anhänger sammeln und die Hülfsmannschaften aus Polen, Tirol und Bayern erwarten.*) —

Es war ein düsterer, regnerischer Tag gewesen; jetzt dämmerte der Herbstabend herein und breitete seine Schatten allmählich über die kirchenstille Heide der Neumark. Noch immer hingen die grauen Perlen des überreich herniederfallenden Himmelstaues in den Nadelbüschen der Fichten, und wenn der Sturmwind über die weite Ebene dahinfuhr, so schüttelte er sprühende Regenschauer auf das falbe Heidekraut herab, welches längst schon seine rötlichen Blüten verloren hatte. Über den Wipfeln der Bäume, welche der Sturm heulend durchfuhr, schwebten noch immer schwere, dunkle Wolken. Das sonst so rege, freundliche Leben auf der Heide war völlig verstummt. Nur düstere Geister schienen jetzt auf derselben ihr Spiel zu treiben; hier und dort flog, vom Winde aufgescheucht, ein Schwarm von Krähen empor: sie suchten mit heiserem Krächzen sich eine sturmgemiedenere Zuflucht.

Den Wanderer mochte frösteln, nicht nur auf dem blachen Felde, sondern auch im Schutze des Waldes selbst. Erst als der Tag sich jenen dichtbelaubten Bergen zuneigte, welche die Ebene von dem fernen, tiefeingeschnittenen Flußbette der Oder schieden, klärte sich der Himmel im Westen auf. Die Wolken zerteilten sich; ein leuchtender Schein brach plötzlich durch ihre Öffnungen hindurch. Jetzt glänzten goldig die Gewandessäume der grollenden himmlischen Wolkentöchter; eine tiefe Stille senkte sich an Stelle des heulenden, pfeifenden Sturmes auf die Heide hernieder. Nun ächzten und stöhnten auch sie nicht mehr, die Zweige und Äste der einsamen Kiefer dort an dem Rande des Bruchlandes; in Frieden ruhten sie, übergossen von jenem goldigen Abendlichte, welches die alten, wettergrauen Stämme rötlich beschien und einen purpurnen Schimmer auch auf den See hinwarf, welcher in einer Senkung des Heide-

*) Die nächstfolgenden Kapitel sind dem Werke „Vom Eisenhut zur Kaiserkrone" entnommen, welches der Verfasser in den Jahren 1888/89 bei J. C. C. Bruns zu Minden in Westfalen herausgegeben hat.

landes dem Auge des Wanderers sich zeigte, still, ganz still und geschmückt mit den gelben, den weißen Blütenkelchen der wellenumkosten Wasserrosen. —

Auf einem sandigen Wege, welcher damals kaum bemerkbar durch die neumärkische Heide sich hinzog, kam es jetzt näher und näher: Hufschlag und Stimmengewirr. Eine Reiterschar zog dahin, hochgewachsene, ritterliche Männer, in weite, dunkle Mäntel gehüllt, deren schützende Kappen sie vorsorglich über die Helme gezogen hatten. Die Spangen ihrer Visiere aber waren losgekettelt: es ging also zu keinem Kampfe, obwohl die Herren scharfen Trab ritten, und ihre Schwerter oft gegen die Sporen, die Steigbügel klirrten. Denn wer weilt gern auf der Heide der Neumark bei düsterem Herbsteswetter, wäre es auch der sturmerprobteste Reitersmann? Hinter den sechs Herren folgte in einiger Entfernung eine gleiche Schar von Knechten, welche freilich weder jenen schimmernden Schmuck der Waffen, noch die schützenden Hüllen wie die voraufreitenden Männer an sich hatten.

Der vorderste unter den Reitern trug etwas wie einen goldenen Stirnreif über dem Helme. Sein Auge blitzte und blickte kühn und frei über die Heide und ihre fernen, jetzt wieder in Nebelgrauen versinkenden Ränder dahin. „Ein herrlich Land, bei der schwarzen Maria von Oettingen!*) Eine anmutige, reiche Liebe verheißende Braut, welche den um sie werbenden Ritter also empfängt!“ So sprach der geharnischte Mann zu dem nächsten seiner Begleiter, welcher sein Roß mit sichtlicher Mühe hinter dem ungleich edleren Tiere des ersten Reiters zurückhielt. „Was meinst Du, Albrecht von Wolfstein, wenn ich mein unbelohntes Werben um diese Lande nun endlich aufgebe und diese spröde Schöne, dies Brandenburg, dem ersten, besten überlasse, der sich um einen Gotteslohn abmühen will, hier auf dem Flugsande und in Luch und Sumpf Liebe und Treue zu säen? Komm, laß uns umkehren, Albrecht! Laß uns den Falken in die Lüfte werfen bei den Reiherhorsten des Chiemsees; — laß uns auf den Felswandungen des Vintschgaus der Gemse und dem Steinbocke nachklimmen!“

„Um aller Heiligen willen, sprechet nicht so, mein Herr!“ erwiderte der Angeredete, ein ritterlicher Mann auf der Mittagshöhe des Lebens mit kühnen, scharfgezeichneten Zügen, in denen tiefe Narben sichtbar

*) Berühmtes Heiligenbild Altbayerns.

waren. „Wenn ich einen Sohn des Hauses Wittelsbach also reden, also spotten höre, dann überkommt's mich fast wie eine düstere Ahnung, daß alles vergeblich sein werde, was wir gekämpft, was wir getragen haben in der Mark Brandenburg. Soll nicht für immer Eures Geschlechtes Banner hier wehen an der Spree und an der Havel? Soll etwa der Schild der Wittelsbacher zerschlagen werden an einem dieser Opferblöcke aus der Heidenzeit? Nimmer darf das geschehen! Vergeblich soll jenes edle Blut nicht geflossen sein, welches die bayrischen, die märkischen Mannen vergossen haben, — ja, vergossen haben, Herr, mit voller Freude dort drüben auf den Feldern des Landes Sternberg gegen die wilden Horden der Polen und Litauer! Nein, Herr Markgraf: Ihr müsset die Marken halten; Ihr dürfet nicht wanken, so lange noch ein Tropfen Bluts in Euren Adern rinnt! Das war Eures hohen Vaters Testament an Euch! Wie er gestanden hat, Herr Ludwig, so wollen auch wir stehen bis zum Tode!"

„Du weißt es, Albrecht", erwiderte der andere Reiter, und es flog dabei wie ein ingrimmiger Zug des Spottes über die festen, kühnen Züge des Fürsten, „selbst der Himmel ist gegen uns! Sie haben uns auch droben nicht eine Heimat, eine Freistatt mehr gelassen; wir sind in Bann und Acht, so lang ich denken kann: ein verfluchtes und kirchenräuberisches Geschlecht, dessen Atmen, dessen Eingang und Ausgang verflucht und verdammt worden ist! Von denen zu Rom sowohl wie von den deutschen Priestern, welche vergessen haben, daß es dem Manne eine Schande ist, kein Vaterland mehr zu besitzen! Selbst die Toten stehen auf gegen uns! Durch teuflische Kunst erweckt sie der heilige Vater und sein getreues Werkzeug, der edle Herr Karol von Böheim! — Mag's darum sein; — was aber den Mann, den Fürsten noch tiefer schmerzt, was mir ins Herz schneidet, so oft ich das Wort „Brandenburg" aussprechen höre: das ist, daß der klare Sinn dieses Volkes berückt und daß das Herz der Märker durch ein Gaukelspiel ohnegleichen mir gestohlen worden ist! Wohl sind falsche Friedriche einstmals in Deutschland aufgetreten; man hat sie, wie es Rechtens war, verbrannt; aber dieser Woldemar, er lebt, — er lebt, und ich muß fürchten, daß er siege!"

Da ritt ein älterer Kriegsmann zu den beiden heran. „Nur, wenn Ihr Euch selbst aufgebet, Herr", so sprach er mit tiefer, fester Stimme, „kann das üble Ding geschehen! Wohl ist es wahr: Ihr seid im Un-

glücke jetzt, ja, fast ein vogelfreier Mann in der Mark zu Brandenburg, obwohl mit Rechten niemand anders ihren Adlerschild am Arme tragen darf. Ein düsteres Verhängnis verfolgt des hohen Kaisers Haus, der unter schmetternden Fanfaren auf der Jagd im Sattel starb, — getroffen, wie ich meine, nicht von Gottes Hand, sondern von Mord und Gift! Aber, wenn Ihr, Herr Ludwig von der Mark, nur Euch selber stets getreu bleibt, wenn Ihr mit blanker Waffe eintretet für Euer rechtes Gut und Euer gutes Recht, — vor allem, wenn Ihr ein Herz zeiget für dieses teure, märkische Land, mein hoher Fürst und Herr, dann werden Euch auch der Märker Herzen in Liebe und in Treue wieder entgegenschlagen. Wanket nicht, Herr Markgraf, bleibet fest und Euch selbst getreu; — das ist der Weg zu jedem Siege!"

„Wir haben ja kaum Waffen, um zu streiten!" fuhr der Markgraf bitter fort. „Sie haben drüben allbereits dem falschen Manne gehuldigt. An Spree und Havel sitzt ein anderer Herr als ich! Was ist mir denn geblieben? Nur ein Fetzen meines Purpurmantels ist's, mein treuer Henning Wedell!"

Da hob sich der Reitersmann im Sattel. Er blickte majestätischer jetzt, einer Hünengestalt vergleichbar, welche aus einem der alten Heldengräber auf der düstern Heide erstanden war. Er sah auf seinen Fürsten, und es lag in seinem Auge wie ein leiser Vorwurf; aber dann flammte das Feuer einer edlen Begeisterung in ihm auf; mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme entgegnete er dem Markgrafen auf seine hastig hervorgestoßenen Worte:

„Wehe einem Fürsten, der sein Ehrenkleid sich rauben läßt! Noch tragt Ihr es, Herr Markgraf; — wahret es Euch; sonst weicht von Euch auch noch der alte Henning Wedell! So Ihr aber kämpfen wollet und, falls es Gott so fügt, auch mit uns sterben als ein Mann, — ungebeugt, ohne Klage, die letzte Kraft noch anspannend zu des Kampfes Mühsal: — sobald Ihr es uns zeiget, daß auch Ihr dies Zeichen der Mark Brandenburg, den roten Adler, achtet als ein Kleinod, so wollen wir Euch nimmerdar verlassen. Nur ausgehalten auf dem Platze, da Ihr steht! Nicht alle Herzen sind von Euch gewichen! Das war der Märker alte Ehre stets, daß sie nimmer lassen wollten von der Treue gegen ihre Fürsten! Auch Herr Otto mit dem Pfeile, der da ruhet in den Gewölben von Chorin, lag einst gefangen in der Magdeburger Gewalt. Weiß es der Teufel! Es ist uns nie etwas von Gutem gekommen aus

der Bischofsstadt; so früher nicht wie heute! Hat aber auch nur ein Herz gebangt? Ich war ein Knabe dazumal, aber ich wußt' es: der Markgraf mußte frei zu Lande kommen, und hätte die schöne Fürstin Hedwigis ihn nicht gelöst: wir hätten ihn mit Speeren und mit Schwertern uns doch zurück geholt! Er wurde frei, weil die Treue über ihm die heilige Wacht hielt. Und diese Treue, mein Herr Markgraf, wacht auch heute noch! Wenn Ihr auf der breiten, freien Heide Euch zur Ruhe hinlegt: sie soll nicht schlummern! Wenn Ihr die Lanze einlegt in der Schlacht, sie soll achthaben auf Euren Helmbusch, wie ein treues Weib wacht über ihrem Kinde! Rechnet auf uns, auf mich, auf meine ganze Sippe! Ich, Henning Wedell, bürge Euch, daß wir nicht von Euch lassen wollen in dieser Not! Hier schwör' ich es: hier auf das Kreuz des Schwertes, das eine Nachbildung des Kreuzes meines Heilandes ist: Wir wollen zu Euch halten, Herr Ludwig von der Mark und Bayern, wir, die Wedell und die Mörner, die Uchtenhagen und die Wreich, die Schöningh und die Lossow! Wir wissen's, daß der Mann drüben bei Kaiser Karl der falsche ist! Ich selbst war des ein Zeuge, wie der Markgraf Woldemar in Bärwalde starb; ich sah's, wie sie ihn einsenkten in die Fürstengruft zu Chorin; ich blickte in seine todesbleichen Züge, da er im Sarge lag! Es ist ein Teufelstrug, daß er zu Land' gekommen sei! Darum, mein Fürst und Herr, — uns schreckt das Märlein von dem Wiedererstandenen nicht, und sollten sie alle von Euch weichen: wir, die Mannen aus dem Lande über der Oder, bleiben Euch getreu! Wir vor allen, die Wedell und die Uchtenhagen, die Sippe mit dem Rade im Wappen! Kein Flecken soll das leuchtende Zeichen auf unsern Schilden trüben! Und nun, Herr Markgraf, blickt ein wenig heiterer! Es sind nur arme, sturmzerzauste Föhren, welche diesen Schwur gehört haben: Fest aber, wie mit den Wurzeln sie sich graben in den mütterlichen Boden Brandenburgs, also soll zu Euch stehen unsere Treue! Markgraf Ludwig, Ihr seid ein Fürst; — seid auch ein Mann!"

Da hob sich die Brust des gebannten, unglücklichen Herrn. Er lenkte in den Waldpfad ein, welcher sich vor den Reitern jetzt eröffnete und sprach dann nicht ohne ein Zittern in seiner Stimme: „Ich danke Dir, mein Henning, — ich danke Euch allen für dieses Wort des Gelöbnisses und der Treue! Aber saget es selbst: Begehe ich nicht ein Unrecht, wenn ich, meine tiefe Hoffnungslosigkeit im Herzen, verlassen von fast allen meinen Unterthanen bis auf Euch, mit dem Blute derer

meine Kriege führe, denen ich nie etwas anderes als ein aufgedrungener Herr war, hierher gesetzt durch meines Vaters Staatskunst? Wie sehr hab' ich es allezeit zu meinem tiefen Schmerz empfunden, daß keine Liebe mir entgegen kommt! Ein Fremder bin ich meinem Lande! Das lastet auf mir fast wie eine Schuld!"

„Sprecht nicht mit solcher Hoffnungslosigkeit, mein teurer Herr!" erwiderte Albrecht von Wolfstein. „Euer Sinn ist umwölkt; das darf nicht sein bei einem Manne, der die Dinge meistern will! Und steht denn wirklich unsere Sache schon verzweifelt? Glaubet mir es, Herr, sowie Ihr nur das Schwert gezogen habt, so werden sich die Mannen, die Städte zu uns finden! Hier all' die Vasallen im Lebuser Lande, — ich kenne die Lossow und die Strantz, die Burgsdorf und die Sack, die Krachte und die Sydow, — sie verbleiben uns getreu! Und dann die Städte! Vor allen dieses feste Frankfurt, das wird nicht weichen von der kaiserlichen Sache! Sie haben's oft bewiesen, diese Bürger in der Oberstadt, wie sie ihres Klerus Unmilde und Habgier hassen! Noch sind bei uns die Greuel unvergessen, welche die Scharen der Heiden uns in dem Jahre 1325 angethan, veranlaßt nur durch welsche Tücke! Ihr werdet finden, Markgraf, daß es nicht allein auf hoher Alpe wächst, den Gletscherfirnen nah, das edle Kraut der Treue: nein, hier blüht's auch! Bin selbst ja ein süddeutscher Reitersmann! Aber der Wedell, der Mörner Gold ist echt!" —

Markgraf Ludwig schwieg lange; dann aber sprach er: „Wo solche Treue mir entgegentritt, da wär' es Feigheit, nicht zu hoffen, nicht zu kämpfen! Aber glaubet mir, die letzte Zeit, sie war zu schwer! Wie ein wunder Hirsch ward ich gehetzt von diesen Schweißhunden, — mit mir auch Ihr! Noch erwarte ich ja Hilfe aus dem Süden; sie wollen zu mir eilen, der Pfalzgraf Ruprecht und Herr Günther, der tapfere Graf von Schwarzburg! Aber sie weilen doch gar zu lange! Und wie ein Flüchtiger, wie ein des Landes Ausgewiesener habe ich mich durchgeschlagen durch die düsteren Wälder dieses Landes! Ich, des Landes Fürst und Herr!"

„Es kommen bessere Zeiten", sprach der Ritter, welcher dem Markgrafen zur Rechten ritt, sein von ihm hochbegünstigter Freund Albrecht von Wolfstein, „denn die Lüge darf nicht siegen! Noch können wir uns halten! Unterdessen können sie hier bei uns sein, der Pfalzgraf und Herr Günther!" —

Der Ritter Henning von Wedell hatte unmerklich sein Haupt geschüttelt, so mutig er auch vorher seinem Fürsten zugesprochen hatte. Albrecht von Wolfstein aber fuhr mit erhobener Stimme fort: „Sie werden kommen; — meine Ahnung sagt es mir gewiß! Die Wege in der Lausitz aber sind jetzt grundlos. Da kann auch wohl ein rascher Reiter, wie der Herr Rupertus, nicht so fort, wie er wohl möchte. Gott gebe nur, daß die Herzöge von Sachsen ihm nicht etwa den Weg verlegt haben!“ —

Es war kein gutes Wort, welches der Ritter von Wolfstein geredet hatte. Das Antlitz des Markgrafen Ludwig hatte sich wieder verfinstert. Er blickte in die dunkelnde Waldestiefe hin, in welcher der Nebel bereits zu brauen und zu weben anfing. „Was Du befürchtest“, sprach er jetzt zu seinem Freunde, „ist auch mir schon schwer aufs Herz gefallen. Ich weiß nicht: seitdem ich wieder nach der Mark gekommen bin, ist mir jedwede Freudigkeit des Sinnes wie verloren. So wenig es dem Manne ziemen mag: ich fühle mich nicht frei von diesen peinigenden Fesseln schwerer Sorge! Wie dunkle Wolkenschleier schwebt es mir zu Häupten; wie Hauch des Todes weht's mich an aus diesen düster rauschenden Wäldern, aus Moor und Luch und Bruch dahier im Oderlande. O, könnt' ich sie doch wieder grüßen, die sonnenumleuchteten Spitzen der heimischen Berge! Könnte ich wieder aufatmen wie in meiner Jugend, wenn ich zu den Felsenstirnen meines Ortles und der Zugspitz aufstieg!“

„Ihr werdet Euch freier und leichter fühlen, gnädiger Herr“, sprach Henning von Wedell, „sobald wir erst gekämpft haben! Nichts darf uns jetzt lieber sein, als eine erste blutige Entscheidung! Lasset nur erst die Banner Eurer Getreuen sich gesammelt haben! Wann die Trompete klingt, und die Rosse dem Kampf entgegen wiehern, dann wird des Mannes Auge klar, und fest und sicher seine Hand! Mit Freuden eile ich der ersten Schlacht entgegen!“ Und Ritter Henning lockerte dabei sein Schwert. —

Dichter war der Wald geworden, dämmernder und dunkler seine Tiefe. Dem Fürsten mochte der Ritt zu lange währen; er fragte Henning von Wedell, welcher aus dieser Gegend neumärkischen Landes stammte, mehrfach, ob sie auf richtigem Wege sich befänden. Der treue Mann beruhigte den erregten Fürsten: „In wenigen Augenblicken“, so versicherte er ihm, „lichtet sich die Heide! Sehet dort, mein Fürst, das wohlerhaltene steinerne Kreuz! Wie düster und gespenstig tritt es

uns entgegen! Es ist ein Andenken an einen Junker von der Osten, welchen die Polen und Tataren im Jahre 1325 hier erschlagen haben, weil auch er ein märkischer Ghibelline, ein Feind der Welfen und der Priester war! Nur wenige Schritte hinter diesem Kreuze endet dann der Wald. An seinem Rande aber erblicken wir Schloß Falkenburg." —

Und so geschah's. Nachdem die Reiter das freie Feld erreicht hatten, stieg ihr Weg an, und hinter einigen ländlichen Wohnungen zeigte sich ein festes Schloß mit hohem Turme, von dem Nachthimmel nur undeutlich sich abhebend. Aus den obersten Gemächern des Turmes aber leuchtete ein heller Schein den Ankömmlingen entgegen, und an der Zugbrücke empfing der Vogt der landesherrlichen Veste, der seinem Fürstenhause in unwandelbarer Treue zugethane Ritter Bethke von der Osten, den tiefunglücklichen Markgrafen.

„In unverbrüchlicher, altbrandenburgischer Treue grüß' ich Euch auch heut', Herr Ludwig von der Mark!" So sprach der ritterliche, bereits ergraute Schloßherr, als er den Steigbügel seines Herrn ergriff. „Gott geb' Euch Rast und Ruhe, Kraft und Frieden unter diesem Dache!"

„Ja, Rast und Ruhe, Bethke, deren bedarf ich Heimatloser wohl!" erwiderte der Markgraf, seinem Wirte die Hand drückend. „Möge sie uns allen werden — auch diesem Lande, diesem Volke!"

Bald loderte in der Halle des Schlosses Falkenburg ein helles Feuer auf, welches aus dem mächtigen Kamine hervor seinen Glanz auf die lockigen Bärenfelle am Boden warf und die düster und sorgenvoll blickenden, um den Eichentisch herumsitzenden Männer seltsam beleuchtete. Der Fürst hatte sich auf einen Lehnstuhl geworfen; das Haupt des bis zum Tode Ermüdeten war auf die Brust herabgesunken; er hatte nun ja ein Obdach und er — schlief.

Da beugte der bayrische Ritter Albrecht von Wolfstein sich über ihn und blickte wehmütig auf den Fürsten herab. „Eines Kaisers Sohn und solch ein Elend!" sprach er dann leise zu seinen Genossen. „Es ist zu viel für einen Mann, — diese Menge der Feinde, diese Fülle von Enttäuschungen! Nur ein Wunder kann Dich retten, armer Herr!" —

„Und das Wunder wird geschehen!" setzte Bethke von der Osten leise, aber fest hinzu. „Mögen die Mannen drüben ihn verlassen; — wir, die Vasallen im Lande über der Oder und hoffentlich auch die

Städte, wir wollen ihn tragen und ihn stützen! Denn er ist unser Herr, — das ist dem rechten Brandenburger allezeit genug! Wie gering auch unsere Macht jetzt scheint: ich weiß, das treue Schwert der Märker wird obsiegen! Mit Lug und Trug, mit Gift und Dolch, mit allen Höllenwaffen streitet die Weisheit dieses Lützelburgers gegen uns! Ich aber hab' von meinen Voreltern neben dem Schwerte noch eins geerbt: das ist der Glaube an eine sittliche Weltordnung und an den Sieg des Rechts! Die Rache muß einst kommen über die, welche den falschen Mann, den zweiten Woldemar, uns gegenüber gestellt haben; — Gott sei's geklagt, daß das geschehen konnt' im Lande Brandenburg!"

„Wollt' Gott, ich könnte Deinen Glauben teilen!" sprach Henning Wedell leise. „Hab's aber nur zu oft erfahren, daß nicht immer gute Sterne der gerechten Sache leuchten. Ich habe leider auch die Überzeugung, daß Graf Günther und der Pfalzgraf Ruprecht sich jetzt nicht mehr nach der Neumark wenden können. Die Lützelburger und die Sachsen müssen schon vor Frankfurt stehen; leicht kann's geschehen, daß uns diese letzte Zuflucht abgeschnitten ist. Horcht aber! — Tönte dort nicht auf der Brücke eines Rosses Huf?"

Und so war's! —

Henning von Wedell eilte zur Thüre; ein Reisiger in ritterlicher Rüstung trat ihm bereits entgegen. Der klirrende Schritt desselben erweckte den schlummernden Fürsten. Ludwig seufzte und erhob sich. „Hartwig von Gundolfingen!" rief er, dem Reisigen die Rechte entgegenstreckend.

Der Kriegsmann beugte sich, seines Fürsten Hand zu fassen und sie zu küssen. Dann aber sprach er in einem Tone, welcher Ludwigs Freunden keine Hoffnungen mehr ließ: „Gnädigster Herr, es muß ja doch gesagt sein! Hofft nun nichts mehr! Unsere Völker sind geschlagen! Der Pfalzgraf Ruprecht ist gefangen!"

Der Markgraf sank in den Sessel zurück; er legte die Hand vor seine Augen. So saß er eine Weile. Dann sprach er tonlos: „O Hartwig; hättest Du doch Deinen Dolch in meine Brust gestoßen!"

Der Überbringer dieser Unglückskunde wankte selbst auf seinen Füßen. Er hatte sein Helmband gelöst, und die Sturmhaube, an welcher der geknickte, noch blutende Flügel eines Falken befestigt war, auf den Tisch geworfen. „Gebt mir einen Trunk frisch Wasser!" rief er. „Ich

bin seit gestern nicht vom Roß gestiegen, um Euch nur zu finden! Keine Rast, keine Erquickung hab' ich mir gegönnt! Herr Ludwig muß bei Zeiten aus dem Lande! Ja, — hin nach Dänemark!"

Bethke von der Osten hatte dem Unglücksboten eine Kanne hingereicht; der Ritter von Gundolfingen that einen tiefen Zug. Dann blickte er auf Ludwig, seinen Herrn. Mit dem Fürsten aber war eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen. Fest und hocherhobenen Hauptes, die Augen blitzend von einem eigentümlichen Feuer, so stand er jetzt vor Hartwig. „Wo geschah meinen Vettern solch ein Unglück?" fragte er ernst und gefaßt.

„Wir waren bis in die Nähe der Stadt Luckau gelangt, gnädigster Herr!" erwiderte der Ritter. „Ein tiefer, sandiger Hohlweg lag vor uns, — zur Rechten und zur Linken ein abgebrannter Wald; von ferne blickten wüste Kirchtürme traurig uns entgegen! Der Feind war hier durchgezogen und hatte nach echt böhm'scher Art gehaust! Ja, diese Böhmen und die Sachsen! Der Sachsenherzog Rudolf aber, so sagte man uns, sei auf Fürstenwalde weiter vorgegangen; wir glaubten ihn wohl einen Tagesmarsch entfernt, und todmatt, wie wir alle waren, bezogen wir ein Lager in den Dörfern vor der Stadt und auf der braunen Heide. Wir konnten nicht mehr weiter; wir schlummerten allzumal im Sternenschein. Es war des heil'gen Märtyrers und Ritters Moritz Abend. Da sprengte der junge Schenk von Winterstetten wie ein Blitz in unser Lager; er hatte die Wacht zu halten gegen die von Luckau, die uns feindlich schienen und die Thore vor uns zugeschlossen hatten.

‚Die Feinde kommen!' rief der Schenk. Wir griffen zu den Waffen und sprangen zu den Rossen; da aber stürmten sie auch schon heran, die Sachsen und die Meißner! Die Zweige all' der dürren Bäume rings in der halbverbrannten Schonung, sie knisterten und knackten! Wir waren kaum des Widerstandes fähig! Wer hätte auch von uns den Feind so nahe sich gedacht! Und, zürnet nicht, Herr: wir hätten auch nicht weiter kommen können! Der Pfalzgraf kämpfte wie ein Löwe; schon hatte er sich Raum geschafft, so daß es schien, er werde durchbrechen können: da zersplitterte ihm sein Schwert, das er mit heldenhafter Kraft geschwungen hatte! Zwei Knechte warfen sich auf ihn, entwanden ihm die Lanze und stürzten dann den Wehrlosen von seinem Rosse; — das war das letzte, was wir vom Grafen Ruprecht bei dem

Lichte der Feuer noch gewahren konnten. Wir durften keinen Augenblick länger mehr verweilen; wir mußten durch; und es gelang uns endlich auch. Auf der Straße nach Frankfurt zu sammelten wir uns nach dieser entsetzlichen Nacht. Barmherziger Gott! Wie waren wir zusammengeschmolzen! Niemand aber verfolgte uns mehr; wir durften die Rosse langsam neben einander hergehen lassen! Gesprochen hat kaum einer unter uns ein Wort; des Leides war zu viel! Es ritt ein Zedlitz mit uns. Mit 14 Männern seines Hauses war er auf die Kriegsfahrt ausgezogen; jetzt war er ganz allein! Kein Edler seiner Sippe außer ihm war der Gefangenschaft oder dem Heldentod entronnen. Endlich rief der junge Graf von Schwarzburg mich zu sich heran. Herr Günther war bleich wie der Tod. ‚Der Markgraf muß es wissen, Hartwig, — so schnell wie möglich!‘ So sprach er ernst zu mir. ‚Reite zu ihm: noch weilt er an der pommerschen Grenze in der Neumark!‘ Ich bin geritten, was ich reiten konnte. Als ich nun dem Oderstrome mich näherte, erfuhr ich, daß der Kaiser und der falsche Mann, der Woldemar, von Westen auf die Oderveste losrücken, um die treue Stadt Frankfurt zu belagern. Bei Neu-Zelle, dort, wo die Oder langsam nur in ihrem schmalen Bette hinrollt, ließ ich nachts mein Roß über den Fluß schwimmen und bin zu Euch geflogen, Herr, ein Bringer schlimmer Kunde, welchen Eure Gnade die böse Botschaft nicht entgelten lassen wolle.“ In tiefem Schmerze hielt der Ritter nunmehr inne. —

Ludwig aber saß noch immer in düsterm Schweigen da; — das Haupt in die Hand gestützt, blickte er finster vor sich hin. Dann aber erhob er sich und sprach: „Was hülfe es mir, wenn ich meinen Kriegsobersten zürnen wollte, daß sie so schlecht über die letzten Mittel hausgehalten haben, welche ich besaß, um den Sieg zu erkämpfen? Nunmehr sehe ich in diesem Unfalle nichts als einen neuen Fingerzeig des Schicksals, daß es mir nicht vergönnt sein soll, mein Banner einst mit Ruhm in diesem Lande wehen zu sehen. In den Marken ist die Sache Wittelsbachs verloren! Auf denn, Ihr Herren, nach Bayern zurück! Hätte ich ein Heer, — noch wollte ich um meinen Kurhut kämpfen! Da aber auch dies letzte Vorrecht mir versagt ist: auf denn, meine Getreuen, — auf, nach Bayern!“

Da trat Henning von Wedell vor den Markgrafen hin.

„Das wolle Gott nicht“, so sprach er, „daß märkische Männer Euch verließen in der schwersten Stunde Eures Lebens! Wir Brandenburger

bitten Euch und flehen Euch an: ‚Sieget oder sterbet mit uns als unser Haupt und unser Fürst!‘“

Ludwig schien die Worte nicht zu hören. Dumpfes Schweigen herrschte im Gemache.

„Wo sind die Trümmer jener Scharen, welche der Schwarzburger Graf geführt hat?“ fragte endlich Albrecht Wolfstein.

„Sie folgen mir auf dem Fuße nach!“ erwiderte Hartwig von Gundolfingen. „Graf Günther meinte, wir müßten alle Kräfte sammeln, um noch einen letzten Schlag gegen unsere Feinde zu versuchen!“

„Ich hab' nicht Waffen mehr, nicht Geld, nicht Freunde mehr!“ entgegnete der Markgraf.

„Wir sammeln uns das alles wohl in wenigen Tagen!“ sprach Henning von Wedell. „Darf ich meinen Rat Euch geben, gnäd'ger Herr?“

Ludwig winkte ihm, und Herr Henning fuhr also fort: „Es ist uns das die erste Notwendigkeit, daß Bethke von der Osten einen Boten in das Land Lebus hinsendet, wo uns noch Freunde leben. Der Mann soll reiten, als ob alle Teufel ihm auf den Fersen säßen! Noch kann er über die Oder! Dann sucht er Herrn Friedrich von Lochen auf, Euren Feldhauptmann. Irre ich nicht, so wird der Ritter sich wohl auf dem Schlosse Falkenhagen festgesetzt haben. Er muß mit allen Kräften uns entgegenziehen, daß wir im Lande Sternberg uns mit ihm vereinigen können. Dann vorwärts, — auf nach Frankfurt! Die Stadt, Herr Markgraf, ist allein im stand', sich gegen Kaiser Karls Heer zu verteidigen! Wie ich den Rat und die Geschlechter kenne, die jetzt dort die Herrschaft führen, öffnen sie uns unbedenklich die Thore ihrer reichen, mächtigen Stadt. Wann reichte der Gebannte nicht freudig dem Geächteten die Hand? Hier aber, in dem freien Felde, mögen wir uns nimmer halten. Greifen sie uns an, wir müssen von einander stäuben wie ein Volk von Drosseln vor der Bracke.*) Wohl aber können wir in Frankfurts Mauern mit Erfolg den Feinden widerstehen! Ihr selber, Herr, verleihet ihnen Briefe in den stolzen Lauten der latein'schen Sprache. ‚Den festen, weisen Bürgern der vielgetreuen Stadt!‘ Klingt das nicht gut? Ich sage Euch, diese getreuen Bürger bringen Euch ihr Ehrensilber selber zum Geschenke dar und setzen Blut und Leben für jenen

*) Jagdhund.

Herrn mit Freuden ein, der seine Zuflucht zu ihnen genommen hat! Das ist nun einmal so die märk'sche Art! Und außerdem: es lebt ein kühner, hoher Geist in dieser jungen Stadt am Oderstrome; ihre Bewohner haben den Fürsten dieses Landes stets rechte Treu' bewiesen. Aushungern kann der Feind dies Frankfurt nicht, und so wir wachen, wird er diese Mauern von 40 Schuhen Höhe wohl nicht zu ersteigen vermögen. Das ist mein Rat, den ich als alter Diener Euch zu sagen habe, Herr! — Entschließet Euch, mein Fürst!"

„Ich bin todmüde, Henning!" sprach der Markgraf jetzt fast tonlos, nicht vom Kamine aufblickend.

Da glitt ein eigentümlich Zucken über die Züge des Ritters hin. War es Unwillen? War es ein tiefes Mitleid? — Dann aber zog er seinen Schwertgurt fest zusammen und sagte mit gepreßter Stimme:

„So hab' ich eine Bitte noch für mich; sie lautet: Beurlaubt mich, mein Fürst!"

Ludwig sprang auf: „Urlaub, Dir, — wie, — nein; ihn nie und nimmer!"

„Ich will versuchen, Herr", erwiderte der Ritter Henning, „was Euch nun einmal nicht beliebt! Wir Wedell, Mörner, Uchtenhagen, wir, die Wreich und Jagow, die wir das Rad auf unser Schilden führen, wir haben Eure Sache schon lange zu der unsrigen gemacht! Wir wollen kämpfen bis zum letzten Atemzuge für den toten Kaiser und gegen das Gespenst des Magdeburger Erzbischofs, der für die Lützelburger diesen Woldemar, den Falschen, aufgestellt hat! Wofür ich einst als Mann mein Leben lang in kaiserlichem Sinn und Dienst gekämpft habe, dafür will ich auch sterben! Auch wenn mein Fürst dessen vergessen sollte, was er dem Lande und seiner Ehre schuldig ist! Und Bethke von der Osten, denk' ich, — reitet mit!"

Da faßte Markgraf Ludwig des Ritters Hand. „Henning," rief er aus, „mein tapferer Mann; verdamme Du den Kämpfer nicht, der endlich müde wird, nachdem er zwanzig Jahre lang umsonst und ohne Rast bei Tage und bei Nacht gestritten hat! Was soll mein Sinnen und mein Wagen noch? Ich ziehe in das sichere Verderben ja auch all die tapfern Herzen, die mir treu geblieben sind!"

„Dann besser, Herr", fiel Albrecht von Wolfstein ein, „daß wir mit Euch sterben, als daß wir schimpflich verlassen, was uns Herr Ludwig, Euer Vater, bis aufs Blut zu verteidigen geboten hat! Der

ward nicht eher müde, als bis ihn Gottes Ruf auf jener Ebene vor Kloster Fürstenfeld abforderte. Richtet Euch an seinem Beispiel auf, mein Herr! Auch ich rate, was Henning Euch bereits gesagt hat; sein Plan ist der einzige, den ich noch billigen kann. Auf denn nach Frankfurt! Edle deutsche Bürger, die von Worms, von Straßburg und von Köln, sind Eurem Vater, da er um die Krone Deutschlands rang, getreue Freunde einst gewesen bis ins Grab! Und sollte diese Treue nicht auch für Euch, Herr Markgraf, wirksam sein?"

„Ja, sicher, — ja!" stimmte nun auch Bethke von der Osten dem Freunde bei. „Ihr wisset es, Herr, daß diese Bürger mir sonst nicht eben lieb sind. Wir draußen auf dem Lande sind nun einmal doch von andrer Art, als all' die Männer in den Städten! Aber die Männer von Frankfurt sind treue, starke Ghibellinenherzen! Das haben sie den Lebuser Bischöfen oft genug bewiesen! Ich hoffe, ihre Liebe zu dem Vaterlande wird zu lichten Flammen aufschlagen, sobald Ihr Euch nur zeigt in dieser vielgetreuen Stadt. Es wird ein Anblick sein, daran sich einmal wieder jedes Märkers Herz erfreuen darf, wenn ein Fürst Brandenburgs mit treuem Herzen seine Feinde abwehrt von einer guten, starken Stadt! Hier nur ist Rettung noch für Euch; — sonst seh' ich keine mehr!"

Da zuckte etwas wie die Flamme der Begeisterung auch in Ludwigs Auge auf. „So rufe denn auch ich", sprach er, „die Losung aus: ‚Auf, hin nach Frankfurt!' Wir reiten morgen früh, sobald der erste Morgenschein der Kiefern Wipfel rötet! Doch höret, wie der Sturm um dieses Schlosses Mauern heult! Ein kalter Schauer überläuft mich! Bethke von Osten, hast Du eine Kanne Wein?"

Der Schloßvogt zuckte mit den Achseln: „Kann Euch nicht dienen, Herr; wir haben knappe Zeit auch hier gehabt! Es ist wohl lange her, daß ich drüben zu Neu-Landsberg in dem Ratskeller zum letzten Male der Rebe Saft gekostet habe! Doch so Ihr, gnädiger Herr, mit einer Kanne heißen Würzbiers Euch begnügen wollet: sie steht Euch gern zu Diensten; Eure Mannen und Knechte sind bereits versorgt! Noch reicht der Vorrat aus, und morgen brauchen wir nichts mehr, wenn wir nach Frankfurt reiten!"

Bald standen die dampfenden, hohen Becher mit dem duftigen Tranke vor den Herren, denen sich jetzt auch die anderen Edelleute noch beigesellt hatten, welche wir mit Herrn Ludwig über die neumärkische

Heide reiten sahen, die Stranze, Lossow, Marwitze. Nachdem die Kannen geleert waren, streckten sich die Männer vor dem Herdfeuer nieder, der gebannte Fürst inmitten seiner Getreuen. Lange noch blickte das Auge Ludwigs auf die rote Glut in dem Kamine, aus welchem die Flamme, vom Sturme angefacht, oft leuchtend emporfuhr und ihre Funken bis weit in das Gemach hineinjagte. Bethke von der Osten nur war wach geblieben wie sein Herr; er saß am Feuer, schürte dasselbe an und schob wohl dann und wann ein knorrig Wurzelende aus dem Walde draußen nach. Endlich schlossen sich auch die müden Augenlider Ludwigs; seine eisenfesten Glieder streckten sich lässiger auf das Bärenfell hin. Bethke schürte das Feuer leiser an, daß es den schlummernden Fürsten nicht erwecken möchte. —

Wie köstlich waren doch die Bilder, welche der Traum dem gebannten Wittelsbacher vorführte! Ihm war's, als würde er auf Engelsfittigen weich und sanft zum fernen Vaterlande hingetragen! Majestätisch flutete die Donau zwischen burgentragenden Bergen dahin! Und weiter, immer weiter! Dem Schläfer auf der märkischen Heide entrollten sich die Wunder der herrlichen Gebirgswelt in der Grafschaft von Tirol. Da stürzte der Sohn der Gletscher und Gebirge, der leuchtende Inn, schäumend über die braune Brust der Felsen dahin! Und jener schimmernde Schneewipfel mit den scharfen Graten, die noch kein Mensch betreten, wie zog er diesen Fürsten mit magischer Gewalt zu sich hinauf: der herrliche Großglockner! Da oben, so hatte der blondlockige Knabe einst geglaubt, hausten in wunderschönen Gärten die Töchter der Berge, die Feien, die seligen Jungfrauen! Wie sehnend sie jetzt dem Manne winkten, — wie sie die rosigen, blühenden, leuchtenden Arme nach ihm ausstreckten! Und endlich dort das Jagdschloß im grünen Alpensee, umrauscht von murmelnden Wellen! — An den Felsen angekettet lag der schwanke Nachen da, der ihn so oft über die smaragdene Flut zu dem Horste des Adlers und zu der stillen Hütte der Alm getragen hatte! O Heimat, wie bist du so schön! — Was aber war das? Welch plötzliche Veränderung! Der azurne Himmel war grau geworden; — die leuchtenden Berge mit den rosigen Spitzen, der meergrüne See, — alles war grau, nur grau! Gleich einem gespenstigen Reiter auf abgemagertem Rosse, — den Mantel nachflatternd im Winde, — fuhr die düstere Wolke über das Schloß dahin; Blitze entwanden sich zuckend ihrem verderbenschwangeren Schoße! Welch ein Weib trat ihm ent=

gegen dort im Kampfe der Elemente! Ihr schwarzes Auge loderte Flammen wie der Blitz; ihre hohe Gestalt war von einem schimmernden Panzer umgeben. Mit dem Rufe: „Margret', mein Weib!" fuhr der Markgraf auf. Der Ritter Bethke von der Osten saß noch immer am Feuer; er schob mit dem Schürhaken die Kohlen zurecht und sprach leise mit Albrecht von Wolfstein, der vor ihm stand. Durch die Fenster der Halle dämmerte bereits des Morgens erster Schein in das Gemach herein, — graubleich indessen, keine Freude, keinen schönen Tag verheißend.

„Ihr riefet, Herr, die Gräfin von Tirol, Frau Margarete von Schloß Maultasch!" Der Wolfsteiner sprach's und setzte leise hinzu: „Wollt' Gott, sie wäre hier; — wir hätten dann ein kühnes und ein festes Herz zum Kampfe mehr!"

Der Fürst war langsam an ein Fenster getreten. Er schaute hinaus in den grauenden Morgen. „Mir wird wohler werden", so sprach er für sich, „und die Sorgen, die mich drücken, werden abgeschüttelt sein, wie ein beängstigender Traum, wenn ich erst draußen bin! Auf denn, Ihr Herren, lasset die Rosse satteln! Du, Bethke, — reitest mit! Ich habe zu wenig der Getreuen, um auch nur Einen von ihnen missen zu können!"

„Und das Schloß?" fragte der Vogt von Falkenburg.

„Überlaß es den Raben, den Mäusen, den Winden und der zerstörenden Macht der Zeit!" erwiderte Ludwig ingrimmig. „Wir ziehen aus, wie Männer, welche entweder alles gewinnen oder nimmer zurückkehren wollen. Nicht braucht uns mehr zu kümmern, was dahinten bleibt!"

Ein leuchtender Strahl der Morgensonne drang plötzlich durch die fast erblindeten Fensterscheiben der düstern Halle von Falkenburg. Über der Waldlichtung, welche vor dem Schlosse lag, stieg am fernen Wiesenrande langsam die Sonne empor. Henning von Wedell war hinausgetreten und blickte ernst vor sich hin auf die vom Morgenscheine verklärte märkische Heide. „Heiliger Gott!" sprach er leise für sich, „es kann Dein Wille nicht sein, daß die Lüge triumphiere und die Wahrheit untergehe! Hilf uns in dieser Not! Es ist ein Ritt zum Tode! Wohl nennt die Welt uns Ketzer und Ausgestoßene; aber auf Dich trauen wir! Hilf uns, — hilf unserm Herrn!"

Die Rosse wurden vorgeführt. Mit der Hand die blitzenden Strahlen der Sonne von den Augen sich abwehrend, stand Ludwig von

Bayern unter dem Schloßthore von Falkenburg. „Es wird ein schöner Tag!" sprach Bethke von der Osten. Dann lud er den Markgrafen zu einer letzten Stärkung auf Schloß Falkenburg ein. Er reichte ihm einen Becher Biers: „Es ist ein weiter Ritt bis Frankfurt!" —

Sechstes Kapitel.

In Frankfurts Mauern.

Wer auf der Ostseite des Oderstromes der ehrwürdigen, zum Teil noch heut' in ihrem mittelalterlichen Festgewande prangenden Stadt Frankfurt an der Oder zuwandert, den grüßen, falls er von Norden kommt, wie Markgraf Ludwig im Jahre 1348, zuerst die unvermittelt und steil sich über den breiten Spiegel des leise dahinrauschenden Flusses erhebenden Berge bei der alten Herzogs- und Bischofsstadt der Slawen, der Veste Lebus. Fast senkrecht steigen diese Höhen auf, den Fuß bespült von den anscheinend so stillen und doch in mancher wilden, blütenschweren Frühlingsnacht so furchtbar grollenden Wogen. Jene Höhen bilden auch heut' noch ein landschaftlich überaus anziehendes Bild; über ihre Stirnen hängen Birken und Haselbüsche herab, an manch einer hervortretenden Stelle unterbrochen von einsamen, oft verkrüppelten, aber im Kampfe mit Sturm, Regen und Hagel wohlerprobten Föhren. Weiter nach Süden senken diese Berge sich sanfter zum Flußthale der Oder hinab. Grüner und grüner wird der Grund; üppiger und üppiger der Wuchs von Baum und Strauch an Wassers Rande. Hier und dort klapperte schon vor Jahrhunderten und klappert und rauscht auch noch heut' eine Wassermühle im Thale, umgeben von der vollen Poesie dieser schilfumkränzten Weiher, dieser klaren Bäche, auf deren Grunde dein Auge jedes Steinchen wahrnehmen kann, umgeben von diesen üppig grünenden Wiesen, in deren Teppich die Lychnis und die Orchis, der gelbe Hahnenfuß und die blaue Iris sich einflicht. Dann siehst Du höheres Ackerland, und endlich, — nun zeigen sie sich, die stattlichen Türme von Frankfurt! —

So ist der Charakter der Landschaft auch noch heutzutage beschaffen; sie hat sich nicht verändert. Um wie viel anders aber und um wie viel trutziger blickte im Jahre 1348 die Oderstadt Frankfurt

ins Land als das heutige Frankfurt! Fürwahr! Eine stolze Schöne mit ihrem Mauerpanzer, dem Gürtel ihrer Warttürme, dem Kettenschmucke ihrer Zinnen! Aber auch das Innere der alten Hansestadt stellte sich großartiger dar als heute: das Frankfurt von 1348 war in der That reicher als die Oderstadt von heute. — Noch war auch er nicht in Schutt und Trümmer niedergesunken, der riesige Turm an der Marktkirche zu St. Nikolai! Überall auf den prächtigen, hochgewölbten gotischen Kirchen Türmchen und Dachreiter; — überall an den Häusern reichgeschmückte Giebel und auf den Märkten Statuen der Heiligen, — der barmherzigen Mutter Gottes und jenes heiligen Nikolaus, der ein Patron ist der Kaufleute! Es waren rittermäßige Männer, welche damals die angeseheneren waren unter den Bürgern Frankfurts; das Geschlecht der Niemegk nannte z. B. die berühmten ritterlichen Schenken von Lützendorf seine Vettern. Und weil kriegerische Geschlechter zu Rate saßen in dem alten Frankfurt, darum war auch diese 40 Fuß hohe Ringmauer der Stolz der Bürger. Mit ihren 60 hochgebauten, teils rund, teils viereckig gestalteten Türmen umzog sie die Stadt gleich einem von cyclopischen Händen zusammengeschweißten Diademe. Allein von ferne konntest du lange nicht die ganze Festigkeit der mittelalterlichen Stadt Frankfurt an der Oder überschauen; sie erschloß sich dir erst dann, wann du bereits in ihre Nähe gelangt warst. Kamst du dann zu den ersten Scheunen, so erblicktest du diese Perle der Marken in ihrem vollen kriegerischen Schmucke. Hier, am Wege nach Lebus, wehrte eine sehr starke Befestigung — zwei spitzbedachte, mit einer Mauer verbundene und von tiefen Gräben umzogene Türme, verschlossen und wohlverwahrt, — den Zugang zu der Brücke, welche über den Wallgraben zu der Stadt hinüberführte.

Sie waren Reste der ersten, alten Festungswerke von Frankfurt, diese plumpen Türme. Golden wiegte sich jetzt der Nachmittagssonnenschein des freundlichen Herbsttages auf den moosigen, wie mit grünem Sammet überkleideten Dächern der beiden „Wachthalter“ an der Straße nach Lebus. Sie waren von ungleicher Höhe; die mittelalterlichen Meister liebten es, so zu bauen; oder die nachfolgenden Generationen hatten nicht mehr Lust, das Werk so fortzusetzen, wie die Väter dasselbe begonnen hatten. An dem einen dieser Türme, einem besonders starken, trutzigen Gesellen, war nach östlicher Richtung zu eine mit Öffnungen versehene „Laube“ von Holz hinausgebaut, — ein „Lug ins Land“, — freilich nur groß genug, um den ausschauenden Türmer, den hoch-

gewichtigen Wächter städtischer Sicherheit, in sich zu fassen. Der Mann durfte sonst in seiner Stadt nicht von dem Platze weichen; — so schrieb es das Gesetz und das Recht des Mittelalters vor. Heute aber, am 23. September im Jahre des Heils 1348, stand trotzdem kein Wächter dort oben in dem luftigen Altane, um Ausschau zu halten in das weite, von leuchtendem Herbstesscheine übergossene, von schneeigen Marienfäden eingesponnene Land; — nein, ein Patricier der Stadt Frankfurt hatte dort oben die Wacht, — ein Mann aus den alten Geschlechtern, — das zeigte das schwarze, mit kostbarem Zobelpelze besetzte Gewand, welches der Ausschauende trug. In der gleichen, ernsten und schönen, des Mannes würdigen Festtracht waren unten am Fuße der Türme, vor der zu dem Thordurchgang hinführenden Zugbrücke Standesgenossen des Wächters versammelt, — sie allzumal, wie es schien, voll gespannter Erwartung einem hochgeehrten Gaste entgegensehend. Die Thüren der in den Türmen befindlichen Wachtstuben waren geöffnet; du hattest den Blick frei in die hochgewölbten Gemächer zu ebener Erde! In ihnen befanden sich mehrere Rotten völlig gerüsteter Männer. Wie es die rot- und weißen Wappenröcke bewiesen, waren diese Männer gedungene Kriegsknechte der Oberstadt.

Aus dem Thore der Stadt heraus kam jetzt ein junger, bärtiger Herr mit ernsten Zügen. Auch er gehörte der Kleidung nach zu den Altbürgern von Frankfurt. Durch das zahlreich hinzugekommene Volk hindurch schritt er zu seinen Kumpanen und begrüßte sie herzlich. Die Achtung, mit welcher dieser Gruß erwidert wurde, bewies, wie hochangesehen der Neuhinzugetretene im Kreise der Patricier Frankfurts sein mußte. Jetzt fragte er einen der Gerüsteten, welche inmitten der Bürger standen:

„Ihr waret auf Kundschaft aus, Henning von Lichtenberg? Wie stehen die Dinge drüben auf der Hochfläche des Landes Lebus?“

„Ich muß leider sagen: Für unsere Sache nicht gut!“ erwiderte der Gefragte. „Noch erhebt sich kein Schwert für Herrn Ludwig den Bayern, den Gott segnen wolle! Die Niederlage des Pfalzgrafen und Herrn Günthers von Schwarzburg scheint leider der Sache der Bayern eine tödliche Wunde geschlagen zu haben! Ich fürchte sehr, der Markgraf Brandenburgs hat nicht einmal ein Heer mehr, welches dem Banner des roten Adlers folgt! Seine Getreuen sind zersprengt, und seine so ruhmvoll verteidigte Fahne, — sie sinkt!“

„Auch ich fürchte dasselbe, was Henning von Lichtenberg sagt!“ fiel ein dritter Bürger ein, Herr Winand, der Pole. „Boto Wale, glaubst Du, daß der Markgraf in unsern Mauern Aufnahme suchen würde, wenn er, der Ritterliche, noch eine Feldschlacht wagen dürfte?“

„Ich habe hier nichts mehr zu glauben!“ erwiderte der zuletzt hinzugekommene Patricier fest. „Ich weiß, daß mein Markgraf naht als ein Unglücklicher, — und mein Herz schlägt ihm entgegen. Wenn Gott es will: Gern Gut und Blut für ihn und seine Sache!“

„So ist es recht!“ sprach ein anderer Bürger, Herr Klaus von Niemegk, ein würdiger Greis. „Und Euch, Henning Lichtenberg“, so fuhr er fort, „entgegne ich: Die Fahne kann nicht sinken, bei welcher das gute Recht die Wache hält und für welche wir allzumal eintreten wollen mit Gut und Blut!“

„Das hoffe auch ich!“ antwortete Henning von Lichtenberg, der Gerüstete. „Und wenn Herr Ludwig von Bayern käme, allein und ohne jede Begleitung, ohne einen Helfer, ohne ein Rüststück: ich meine, wir Bürger von Frankfurt müßten ihn hegen und pflegen! Denn sein Geschick ist eng mit dem unsern verbunden! Wir haben einen Feind! Auf unsrer Fahne steht: „Gott strafe Papst und Klerus!“

„Um der heiligen Jungfrau willen — läst're nicht, Henning!“ fiel Boto Wale dem Redenden ins Wort. „Es muß sich doch besser leben in einem Lande, in welchem Friede und Eintracht regiert und in welchem das Volk, so Hoch wie Niedrig, mit Ehrfurcht und mit Andacht dem Worte der Männer lauscht, welche Gott berufen hat, den Weg zu unserm Heile uns zu zeigen! Wir leben nun schon über zwanzig Jahre in der Kirche Bann! Ich kann es nur mit Schmerz aussprechen. Sehet: die jungen Geschlechter, welche in unsrer Stadt aufgewachsen sind, seitdem der Bischof uns gebannt hat, kennen den Klang der Kirchenglocken nicht, den Klang, welcher Frieden bringen soll auch zu des ärmsten Menschen Herz; sie wissen nichts von der Sabbathsstille eines Feiertages, in welcher die Seele des Himmels Botschaft froh vernehmen soll! Nie sind diesen Seelen von geweihten Lippen die Verkündigungen erklungen: ‚Der Herr, der Erlöser aller Welt, ward geboren!‘ — ‚Der Herr, der Friedebringer ist erstanden!‘ Ihr wißt, wie ich zu Ludwig hielt in schwerster Zeit; aber mein Herz sagt mir auch: ‚Wehe diesem teuren Lande, wenn es nicht bald anders wird, — wenn der Friede nicht bald uns geschenkt wird!‘“

„Rede nicht, Boto, von der Geistlichkeit; — rede nicht von Orgelton und Glockenklang!“ erwiderte schnell hinzutretend ein anderer Krieger, ein jugendlicher Mann mit feurigem Blicke und scharf geschnittenen, leidenschaftlichen Zügen. „Ihr wißt es alle, meine Vorfahren, die alten Belkows, sind verarmt, weil sie zu freigebig waren in ihren Schenkungen gegen die Kirche! Was ist der Dank dafür, welchen wir Enkel empfangen? Seit zwei Jahren steht nun schon zu St. Marien in der Belkow-Kapelle der Sarg meines ehrwürdigen Vaters über der Erde! Die Priesterschaft gönnt ihm die Grabesruhe nicht, dem getreuen Manne, weil er gestorben ist in Acht und Bann! Das haben wir Märker nicht verdient um die Kirche, — bei Gottes Blute nicht!“

„Wir werden Frieden uns erkämpfen!“ sprach Boto Wale fest und ernst. „Und ich denke, wenn das Wort der Kirche uns gebannt hat, wenn auch selbst unser Gebet verflucht ist: es hört uns doch der Eine, der ein Richter auch ist der Bischöfe und Päpste! Nur treu das Herz gegen Gott und treu der Arm dem Fürsten!“

„Es soll ein Heldenkampf werden“, fiel Henning von Lichtenberg ein, „in welchem wir stehen für Ehre, Treue und Gewissen! Ich denke, noch nach Jahrhunderten werden sie's uns Frankfurtern nachrühmen, daß wir vom rechten Landesherrn nimmer gewichen sind, trotz Papstes Bann und Reiches Acht!“ —

Da meldete der Ratsherr oben aus dem „Lug ins Land“, daß er ferne Staubwolken sich erheben sehe. Die Bürger traten ehrerbietig zur Seite der Landstraße zusammen, und die Wache des Lebuser Thores scharte sich gerüstet um das Banner der Stadt, den roten Hahn mit güldenen „Waffen“, d. h. mit Sporen und Schnabel, auf dem weißen Felde. Jetzt kamen die Erwarteten, für welche der Schloßhauptmann von Falkenburg seinen Boten nach Frankfurt und Lebus vorausgesendet hatte, näher: es war nur jener kleine Haufe von Reitern, welchen Ludwig, wie wir wissen, nach dem neumärkischen Schlosse geführt hatte. Da trat denn doch auch Henning von Lichtenberg zu Boto Wale heran: „Heiliger Gott“, so sprach er, „ist das die ganze Macht des Markgrafen?“ — „Nimmer erschreckt mich unsrer Freunde winzig kleine Anzahl!“ entgegnete der ernste Patricier. „Wo ein Mann ist, da sammeln sich auch Freunde guter und gerechter Sache!“ —

Die Reiter hielten nunmehr vor dem Thore. Wenn ein Fürst einreitet, so begrüßt ihn wohl der Glocken feierlicher Klang. Nicht also

hier! Es war kein festlicher Zug. Die Rüstungen der Reiter waren verstaubt und erblindet ihre Helme; — unkenntlich fast die Wappenzeichen auf den kleinen, dreieckigen Schilden, welche die Herren auf dem linken Arme trugen. Auch dem vordersten der Reiter, welcher jetzt die Schutzplatte seines Helmes hochschlug, waren die rot-weißen Federn seines Helmbusches geknickt und gebrochen. Bleichen Antlitzes, aber doch ein Fürst durch und durch, blickte er von seinem Rosse auf die Bürger herab, welche ihre Häupter ehrerbietig vor seiner Würde und der Größe seines Unglücks entblößt hatten.

„Ich komme zu Euch, Ihr Männer von Frankfurt, als ein besiegter Mann", sprach Markgraf Ludwig jetzt mit düsterer Stimme, „als ein Gebannter und Geächteter! So saget denn: Wollet Ihr mir Eure Thore öffnen? Wollet Ihr mir Rast und Ruhe gönnen — hier, wo ich so oft geweilt in glücklicheren Tagen? Wollet Ihr mutig und getreu mit mir kämpfen für unsres Landes Ehre?"

Da trat der greise Bürger Klaus von Niemegk vor. Seine Tracht war schwarz, altväterisch und fast mönchisch. Er war das Haupt eines hochangesehenen Geschlechtes: die Niemegks, ritterliche Männer aus Flandern, hatten in alten Tagen den frohgemuten Markgrafen Otto und Johannes die Stadt Frankfurt gründen helfen.

„Mein hochgeborener Fürst und Herr", begann der greise Mann, welchem der schneeweiße Bart fast bis zum Gürtel hinabreichte, „das gleiche düstere Geschick ist wohl ein festes Band der Treue! Ihr seid gebannt; — auch wir stehen unter dem Fluche der Römischen seit jenem Jahr' der Ungnad' 1325! Aber selbst, wenn wir Frieden hätten mit der Kirche: wir, die Männer von Frankfurt, wir würden Euch drum nicht verlassen! Zur Treue ward der deutsche Mann geboren: darum heißet er ein „Degen" seinem König, seinem Herzog, seinem Edelinge gegenüber! Wann aber wird der Treue wahres Wesen recht erprobt? In Not und Fährde, mein Herr Markgraf! Ihr aber kommt aus Not und Elend; Ihr bedürfet treuer Hülfe wie nur je ein glückverlassener Mann! Märkische Treue aber, — sie lebt noch; und nimmer, — das erflehen wir Geächteten und Gebannten aus tiefstem Herzensgrunde, — soll sie erlöschen!"

Der Markgraf war sehr bleich geworden; die Stimme versagte ihm anfangs, als er zu sprechen versuchte. Dann aber klang es, tief und volltönend, von seinen Lippen:

„Nichts ist dem Herzen eines Mannes beſſ'rer Troſt, als daß er Freunde findet, wenn ſein Haupt vom Sonnenſchein des Glückes nicht beſtrahlt wird! Wie Balſam träufeln Eure Worte mir ins Herz! In meiner tiefen Noth fühl' ich's: Es iſt doch ſchön, ein Fürſt zu ſein! Das aber iſt mein fürſtlich Wort: So lange es eine Mark zu Brandenburg noch giebt, — ſo lange die Föhre wurzelt in dieſem mit teurem Heldenſchweiße der ſlawiſchen Roheit abgerungenen Boden, — ſo lange ſoll auch das Gedächtnis währen von der Treue Frankfurts!" —

Es war ein ſtaubbedeckter, ungeſchmückter, ja faſt ein elender Mann, der dieſe Worte ſprach. Sein Antlitz war leichenblaß. Aber die volle Hoheit echten Fürſtentums lag jetzt auf dieſen von Kummer tief durchfurchten Zügen; — das Unglück hatte auch an ihm ſeine läuternde Macht bewieſen. Unwillkürlich beugte der Bürger Klaus von Niemegk vor ihm ſeine Knie. „Mein Fürſt und Herr", ſprach der Ratsherr, „ſo Ihr ein gutes Brandenburger Herz aufs höchſte nun erfreuen wollet: laßt mich nun Euren Wirt ſein und laßt mich wachen über Eurem Haupte!"

Da trat aus den Reihen der Bürger ein anderer Mann herzu. „Ich habe ein älter' Recht, denn Klaus von Niemegk", ſprach er, „und wenn Ihr guter Zeiten noch gedenket, Herr, ſo kehret wieder ein unter dem Dache jenes Goldſchmieds Bruno*), bei dem Ihr ſonnige Tage einſt verlebt habt."

„Ja, ſonnige Tage!" ſeufzte Ludwig und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Es war einſt Lenz und Frühling, jetzt ward's Herbſt! Ich war ein Jüngling damals; Hoffnungen von Glück und Ruhm erfüllten meine Bruſt! Es gab ein Herz, dem ich ſie anvertraute!"

Da zuckte es über die Züge des Bürgers. „Meine unglückliche Schweſter", ſprach er leiſe, aber ſich aufrichtend und dem Markgrafen feſt ins Auge ſchauend, „hat ihre Schuld gebüßt! Sie ward ein „begeben" Weib, eine Reuerin im Beguinenſtifte allhier! Sie, deren Glück Ihr einſt zertratet, ſendet mich! Ich habe das Vergangene vergeſſen: Herr Markgraf, ziehet ein in Brunos Haus**), in welchem Ihr ſo glücklich einſt geweſen!"

Die Bürger ordneten ſich, ſo daß dem Markgrafen der Weg durchs

*) Hiſtoriſch.

**) Sämtliche Urkunden des Herbſtes 1348 ſind von Ludwig dort erlaſſen.

Thor geöffnet wurde. Die Glocken schwiegen. Jetzt aber klang es von der Franziskanerkirche in der Unterstadt her, — leise, fast wie klagend; die grauen Mönche wenigstens begrüßten des gebannten Landesherrn Einzug in ihre Stadt! Die weihevollen Töne aber glichen fast dem Läuten einer Sterbeglocke.

„Et fortis in adversis!“*) murmelte der Markgraf.

In der Altstadt oder Unterstadt Frankfurt befand sich in jenen furchtbaren schweren Tagen, deren Bild wir nach den Urkunden, — nach ihnen allein, — entrollen werden, ein weiter Platz, auf welchem zwei Gotteshäuser standen, umgeben von ihren Friedhöfen, welche von niederen Mauern eingezäunt waren. Noch erhoben sich auf diesen Gottesäckern keine grünen Hügel, — das war nicht Sitte des Mittelalters; — wohl aber lag hier und dort in dem Rasen ein Sandstein mit dem eingemeißelten Bildnisse des Verstorbenen. Zwischen den beiden Friedhöfen zogen die Einreitenden dahin. Unter dem gewölbten Thore des Kirchhofes zu St. Franziskus standen die Mönche des Klosters in ihren graubraunen Gewändern. Sie allein von den Geistlichen der Stadt empfingen den Fürsten in feierlicher Weise. Freilich klang kein Hymnus von ihren Lippen; freilich schwenkten die Akoluthen**) keine Weihrauchkessel; freilich ward kein Gnadenkreuz dieser andächtigen Schar vorgetragen. Die buntgestickten Kirchenfahnen wallten nicht im Abendstrahle; wohl aber trat der Bruder Guardian der grauen Mönche hervor und schlug das Kreuzeszeichen, dem gebannten Fürsten zum Willkommen.

„Gnädiger Herr!“ sprach der Mönch. „Möge Euer Eintritt in diese Stadt ein gesegneter sein! Wohl schweben die Wolken der Trübsal ob Eurem Haupte; — wir aber hoffen, daß der Strahl göttlichen Lichtes das Dunkel verscheuchen wird. Tu contra fortius ito!***) Wir sind arme Mönche, servi servorum domini†); nicht vermögen wir mit dem Arme, welcher nur das Breviarium zu halten versteht, das Schwert für Euch zu schwingen! Aber segnen wollen und können wir! Herr Markgraf: brünstig beten wir für Euch, daß es Euch gelingen möge, die Geister der Lüge zu verscheuchen! Ohnegleichen ist der Betrug,

*) Männlich im Unglück!

**) Niedere Priester.

***) Kämpfe gegen das Unglück an!

†) Knechte der Knechte Gottes!

welchen man gegen Euch ins Werk gesetzt hat. Wir aber wollen zeugen dagegen, — wir Schüler des heiligen Franziskus! Nicht steht mir jene glänzende Beredsamkeit zu Gebote, mit welcher einst mein teurer Ordensbruder Wilhelm Occam kaiserliches Recht und kaiserliche Würde gegen Rom verteidigt hat. In meiner Stellung wär's ein Hohn, zu rufen: ‚Tu me defendas gladio et ego te defendam calamo!'*) Aber stärken, erheben mit schwachem Worte wollen auch wir die Herzen, die bereit sind, für ihren Landesherrn in den Tod zu gehen! Gott schütze Brandenburg und sein geheiligt Recht!"

Der Markgraf, hoch zu Rosse, beugte sein gewappnetes Haupt dem Segen des Franziskaners; dann zog er die Zügel an und ritt auf den freien Platz vor St. Nikolaus hin, jener doppeltürmigen Kirche, welcher man's ansah, daß sie das älteste Gotteshaus der Stadt war: die Basilika der unter dem Patronate des weltüberwindenden Heldenbischofs stehenden Gemeinde. Vor dem altersgrauen, rundbogigen Portale dieser Kirche, über welches die untergehende Herbstessonne ein scharfes, feuriges Licht warf, standen die „Viergewerke" Frankfurts, Bäcker, Knochenhauer, Schuster und Gewandschneider, in voller Rüstung, wie sie damals jedweder Bürger aufweisen mußte, der in der wundersam schnell aufgeblühten Handelsstadt an der Oder sich seßhaft machte. Wie kräftig waren die Gestalten dieser Männer! Mit welchem Wohlgefallen ruhte der Blick des Marschalls Albrecht von Wolfstein auf ihnen! Ein junger Meister aus dem Gewerke der Knochenhauer schritt dem Fürsten entgegen und brachte ihm eine schwere Kanne Bier dar, — einen „Willkomm!", wie man's damals nannte.

„Es ist das Recht**) der Knochenhauer dieser Stadt", sprach der junge Bürger mit freudestrahlendem Blicke, „dem hochgeborenen Herrn Markgrafen zu Brandenburg, so oft er einreitet in diese Stadt, den ersten Trunk in den Sattel zu bringen! Heut' aber, gnädigster Herr, hab' ich die Freude, Euch mehr zu bringen als dieses schäumende Bier! Hunderte von treuen Herzen bring' ich Euch in Freuden dar! Draußen im Lande zu Brandenburg sagen sie wohl, der große Woldemar sei auferstanden. Wir aber wissen, daß die Toten ruhen und nimmer wiederkehren. Ihr, Herr, seid unser Fürst, und deshalb bleiben wir Euch

---

*) Verteidige mich mit dem Schwerte; ich führe Deine Sache mit der Feder!

**) Urkundlich.

treu! Den Pfaffen, welche Euch gebannt haben und die des Kaisers Majestät treten möchten in den Staub, sind wir Märker feind von alters her! Gott schütze Brandenburg! Wohl ziehen die Feinde heran gegen uns von allen Seiten; — wir aber blicken ihnen ohne Furcht ins Auge. Wir sind Männer, — wir können sterben, wenn es Gott gefällt. — So Gott aber Gnade giebt, wollen wir leben und sieghaft sein. Ihr, Herr, seid unser Fürst! Darum bitten wir Euch, bleibet mit all' den Rittern, die Euch die Treue gehalten haben, in dieser Stadt! Wir sind friedliche Bürger! Lehret Ihr uns des Krieges schwere Kunst! Helfet uns streiten! Wir verlassen Euch nicht, Herr Markgraf, wenn auch Alles von Euch weicht! Treu bis zum letzten Atemzuge! Das ist kein Ruhm; — das ist nur Pflicht! Ein Hundsfott, der nicht gern für Euch das Herzblut läßt! Auf Treue also bis in den Tod nehmt diese Hand! Herr Ludwig von Brandenburg, — nicht giebt es Edelsteine in der Mark; — aber ich meine, mehr als ein Demant ist wohl wert ein märkisch Herz, das fest und unerschrocken in den Kampf geht für das Vaterland, für Gott und für sein Recht!"

Da sprang Ludwig vom Rosse; — es waren ihm Thränen in den Bart gelaufen. Er reichte den Genossen des Schlächtergewerkes, welche ihm zunächst standen, die Hand. „Treue um Treue, — Liebe um Liebe!" sprach er dann. „Ich habe nicht Gold, nicht Edelsteine, sie zu festigen an Euer ruhmvoll Banner! Eins aber kann ich thun, und das soll ein Zeichen sein für alle Zeit, wie der Marken Fürst und Herr mit seinem Volke verbunden ist: Ich bitte Euch, Ihr Brüder der Knochenhauergilde von Frankfurt, haltet mich als einen Euresgleichen; — ich, Euer Fürst und Herr, will Euer Gewerksgenosse sein, ich will nicht mehr gelten als der geringste Knecht, welcher unter den Fahnen Eures Zunftbanners ficht! Bescheidene und fürsichtige Meister, — ich bitte Euch, nehmet mich auf in Euren Verband; machet mich zu einem der Eurigen; ich will mit Euch kämpfen und sterben, wenn Gottes Gnade mir nicht Sieg verleiht." *) —

Wer den Markgrafen Ludwig gekannt hat, versichert, daß dies die größte, hoheitsvollste Stunde seines Lebens gewesen ist. Ein junger Meister aus den Gewerken ergriff unbedenklich die Rechte des Fürsten. „Auch Markgraf Otto, der Glorreiche, den man den Minnesänger

*) Urkunde vom 29. September 1348.

nennt", so sprach derselbe, „der edle Ritter mit dem Pfeile, war ein Mitglied der Gewandschneidergilde einer märkischen Stadt.*) So sei Euch denn die Aufnahme unter uns gewährt, mein Herr Markgraf! Und wie ich Euch jetzt durch Euren-Handschlag in Eid und Pflicht nehme, also schwöre auch ich für die Zunftgenossen der vier Gewerke zu Frankfurt an der Oder: Wir wollen Euch hold und gewärtig sein in jeder Unbill und Gefahr! Noch nimmer hat die Lüge über die Wahrheit triumphiert! Lasset uns alle als getreue Märker sterben auf dem Felde der Ehren: Es werden andere Geschlechter aufleben, um Eure Sache zu verteidigen! Noch aber stehen wir da, fest und getreu, die Hand an Schwertes Griff, und freudig rufen wir: ‚Sieg und langes Leben dem hochgebornen Fürsten Ludwig von Brandenburg!' Und was mehr gilt als Menschenwort und Menschenhoffnung: Wir rufen unsere Kri**) mit Gottvertrauen!" —

Der brausende Ruf der getreuen Bürger war verklungen. „Gott segne diese Stadt!" Das war alles, was der gebannte Markgraf erwidern konnte; dann wandte er sich, begleitet von Albrecht von Wolfstein und Henning von Wedell, dem Goldschmiede Bruno zu. Der Bürger schritt den Reitern voran und führte dieselben über den Markt zu jenem hochgegiebelten Hause, über welchem der Schild mit dem goldenen Pokale prangte. Ein Reisiger nahm das Roß des Markgrafen in Empfang. „Tretet ein, mein Fürst und Herr, — Ihr waret einst an diesem Orte wohlbekannt!" So sprach der Goldschmied, und die gastliche Pforte seines Hauses eröffnete sich den bayrischen Herren.

Siebentes Kapitel.

Im Bann der Schuld.

Das war bei Gott kein ruhiger Abend, welchen der Markgraf, ermüdet bis zum Tode, im Hause des Goldschmieds Bruno, seines „lieben Wirtes", wie derselbe in den auf uns gekommenen, vergilbten Pergamenten genannt wird, verlebte! Unschätzbar wäre ihm ein Augenblick des Selbstvergessens gewesen; — es dünkte ihm manch ein Mal, als

*) Urkunde aus dem Jahre 1306. (Stendal.)

**) Schlachtruf, Wahlspruch.

müsse er jetzt zusammenbrechen! Wie sehnte seine Seele sich nach Frieden! Der aber war ihm nicht beschert! —

Nachdem der Fürst mit seinen Rittern die Abendmahlzeit gehalten hatte, waren die Mitglieder des alten und neuen Rates der Stadt Frankfurt erschienen. Nikolaus von Niemegk, jener greise Altbürger, war der Sprecher derselben. Er that dem Markgrafen kund und zu wissen, daß die Stadt Frankfurt zwölf Rotten Söldner zu je 100 Mann in ihren Dienst genommen habe, und bat den Herrn, für die einzelnen Fähnlein Hauptleute und Rottmeister zu ernennen. Über diesem Geschäfte war der frühe Herbstesabend hereingebrochen. Da klang schon wieder die Trompete durch die dunkle Nacht. Die engen Gemächer im Hause des Goldschmiedes Bruno wurden hell erleuchtet durch die Fackeln von Reisigen, welche sich vor dem Gebäude aufstellten.

Albrecht von Wolfstein stürmte in das Zimmer des Fürsten. „Bei Sankt Castulus!“ so rief er. „Das nenn' ich Hilfe in der Not!“ Sein wettergebräuntes Antlitz glänzte hell vor Freuden.

„Was ist's?“, fragte der Markgraf, welcher mit seinem Wirte still beim Nachttrunke saß. „Freuet Euch, Herr“, erwiderte Albrecht von Wolfstein, „die Mannen aus dem Lande Lebus sind gewaffnet zu Frankfurt eingeritten, Euch zu helfen! Es sind doch brave, feste, treue Herzen, diese märkischen Junker! Wir bekommen Hunderte von wohlgestählten Armen, und es soll diesen lützelburgischen Schurken ein gut Stück schwerer Arbeit werden, uns wie die Wölfe aus dem Land zu jagen.“

Jetzt traten sie herein, die angesehensten der edlen Mannen aus dem Stiftslande, die fest und getreu zu ihrem „Erbherrn“ halten wollten, wie groß auch seiner Feinde Zahl, wie hoffnungslos auch seiner Sache Stand nur immer war. Dem edlen Henning von Wedell lachte das Herz im Leibe; es schimmerte sein Auge feucht, daß nun auch der brandenburgische Adel hinter den getreuen Bürgern nicht zurückgeblieben war. Er biß die Zähne in die bärtige Lippe, dann sprach er: „Seid von Herzen gottwillkommen, und tausend Dank, Ihr edlen Herren und geliebten Vettern, daß Ihr Wort gehalten habt!“

„Herr Henning“, sprach der Markgraf Ludwig, „ich bitte Euch vor allem, mir die Namen dieser festen und getreuen Männer zu nennen. So lange eine Krone glänzt über diesem teuren Brandenburger Lande, — eine Krone auf gesalbtem, gottgeweihtem Haupte, — sollen sie unvergessen sein! Wenn in späten Jahr-

hunderten ein Enkel ihren Namen trägt, — ihren Schild, ihr Helmzeichen in dem Siegel führt, so soll er mit dem höchsten Stolze sprechen: „Auch mein Ahn war zu Frankfurt! Auch er leistete das Höchste, das des Preises Würdigste: er war ein treuer Diener seines Fürsten in der schwersten, trübsten Zeit!"

Henning von Wedell stand stolzer da denn je. „Nicht weil sie die Würdigsten sind", so sprach er, „nenne ich sie zuerst, sondern weil mein altes Herz sich freut wie der Bräutigam über die Liebste, daß sie gekommen sind, hier die Uchtenhagen und die Wedell, die eines Stammes, eines Wappens mit mir sind. Tretet hervor, meine Vettern, tritt auch Du vor, mein herzlieber Ulrich Milchbart; brauchst Dich vor Deinem Fürsten nicht zu schämen; Du konntest zu keinem ehrenvolleren Ritte in den Bügel steigen! Dann, gnädiger Herr, sehet hier die Lossows und die Wulkows, die Storkows und die Strantz, die Hake und die Hohendorf; sie alle sitzen auf der Hochfläche über der Oder in dem Lebuser Lande und sind Burgmannen zu Falkenhagen und Lebus. Seht hier die Burgsdorfs! Sie haben die wohlgefülltesten Säckel hier zu Lande, aber ihr Herz ist mild und weich; das wissen die Armen! Wo die Burgsdorfs stehen, da ist Gottes Segen! Willkommen, Vetter Konrad, — wie steht's um Deine holde Maid Maria?! — Willkommen, Dietrich Hake, — willkommen Konrad Ilow, — willkommen, Edler Wende Eulenburg! Horsa,*) auch Ihr, ein Ghibellin und ein Gebannter! Und sehet, Herr, — auch in der Lausitz wankt die Treue nicht, wo doch der Pfaffenkaiser sonst das Feld hat! Dort stehen die edlen Schenken von Schenkendorf; — es giebt kein ritterlicher Blut im ganzen Deutschen Reiche; — dort die Herren von Turgau und der Edle Friedlin von Kottbus! Herr, du mein Gott, ich danke dir, daß du diesen Tag der Ehren märkischer Edelleute auch mich sehen ließest!"

Der Markgraf Ludwig hatte seinen Vasallen die Hand zum Gruße entgegengestreckt. „Nicht schäme ich mich", so sprach er dann mit wahrhaft fürstlicher Würde und in tiefem Ernste, „Euch edlen, ritterlichen Männern zu gestehen, daß mir der Stunden genug gekommen sind, in welchen es mir geraten schien, den Kampf aufzugeben und Verzicht zu leisten auf die Einbringung jener edlen Saaten, welche mein kaiserlicher Vater in den märkischen Boden ausgestreut hat. Aber die Liebe branden-

---

*) Hurra!

burgischer Männer soll mich erhalten auf meinem vielgefährdeten Posten; mit frohem Mute wag' ich nun den Kampf um den Kurhut der Marken! Nur bleibet, edle Männer, mir getreu! Es ist nicht schwer, dem Vaterlande zu dienen, wann der Sonnenschein des Glückes auf Feld und Aue liegt! Wahrer Adel der Gesinnung zeigt sich erst in schwerer, sorgenvoller Stunde!"

Nachdem der Fürst gesprochen hatte, nahm der edle Herr Friedlin von Kottbus, einer der mächtigsten Vasallen der Mark, das Wort. Männlich und fest, getragen von tiefer Begeisterung, klang seine Rede dem Markgrafen entgegen:

„Wir sind bereit zu jedem Opfer! Wir kamen um des Rechtes, um der Ehre willen! Nimmer ist der Mann, der drüben steht und Euch den Purpurmantel von den Schultern reißen will, der echte Woldemar! Mit adlergleichem Fluge hatte einst der Längstgeschiedene sein fürstlich Tagewerk begonnen! Und dieser Pilger, dieser Greis, — er sollt' es sein, der männlichste, der mutigste Vorkämpfer deutschen Fürstenrechts? Nicht auf die Züge seines Antlitzes blicken wir; — sie können täuschen! Was den Mann macht, ist der kühne, große Geist! Von dem hat sich noch nichts bei ihm gezeigt! Der Marken Fürst und Herr und eines Magdeburgers Knecht? Nie kann das sein! Doch nun vergönnt uns Abschied, edler Markgraf; — Ihr bedürft der Ruhe, hoher Herr!"

„Es war in tiefem Elende ein Augenblick des höchsten Glückes", so sprach Ludwig, „welchen märkische Edelleute mir geschenkt haben! Nur ein Wort der Erwiderung weiß ich zu sagen auf all' das Hohe, Schöne, was Ihr mir gelobt habt! Es ist ein Wunsch für ferne Zukunft, für Geschlechter nach uns, für schwere Zeiten, die auch diesem Lande nicht erspart bleiben werden in dem Kampfe der Parteien, in dem Wechsel der Dinge! Und dieses Wort, es lautet: Gott schenke diesem Brandenburger Lande glorreiche Tage! Mag die Treue jetzt auch geächtet sein: hier in den Marken soll sie dereinst wohnen! Treu der Fürst und treu das Volk! Mögen dann Stürme brausen über die Mark, mögen dann Blitze zucken über diesen dunkeln, hehr und gewaltig wie in Orgeltönen rauschenden Wäldern an der Elbe und der Oder: leuchtender stets wird jenes Gold erglänzen, das in den Brandenburger Herzen liegt!" —

Die Mannen zogen sich zurück; sie verließen des Markgrafen Gemach

und Haus. Auf dem geräumigen Marktplatze der neueren Stadt Frankfurt aber, auf welchem die Bürger sich ihr hohes, gotisches Rathaus errichtet hatten, loderte gar bald die helle Flamme von Wachtfeuern auf. Hier streckten sich die wegesmüden Männer auf die Streu. Aber auch in den Herbergen der Zünfte, sowie in dem Kaufhause der Stadt sammelten ritterliche Herren sich an. Aus den gewölbten Hallen des Leinwandhauses drang der Becherklang, drangen kriegerische Rufe noch lange in die dunkle Nacht hinaus, welche nach dem angestrengten, ruhelosen Tage sich über die Stadt gebreitet hatte. —

Nun aber war's still; still selbst in der Trinkstube der Weinküfer! Nur aus dem Hause des Goldschmieds Bruno strahlte durch die niederen Fenster noch immer der helle Kerzenschimmer auf die Straße hinaus. Ludwig von Bayern hatte die Ruhe noch nicht gefunden. Vor seiner Lagerstätte, deren er nicht bedurft zu haben schien, stand ein Tisch; — auf ihm befand sich eine Anzahl leerer, prächtig gearbeiteter Silbergefäße, aus welchen der Markgraf und seine Ritter den Nachttrunk genommen haben mochten. Henning von Wedell, sowie Albrecht von Wolfstein wachten bei dem Fürsten.

Ludwig holte tief Atem; aber er blickte freudiger und fester, — nicht mehr wie ein abgehetzter, bis zum Tode matter Mann. „Nicht hab' ich es von bürgerlichen Kämpfern mir vermutet", sprach er dann, „daß sie so opferfreudig sich mir zeigen würden in der Not!"

„Noch kennet Ihr die Tiefe der Brandenburger Treue nicht, mein Herr!" erwiderte Henning von Wedell. „Weiß Gott, ich liebe doch wahrhaftig nicht, was nach einem Warenspeicher, einem Kaufgewölbe riecht! In dem Einen aber stehen wir zusammen, wir von der Ritterschaft und diese Männer aus den Städten, daß wir die Treue achten als eines Mannes höchsten Schmuck und daß wir sterben können, sobald der Fürst uns ruft!"

„Nie werd' ich diesen Tag vergessen!" entgegnete der Markgraf. Er hatte sich erhoben, und die beiden Ritter verstanden den Wink der Entlassung welchen ihr Fürst ihnen damit gegeben hatte, wohl. Sie wünschten ihm eine Nacht voll friedlichen Schlummers, und die Thür schloß sich hinter ihnen. —

Wie aber hätte Markgraf Ludwig Ruhe finden sollen, — ein Mann, der um sein Land und seine Krone — nein: der um mehr: um seine Ehre und sein Dasein rang! „Die Schatten der Vergangenheit, sie

steigen wieder vor mir auf!“ So sprach er leise vor sich hin. „O wer sie bannen könnte!“ — Jetzt warf er sich auf sein Ruhebett; — jetzt erhob er sich wieder, das Hirn voll marternder Gedanken. Er setzte sich vor die Kerze, welche einsam noch auf dem Tische brannte; seine Arme sanken matt und müde in den Schoß, — Arme eines Kämpfers, welche das Schwert nicht mehr zu halten vermochten! „Mein Leben ist doch nichts als Kampf!“ murmelte er vor sich hin. „O Ruhe, — Ruhe!“

Er fand sie nicht! Nun trat er zu dem Fenster des bescheidenen Gemaches. Wie es unter nördlichem Himmel in der Septembernacht zu geschehen pflegt, war der Sturm erwacht. Wie brauste es draußen durch die Bäume in dem kleinen Garten hinter Brunos Hause! Wie pfiff es über den geräumigen Marktplatz hin! Wie rüttelte es an dem Schilde des Goldschmiedes, — wie an den hohen, eisernen Stangen, welche, nach Art eines Hansazeichens durch einander gesteckt, auf dem hohen und steilen Dache des Rathauses aufgepflanzt waren und den alten Ruhm der Stadt Frankfurt, ein Mitglied der Hansa zu sein, verkündigten! Und jetzt wieder Stille; — der Sturm der Herbstesnacht rastete für einen Augenblick. Klar und deutlich drangen die Schläge der Uhr auf dem Kirchturme von St. Nikolai zu dem Ohre des Markgrafen. — Aber was war das? War es nicht wie ein scheuer, leiser Schritt den Gang zu seinem Gemache heraufgekommen? Ludwig sprang auf. Da wurde bereits der Vorhang, welcher die Pforte des Gemaches verdeckte, zurückgeschlagen. Er blickte auf: ein Frauenbild in nonnenhafter Tracht stand vor ihm. Der seiner Rüstung nun entledigte Arm, — er zuckte; der Markgraf faßte unwillkürlich nach seinem Herzen.

„Mein Fürst und Herr“, so sprach das blasse, junge Weib, welches zu ihm gekommen war, „ich darf ja kommen, denn ich trage ein klösterlich Gewand! Der Welt Gedanken schweigen nun in mir! Verschwunden aus meinem Antlitz, verschwunden aus meiner Gestalt ist ja nun alles, was einst Deine Freude war: der Jugend Blüte und des Hoffens Glück! Nicht suche ich den Platz mir wieder zu erringen, welchen ich einst besaß, den Platz an Deiner stolz gehobenen Brust! Aber ich mußte kommen! O wie ich Dich heute sah, — so elend, so vereinsamt: da war's des Herzens mächt'ger Zug, der mich wiederum fesselte an Dich! Wärst Du gekommen stolz — in Glück und Glanz; ich hätte Dich gehaßt wie in so mancher, von Gottes Frieden nicht erfüllten Stunde! Doch so tief un-

glücklich, mein Fürst und Herr! Da mußte ich Dir nahen; da, — da mußt' ich kommen, Dir zu sagen, daß ich Dir verzeihe und daß doch eine Seele für Dich betet, — o Du weißt es nicht, wie heiß und innig!"

Wie von einer Ohnmacht befallen, wankte die Frau mit dem stillen, blassen Antlitze. Es war ein schlichtes, klösterliches Ordensgewand, welches sie trug. Einen Augenblick indessen nur währte diese Schwäche; dann wies das leidumfangene Weib wieder jenen Arm zurück, welcher sie zu stützen versucht hatte; sie wand sich von dem Markgrafen los.

„Ein Schatten bin ich nur von dem, was ich einst war!" So sprach sie jetzt mit leiser Stimme. „Noch aber schlägt das Herz für Dich, das eitle Herz, das einst in seiner Thorheit sich so gern Dir zu eigen gab! Du hattest mich vergessen! Doch ich will nicht klagen. Nur ich selbst und meine Schwäche waren schuld, daß ich so elend wurde! Jetzt aber hab' ich Frieden. In meiner Zufluchtsstätte, in der engen Zelle bei den Beguinen, fand ich ihn! Dort schloß sich mir die große Wahrheit auf, daß nichts so vielgetreu ist wie der Himmel! Die arme, schuldbeladene Seele, niedergetreten in den Staub, die nichts mehr hatte, als ihr schweres Leid, errang sich Trost; ja sie erhielt die Kraft, auch andere zu trösten! Du bist verlassen jetzt; verzage aber nicht! Als ich betete, kam's über mich wie eine Ahnung besserer Zukunft! Du wirst nicht fallen, wirst nicht sinken, Ludwig, Herr zu Brandenburg!"

Der Fürst blickte finster vor sich hin. „Es sind die Fehler meines Lebens, welche mich nicht ruhen lassen, — welche mir jetzt jeder Hoffnung Glück entreißen! Auch an Dir hab' ich mich schwer versündigt. Wie ein Gespenst verfolgt mich meine Schuld!"

„Von ihr Dich freizusprechen kam ich!" erwiderte die Beguine ihm mit hellerer und freudigerer Stimme.

„Ich konnte Deinem Bruder nicht ins Antlitz blicken!"

„O mein Markgraf, es läßt sich viel des Schlimmen sühnen, so lange noch des Lebens Licht uns leuchtet! Und er hat Dir verziehen! Wer glücklich ist, der kann nicht lange zürnen! Und er ist's! Er hat sein Haus sich fest erbaut. Gott hat ihn reich gesegnet. Er sieht ein treues Weib in seinem Hause walten; — er sieht einen edlen Sohn, einen kraftvollen Jüngling, schön und stolz erblühen. Ja, er hat vergessen; denn dieser Sohn, mein Markgraf, trägt die Waffen nun für Dich! Weile Du in Frieden hier in diesem Hause! Und noch eins,

mein Markgraf! Wenn dieser schwere Kampf endlich fest und ritterlich beendet ist, dann werde Du, was Du dem Lande noch nicht warst, — werd' ihm ein Freund, ein Retter und Beglücker! Ist Dein Herz den Marken erst geweiht, so will ich gern mich — trösten, daß ich's einst verlor."

„Katharina!" rief der Markgraf und schritt auf die Nonne zu, sie an sich zu ziehen. Doch die Beguine war bereits zur Thüre des Gemachs zurückgetreten. Dort schlug sie noch einmal das Zeichen des Kreuzes, ihm zum Segenswunsche; dann war sie verschwunden. In demselben Augenblicke ertönte ein wirrer Lärm unten auf der Gasse. Reiter sprengten heran; es erklang wie Kampfesruf, wie Schilderklirren, wie ein Siegesjubeln, aber auch wie ein banger, klagender Ton. Markgraf Ludwig trat zum Fenster. Bei dem Fackelscheine, welcher jetzt näher kam, sah's der Fürst, wie zwischen zwei Rossen, welche langsameren Schrittes den voransprengenden Reitern folgten, eine Bahre befestigt war, — wie es schien, aus Föhrenzweigen schnell gebildet. Der Markgraf eilte die Stiege hinunter. Da drang ein gellender Aufschrei zu seinem Ohre. Die Rosse hielten vor dem Hause des Goldschmieds Bruno. Schon stand der Hausherr an der Bahre, das Haupt des Toten in seinen Armen haltend. Ludwig von Bayern trat schnell hinzu. „Es ist mein Sohn!" sprach der Goldschmied Bruno ruhig und gefaßt. „Er ist für Euch gefallen, mein Herr Markgraf, und für jenen roten Adler, dessen Ehren, wie wir hoffen, niemals erlöschen sollen! Er ward erschlagen auf der Wacht, — erschlagen von den Reitern jener Lützelburger, welche dem großen Könige, Herrn Karol von Böhmen, vorauf-ziehen! Gott schenke ihm den Himmelsfrieden für den letzten rühmlichen und schweren Kampf! Es war mein einzig Kind!"

Da beugte sich Ludwig über den Toten, dessen Bahre die Träger jetzt zur Erde gesetzt hatten. Die Fackeln leuchteten so hell, daß er's erkennen konnte, welch' überraschende Ähnlichkeit zwischen diesem kaum achtzehnjährigen Jünglinge und der Beguine Katharina war. Mild und zärtlich strich der gebannte Fürst das blutbetaute Haar aus der Stirn des Erschlagenen. Da schrie jene Frau, welche der Goldschmied Bruno in seinen Armen gehalten hatte, von neuem auf.

„O tröste Dich, geliebtes Weib!" Er sprach es ernst und mannhaft, der Goldschmied Bruno. „Sieh nur hin auf Deinen Sohn, er trägt die Wunde vorn! Ein Opfer ward auch er für Brandenburg und dessen Ehre!"

„Gleich einem Ritter focht er!“ sprach ein alter Knecht des Hauses. „Da lockerte sich seines Helmes Kinnband, und wie ein Blitz traf ihn im nächsten Augenblicke dieser Tod und Verderben bringende Hieb. Der junge Henning Lichtenberg erschlug noch seinen Gegner; — nicht wissen wir, wer's war! Dann aber stürmt' es gleich dem Herbsteswind von allen Seiten rings heran: „Horsa für Woldemar!“ So klang's uns tausendfach entgegen! Der Ansturm war zu stark; — eh' wir es dachten, waren wir geworfen, waren wir im Walde! Da nahm ich den gefallenen Junker vor mich auf mein Roß. Er war so freundlich, stets so gütig gegen uns alle gewesen! — Im stillen Walde, als wir die Verfolger nicht mehr sahen, rüsteten wir dann die Trage für den jugendlichen Helden. Wir klagten nicht um ihn. Heil und ew'ger Frieden allen, die so enden!“

Markgraf Ludwig von Brandenburg hatte des Entschlafenen Hand gedrückt. Es war eine tiefe, feierliche Stille ringsumher entstanden. „Heil und Frieden allen, die so enden! Ja, es ist wahr! Hindurch zum Siege! In allen Welten wurde nimmer eine schönere Krone erfunden, als diejenige der Treue, welche benetzt ist mit dem Lebensblute! O, Preis diesem Blute, welches hier so freudig und so gern gegeben und vergossen ward fürs Recht!“ —

Der Markgraf hatte jenen rauhen, vom Wetter fast schon zerrissenen und zernagten Mantel, welchen er selbst umgeworfen hatte, über die Leiche gebreitet. „Ruhe sanft!“ so sprach er leise. Dann trugen die Knechte des Goldschmiedes Bruno jenen Jüngling, der fast noch ein Knabe war, in die Halle des Hauses. Katharina, die Beguine, und die still weinende Mutter des Gefallenen wuschen ihm das schwarze Blut von seiner schönen, bleichen Stirne ab. Bruno, der Goldschmied, stand dabei und schwieg. Aber er zog die Falten der Stirne zusammen; er knirschte mit den Zähnen in unterdrücktem Groll; er ergriff ein Schwert, welches an der Wand lehnte und prüfte die Geschmeidigkeit der Klinge. Ludwig verstand ihn wohl; — er erkannte eine Mahnung in solchem Thun!

„Noch will ich sühnen, was zu sühnen, — noch will ich rächen, was zu rächen ist!“ So sprach der Fürst. „Nimmer soll die Nachwelt sagen, daß ein Herr der Mark des Schwertes Schärfe nicht gezogen hätte für den Diener, der ihm fiel! Hinaus, dem Feind entgegen! Ich will siegen oder unterliegen! Zu lange schon war ich unthätig, — war ich der schweren Pflicht mir nicht bewußt! Hinaus zum

Streite! Willkommen soll mir sein das Wetter jedes Kampfes, — gleichviel, ob nun sein Brausen jenem Lenzessturme gleicht, der neues Leben bringt für Thal und Auen, — gleichviel, ob's jenem Herbstsausen ähnelt, welches das letzte Reis bricht von dem dürren Stamme und so des Winters, so des Todes Herold ist!"

Er blickte mutig und fest auf seine Getreuen. „Gott Lob! Er hat sich wiedergefunden!" sprach der Marschall Albrecht von Wolfstein. „Ein edel Herz verliert sich nicht!" — Schon ertönten Trompetenrufe an mehreren Plätzen in der eingeschlossenen Stadt. Durch die niederen Fenster, — so klein auch diese runden, in Blei gefaßten Scheiben waren, — konnte man's erkennen: es dämmerte im Osten.

„Wir ziehen aus, — sofort! Wir kämpfen, wo wir können, — wo immer nur des Schwertes Klinge uns begrüßt! Horsa für Brandenburg! Herr Marschall Friedrich von Lochen, — ich selbst werde mit Euch den Vortrab führen! Zu mir, wenn ich's erbitten darf, — Ihr Herren aus der Mark und Ihr, die Bürger dieser vielgetreuen Stadt! Du, Wolfstein, reitest mir zur Rechten mit den Edlen aus den Gauen meines Vaterlandes! Henning von Wedell, Euch bitte ich, den dritten Zug mit Eurer vielerprobten Kenntnis mir zu leiten! Wo wir den Löwen von Lützelburg, — wo wir die Banner Anhalts wehen sehen, greifen wir an! Stets war die Lüge feige; — hoffen wir deshalb auf schnellen Sieg! Sobald wir schwach, — sobald wir trägen Mutes scheinen, ist der Ehre Grab gegraben auch für uns! Es giebt ein altes Wort hier in der Mark, das lautet: ‚Drauf und dran!' Ja, drauf und dran, Ihr edlen Herren! Schon erglüht's im Osten wie des neuen Tages erster Schein! Drauf nun und dran für Brandenburg! Darf jemals wohl ein Ritter zagen, welcher des Kaisers Recht im deutschen Land vertritt? O nimmermehr! Mit uns ist Gott, der Schützer alles Rechts! Im Banne der Vergangenheit haben wir zu lange schon gelebt! Es sind tiefdunkle Schatten, die aus alten Tagen und aus fremden Landen über die deutsche Herrlichkeit heraufgezogen sind! Wir haben eine Zukunft, und deren Wahlspruch lautet: ‚Hoch das kaiserliche Recht entgegen jedem fremden! Hoch die deutsche Treue — hoch und eichenstark ob all' den jämmerlichen Pflanzen, die am Boden kriechen!' Von aller Welt sind wir gebannt, von kaiserlicher Acht sind wir verfolgt! Nun wohl: die Acht ward eine Ehre, der Bann ward uns ein Stolz, seitdem mein hoher Vater Ludwig sie getragen hat! Hinweg mit allem Kleinmut!

Wir müssen siegen! Weh' aber all' den Enkeln, die es je vergessen sollten, was die von Wittelsbach gelitten haben von diesen Männern jenseits deutscher Berge um das deutsche Vaterland, um deutsche Ehre und um deutsche Wahrheit!"

Achtes Kapitel.

Die Schlacht von Falkenhagen.

Es giebt der Stätten kriegerischer Ehren zahlreiche im Lande Brandenburg. Doch viele von ihnen sind von der Geschichte vergessen; und nur die Sage weiß von ihnen in leise murmelnden Tönen zu erzählen.

Auf eine solche, nur wenig bekannte Stätte im Lande Lebus führen wir den Leser heut! —

Auf der weiten, kahlen Hochfläche zogen Reiter dahin. Wenige nur, — aber wer sie im Sattel sitzen sah, der hatte seine Lust daran! Wer so zu Rosse sitzt, der ist kein aufgegebener und kein verlorener Mann! Jetzt ritten sie vereinigt; jetzt mußten sie sich trennen! Der stolze Bayer Friedrich von Lochen reichte dem edlen Märker Hasso von Wedell, dem Roten, welcher jüngst von Königsberg her angekommen war, um zu melden, was dort geschehen war, seine Hand: „Gott Lob, daß wir im Freien sind und daß die blanke Klinge nun gelockert ist!" „Vorsicht, mein edler Herr", erwiderte der Angeredete, „und Nachdruck dann im Kampfe! Ihr erlaubt mir wohl die gutgemeinte Mahnung!"

Es ging bergan. Bald hatten sich die Reiter in drei Haufen gesondert. Der bayrische Obermarschall, der „capitaneus generalis", Herr Friedrich von Lochen, ritt auf dem linken Flügel nach dem Dorfe Briesen zu, welches, wohl verwaltet und wohl angebaut, noch heut' von fern den Wanderer mit dem Schatten seiner Rüstern, seiner Birken, die ihm einst den Namen*) gegeben haben, freundlich grüßt. Hier oben aber in dem Lande Lebus ist die Gegend eben, und weite Flächen überschaut der Blick; in voller Sicherheit konnten also die Reiter ihre Rosse dahintraben lassen. Dort hinter jenen blauen, dunkeln Wäldern mußte man

*) Brezna = Birkendorf.

den Feind vermuten: es gab nicht einen Reiter in dem Heere Ludwigs, der nicht froh der Helme Blinken hinter jenem Waldesdunkel hätte hervorblitzen sehen! —

Durch die Lichtung der Bäume hindurch zeigte sich nun den Reitern der alte, graue Turm des Dorfes Falkenhagen. Jetzt erweiterte sich die Fläche. Ein Belfried, eine Burg, viel umfangreicher, als es sonst zu Land hier üblich ist, mit Zinnen, krausen Erkern und Altanen wohl verziert! Es war das alte Schloß der „Castellani et Castrenses de Falkenhagen“: der Schloßhauptleute und der Burgmannen einer Veste, welche eine der wichtigsten war im Lande Lebus. Polnische Herzoge hatten einst in grauer Vorzeit diesen Bau gegründet. Stark befestigt, stand die Burg auf einer Insel in dem schönen Falkenhagener See, dessen Ufer mit dem Schloßwerder durch einen schmalen Damm verbunden waren. Die Reiter Ludwigs hielten an den Waldesrändern und blickten auf die Burg hin. Von dem grauen Feldsteinturme des ehrwürdigen Polenschlosses wehten die von der Herbsteskälte bereits rötlich gefärbten Birken- und Haselbüsche gleich einer Helmzier von dem Haupt eines Kriegers herab. Jetzt findet der Wanderer, welcher das Lebuser Land durchstreift, nichts mehr von diesem alten Schlosse Falkenhagen; nur auf dem Schloßwerder treten Reste gewaltiger Mauern zu Tage. An grünender Bergeslehne aber, hoch über dem leuchtenden See, steht ein neues Schloß mit gotischem Zinnenturm, ein prächtiger Schmuck dieses freilich abgelegenen, aber für alle Zeiten denkwürdigen Flecks brandenburgischen Landes. Um den dicht überwachsenen Werder, welcher mit dem Blute der Edlen der Vorzeit überreich gedüngt ist und auf welchem damals noch die ältere Burg sich erhob, kreisen in stolzem Zuge jetzt die königlichen Schwäne.

Vorsicht war in höchstem Maße geboten. Der Markgraf ließ daher Reiter und Fußvolk im Walde halten, ehe er in das unterhalb des Schlosses Falkenhagen liegende Dorf, eins der bedeutenderen der Mark Brandenburg, einzog. „Wie mag's mit dieser guten Veste stehen?“ fragte er die Lebuser Herren. „Ob sie sich mir wohl treu erhalten hat?“ — „Mit vielem Heldenmute“, erwiderte Konrad Strantz, ein Burgmann von Lebus, „hat die Besatzung noch bis vor wenigen Tagen dem Angriffe Eurer Gegner widerstanden; ob diese wackeren Männer aber sich bis heut' gehalten haben, wag' ich nicht zu sagen.“ — „Still liegt das Dorf und tot vor uns“, fuhr Ludwig fort; „wir müssen

das Schlimmste befürchten! Wer schleicht sich ein und bringt uns Kunde über die Veste?“

„Da bin ich wohl der rechte Mann, Herr Markgraf!“ sprach Henning von Burgsdorf und schwang sich aus dem Sattel. „Hier kenn' ich jeden Weg und Steg!“ Dann nahm er den glänzenden Stahlhelm ab und verhüllte mit einem langen, grauen Mantel, welchen ihm ein Knecht gereicht hatte, den Kettenpanzer, welcher seine breite ritterliche Brust bedeckte. „Ich will hinein ins Dorf; — hinter dem Garten dort führt ein schmaler Pfad zum Schlosse hin; in wenigen Augenblicken sollt Ihr Nachricht von mir haben!“ so sprach er entschlossen.

Der Rittersmann eilte fort; Ludwig aber ritt mit düsterem Antlitze nach dem Waldesrande vor, um einen freien Blick auf die alte Veste zu erhalten. „Mein Herr, — um Gottes willen“, sprach Henning, „bleibt in sicherem Verstecke! Falls sie das Schloß genommen haben, müssen sie Ausschau halten; wer weiß, ob sie uns nicht gar schon gesehen haben!“

Regungslos verharrten die Reiter unter den alten Waldbäumen, welche als die letzten Ausläufer der Forst nach dem Dorfe zu im Thalesgrunde standen. Freilich klirrte wohl dann und wann ein Rüststück. Man hätte meinen sollen, das Pochen der erwartungsvollen Herzen zu vernehmen, welche stürmisch und kampfesmutig gegen die Harnische schlugen. Scharf wie ein Falk sah Ludwig auf den Weg hin, welchen der Junker von Burgsdorf eingeschlagen hatte. Unter den buschigen Brauen Hennings von Wedell aber strahlte es wie ein helles Feuer hervor; er zog den Helmriem fester an, lockerte sein Schwert und blickte stolz und freudig auf seine sechs Söhne und die Reiter aus den stammverwandten Geschlechtern Uchtenhagen, Jagow und Wreich hin, welche bei einander hielten, alles hochgewachsene, blühende Gestalten, — die Muskeln strotzend von jugendlicher Lebenskraft.

Nun kam der Junker Henning von Burgsdorf zurück. Man sah es seinem düstern Blicke an, daß er nichts Gutes zu berichten hatte. „Sie waren hier und sind es noch! Ich erklomm“, so sprach er, „eines Hofes Steinumfassung und schwang mich keck hinüber. Bei Gottes Blut, es sieht im Dorfe toll genug aus! Alles drunter und drüber, — die Häuser verlassen und völlig ausgeplündert! Ich sah mich um nach Menschen, fand deren aber nicht; — 'ne alte, lahme Katze nur schlich jammernd über den Hof! Ich drang in ein Gehöft des Dorfes ein

und suchte nach Blutspuren; die aber fand ich nicht! Das Dorf ist also verlassen und, wie's mir scheint, gar weidlich ausgepocht worden. Wir wissen also, wer das Schloß jetzt inne hat! Als ich über das Wasser hinlauschte, drangen verworrene Stimmen zu mir herüber. Es ist schade um die gute Veste; — die Lützelburger Schurken sind darin!"

Es blitzte düster aus dem Auge des Markgrafen. „Nicht lange sollen sie der Beute sich erfreuen!" sprach er dann. „Nun gilt es, rasch zu handeln! Auf der Stelle nach rechts und links! Der Marschall von Lochen und der dritte Haufe müssen her zu uns; ich lasse den Marschall bitten: Sogleich! Wir bestürmen das Schloß Falkenhagen! In wenigen Augenblicken kann der Waffentanz beginnen! Doch zurück jetzt in den Wald! Wir müssen ihnen noch verborgen bleiben! Freilich kann uns jeder Knecht, der einen Arm Holz hier aus der Forst holt, entdecken! Eile thut uns not; — sie grad' vor allem!"

Das war eine bange halbe Stunde, welche den Herren dort im Walde verstrich! Ihre Mannschaften teilten die ängstliche Erwartung. Endlich tönten die Trompeten aus der Ferne; sie waren da, die wackeren Freunde! Ein Hornruf aber antwortete jetzt auch vom Turme des Schlosses her. „Nun drauf und dran!" rief Ludwig. „Im Namen St. Georgs, St. Michaels und aller guten Ritter!" — Von allen Seiten brach es durch die Büsche. Aus dem Felde ging's in die Dorfstraße hinein, jener Brücke zu, welche nach Schloß Falkenhagen und seinem, zum Werder sich hinziehenden Damme hinüberführte! Als jedoch die ersten der bayrischen Reiter den Anfang dieser Aufschüttung erreicht hatten, bemerkten sie, daß die Lützelburger die Schloßbrücke bereits vernichtet hatten. Ludwig sah's, wie auf der dem Schlosse zu gelegenen Seite des Dammes die Knechte sich soeben mit ihren Beilen in eiligster Flucht zur Burg zurückzogen. Es trennte also nunmehr ein breiter Wasserarm die Angegriffenen von den Angreifern. Ludwig hielt mit seinen Reitern still. Es ging nicht an, die Rosse etwa in das Wasser einzutreiben, um sie nach dem anderen Ende des Dammes hinüberschwimmen zu lassen; der See hatte hier völlig das Ansehen eines Sumpfes. Rettungslos wären Roß und Mann verloren gewesen, welche sich in dieses schwarze, von allerlei Pflanzenmassen durchzogene Wasser hineingewagt hätten.

Der Marschall von Lochen wußte Rat. „Sand herbei und Reisig und Planken!" so rief er. Wir müssen den Graben ausfüllen! Ihr aber suchet Kähne an des Sees Ufern!"

Da schwirrte ein Pfeilhagel vom Schlosse her den Angreifern entgegen. Derselbe war vom hohen Turme Falkenhagens ihnen entgegengesendet worden. Freilich reichte nur eine kleine Anzahl von Geschossen bis hierher. Fast kraftlos fielen sie zu Boden, die spitzen, sechseckigen Eisen mit den gefiederten Holzschäften. Die Knechte aber arbeiteten unter des Marschalls Befehl, daß ihnen der Schweiß von der Stirn rann. Jetzt war das Werk vollendet; die ersten Planken waren gelegt, die Reiter konnten hinübersprengen; — an dem eisenbeschlagenen, verrammelten Burgthore von Falkenhagen erdröhnten die Schläge der Streitäxte. Jetzt floß das erste Blut von Ludwigs treuen Männern. Die Wurfgeschosse von der Burg her verwundeten den oder jenen der minder gut bewaffneten Reisigen oder Bürger von Frankfurt schwer. Plötzlich ertönte ein langgezogenes Hornsignal im Rücken der Angreifer.

„Um Gottes willen, was ist das?“ sprach Ludwig, welcher bei den vordersten der Kämpfer sich befand.

„Mag's der Henker wissen!“ rief Herr Friedrich von Lochen. „Wir haben keine Hilfe zu erwarten; — also sind es Lützelburger, welche uns im Dorfe fassen wollen! Hinaus daher aus dem Neste ins freie Feld! Sonst ergeht's uns wie dem Eisen unter eines Schmiedes Zange!“

„Das wolle Gott nicht, daß wir ohne Ehren abzögen von dieser Burg!“ — Es war der jüngste von den Söhnen Hennings von Wedell, der Junker Ulrich, welcher diese Worte ausrief. Die Rechte hoch erhoben und in ihr die schneidige, blitzende Streitaxt, so drang er gegen das Thor der Burg vor. Plötzlich aber wankte er; seine Linke griff nach der blutenden Stirn, dann sank er auf dem Pflaster des Dammes zusammen.

„Himmel und Hölle!“ Ludwig rief's mit Zähneknirschen. Die Thore von Burg Falkenhagen öffneten sich weit; eine Rotte Söldner drang mit wildem Kriegsrufe aus denselben hervor. Kaltblütig und gefaßt, die Lanzen festgeschlossen in den Fäusten, nahmen die Bayern den Angriff auf; nur Schritt für Schritt wichen sie zurück. Es war ein furchtbar ernster Kampf. So hüben wie drüben sank manch ein frisches, junges Heldenblut, manch ein erprobter, grauer Krieger mit der Todeswunde von dem Damme herab in den See von Falkenhagen, und die gelben und weißen Nymphäen, die breiten runden Blätter mit den armgleichen Wurzelranken in der düstern Tiefe, schlossen sich mit leisem Rauschen über dem feuchten Heldengrabe. Des Wassers Murmeln klang wie eine Totenklage.

Es half nichts; die Wittelsbacher mußten zurück, um sich das freie Feld zu erkämpfen. Von beiden Seiten bedrängt, wären sie sonst ohne Rettung verloren gewesen. Albrecht von Wolfstein befand sich bereits im Kampfe mit jener weit überlegenen Reiterschar, welche den Bayern in den Rücken gefallen war und bei welcher der kaiserliche Adler, das Banner des deutschen Reiches, dräuend flatterte. Das scharfe Auge des Marschalls Friedrich von Lochen hatte sofort die ganze Gefahr erkannt, in welcher die Mannschaft Ludwigs schwebte. In demselben Augenblicke ertönte daher das Kommandowort, welches er und der Markgraf erschallen ließen: „Links herum, — an der Front vorüber dem Feinde in die Flanke!“ So geschah's. Die Bayern kämpften nunmehr in einer Reihe gegen die Lützelburger.

Wuchtig drückten die aus dem Schlosse Falkenhagen nachrückenden Reisigen auf den bereits ermüdeten rechten Flügel der Truppen Ludwigs, — auf jene Krieger, welche Albrecht von Wolfstein geführt hatte. Der bayrische Ritter selbst focht wie ein Löwe und hielt den Lützelburgern, den Falkenhagenern aufs wackerste Stand. Wie furchtbar aber hier auch die Schlacht hin und herwogte: blutiger noch war das Treffen dort, wo Ludwig und mit ihm die märkischen Ritter standen. Der Markgraf hieb wie ein Rasender um sich. An der Spitze der gebannten Frankfurter war er, einem Löwen gleich, Tod und Verderben bringend in die dichteste Schar der Feinde vorgedrungen. Mit jedem Augenblicke wechselte das Bild der mörderischen Schlacht. Hier wichen die Bürger von Frankfurt auf einen Augenblick zurück; ihre Zahl war allzu gering; dort drängte die Lebuser Ritterschaft wieder nach: der Feinde Fahnen mußten nun sich wenden. Wer Herrn Hasso von Wedell in der Schlacht von Falkenhagen erblickt hätte, würde ihn dem „Schnitter Tod“ verglichen haben. So kühn stand er und kraftvoll vor den märkischen Herren. Längst war ihm sein Roß erstochen worden; sein edler Bruder Henning war gefallen. Mit einer Kraft, welche niemand mehr bei diesem Greise vermutet hätte, ließ er sein gewaltiges Schlachtschwert um sein Haupt sausen, und seine ritterlichen Söhne folgten dem weit ausschreitenden Manne nach auf der blutigen Mahd. Nicht gar fern von Hasso dem Roten stand der greise Altbürger Klaus von Niemegk aus der Oderstadt. Lange schon war ihm sein Helm von dem Haupte geschlagen; aus schwerer Wunde blutete er am Haupte. „Rot und weiß sind meine Wappenfarben!“ rief der blutüberströmte Mann. Dann holte

er zu einem gewaltigen Schwerteshiebe aus, welcher einen der lützelburgischen Ritter auf den gelben Sand dahinstreckte.

An Henning von Lichtenbergs Seite focht Boto Wale mit zwei schwarzbärtigen, böhmischen Herren, — hageldicht fielen die Schwerthiebe, ohne daß die Kämpfenden von ihrem Platze wichen; die Harnischmacher und die Waffenschmiede von Frankfurt hatten Meisterstücke geliefert in jenen Schwertern und Panzern, welche die Patricier führten. Dort an dem mit Blut übersprühten Hagebuttenstrauche, dessen falbe Blätter dunkelrot gefärbt waren, kniete ein Belkow auf der Brust eines Feindes, den er niedergeschlagen hatte. „Ich gebe keinen Pardon!“ rief der wilde Stadtjunker. „Bin ein Ketzer und freue mich, das zu sein!“ In demselben Augenblicke fuhr ein spitzer Dolch, die Miserikordie, dem Niedergeworfenen durch die Öffnung der Halsberge in die Brust.

Da stürmte es von neuem über das blache Feld daher. Grad' zu der Stelle, auf welcher Ludwig mit den märkischen Herren stand, sprengten die neu ankommenden Reisigen hin, die von einem Ritter in prächtiger Rüstung geführt wurden. Ein schimmerndes Banner wehte neben diesem Krieger, dessen weißbärtiges Antlitz frei unter dem geöffneten Helmsturze dem Gewühle der Schlacht entgegenblickte, — seine prächtige Fahne zeigte das Wappenbild Brandenburgs, den roten Adler, auf leuchtender, weißer Seide. „Ergebet Euch, Herr Ludwig von Bayern!“ So tönte eine vollklingende Stimme dem Markgrafen entgegen, welcher die Lanze, die zerbrochene, soeben mit dem Schwerte vertauscht hatte. Wie von einem Geiste des Schreckens geblendet, wichen auf einen Augenblick die Reihen der Bayern zurück; nur Ludwig verblieb, das Schwert mit der Rechten zu furchtbarem Schlage hochhebend, mit seinem Rosse auf demselben Platze. „Wer seid Ihr?“ fragte der Markgraf. „Woldemar von Brandenburg!“ rief ihm der greise, glänzende Ritter zu. — „So strafe Dich Gott, Du Gaukler und Betrüger, — verflucht, daß mein gutes Schwert Dich töten muß!“ Der Markgraf, glühend vor Zorn, hatte das Wort ausgerufen und sprengte vor. In demselben Augenblicke bohrte sich eine Partisane seinem edlen Tiere in die Brust. Seinen Reiter abwerfend, stürzte Ludwigs Roß zusammen. „Um aller Heiligen willen!“ rief Konrad Strantz, „vorwärts und vor, es gilt dem Herrn, — schafft ihm ein ander Roß!“ Er wird gefangen.“

Die Bayern drangen vor; — Ludwig war gerettet. Das strahlende Banner mit dem roten Adler wich mehr und mehr zurück. Jetzt sank

es sogar. Konrad Strantz hatte dem Träger desselben die Sturmhaube durchgeschlagen und ihn mit einem zweiten Hiebe getötet. Die Fahnenstange zerbrach beim Sturze ihres Ritters; der Lebusische Edelmann aber ergriff das obere Ende der Standarte und schwenkte sie hoch in der Luft. „Wohl, — jetzt weht sie auf gerechter Seite!“ rief Ludwig, der schnell ein ledig Roß gefunden hatte und wieder im Sattel saß. „Vorwärts, — es gilt heut' sterben oder Ehr' und Kurhut retten!“ —

Auch auf dem rechten Flügel war die Schlacht nicht stehen geblieben; Albert von Wolfstein hatte Luft bekommen und trieb die Lützelburger auf Falkenhagen zurück. Er hätte sie bis in das Dorf selbst verfolgt und einen zweiten Sturm auf das Schloß versucht, wenn nicht Ludwig zum Sammeln hätte blasen lassen. Der Feind war überall zurückgeschlagen; die Bayern behaupteten das Feld. Auf der blutigen Wahlstatt fanden sich Ludwig, Hasso von Wedell und die Marschälle von Lochen und von Wolfstein zusammen. Der Fürst reichte ihnen schweigend die Hand. — „Was nun weiter?“ fragte Ludwig, dessen von der Hitze des Kampfes vorhin fast blutrotes Antlitz jetzt geisterbleich geworden war.

„Wir können nicht vorwärts!“ sprach Hasso, der Rote. „Unsere Anzahl ist furchtbar zusammengeschmolzen!“

„An einen Sturm auf Falkenhagen ist nicht mehr zu denken!“ fügte der Ritter von Lochen hinzu.

„So laßt uns hier auf nackter, kahler Heide unser Banner aufpflanzen und die Wahlstatt behaupten, wie es guten Rittern zukommt!“ erwiderte Markgraf Ludwig. Ein Knappe steckte die Sturmfahne mit den bayrischen Farben auf.

„Nein, hier soll die Fahne des roten Adlers Brandenburgs flattern!“ rief Konrad Strantz. „Erlaubt mir', hoher Herr, daß ich dem Mann es darbringe, der in der Welt allein das Recht besitzt, dies edle Wappenzeichen auf Schild und Helm zu tragen.“

Der Kriegsmann reichte seinem Fürsten die noch vor wenigen Augenblicken so glänzende und jetzt von Blut betaute Fahne hin, welche auf der Seite des falschen Woldemar zur Schlacht voran getragen worden war.

„Bist Du ein Ritter, Konrad Strantz?“ fragte der Markgraf Ludwig.

„Noch bin ich's nicht, mein gnädiger Herr!“ erwiderte der Edelmann.

„So beuge denn Dein Knie!“ sprach Ludwig, das Schwert von dem Gürtel lösend und aus der Scheide ziehend. „Im Namen Gottes und der Jungfrau, St. Michaels und St. Georgens reiche ich Dir ritterliche Ehren, Konrad Strantz! Bleib', was Du stets gewesen, ein rechter Edelmann und ein Verfechter aller Ehre, aller Wahrheit! Besser Ritter denn ein Knecht!“

Die drei Schläge waren auf des Kriegers Schulter gefallen, aber noch steckte Ludwig das Schwert nicht ein. „Wo sind Eure Söhne, Herr Hasso von Wedell, die noch nicht den ritterlichen Gürtel tragen? — Ich seh' nur drei von ihnen bei Euch stehen, und die sind, wie ich weiß, mit allen Ehren schon bedacht.“

„Ihr sah't es, Herr“, erwiderte der Greis, — „der eine, seiner Mutter Stolz, der jüngste, — er fiel dort drüben vor Falkenhagen. — Ich will einen Boten senden zu den Empörern und seine Leiche lösen, daß ich ihn bestatte in seiner Väter Gruft! Sie kennen ihn mit leichter Mühe ja heraus, denn Ulrichs Locken hatten einen goldigen Schimmer! Jetzt aber erlaubt mir, daß ich mit den Kindern, die mir geblieben, die suche, die mir noch fehlen, den Heino und den Dietrich! Sie müssen schwer verwundet sein, daß sie sich nicht zur Fahne mit dem Rade eingestellt!“

Die Stimme des roten Hasso zitterte, aber er zwang seine Bewegung nieder. Ludwig nahm die Rechte des Greises und drückte sie mit beiden Händen: „Habet Dank, Herr Hasso“, sprach er tiefbewegt, „für alles, was Ihr mir gethan! So lange treue Herzen in den Marken schlagen, wird man Eurer nicht vergessen.“

Der rote Hasso mit seiner Sippe wandte sich und lenkte das Roß auf das Schlachtfeld zurück. Sie brauchten nicht lange zu suchen. Mitten auf der Heide, auf dem zertretenen Riedgrase und den dürren Kräutern, lag ein Granitstein, ein Findling aus Skandinaviens Schneegebirgen, wie man sie so häufig sieht in den Marken, — überzogen von der grünen Patina des Waldmooses, umblüht von der rosigen Erika und den blauen Glockenblumen. Hier hatte der Kampf am heftigsten getobt; — noch standen die Blutlachen auf dem furchtbar zerstampften Boden. Um den Stein herum lag eine Anzahl märkischer Männer, bleich und blutig, ausgestreckt zum Todesschlafe. „Hier verlor ich sie aus den Augen!“ sprach Hasso, der Rote, zu seinem Gefolge, indem er vom Rosse stieg. „Hier müssen sie liegen!“ Die Knechte hoben die Toten sanft auf und legten sie in eine Reihe. „Wer mag das sein,

der so gefochten hat?" fragte Hasso. „Sehet, die rechte Hand ist ihm zerschmettert, aber er hält das Schwert noch in der Linken!" — „Es ist ein Belkow", antwortete der eine von den Söhnen des Ritters, — „es war ein tapferer Mann, ein Bürger voller adeliger Tugend!" — „Gott gnade seiner Seele!" sprach der Greis. In demselben Augenblicke sank er auf seine Knie. Vor ihm lagen, von den Körpern der über sie gehäuften Erschlagenen befreit, auch seine Söhne Heinrich und Dietrich. Das Auge des geübten Kriegers, des Helden von wohl fünfzig Schlachten, erkannte es sofort, daß jede menschliche Hülfe hier vergebens war. Das schöne Haupt des Älteren lag auf der Schulter, ein furchtbarer Schwerthieb hatte ihm die Halsadern durchschnitten. Ein Lanzenstich hatte die Brust des Jüngeren durchbohrt und eine Keule sein Haupt zerschmettert. Von sechsen also drei verloren! Der eine der noch lebenden Brüder stieß einen Schrei aus und wollte sich auf die Gefallenen stürzen. „Still, Bernhard", so hielt ihn der Vater zurück; „sie schlafen und tragen noch eine schönere Siegeskrone denn wir. — So, — legt sie sanft zu einander. Wir wollen sie hier betten bei dem Heidensteine, bis die Leiche ihres Bruders hierher getragen ist, und dann geleiten wir sie zu ihrer Ahnen Gruft!" Der Greis beugte sich nieder, küßte die Söhne und hob die Schwerter auf, die neben ihnen lagen. Die nahm er in den Arm und stieg zu Roß. „Suchet Ihr nach ihren Schilden und laßt die Knechte nach den Rossen sehen, welche sie geritten haben. Die werden in den Wald geflohen sein. Fanget sie wieder ein!"

Herr Hasso, der Rote, ritt allein zum Markgrafen zurück. „Heiliger Gott", sprach er bei sich, „Du prüfst mich schwer, und dennoch preise ich Dich, daß Du sie hast sterben lassen, treu ihrem Fürsten, ihrem Vaterlande, in der Jugend schönster Blüte!" —

Auf der Heide von Falkenhagen, dem Dorfe Döbberin zu, liegt noch heute in Busch und Strauchwerk versteckt ein Granitblock, auf dessen Stirn die Moose lustig grünen und zu dessen Fuß im leichten Sande schimmernde Käfer ihre Nester gebaut haben. Die Geschichte freilich von der Schlacht, die hier einst geschlagen ward, ist dem Landvolke längst nicht mehr bekannt; nur dunkle Sagen laufen um. Weiß man doch hier zu Lande kaum noch, wer die Burg einst bewohnt hat, deren Trümmer auf dem Werder im See noch sichtbar sind, und deren Mauern die kolossalen Feldsteine geliefert haben, mit welchen die Straßen des Dörfleins Falkenhagen gepflastert sind! Aber die Überlieferung erzählt,

hier sei ein Königsgrab. In mancher Mondscheinnacht mag ein abergläubischer Landmann hier gegraben und nach Schätzen gesucht haben. Nichts konnte er finden, als rostige Eisenstücke. Sie sind die letzten Zeugnisse der Schlacht von Falkenhagen. Und doch hat dieser Boden köstliche Schätze einst in sich aufgenommen: die reichen Ströme Blutes, welche treue brandenburgische Männer für ihren Landesherrn hier einst vergossen haben.

Neuntes Kapitel.

Im Lager zu Heinersdorf.

Wer einmal von Fürstenwalde, dem alten Bischofssitze des Lebuser Landes, nach der kleinen, aber von anziehenden Reminiscenzen an die große Polenherzogin Hedwig umzogenen Stadt Müncheberg gewandert ist, der hat eine breite Hochebene durchzogen, welche, wie wir meinen, noch heut' genau denselben Charakter trägt, wie vor 540 Jahren. Hier und dort Wald, — graue, von Staub überdeckte Kiefern; — dort violettes Heidekraut, gelbe Flechten, ein wenig von grünem Moose! Kein Bach wässert die weite Ebene, aber bei Trebus und Behlendorf blicken uns kleine Seen mit hellem, blauem Auge an, und bei jedem Dorfe, zwischen Kirche und Erbscholtisei, findet sich der dem Vieh unumgänglich notwendige „Tümpel", auf welchem Gänse und Enten lustig einherschwimmen. In kriegerischer Hinsicht beherrscht diese Hochfläche weithin das Land.

Das war auch der Grund, weshalb der feingebildete, schlau berechnende Carolus Quartus von Böhmen, des Reiches ruhmwürdigster und unbesieglicher Imperator, hierher sich zurückgezogen hatte, nachdem die Schlacht von Falkenhagen geschlagen war.

Der nebelverhüllte Morgen des zweiten Oktober war heraufgestiegen; jetzt warf die Sonne ihren rötlichen Schein auf die stumpfe, aber mit Zinnen gekrönte Spitze des Kirchturms von Heinersdorf. Es ist auch heut' nur ein armseliges Dörflein, dies Heinersdorf; sie haben hier oben den leichtesten Boden in der Runde! Wie aber waren damals die Gehöfte des Weilers überfüllt mit Reisigen! Welch ein Gedränge entstand von Zeit zu Zeit um den Brunnen auf dem Anger, wann die Knechte für Mann und Roß die Wassereimer füllten! Welch Stoßen,

Fluchen und Toben dann nach der rohen Sitte der Zeit zwischen den Deutschen und den Böhmen! Hinter den halb niedergebrochenen Staketenzäunen der Gehöfte gackerte und flatterte das Geflügel in sichtbarer Angst. Was der Bauer dort in der Lehmhütte sich mit Fleiß und Sorgfalt auferzogen, nicht allein zu besonderer Festtagsfreude und um vieler Nützlichkeit willen, sondern auch, daß er seinen Oberherren, den Johannitern zu der Lietzen, das Rauch- und Zinshuhn liefern könne, — das mußt' er heute hergeben an dem einen Tage, und er durfte noch froh sein, wenn einer der deutschen Herren ihm ein paar Pfennige dafür hinwarf. Die slawischen Herren thaten's wohl auch, doch seltener; denn im Gefolge der römischen Majestät betrachteten sie sich als die unumschränkten Gebieter des lang begehrten Landes Brandenburg.

Wenn's nun aber Tausende giebt, welche mit Speise und Trank versehen sein wollen: was nützen da die Vorräte von vier oder fünf kleinen Dörfern, wie Heinersdorf, Lietzen, Neuen-Tempel, Tempelberg und Zernikow? Die kaiserlichen Reiter waren deshalb weit ausgezogen über das Land Lebus in die Städte hinein, welche ihnen die Thore geöffnet hatten, was z. B. das kleine Müncheberg in märkischer Treue nicht gethan. Durch Ankauf wider Willen des Besitzers, — viel öfters aber noch durch gewaltsame Wegführung hatten sie aufgebracht, was zu erlangen war. Ist's dem Bauern etwa lieb, wenn er plötzlich sein gutes Vieh für ein Spottgeld verkaufen muß? Kläglich hatten die Rinder gebrüllt, als die Knechte sie aus den gewohnten Ställen wegführten; — das Vieh riecht Blut sogleich! Dann waren sie abgezogen, die Reiter, wenn nicht etwa einer derselben es für erlaubt hielt, in dem Kruge noch ein wenig nach der schmutzigen Magd sich umzusehen. Mancher Bauer hatte hinter ihnen die Faust geballt und zornig ausgerufen: „Den Satan über diese Schinder! Das letzte Stück haben sie mir weggeholt; wir sind verloren und müssen verderben! Straf' Gott die Schurken, welche diese Not uns auf den Hals geschickt haben!" Was sollte der Mann, dem die Kaiserlichen die Wirtschaft bis auf die Ziege und das letzte Kalb ausgeplündert hatten, anderes thun, als selbst den alten Spieß ergreifen, der hinter dem Ofen lehnte, und Kriegsdienste nehmen, sei's, wo es sei! Weib und Kind freilich mußte er betteln schicken. Die Befehlshaber wunderten sich daher gar nicht, als am Abende jenes ersten Oktobers die Männer vom Lande zu ganzen Scharen vor den Mauern von Frankfurt und in Karls Lager ankamen, um Kriegsdienste

zu suchen. Allerdings, einzelne der Herren waren ja ehrlich, und die römische Majestät hatte ausdrücklich verboten, das Land auszusaugen; sie drückten den Bauern wohl ein Stück Geld in die Hand für die Kuh und das Schwein, welche ihre Knechte an einem Stricke mit sich fortzogen. „Was soll mir das Zeug!“ rief indes der Wende unwirsch aus. „Wird jetzt etwa wo Markt gehalten? Wer giebt mir Milch, daß ich das Wurm da nähre, dem sie die Mutter auf den Kirchhof hingetragen haben?“ — „Dummer Kerl!“ rief der Krieger. „Der Hirsebrei thut's auch!“ — Mochte der Kossät auch schimpfen, wie er wollte: — die Reiter hörten nicht darauf, und bald war's in dem Dorfe wieder kirchenstill, wie ehedem.

Auf dem Felde zu Heinersdorf aber, da, wo der höchste Hügel sich erhebt, welch buntbewegtes Leben und Treiben! Auf der kahlen, nur von Sandhafer bestandenen Hochfläche, auf dem andern Hügel dort, der noch jetzt nach 500 Jahren leicht erkenntlich ist, standen Zeltreihen: es schläft sich im Oktober nicht eben gut in den Marken unter freiem Himmel. Wie die Mannschaften sich angefunden hatten vor des Kaisers Majestät zu Felde, so hatten sie sich gruppenweise auf der Ebene gelagert. Auf dem Hügel wehte des Kaisers Banner hoch über einer alten Eiche, dem einzigen Baume, der auf dem Hügel stand. Dies Banner zeigte den schwarzen Adler auf goldschimmerndem Grunde, und auf der Brust des Kaiseraares lag der Böhmen Königsschild, der weiße Löwe auf dem roten Felde. Hier flatterten die ballenstädtischen Balken, vom sächsischen Rautenkranze überdeckt; dort das Stierhaupt Mecklenburgs, schwarz auf gelber Seide, hier die Banner böhmischer Grafen, dort die unzähligen bunten Fahnen niederen Adels, dreieckig zugeschnitten oder mit lang herabfallenden Wimpeln versehen.

Abergläubisch und mit geheimen Schauern blickte der Lebuser Bauer zu jener Eiche auf, unter welcher jetzt des Kaisers Zelt sich befand. Die Landleute, welche das Feld hier einst urbar gemacht hatten, — sie hatten *diesen* Baum stehen lassen zum Wahrzeichen des Waldes, welcher hier einst gewesen war. Auch liefen alte Sagen von ihr um, daß hier dereinst die „letzte Schlacht“ geschlagen werden sollte. Bei *dieser* Eiche werde der Friedebringer für alle Welt erscheinen. Ob der kluge Kaiser etwas von dieser Mär gewußt haben mochte? Jedenfalls hatte er sogleich, als er von Falkenhagen sich nach Heinersdorf begeben hatte, befohlen, daß man seinen Schild an diesem Baum aufhängen möchte.

Er wollte also ein „Thing hegen“ in feierlicher Weise nach des Kaisers Recht. —

Der Morgenwind säuselte leise durch die Eiche. Von den durch den Herbst allbereits gelb und braun gefärbten Blättern fiel wohl dieses oder jenes langsam nieder. Unter seinem Schilde stand hier jetzt der Deutsche Kaiser. Herr Karl von Böhmen war ein mittelgroßer Mann mit weichen, einnehmenden Zügen, mit wundersam hellen Augen, mit sehr freundlichem Blicke und von geistig belebter, klarer Stirn. Nur das, was man wohl kaiserliche Majestät, fürstliche Würde und gebieterische Haltung nennt, das fehlte ihm von Natur. Mit reichentwickeltem Verständnisse für alles Schöne, — es mochte das bei ihm die Folge seines Umgangs mit hochbegabten Geistern sein, — suchte der Kaiser diesen Mangel durch die Entfaltung einer bis dahin in deutschen Landen noch nie gesehenen Pracht auszugleichen. Das that er auch an diesem, für die Mark Brandenburg auf alle Zeit denkwürdigen Tage.

Es war ein Anblick von fesselnder Größe. Die Strahlen der in rosiger Herbstespracht aufgehenden Sonne umglänzten nicht allein den prächtigen Adlerschild zu des Kaisers Häupten; sie funkelten auch in dem reichen Edelsteinbesatze seines goldbrokatenen, mit Adlern und mit Löwen durchwebten Kaisermantels, sowie in den Smaragden und Saphiren seiner kaiserlichen Krone, welcher dieser Kaiser eine von der ursprünglichen Einfachheit sich weit entfernende Gestalt gegeben hatte.

Da der Beherrscher der deutschen Nation in seiner Kaiserwürde ein „Thing“ halten und ein Fürstengericht hegen wollte, so lag vor dem Tische, hinter welchem er stand, ein nacktes Schwert, angeblich das des großen Karl, und ein dickes, in elfenbeinerne und goldverzierte Platten gebundenes Buch, der hier zu Lande gültige, uns bereits bekannte Sachsenspiegel, die fleißige Zusammenstellung des deutschen Kaiserrechts durch einen Vasallen des Hauses Anhalt. Vor dem kaiserlichen Sessel waren, den drei Seiten eines unvollständigen Vierecks entsprechend, Schranken gezogen, rot- und weißgeflochtene, an aufgerichteten Pfählen ausgespannte Seile, welche von Wärtern gelöst oder befestigt werden konnten.

Eine glänzende, in schimmernde Farbenpracht gekleidete Versammlung umstand diese Schranken. Zur Rechten des Kaisers hielten sich wie immer die böhmischen Herren, der Erzbischof Arnest von Prag, die edlen Herren Andreas von der Duba, Boto von Turgow, Jasso von

Skurow, Wanige von Wartenberg, Joske von Michelsberg, Jobst von Rosenberg, Albrecht von Chranowitz, Henning von Schlieben und Friedrich von Biberstein. Zur Linken des Kaisers standen märkische Edelleute, die Grafen von Lindow, die Bredow, die Putlitz, die Arnim, sowie der ganze Adel der westlichen Landesteile Brandenburgs, welcher sich insgesamt bereits für die Sache des Wiedererstandenen erklärt hatte. Neben dem Kaiser aber hielt ein Knabe einen blitzenden Schild von blankem Stahle, der jedoch kein Wappenzeichen trug.*)

Lautlose Stille herrschte in der prächtigen, nach Tausenden zählenden Versammlung. Karl IV. selbst stand regungslos da, das Angesicht nach Osten gerichtet.

Jetzt aber begann der König der Deutschen mit feierlichen Worten die Verhandlung. Nachdem er dreimal mit dem abgeschälten Weidenstabe, welchen seine Rechte hielt, auf die Platte jenes Tisches geklopft hatte, sprach er:

„Ich frage Euch, Mannen des Deutschen Reiches, Hoch- oder Edelgeborene, Freie und Unfreie, ob es so hoch sei des Tages, daß ich ein Gericht eröffnen kann."

In demselben Augenblicke erhob jener Edelknabe seinen stählernen Schild; die Strahlen der Morgensonne, welche derselbe aufgefangen hatte, fielen blitzend von dem spiegelblanken Erze zurück.

Stillschweigend war hiermit jene Frage Karls bejaht.

Da trat ein älterer fürstlicher Herr vor; es war der Herzog Rudolf von Sachsen.

„Noch", sprach er, „sind die Schöffen nicht gekoren, die Red' und Antwort geben sollen!"

„So ernenne ich", erwiderte Karl, „von Kaisers wegen und von Reiches zu Schöffen:

Dich, Herzog Rudolf von Sachsen, den man den Ältern nennt,

Dich, Rudolf, auch Herzog zu Sachsen, von jüngeren Jahren noch,

Dich, Johann, Herrn zu Mecklenburg und Stargardt,

Dich, Albrecht, Grafen von Anhalt,

Dich, Albrecht, Grafen zu Mühlingen und Barby,

---

*) Teilnehmer, wie Formen der Verhandlungen sind völlig nach den Urkunden geschildert.

Dich, Ritter Werner von Amforde,
Dich, Friedrich, Propst zu Alt-Berlin!
Ist nun der Schöffen Zahl erfüllt?"

„Es sind ihrer sieben!" rief die Menge. „Wie es das Recht gebeut!"

Jetzt traten jene Schöffen vor. Auf einen Wink des Kaisers nahmen sie an einem Tische Platz, der vor dem kaiserlichen Sitze stand, aber welchem die Stufen fehlten, auf welchen Karls Thron sich erhob.

„So halte ich nun ein Geding", fuhr der Deutsche Kaiser fort, „von Gottes wegen und von kaiserlicher Macht. Ich verbiete alles, was ich verbieten, — ich erlaube alles, was ich erlauben soll! Ich wirke einen Frieden allen, die da klagen, — einen Frieden allen, die da antworten sollen!"

Dann ließ Kaiser Karl sich nieder auf seinen Platz unter dem Adlerschilde, die Beine verschränkend, wie es das Recht gebot, den weißen Stab in seiner Rechten. Rudolf von Sachsen aber, als der Schöffen Obmann, rief mit lauter Stimme aus: „Der Kläger trete vor!"

Die Schranken fielen, und langsamen Schrittes, das greise Haupt gesenkt, den Fürstenmantel um die Schultern, aber das Haupt unbedeckt, trat, einer Geistererscheinung gleichend, jener Mann vor, welchem wir im Gewühl der Schlacht bereits einmal begegnet sind. Mit bebender Stimme zuerst, dann mit immer voller und voller anschwellendem Tone sprach er die Worte aus:

„Ich klage gegen den toten Kaiser Ludwig — ich klage gegen das ganze Haus von Bayern und alle, die ihm helfen und dasselbe hegen, daß sie von seinem rechten Erben ein fürstlich Erbe abgewandt mit Tücke und Gewalt! Ich klage, daß sie die Mark Brandenburg wider göttliches und menschliches Recht besitzen — dies Fahnlehn, das allein mir und meinem Stamm gehört!"

„Wes Namens und Geschlechtes seid Ihr?" fragte Karl von Böhmen in dem kühlen, ernsten Tone eines Richters.

„Sehet den Ring hier, mein Fürst und Kaiser!" erwiderte der Greis. „Er war das Zeichen des glorreichen Woldemar! Ihr wißt's so gut, wie alle, die hier stehen, daß kein anderer zu Euch spricht als Woldemar von Ballenstädt und Anhalt, einst der Herr des weiten Brandenburger Landes!"

„Ergreifend freilich ist's, was Ihr erzählt!" entgegnete der Kaiser.

„Wer könnte sie vergessen, die Mär von Eurem namenlosen Leide! Ich weiß, was Ihr erduldet habt in den Fesseln der Ungläubigen; — ich weiß, wie Ihr errettet worden seid — wie mich dünkt, durch ein Wunder göttlicher Allmacht — nachdem Ihr soviel Jahre harter Knechtschaft still getragen hattet; — ich weiß, in welcher Not und Fährde Ihr zurückgepilgert seid zur Heimat!“

„So übergebet mir mein Land! Gebt mir die Fahne mit dem roten Adler in die Hand!“

„Der Kaiser und das Haupt der deutschen Zunge“, erwiderte Karl, „darf nicht für wahr annehmen, was nicht durch sonnenklares Recht erwiesen ist. Darum muß ich Euch bitten, daß Ihr durch Eideshelfer mir erhärtet, Ihr seid Woldemar, der Totgeglaubte, jener Fürst, der einst der Stolz des Brandenburger Volkes war!“

Der greise Kläger ließ prüfend seinen Blick über die Versammlung schweifen; dann erwiderte er: „Es wird mir schwer, mein Recht jetzt zu erweisen! Wer kennt mich unter Euch? Ihr waret Knaben, als ich einst vom Lande schied! Wem gehen zwanzig Jahre tiefen Elends spurlos an der Wange und am Scheitel vorüber? Wem mindern sie nicht auch des Auges Feuer? Gebeugt ist meine Gestalt, unkenntlich nun mein Antlitz; ich bin an Leib und Seele nicht mehr, was ich einstmals war! Und dennoch hoff' ich, Eideshelfer mir zu finden.“ — Er wendete sich jetzt zu den Gerichtsschöffen .... „Edle Herren“, redete er sie mit wahrhaft fürstlicher Hoheit an, die von Alter niedergebeugten Glieder hoch aufrichtend, „Ihr habt die Pflicht, das Recht zu finden, Ihr könnet mir darum niemals zur Seite steh'n! Unter Euch aber sehe ich die Männer, die mich am Genauesten gekannt haben! Wie oft, geliebte Herren und Vettern von Anhalt und von Sachsen, haben wir nicht in stiller Stunde unserer Länder Wohl beraten! O, daß Ihr Zeugnis für mich geben könntet! Allein das Recht verbietet's.“

„Und dennoch wollen wir's Dir leisten!“ rief der alte Herzog Rudolf. Er erhob sich von der Schöffenbank und schritt auf den vorgeblichen Woldemar zu. „Mein edler Vetter“, sprach er, den Kläger an seine Brust ziehend, „mir ist's ein tiefes Herzeleid gewesen, als Du damals vom Lande schiedest, um an heil'ger Stätte Deine Schuld zu büßen, — ein tiefer Schmerz, daß Du den Knecht, der jäh' und schnell verschieden, statt Deiner in den Grüften von Chorin bestatten ließest! Wir mußten Dich gestorben wähnen wie die anderen! Was sind für

unheilvolle Folgen Deinem Thun entsprossen! Uns sind die Lande nun genommen, welche das Heldenschwert unserer Vorfahren einst gewann! Doch all' dies sei vergessen nun und für immerdar! Vergessen sei der unheilvolle Wahn, der Dich zu fernen Gnadenstätten trieb, während Dein Volk um Deines Thuns willen sich fast verblutete! Hier vor der kaiserlichen Majestät, — hier vor dem Auge Gottes, jenem leuchtenden Sonnenschilde, welcher an des Himmels Säulen hängt, — hier vor den geistlichen und weltlichen Edlen des Reichs erkenne ich, Rudolf, ein geborener Fürst und Herr zu Sachsen, offen an: Du bist der echte Woldemar, der Heißbeweinte, Heißersehnte!"

Es war ein unvergeßlicher Augenblick. Ein Ruf des Jubels durchzitterte eine Minute lang die Luft. Die beiden Männer, der Herzog und der Markgraf, hatten sich die Hand gereicht. Der letztere sah fest ins Auge des Anhaltiners; dann begann er:

„O, wie dank' ich Dir für dieses Zeugnis! Doch laß uns dem Recht genügen! Hier sitzest Du, des Reiches Schöff' und Richter; Dein Anerkenntnis also gilt vor unserm Herrn und Kaiser nicht! So ruf ich Euch denn auf, Ihr edlen, freigeborenen Männer aus dem brandenburgischen Adel; wer unter Euch will mir ein Eideshelfer sein dafür, daß ich die Wahrheit rede?"

Da drängten sie alle fast von links her durch die niedergelassenen Schranken, Männer aus Geschlechtern, welche jetzt lange schon erloschen sind, und Söhne solcher, die noch heute in hohen Ehren leben, die Alvensleben, Kröcher, Winterfeld, die Selchow, Sparr und Bredow, aber kein einziger Mann aus dem Lande Lebus und der heutigen Neumark, kein Wedell und kein Mörner, kein Uchtenhagen und kein Wulfen, kein Hohendorf und Burgsdorf. Jene mittelmärkischen Edelleute aber zogen die Schwerter und schwuren, daß der Fremdling der echte Markgraf sei. Wie konnten sie noch zweifeln, da sie sahen, daß das Haupt des stolzen Hauses Anhalt, Herzog Rudolf von Sachsen, den Thronbewerber anerkannte! —

Die Mannen und Ritter, welche für Woldemar in die Schranken des Gerichts getreten waren, faßten jetzt einander bei den Händen, so daß sie nun in weitem Bogen vor dem kaiserlichen Throne standen. Dann gaben sie dem Kanzler ihre Namen an; der Dechant Nikolaus von Olmütz hat dieselben aufgezeichnet. Darauf schwuren sie auf das ihnen vorgehaltene Kruzifix, daß der Zurückgekehrte kein anderer sei

als Woldemar, Markgraf zu Brandenburg, welcher um seiner kirchlich unzulässigen Ehe willen mit Frau Agnes, seiner nahen Verwandten, eine Buß- und Betfahrt in das heilige Land gethan und jetzt zu seinem Gut und Erbe wieder zurückgekehrt sei. Nachdem der Schwur geleistet worden war, ward Woldemar vor des Kaisers Thron geführt. Ihm zur Seite schritten Rudolf von Sachsen und Albrecht von Anhalt einher. Vor den Stufen zu des Kaisers Stuhl knieten die Fürsten nieder. Dort reichte der Dechant von Olmütz dem Herzoge Rudolf das kaiserliche Schwert, die Waffe Karls des Großen; dem Grafen von Anhalt aber übergab der Geistliche das reichverzierte Scepter des Deutschen Reiches. Auf einen Wink des Kaisers kniete Woldemar nieder; seine Begleiter hielten die Spitzen des Schwertes und des Scepters gegen das greise, nur noch mit spärlichen weißen Locken geschmückte Haupt. Der Kaiser Karl ergriff das Banner mit dem roten Adler Brandenburgs; er gab dasselbe in die Hand des knieenden Fürsten und sprach jene uns durch die Urkunden des 2. Oktobers 1348 bis auf den heutigen Tag aufbehaltenen Worte:

„Der Herr, von dem allein die Gnade und Gewalt kommt, hat Unsere Kaiserliche Majestät, mich, den unwürdigen Diener seiner Herrlichkeit, damit beauftragt, daß ich ein Schützer sei des Rechts für jedermann! Deshalb belehne ich aufs feierlichste den Markgrafen Woldemar mit der Mark zu Brandenburg und zu Landsberg im Thüringer Lande, samt allen Ehren, Würden, Nutzungen und Herrlichkeiten, wie dieser hochgeborene Fürst sie inne gehabt hat, ehe er vom Lande schied. In seinem Rechte wollen wir ihn schirmen gegen jedermann! Das gelobe ich für mich und meine Nachkommen! Und Treue wollen wir ihm halten sonder Wanken und ihm in allen Dingen helfen festen Mutes!"

Die Worte waren verklungen; der Dechant von Olmütz übergab dem Greise die Urkunde. Woldemar aber wendete sich an die märkischen Männer, welche ihm Eideshelfer gewesen waren. Mit jener Hoheit, welche dem alten Markgrafen ganz besonders eigentümlich gewesen war, sprach er jetzt:

„Tief schmerzt es mich, daß nicht alle jene Männer gekommen sind, die ich einst in Eid und Pflicht genommen! Wo sind die Geschlechter der östlichen Marken, denen meine Vorfahren einst so Großes anvertraut haben, als sie ihnen die Wacht anbefahlen gegen den wilden Feind, die stets unruhigen Polen? Wo sind die Bürger Frankfurts,

diese rührigsten und edelsten der Mark neben denen von Berlin und Kölln? Vergebens sucht mein Auge sie; — verlassen haben sie leider Eid und Pflicht! Mein greiser Arm jedoch, er soll's versuchen, sie zurechtzuleiten! Das schwache Flehen meiner Lippen soll ihr Herz bestürmen, daß sie umkehren, auf daß die Marken wieder einig werden, und der alte Glanz des Hauses Ballenstädt von neuem leuchte über dem Norden deutschen Landes! Als ich ein Sklav' der Heiden war, da lag ich träumend einst im heißen Sande! Und wie des Schlafes bunte Bilder mir vorüberzogen, sah ich in ihnen meine Mark. Die Kiefern, die mir einst mein Wiegenlied gerauscht, sie sangen wieder ihre leisen Weisen ob meinem sorgenschweren Haupt! Wie Hauch des Friedens, wie das milde Nahen eines Boten Gottes zog's zu mir über den breiten See, über die ruhenden Wälder! ‚Du wirst sie wiedersehen!‘ rief's in mir! Und nun, da es geschehen, bring' ich Euch, Ihr Märker, froh entgegen, was ich noch bin und habe! Ein Wort soll tief in allen Herzen wohnen, denen dieses Landes Erde Mutter ward; — dies Wort, es lautet: ‚Alles für das Vaterland!‘ Auf, Ritter und Vasallen, — auf zu treuer Heeresfolge! Auf nach Frankfurt! Diese Stadt, sie ist's allein, die noch der Bayern Fahne hält; — ich hoffe, sie durch Milde zu gewinnen! Sollte mein Herz aber vergeblich um den Besitz der Schönsten an der Oder geworben haben, — nun, so möge der Kampf, der entsetzliche, entscheiden zwischen mir und meinen Unterthanen! Nur wenige der Tage sind mir hier auf Erden noch bestimmt: ich muß sie nutzen! In einer Stunde schon reiten meine Boten nach Frankfurt; am Abend wissen wir's, ob wir das Schwert zu ziehen haben. Find' ich gehorsame und willige Unterthanen, — nun, so sei's vergessen, was dort geschehen ist vor Falkenhagen! Und ist der letzte Kampf zu Ende, dann laßt uns schaffen an des Friedens Werken! Es gilt, Wunden zu verbinden; es gilt, Schmerzen zu heilen! — Das ist mein Wunsch von Herzen, daß der Himmel dereinst auf diese Marken niederblicke als auf ein glückliches Land!“

Der Markgraf hatte sich gegen die Versammelten verneigt; ein Hochruf, brausend und stürmisch, hatte ihm geantwortet. Es schien für einen Augenblick, als seien die alten Zeiten der Mark zurückgekehrt, — Zeiten, da Fürst und Volk vereint dagestanden, trutzend jeder Not, — das Herz voll hohen Mutes, — und fest die Hände geschlossen zu dem heil'gen Bund auf Leben und auf Tod.

Nun hatte sich die Menge in die Straßen der Zeltstadt zerstreut. Das Festmahl war gehalten worden, — kein glänzendes eben für den Neubelehnten: es fehlte in dem ausgesogenen Lande an dem Notwendigsten. Allein ein Tönnlein Wein war doch vorhanden, und bei ihm saßen die Fürsten und Kriegshelden zusammen, als am Abende jene Boten wiederkehrten, welche Karl nach Frankfurt gesendet hatte.

Und jetzt standen sie im Zelte, die bestaubten Reiter, die Angesichter gerötet vom raschen Ritte.

„Was bringt ihr uns für Nachricht her von Frankfurt?“ fragte Karl. „Ist meinen Boten auch die Hochachtung geworden, welche mein Befehl erheischt?“

„Sie ließen uns nicht ein“, erwiderte einer der Reiter, „vom Turme des Lebuser Thores verhandelten sie mit uns! ‚Schuld'ge Ehrfurcht unserm Herrn, dem Kaiser‘, ließen sie uns sagen; ‚aber wir glauben's nicht, daß kaiserliche Majestät uns abwenden will von unsrer Pflicht, auf daß wir falsche und ehrlose Leute werden. Der rechte Markgraf, unser Herr, der ist in unsrer Stadt! Daß Tote wiederkommen, haben wir noch nie gehört. Drum wollen wir bei Markgraf Ludwig bleiben, wie uns ziemt, und ihm getreu verharren auch in tiefster Not! Was jenen Woldemarus anbetrifft, der bei Euch ist, so meinen wir, er sei der Rechte nicht! Es heißt, er sei ein Müller einst gewesen. Nein, — das glauben wir auch nicht!‘ — so sagten die von Frankfurt; ‚aber ein schlauer Herr geistlichen Standes ist's, der in dem Solde Anhalts und des Kaisers eine so betrügerische Rolle spielt!‘ Sie sind entschlossen, kaiserliche Majestät, — das war der Rede Schluß, — alles zu setzen an der Marken Ehr'. — ‚'s ist Blut geflossen!‘ sagten sie, ‚und unsere Toten sollen unvergessen sein! Bestürmt nur unsere Mauern! Mancher Mutter Sohn wird noch bleiben hier vor Frankfurt!‘“

Ein Ruf der Entrüstung erklang aus der Versammlung; Kaiser Karl jedoch mahnte zur Ruhe. Er war sehr bleich geworden, als er zu den Fürsten sprach:

„Ihr hört's, Ihr Herren, in welcher Weise der kaiserlichen Würde von dieser Stadt begegnet worden ist. Des war ich nicht gewärtig! Ungern nur ziehe ich das Schwert; aber es ist notwendig, daß der Waffen Schärfe nun entscheide.“

„Es hieße ehrlos sein, die Sprache zu ertragen!“ rief Hans von

Mecklenburg. „Drum rate ich, diese kühne Stadt anzugreifen und zu bestürmen, sobald wir können!"

„Kaiserlicher Milde entspricht es indessen", erwiderte Karl, „ein jedes Mittel zu versuchen, um die irregeleiteten Herzen zurecht zu führen. Herr Dechant von Olmütz, Ihr werdet darum noch heut' zwei Franziskaner senden nach der Stadt! Von neuem mögt Ihr dort des heil'gen Vaters Fluch verkünden lassen über jeden Mann, der's wagt, dem Hause Bayern noch die Treue zu bewahren. Wir wollen sehen, ob dies Mittel nicht verfängt! Wer darf es wagen, jener Rache zu begegnen, die vom Himmel kommt? Doch nun zu anderen Dingen! Ihr edlen Herren und werten Fürsten, — folget mir morgen noch zu ritterlichem Spiele! Hier auf dem Feld zu Heinersdorf sollen Schranken aufgerichtet werden; der Waffen frohe Lust stärke uns zu blutigem Streite! — Ein farbenprächtig Leben möge sich entfalten hier auf der öden märkischen Heide! St. Gréal*) et les dames! Auf zu der Frauen und zu Gottes Ehre! Dann, wann es sein muß, — auf gegen die Ketzer und Empörer!" —

Das Lager bei Heinersdorf und Tempelberg bot an dem sonnigen Oktobertage ein buntbewegtes Bild ritterlichen Lebens dar. Dort rannten die sächsischen Herren auf den köstlich mit Wappendecken geschmückten Streitrossen gegen einander; die Lanzen splitterten, und manch ein Ritter sank in den märkischen Sand. An einer anderen Stelle des Turnierplatzes kämpften die Märker und Mecklenburger zu Fuß gegen einander. Freilich schmückte kein Kranz schöner Frauen das Fest. Als endlich die Sonne hinter den fernen, dunkelnden Wäldern zur Rüste ging, verteilte der Kaiser seinen Paladinen die Preise, — einen Becher, ein Schwert, einen Rittergürtel. Endlich wurde es still auf der weiten Ebene. Die Kriegsleute zogen sich in das Lager zurück. Von dem Feldsteinturme zu Heinersdorf herab erklang das abendliche Geläut, und aus dem braungrauen Heidegrase antwortete das Zirpen der Grille. Müde Laute eines die Ruhe suchenden Vogels begleiteten die ehernen Stimmen dort oben auf dem grauen Turme der Heinersdorfer Kirche. Auch sie verklangen, und es ward nun völlig still auf der weiten, dämmernden Heide. —

---

*) Bekanntlich die Schüssel, in welcher von Joseph von Arimathia Christi Blut aufgefangen worden sein soll. — Also lautete eine Devise Karls.

Fern ab von des Kaisers Lager wanderten zwei Franziskanermönche durch die schweigende, kirchenstille Heide, in welcher man das Fallen der Kiefernadeln hätte vernehmen können, der Stadt Frankfurt zu. Als sie bei dem Dorfe Hohen-Jesar den höchsten Punkt des Landes Lebus erreicht hatten, erblickten sie zu ihrer Linken einen von Schilf begrenzten See, auf dessen Fläche noch ein matter Schimmer des verglimmenden Abendrotes schwamm. Nachdenklich ruhte das Auge eines der Mönche auf der eintönigen, tief melancholischen Landschaft. „Helfe uns Gott, Bruder Theophil", so sprach der Franziskaner zu seinem Begleiter, — „mir zieht's wie Todesahnung durch die Seele!" — „Monacho*) est obediendum!" erwiderte der andere, ein noch jugendlicher Mann mit den bleichen Gesichtszügen des begeisterten Asketen. „Wenn mich die heilige Kirche in den Rachen des Löwen sendete, — ich wollte nimmer zittern! Alles für Gott und den heiligen Vater! ‚Salvete**) flores martyrum!' So singen wir zu fröhlichster Zeit, zum heil'gen Weihnachtsfeste! Einen Wert besitzt unser Blut doch nur dann, wann es in guter und gerechter, — in heiliger Sache vergossen wird!"

Sie schritten rüstig fürbaß, der Weg senkte sich hinab; — der rauschende Hochwald nahm sie auf. —

Zehntes Kapitel.

In höchster Not.

Herzerfrischende, stählende Herbsteslust! Leichte, grauweiße Nebel schwebten über den hohen Kirchen Frankfurts und ließen einen feinen, perlenden Tau auf den steilen Giebeldächern der steinernen Häuser zurück, mit welchen schon damals der Markt der oberen Stadt geschmückt war. Noch ruhten die Häuser in schweigender Morgenfrühe. Ein einzig Glöcklein nur tönte durch die öden Gassen und Straßen; — dasselbe brachte den Friedensgruß vom Franziskanerkloster her für die geächtete und gebannte Stadt und rief die Gläubigen zur Frühmesse. Denn die

---

*) Des Mönches Pflicht ist zu gehorchen.

**) Seid gegrüßt, ihr Erstlinge der Märtyrer. Hymnus des dritten Weihnachtstages.

Brüder dieses Klosters hatten den strengen Weisungen des heiligen Vaters noch nicht Folge geleistet; — nach wie vor hielten sie Messe, um die gebeugten Seelen in der Stadt zu trösten. Alle anderen Kirchenpforten hatten sich den Andächtigen längst geschlossen.

Auf der Kanzel der Franziskanerkirche stand jener jugendliche Mönch Theophilus, welchem wir soeben auf der Heide des Landes Lebus begegneten. Mit einem eigentümlichen Feuer ruhte sein dunkles Auge auf der Menge, welche knieend und betend das Schiff der hochgewölbten Klosterkirche erfüllte. Unter der Kanzel stand sein älterer Begleiter, während die Insassen des Klosters, der Guardian und die Brüder des heiligen Franziskus von Assisi, die geschnitzten Chorstühle im Osten der Kirche einnahmen. Es war lautlos still in dem großen Gotteshause, nachdem die Töne der Orgel verklungen waren; mit Andacht hafteten die Blicke aller auf den bleichen Zügen des fremden Mönches.

„Es ist der letzte Gottesdienst", so begann er mit düsterer Stimme, „der letzte, Ihr Männer und Frauen von Frankfurt, welcher in dieser Gott entfremdeten, von der Sünde entweihten Stadt gehalten wird! Zum letzten Male wird in dieser Stunde das Wort der Mahnung und der Güte versuchen, zu Eurem Herzen zu dringen; möchte es Eingang finden in den harten Sinn und in das Ohr, welches die Stimme Gottes zu lange schon überhört hat!"

Wie eine gewaltige Erregung ging's durch die Seelen der Versammelten; — das sah man an den düsteren Angesichtern der Bürger, welche sich mit dem Ausdrucke finstern Hasses dem Mönche entgegen richteten. Unbeirrt aber durch diesen Ingrimm, welcher ihm nicht entgehen konnte, fuhr der Bruder Theophil fort, den Männern Frankfurts vorzuhalten, was an schweren Thaten in der letzten Zeit geschehen war. Mit eindringlicher Stimme suchte er ihnen zu Herzen zu führen, wie elend doch ein Leben ist, welches der Tröstungen der Religion entbehrt. „Ohne den Leib des Herrn genossen zu haben, — ohne durch das Todesopfer Christi mit dem Allmächtigen sich versöhnt zu haben", so fuhr er fort, „sind sie dahingefahren, Eure Teuren, welche der Tod, der bleiche Engel Gottes, vor den ew'gen Richter hingerufen hat! O, dürftet Ihr beten für ihre Seelenruhe! Aber Ihr dürft es nicht! Ihr seid gebannt! Ich flehe Euch aus tiefster Seele an: bekehret Euch zu Gott!"

Die Häupter senkten sich, und manch ein Seufzer stieg aus schwer-

bekümmertem Herzen auf. Der Mönch hielt einen Augenblick inne; dann fuhr er fort:

„Fällt's Euch nicht auf's Gewissen, daß Ihr ohne Gottes Segen jetzt dahinlebet? Erschreckt's Euch nicht, daß Eure Bitte nimmermehr zum Himmel aufsteigt, dessen Pforten von Sankt Peters Schlüsseln Euch verschlossen sind? O bekehret Euch zum Herrn! Denket an Eure Kinder, die nun aufwachsen ohne das heil'ge Sakrament der Taufe! Ihr seid schuldig an dem Verderben dieser jungen Seelen; Euer Trotz ist's, der die Armen bringt um den Schutz der heil'gen Engel Gottes! Bekehret Euch zum Herrn! Man rühmte sonst den Bürgern Frankfurts nach, daß sie einen freien Blick besäßen, fest und klar! Und Ihr seht's mit Euren scharfen Augen nicht, wie die gequälten Seelen dürsten nach dem Worte Gottes! O diese edle Mark, — wie seufzt sie unter dem schweren Drucke von Bann und Acht; wie müde sind die Seelen! O höret das Wort des Propheten! Er spricht:

„Das Feld*) ist vernichtet, der Acker liegt brach!
Verschmachtet die Rebe, verdorrt ist der Ölbaum!
Verwelkt ist die Feige, versengt ist die Palme! —
Umgürtet Euch, Priester, und klagt, Ihr Leviten,
O klaget und weinet; die Rache ist nah'! —
Bekehrt Euch! Bekehrt Euch! Es naht das Verderben!
Der Herr, er ist nahe in Allmacht und Zorn!" —

Es zuckte etwas wie ein Leuchten des Triumphes über die Züge des Mönches, als derselbe jetzt die tiefe Bewegung der Versammlung sah. Doch sofort faßte er sich und nahm den früheren Ausdruck fanatischen Ernstes wieder an.

„Und woher dies geistliche Verderben?" fuhr er fort. „Nicht um der Sünden der Märker willen ist es gekommen; sie sind ein treues, gutes Volk, — sondern um der Verbrechen willen des Fürstenhauses, welches sich das Scepter angemaßt hat über das Land an der Elbe und an der Oder, — um der Sünden willen des kirchenräuberischen und gottverfluchten Hauses derer von Wittelsbach!"

Der Mönch hatte die letzten Worte in höchster Erregung gesprochen. Wiederum hielt er für einen Augenblick inne; aber jenes andächtige Schweigen, welches soeben noch seine Worte begleitet hatte, war vorüber. Wie ein leises Murren ging es durch die Versammlung.

---

*) Prolog des Propheten Joël.

„Nicht würdig wären wir des Namens Brandenburger“, sprach leise ein Petersdorf zu einem Niemegk, „wenn wir solche Worte ungestraft ließen! Wer meinen Herrn beschimpft, der nimmt auch mir die Ehre!“

„Und klagt nicht auch des Landes Stimme diese Fürsten an?“ fuhr der Mönch in tiefem Grolle fort. „Ihr seht's ja selbst mit eigenen Augen, was geschehen ist! Das Haus der Bayern hat die Mark verpraßt; — sie wird vernichtet werden unter solcher Herrschaft! Nicht göttliches, nicht menschlich' Recht ist jetzo mehr geachtet hier zu Lande!“

„Es ist zu viel!“ rief jetzt der greise Klaus von Niemegk laut und offen aus. „Das hat noch niemand uns gesagt!“

„So thue ich's!“

„Verderben Dir und Tod!“

„Tod und Verderben einem Volke, welches den Weg des ewigen Lebens frech verließ und seiner Schuld und Sünde sich noch freut!“ —

Der Mönch Theophilus hatte das Wort mit gewaltiger, bis in die fernsten Winkel der Kirche vernehmbarer Stimme gerufen. Ein wüster Lärm erhob sich in dem Gotteshause. „Nieder mit ihm!“ So tönt' es durch die Kirche. Mit spöttisch lächelnder Miene stand der Franziskaner oben. Seine Kühnheit mochte die Menge bannen; es ward für einen Augenblick still. Und jetzt ergriff er eine der Kerzen, welche ihm zur Seite auf der Brüstung der Kanzel aufgesteckt waren; er schwang sie durch die Luft, daß sie verlosch und warf sie auf den Estrich der Kirche, daß sie zerschellte. „So hast Du Dich entschieden, Du unselig Volk, — entschieden, wie es sich der heilige Vater von Deinem Übermute nimmer noch anders versah! So höre denn das letzte Wort! Christi Statthalter schreibt Dir also:*)

„Ich, Clemens VI., Knecht der Knechte Gottes, banne Dich abermals, Du ketzerische, ungehorsame Stadt Frankfurt in der Lebuser Diöcese; — verstoßen sollst Du sein von dem Mutterschoße unsrer heil'gen Kirche, übergeben seiest Du ew'gem Fluche! Verflucht seist Du mit allen Deinen Bürgern; — ja, — verflucht sei euer Thun und Lassen, euer Leben, euer Tod! Verflucht sei euer Atmen, euer Sinnen; — verflucht sei eurer Knie Beugung zum Gebete! Gleichwie des Wachses brennend Licht verloschen ist, so sollst Du, Kind des Zornes, ausgetilgt sein aus

*) Worte des Bannbriefes.

des Lebens Buch! Euch aber banne ich namentlich, Verderber Ihr des Volkes, Dich, Niklas von Niemegk*), Dich, Henning Belkow, Dich, Wilke von Murow, Dich, Petze Löwe, Dich, Volkmar von Sagan, Dich, Hermann den Walen, Dich, Hans Baumgart, Euch, Klaus, Konrad und Heinrich, die da Hokemann heißen, Dich, Henning von Lichtenberg, Euch, Lorenz und Johann, die Bayern, Winand von List, Winand von Petersdorf, Johann von Jesar und Bruno, den Goldschmied! Weiter aber noch geht Eurer Sünde Fluch! Nicht sollen jene Männer ruhen in der Erde heil'gem Schoße, die in so frevelhaftem Kampfe gefallen sind! Ihr habt zur Ruhe sie bestattet; — unsere Schaufeln werden sie der Gruft wieder entreißen!**) Die Körper der im Bann Verstorbenen, die Leichen Johann Winters, Johann Baiers, Hansens und Hennings von Lichtenberg, Lorenz', des Polen, Botos, des älteren Walen, und Niklas', den man nennt den Schulzen von Dolgelin, sie sollen ausgegraben und den Wölfen Eurer Wälder und des Himmels Raben preisgegeben sein!"

Auch die andere Kerze, welche auf dem Rande der Kanzel neben ihm geleuchtet hatte, hatte der Franziskaner in den Staub geschleudert. Seine letzten Worte aber wirkten, wie nur der Sturmwind wirken kann, der mit toller Lust die wilde Braut, die Feuersbrunst, umfängt.

„Nun hat's ein Ende!" rief Klaus von Niemegk fest. „So tiefe Schmach traf nie ein Brandenburger Herz!" Mit ihm stürmte die Menge gegen die Kanzel der Frankfurter Franziskanerkirche vor. Jener andere Mönch suchte dem Andringen der Volksmasse Widerstand zu leisten; er hielt den gezückten Schwertern das Kruzifix entgegen; — sie achteten seiner nicht. Der Mönch Theophilus aber stieg langsam von der Kanzel herab. „Der im Himmel sitzet, spottet Eurer!" rief er der wildempörten Menge zu. „Vor Euren Thoren lauert das Verderben! In hellen Flammen werden aufgehen die Häuser dieser ketzerischen Stadt, deren Bürger schon so oft ihre ruchlosen Hände an die Gesalbten Gottes gelegt haben!" —

„Mönch, halte ein, es kostet Dich Dein Leben!" Man rief's dem Franziskaner zu; aber man wußte später nicht, wer dieses unheilvolle Wort gesprochen hatte.

---

*) Sämtliche Namen sind historisch.

**) Worte des Bannbriefes. Johann Baier's Grabstein ist zu Frankfurt noch erhalten. (Franziskanerkirche.)

„Ein schlechter Diener Gottes, der vorm Tod erbeben kann! Ich fürchte Eure Schwerter nicht!"

Da blitzte eine Klinge; das Entsetzliche war geschehen. Ohne einen Weheruf auszustoßen, war der Mönch Theophilus zu Boden gesunken; mit gespaltenem Haupte lag er vor der Kanzel. „Barmherziger Gott!" rief der Guardian des Franziskanerklosters, vor die blutüberströmte Leiche hintretend. „Mußte der ungeheure Frevel noch geschehen in dieser armen, gottverlassenen Stadt!"

Scheu und entsetzt wich jetzt die Menge zurück; — es mochte auch den harten Männern grauen vor dem entweihten Gotteshause. Die Franziskaner von Frankfurt hoben den Leichnam schweigend auf und trugen denselben vor den Altar der Kirche. Dort lag und liegt noch heute ein Leichenstein aus grauer Vorzeit; — die Gestalten eines bürgerlichen Ehepaares sind auf demselben eingemeißelt. Auf diesen kühlen Stein betteten die Franziskaner die sterblichen Reste ihres Ordensbruders. Von dem Dache der Klosterkirche herab aber ertönte jetzt die Glocke in schrillen, klagenden Klängen; — man kannte diese Töne nur allzu wohl in der gebannten Stadt!

„In tenebris!" sprach der Guardian des Klosters und faltete die Hände.

Da klang es von dem großen, im Westen der Kirche gelegenen Portale her wie ein Klirren von Waffen, wie die Tritte von Männern, welche mit Stahl und Erz bewehrt sind. Es war der Markgraf Ludwig selbst, welcher mit mehreren seiner ritterlichen Begleiter in das Gotteshaus trat. Zornig blickte sein Auge auf den Konvent der Franziskaner hin, welche die Leiche des Erschlagenen umstanden.

„Nicht übel haltet Ihr mir Euren Schwur!" sprach der Markgraf zu den Mönchen. „Als ich vor wenigen Tagen in diese Stadt einzog, da hattet Ihr noch ein Wort des Segens für mich! Heut' laßt auch Ihr den Bann verkündigen! Es ist die alte Wahrheit: nur im Unglück muß man sein, um zu erkennen, daß es Treue hier auf Erden nimmer giebt!"

Was war das wieder für ein häßlicher und düsterer Zug, welcher über die schönen Züge des Markgrafen flog! Der Guardian der Franziskaner aber antwortete fest und bescheiden: „Wir wurden Euch nicht ungetreu; — es war ein fremder Mann, der hier den Bann verkündete! Nach den Gesetzen unseres Ordens konnten wir's nicht hindern! O,

über diese unheilvolle Zeit, in welcher wir, die Diener Gottes und des Friedens, mit unsrer Pflicht auf Seiten Roms, mit unserm Herzen bei des Landesfürsten Mannen stehen! Doch Euer Blick — er haftet auf dem Blute, das die Fliesen hier gerötet! Sehet, Herr, was wiederum geschehen!“

Der Guardian schlug die Decke zurück, welche die Mönche über den blutenden Leichnam gebreitet hatten. Ludwig erbleichte und trat einen Schritt zur Seite. „Schon wieder Kirchenschändung — wieder Priestermord! Um des Erlösers willen, welch ein Frevel! Diese That wird wieder eine Waffe gegen mich in meiner Feinde Hand! Wer war's, der diesen Mann erschlug?“

„Niemand vermag's zu sagen, Herr!“ erwiderte ein Mönch. „Zuviel der Klingen hoben sich in einem Augenblicke!“

„Begrabet ihn feierlich und würdig!“ sprach der Markgraf. „Ich will ihm eine Seelenmesse stiften! Ich weiß: sie haben gestern auf dem Feld zu Heinersdorf und Tempelberg mich meiner Lande losgesprochen; — noch aber bin ich Herr! Ich schenke Euch, ehrwürdige Brüder, meinen Hof zu Kliestow; — betet für die Ruhe des Erschlagenen! Und Ihr, gebannte Freunde, — auch uns thut not zu beten! Meine Boten melden, daß die Feinde anziehen; — bitten wir in Demut unsern Gott, daß er uns nicht verlasse!“

„In tenebris!“*) sprach der Guardian der Franziskaner.

Die Mönche samt den bayrischen Herren knieten neben dem erschlagenen Franziskaner nieder. Einer der Brüder, welcher oben vor der Orgel auf der Empore saß, intonierte den Bußpsalm: „De profundis clamavi ad te, domine!“**) und die bayrischen Herren hielten ein stilles Gebet. Dann stülpte Ludwig den stählernen Helm wieder auf das braungelockte Haupt. „Nachdem wir Gottes Frieden uns erbeten haben“, sprach er, sich erhebend, — „jetzt wieder zu den Außenwerken! Wie mich dünkt, wird's heut' für uns ein heißer Tag! „In tenebris!“ — In Not und Dunkel! So hat der würdige Bruder uns gesagt! Nie aber strahlt des Mannes Mut, des Ritters edle Treue heller, als wenn das Dunkel tiefen Unglücks ihn umfängt!“

„In tenebris!“ wiederholte der Kriegshauptmann Albrecht Wolf-

*) In tiefster Not!

**) Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir!

stein. „Ich denke: man singt auch wohl das „Miserere“ heut' noch manchem unter uns!“ —

Es schwebte an diesem Tage etwas in der Luft — ein Etwas, jenen düst'ren Wolken sommerlicher Tage vergleichbar, welche über und über mit Wetterstoff geladen sind und denen es jedes Kindes Auge ansieht, daß es nur noch eine kleine Weile währen kann, bis der Blitzstrahl verderbenbringend aus ihnen auf die bange Erde herabfährt. Es war eine Totenstille, welche über der Stadt lagerte. Auch nicht eine einzige Glocke schlug an und bezeichnete die Stunden. Die Straßen Frankfurts waren menschenleer. Einförmiges Grau bedeckte rings den Himmel, und früher schon, als gewöhnlich, schien die Dämmerung hereinzubrechen. Und wie sie nun gekommen war, da glänzte nur in wenigen Häusern der Stadt die freundliche Flamme einer von der Decke herabhängenden Ampel oder das gastliche Feuer eines Kamins.

Aus einem Gebäude der oberen Stadt aber, unfern von St. Marien, schimmerte Licht. Es war das Haus des Frankfurter Kalands, einer jener schon oben erwähnten mittelalterlichen Gesellschaften, welche sowohl zur Förderung des religiösen Lebens, wie zur Pflege edlerer Geselligkeit bestimmt waren, und welche sich allmählich über alle märkischen Städte ausgebreitet hatten. An einem der drei ersten Abende eines jeden Monats pflegten dieselben ihre festlichen Versammlungen abzuhalten. Auch Frauen, denen sonst in jener Zeit fast jeder gesellige Verkehr versagt war, fanden offenen Zutritt zu diesen Vereinigungen. So hatte sich auch am Abend jenes verhängnisvollen 3. Oktober 1348 eine zahlreiche Gesellschaft aus den vornehmsten Familien der Stadt im Kalandshause zusammengefunden, Patricier und ernste Kaufherren mit nonnenhaft verschleierten Frauen, Vorsteher der Zünfte, sowie Priester, welche des römischen Bannes nicht achteten.

„Tröste Euch Gott!“ so sprach der Altbürger von Niemegk zu einer grauweiß*) gekleideten Matrone, welche durch die eichene, mit dem Bilde des leidenden Heilandes geschmückte Thür des Gemaches eingetreten war. „Tröste Euch Gott, geliebte Schwester!“ — Die greise Frau indessen weinte still vor sich hin. — Der Patricier legte die Hand auf ihre Schulter. „Er hat ein Ende gefunden, preiswert, wie nur ein Held, der wilde Belkow!“ fuhr Herr Nikolaus von Niemegk fort. „Wie

*) Altdeutsche Farbe der Trauer.

beneidenswert ist eine Mutter, welche das von ihrem Sohne sagen darf! Und wenn Ihr etwa daran denkt, daß nun jedwede Stütze Euch genommen ist: erinnert Euch dann auch daran, daß noch der alte Niemegk lebt! Der wird fürwahr des Hauses nicht vergessen, in welches er dereinst als elternlose Waise aufgenommen — in welchem er erzogen worden ist!"

Die Matrone führte den langen, weißen Trauerschleier an ihr Auge. „Er hatte heißes, wildes Blut, aber ein edles Herz — mein Ein und Alles!" sprach sie dann mit fast erstickter Stimme. „Wenn eins mich tröstet, so ist es der Gedanke, daß manche Schuld getilgt wird durch so edlen Tod!"

Das Schluchzen der Frau von Belkow mußte in der Versammlung wohl manchen Widerhall finden; es wurden viele Augen feucht. „In tenebris!" murmelte der alte Niemegk. Jetzt aber trat der Dekan des Kalands, das Haupt der Versammlung, ein. Auch er war ein Priester von Frankfurt, aber ein Ghibellin, der Kirchherr von St. Nikolas. Nur spärliches, silbernes Haar deckte das edle Haupt; sein Auge aber blickte hell und freudig auf die Versammlung. Er trat an das Ende des Tisches und eröffnete nach alter Sitte den Kaland, indem er den Becher von edlem Metalle erhob und mit feierlicher Stimme den Versammelten seinen Gruß zurief. Noch ist eins dieser alten Kalandslieder aus dem 14. Jahrhundert vorhanden. Es hebt mit den Worten an:

„Die Gottesminne bring' ich euch! —
Es grüßt euch Christ, an Gnaden reich,
Es grüßt der Herr der Ehren!
Die unserm Meister fremde sind,
Die sind mit seh'nden Augen blind;
Die heißen Kind' der Erden.
Wer aber Gottes Erb' gewann,
Die Lieb', die nimmer wanken kann,
Des Lob muß ewig währen!"

Mit diesem Gruße war der Kaland eröffnet. Jener Kelch, welchen diese Gesellschaften auch in ihrem Gildesiegel führten — vielleicht als einen Ersatz für jenen heilbringenden Becher, welchen die mittelalterliche Kirche bereits vor mehreren Jahrhunderten den Gläubigen entzogen hatte, — machte die Runde. Dann setzten sich die Versammelten an die Tische, welche mit Speise und Trank reichlich, doch nicht verschwenderisch versehen waren.

Es war ein stilles Kalandsmahl. War's der Eindruck der religiösen Feierlichkeit, mit welcher die Versammlung eröffnet worden war, welcher noch nachwirkte? Waren's die schweren Besorgnisse, welche auf der Brust jedes Einzelnen ruhten, welche kaum etwas mehr als ein einsilbig Gespräch aufkommen ließen? Nur bei einem Gegenstande wurde man freier. Da leuchteten die Augen; — da wurden die Lippen beredt; gleich als hätte edler Wein sie gelöst. „Der Markgraf!" klang's hinüber und herüber, und die Gläser wurden aufgehoben. Was war er für ein gnädiger und leutseliger Herr geworden, so ganz — ganz anders als in früheren Jahren! Sein zorniger Mut, sein rasches, hastiges Wesen — das alles war verschwunden. Er hatte gewonnen an Milde und an Klarheit. „Blut verbindet!" so hatte er auf dem offenen Markte der Stadt zu den Viergewerken gesprochen. „Das Eure ist für mich geflossen! Nie werd' ich's Euch vergessen! Dank aber erwartet erst von kommenden und von glücklichen, von friedereichen Tagen!"

An dem einen Ende des Tisches, unter einem Muttergottesbild, welches mit Herbstesblumen in anspruchsloser, herzanmutender Weise geschmückt war, saß die Beguine Katharina. Wie strahlte ihr Auge, wenn die Edelsten der Bürger in lobender Weise von dem Manne sprachen, welchen ihre Seele einst so heiß geliebt hatte! Indessen äußerte sie kaum ein Wort. In Trauerkleidern weilte der Goldschmied Bruno neben ihr. Die Arme über der Brust gekreuzt, starrte er hin auf den goldenen Wein, welcher den funkelnden Becher vor ihm erfüllte. Oft hob sich seine Brust wie in stillem, aller Welt verborgenem Kampfe. Die Schwester aber hörte sie wohl, die tieftraurigen Worte, welche dann und wann über seine Lippen drangen — Worte, wie: „Er hat vollendet — mein armer, armer Sohn! — Nie wieder wird seine Blüte, seine Schönheit, seine Stärke einen Ruf der Freude mir entlocken! Er ist dahin! — O Gott!"

Jetzt erklangen, wie es bei den Mahlzeiten des Kalands Sitte war, deutsche Gesänge, welche das Lob der Heiligen, besonders der Jungfrau Maria, das Gedenken an den Tod und schlichte Mahnungen zu christlicher Zucht und Sitte enthielten. Nur eins von diesen Liedern ist, wie oben erwähnt, uns aufbewahrt geblieben; dasselbe wurde nun zu Frankfurt im Hause der Kalandsbrüder und Kalandsschwestern zu Ende gesungen. Mild klang es wohl dem vorüberziehenden Manne auch nach draußen zu:

„Und dann in der schwersten Stund',
Wann ich bin zu Tode wund,
Denke mein, Maria!
Stern, ob allen Meeren klar,
Du Barmherz'ge, — wunderbar
Stärke mich, Maria!
Ja, Du Holde, läßt mich nicht! —
Welche Glorie, welches Licht! —
Habe Dank, Maria!" —

Über Tisch wurden von dem Kalande zu Frankfurt Wohlthaten an Arme ausgeteilt, Spenden an Bier, Brot und Geld; — so wollten es die Statuten der Gesellschaft. — „Ihr seid so bleich!" sagte plötzlich ein Bürger, ein Hokemann, zur Nonne Katharina. „Sagt, was bedrückt Euch?" — „Ich ringe nach Luft und finde sie nicht!" erwiderte die Gefragte. „Es lastet auf mir wie mit bleierner Schwere! Vielleicht sind es die Herbstesnebel, welche meinen Sinn umfangen haben — vielleicht der Hauch der Odersümpfe! Manchmal indessen will es mich gemahnen, als sei's der Atem der Verwesung, der aus verschütteten Gräbern hervorgestiegen sei und meine Stirne küsse, um auch mich zur Todesbraut zu weihen!"

„Genießet nur ein weniges von diesem edlen Wein, so wird Euch besser werden, liebe Schwester!" sprach der Tischgenoß der Begnine.

Sie setzte den silbernen Becher an ihre bleichen Lippen; aber ein heftiges Frösteln überfiel sie. Dann schauderte sie, und ihre Hand zitterte; die Tropfen des blutroten Getränkes sprühten rings umher. Noch aber faßte sie sich.

„Hatte nicht Markgraf Ludwig versprochen, dem Kalande beizuwohnen?" fragte sie dann.

„Gewiß, er kommt; — er ist ja ein Mitglied unserer Brüderschaft!" antwortete der Zunftmeister, welcher auf der anderen Seite des Tisches der Begnine gegenüber saß. „Doch Ihr erbleichet mehr und mehr! Begehret Ihr der Ruhe, fromme Frau?"

„O, nennt mich nimmer fromm!" sprach die Begnine. „Die ärmste bin ich unter allen armen Sünderinnen! Verirrt — verloren!"

Der schöne, bleiche Kopf sank auf die Schulter; ihre Hand faßte nach dem Herzen; große Tropfen Schweißes traten auf der leuchtend weißen Stirn hervor. Jetzt noch ein leiser Schrei des Weh's; dann sank sie ohnmächtig zu Boden.

„Um Gottes willen, armes Weib, beherrsche Dich!“ rief ihr der Goldschmied Bruno zu. „Es ist fürwahr des Leides ein gerüttelt und geschüttelt Maß schon über uns gekommen!“ — Dann beugte er sich nieder und umfaßte sie, um sie zu sich empor zu ziehen. Als er indes der Beguine Leib berührte, legte sich eine Hand auf seine Schulter. Ein wohlerfahrener Doktor der Arzneikunst, Meister Eberhard, er war's, der ihn zurückzuhalten suchte.

„Um Gottes willen, Bruno!“ sprach derselbe. „Erblickst Du nicht die dunklen Flecke auf der Stirn — den Wangen? Es ist das Schrecklichste, was uns noch treffen konnte!“ Dann erhob der Magister seine Stimme: „Wer unter uns dem Tode nicht ins Auge blicken kann, der meide dies Gemach!“ — So sprach er feierlich. „Die Geißel Gottes, des Allmächtigen, straft uns hart! Es ist der schwarze Tod, es ist die Pest, die nun auch unter uns getreten ist!“

Da wichen sie zurück, auch die starken Männer; auch Bruno ließ die Schwester. Wehklagend entwichen die Frauen vom St. Marien-Kalande. „Gnade uns Gott! Das ist der Fluch des hingemordeten Mönches! Die Strafen Gottes kommen schnell! Weh' uns!“ — So wirre Rufe konnte man vernehmen. Und jetzt traten sie ein — die erwarteten bayrischen Herren, der Markgraf und mehrere seiner ritterlichen Freunde!

Der gerüstete Mann — in Stahl gekleidet, wie er eben von der Mauer gekommen sein mochte — beugte sich zu der Beguine Katharina nieder. „Ludwig, Geliebtester, Dank Dir, daß Du kommst — zu meinem Tode!“ so flüsterte sie matt. Er hob sie mit den stahlbewehrten Armen auf. „Ist das Euer Heldentum?“ rief der Landesfürst den Umstehenden zu. „Fürchtet Ihr so den Tod? Wie thöricht handeln alle, die ihm nicht mit kühnem Mute ins hohle Auge blicken! Wie arm und elend ist dies Leben! Vielleicht nur wenige Augenblicke noch, und auch wir sind zu Ende mit aller Hoffnung — aller Furcht! Noch aber helfet mir, dies Leben zu erretten! Mir lag einst mehr an diesem heißen Herzen, als an dem Lande Bayern und der Mark! Vor allem übe hier ein Arzt die schwere Kunst!

Auf den gebietenden Blick des Fürsten trat der Magister Eberhard wieder herzu; er kniete, die Sonde in der Hand, neben der bleichen, schönen Frau hin, welche die Lider wiederum geschlossen hatte. Nach einem Augenblick aber stand der Arzt schon wieder auf; er schüttelte



Der erste Gruß des „schwarzen Todes".

das Haupt. Da riß der Markgraf wild sein Helmband los; die schwere Eisenhaube rollte nieder auf die steinernen Fliesen der Kalandstube; er kniete zu der Sterbenden hin und bedeckte ihre Stirn mit heißen Küssen. Niemand war mehr in dem Gemache als der Goldschmied Bruno, jener Arzt und noch ein Priester.

„Dein Alles hab' ich Dir geraubt: Deinen Frieden, Deine Ruhe, Dein häuslich Glück, Dein Leben und Deine Seligkeit!" rief der Markgraf, sich anklagend, in wilder Leidenschaftlichkeit aus. „Es ist ein schuldiges, vernichtet' Leben, das ich noch zu führen habe!"

Da schlug die Beguine noch einmal das Auge auf und sprach sanft: „O nein, Geliebtester! Die Seligkeit ist mein! In frohen, sonnigen Tagen hab' ich sie an Deiner Brust empfunden, und jetzt weht's mir wieder zu wie ein Gruß aus jener unvergeßlich schönen Zeit! O nein — die Seligkeit — sie konntest Du mir nimmer rauben! Verloren und vereinsamt, hab' ich sie empfunden, indem ich das Gesetz der Liebe zu erfüllen suchte, wie es die rechte Kirche vorschreibt. Ich suchte treu zu sein als Beguine! Und jetzt — wie klingt und singt und rauscht es um mich her! O, welch wonniges Emporschweben — selbst aus Deinen Armen, mein geliebter Herr!"

Der Markgraf küßte wild ihre bleichen Lippen; aber sie hatte bereits zu atmen aufgehört, die Reuerin, in deren fröhlich emporblühendes Leben der jugendliche Mann dereinst den ersten Tropfen Gift geträufelt hatte. Umsonst versuchte der Meister Eberhard den Fürsten von der Leiche zu ziehen; der Markgraf Ludwig war wie gebannt an diese Stätte. Endlich machte der Arzt den Fürsten auf jene dunklen Blutstropfen aufmerksam, welche bereits unter den geschlossenen Augenlidern hervordrangen; Ludwig küßte sie hinweg.

„Ihr sauget selbst den Keim des Todes in Euch ein, mein hoher Herr!" sprach warnend der Gelehrte.

„O, daß ich jetzt hier sterben dürfte — hier zur Seite dieses Weibes, welches ich so unglücklich gemacht!" rief der Markgraf in seiner Leidenschaft aus. „Hier, Bruno", fuhr er dann fort, „hier ist mein Schwert! Nimm Du den tödlichen Stahl und stoße ihn dem Schuldbeladenen durch das Herz, das doch die Ruhe nimmer finden kann! O sie ist tot! Zum zweiten Mal verlor ich sie!"

„Klagt nicht um sie!" sprach da der Goldschmied Bruno mit der vollen Würde tiefsten Unglückes. „Es ist ein unvergänglich Erbe, das

sie gewonnen hat! Vor wen'gen Tagen durfte ich's ja zu Euch sagen, daß man die Beguine Katharina einen Engel der Armen nannte. Das ist sie nun gewesen! Aber eine Fürbitterin wird sie sein auch allen denen, die an ihr gefehlt haben! Richtet Euch auf, Herr Ludwig, — klagt nicht um sie! Auch das letzte, was Bruno, der Goldschmied, Euch noch spenden kann, Ihr sollt es haben: es ist das Herzblut eines treuen Mannes!"

Der Markgraf schien die Worte nicht mehr zu vernehmen. Da klang es her von jenen Wällen, welchen das Kalandshaus seinen zackigen Giebel zukehrte, — her wie ein wüster Waffenlärm. „Erhebet Euch, Herr Ludwig!" rief Bruno der Goldschmied. „Das ist gewiß nicht der Wille der Entschlafenen, daß Ihr die Mark verliert in Eurer Trauer! O höret nur, — die Stadt ist in Gefahr!"

Ludwig war aus dem Zimmer gestürzt; Reisige und Stadtknechte, welche nach der Mauer eilten, kamen ihm bereits entgegen. Was war das für eine Nacht! Jetzt tönten die Trompeten hier, — jetzt dort! Im Fackelscheine leuchteten die hohen Mauertürme wie blutüberströmte Altarsteine, welche von dem Schimmer heiligen Feuers erhellt sind. Bald hatte Ludwig eine größere Schar von Mannschaften um sich versammelt. „Wo greifen sie am wildesten an?" fragte er die Männer. „Oben bei dem alten Turme, unfern des Gubener Thores!" So lautete die Antwort. „Auf denn! dorthin!" rief der Markgraf. „Heut' Brandenburg im Siege oder nimmermehr!"

Als die Krieger zu der bedrohten Stelle der Stadtmauer kamen, fanden sie das schwierigste der Arbeit bereits gethan. Kein anderer Mann als Herr Henning der Rote von Wedell hatte hier die Wacht gehabt, und daß der vielgetreue Ritter nicht schlief, wo es zu wachen galt, das wußte jedermann. Trotzdem hatten die Feinde gerade seinen Posten angegriffen; es mußte ihnen keine Kundschaft darüber zugekommen sein, daß diese Mauern also gut bewahrt waren! Henning, der Rote, aber hatte den Angriff wohl bemerkt. Er gebot den Söldnern, welche auf der inneren Brustwehr der Feldsteinmauer Frankfurts standen, Totenstille. Die Lützelburger kamen nah heran; sie setzten siegesfroh die Leitern an; der rote Henning rührte sich noch nicht. „Horsa für Anhalt!" rief bereits ein Ritter, welcher als der Erste und der Kühnste die Sturmleiter hinaufgestiegen war. Schon wollte er den Fuß auf die zackige Zinne des Mauerturmes setzen, da packte eine eherne Faust den

gerüsteten Mann an der Halsberge und schleuderte ihn auf die unten am Wallgraben harrende Mannschaft herab. Die Mauer wurde jetzt erhellt von Fackelschein. „Ein prächtig Stücklein!" sprach Herr Friedrich von Lochen. „Das wird man rühmen noch in fernen Tagen, Henning, wie nachdrücklich Du tapferer Mann dem naseweisen Burschen da den Weg gezeigt hast! Also weiter!"

„Die Schurken haben mir des Herzeleides allzu viel gethan!" rief Henning von Wedell. „Ich warte meines Rächeramtes! Zu viel des edlen Blutes ist vergossen, das ich niemals vergessen kann!"

Als der Feind die treffliche Besetzung der Mauern Frankfurts inne ward, riefen seine Trompeten zurück. Bald aber näherten sich die Leute des Markgrafen Woldemar wiederum dem Graben; sie hatten augenscheinlich Material herbeigeschafft, um denselben zu überbrücken. Kühn und unerschrocken drangen die Lützelburger vor; die Wolken von Pfeilen, welche ihnen entgegengesendet wurden, zwangen sie indessen zum Zurückweichen. Die Wut des Angriffes legte sich allmählich; die Feinde mochten eingesehen haben, daß die Mauer an dieser Stätte nimmer zu ersteigen war! —

Die alten, ehrwürdigen Festungswerke von Frankfurt an der Oder sind heut' zu blühenden Gartenanlagen umgeschaffen worden. Zur holden Frühlingszeit erblüht und duftet dort der Flieder; die Nachtigallen lassen ihren Sang, ihre sehnenden, um Liebe flehenden Töne, in lauschiger Sommernacht dort erklingen; — ja grade dort, wo einst die Türme und die sechs Fuß starken Mauern standen! Lang' vermodert sind die Gebeine derer, die einst in jenem Schreckensjahre 1348 gegen diese Mauern stürmten oder die vielgetreue Stadt verteidigten; — verraucht, verweht ist jenes Heldenblut, welches damals die Fundamente dieser gewaltigen Mauern reich genetzt hat. Kundbar aber ist doch noch die Stätte! —

Matt bis zum Tode, stiegen, nachdem der Angriff abgeschlagen war, die Belagerten von der Mauer herab. Sorgfältig waren die Wachen nach überall hin verteilt worden; — man wußte ja noch nicht, ob Kaiser Karl nicht einen zweiten Angriff plante!

Jetzt saßen sie um des roten Feuers Rand, die kampfesmüden Männer, — Henning von Wedell das graue Haupt gegen das kalte, feuchte Mauerwerk der Stadtbefestigung gelehnt. Wer hätte sprechen sollen? Sie hatten allzu viel zu sorgen und zu denken, diese Gebannten

und Geächteten! Bethke von der Osten trocknete mit einem Tuch das Blut ab, das von seiner Stirne reichlich über sein Antlitz niederlief. Ein Bolzen hatte ihn getroffen, hatte ihm jedoch nur leicht das Fleisch geritzt. „Bethke, — wäre der von vorn gekommen, Du wärst ein stiller Mann!“ So sagte Henning von Mörner zu dem Verwundeten. „Mir alles recht!“ erwiderte der Ritter. „Ich möchte schlafen, Henning! — Ich bin müde!“

In seltener Pracht leuchtete über den bayrischen Rittern der Himmel, angethan mit dem wunderbaren Sternenmantel der Oktobernacht. Und doch war's unheimlich hier. „Wenn da oben noch ein Gott wohnt“, sprach Konrad Strantz, „so muß uns Hilfe werden! Wir alle hier, was haben wir gethan, daß wir nun also dulden müssen! Ist denn wirklich dieser Mönche Fluch so wirksam?“

„Nur ein Ende seh' ich, das wir bald erreichen! Zu fallen gilt's mit Ehren!“ — Es war ein Burgsdorf, der die Worte sprach! —

„Ich verzweifle nicht!“ rief Peter Petersdorf. „Es kann sich bis zum Morgen vieles ändern!“

„Stulte, qui*) speres!“ brummte Ritter Albrecht Wolffstein in den schwarzen Bart.

Da erklangen auf einmal die Glocken der Stadt, — voll, — hoch und tief von allen Türmen! Was war das? Lag dieses Frankfurt nicht in Bann und Acht? War nicht die heil'ge Stätte selbst befleckt, geschändet durch den Mord des Priesters, durch eins der ungeheuerlichsten, der schwärzesten Verbrechen, welche je in einer christlichen Stadt begangen worden waren? Mußten darum nicht die Glocken schweigen?

„Was soll der Klang?“ fragte Friedrich von Lochen.

„Es muß wohl irgendwo ein Feuer ausgebrochen sein!“ erwiderte Herr Bethke von der Osten. „Laßt einige von uns zur Stadt sich begeben; unsere Mauern scheinen mir aufs beste ja besetzt!“

Zwei Ritter erhoben sich und schritten jenen schmalen Gäßchen zu, welche zu der Oberstadt hinaufführten. Dort trafen sie auf Volksmassen, welche augenscheinlich sich in wildester Erregung befanden. Die Menge wälzte sich den Priesterhöfen zu, welche die Kirche zu St. Nikolaus und das unvollendete Gotteshaus zu St. Marien umgaben. „Tod den Pfaffen! Tod den Knechten Roms, deren Tücke unergründlich ist!“ —

*) „Du bist ein Thor, wenn Du noch hoffst!“

So erklangen die Rufe maßloser Wut. Heulend antwortete es aus der Menge; schon waren die Steine erhoben, um in die Fenster der Kurien geworfen zu werden. Da erschien der Markgraf selbst auf dem Platze zwischen jenen beiden Kirchen; er hatte Fackelreiter neben sich, damit man ihn erkennen möchte; — er winkte Ruhe.

„Wir haben's denen draußen nun bewiesen, daß wir sie nimmer fürchten!" So rief Ludwig. „Lasset für heut' die Priester! Entsetzliches hab' ich Euch weiter mitzuteilen! Hört's: ‚Der schwarze Tod ist mitten unter uns!'"

Eine atemlose Stille folgte den Worten des Fürsten. Dann aber brach es los, grauenhaftes Wutgeheul, vermischt mit Tönen tiefen, herzzerreißenden Weh's. Ludwig aber sprach mit fester Stimme:

„Klaget nicht! Der schwarze Tod ist nimmermehr unser Verderber! Ein Erlöser ist er uns und Befreier! Wenn hier drinnen die Opfer fallen: glaubt Ihr, daß diese Geißel Gottes jene Männer schonen wird, die draußen lagern?" —

Der Markgraf sah's, wie die Wogen der Erregung sich glätteten. „Wir sind Verzweifelte!" so fuhr er fort. „Von allen Gütern dieses Lebens ist uns nichts geblieben, als die Ehre und das Leben! Laßt uns die Kräfte, welche wir noch haben, nur noch dazu nutzen, daß wir der Ehre hohes Gut verteidigen! Furcht und Schrecken haben ihre Macht verloren über Krieger, welche sterben wollen! Alles Unheil, das uns kommt, soll uns eins nicht rauben: unsern Mannesmut! Dunkel liegt um uns! Nun, um so heller leuchte Eure Treue!"

Begeisterte Zurufe klangen dem Markgrafen entgegen aus der soeben noch von Todesschrecken überfallenen Menge.

Ludwig fuhr fort: „Wir haben sie zurückgeschlagen; sie haben unseres Armes Wucht gefühlt; sie wissen, daß noch Treue wacht zu Frankfurt! Wohl sind wir todesmatt und müde! Aber meine Seele dürstet nach dem Kampfe, und mein Herz verlangt's mit Sehnen, daß der Sturm der Brust sich stille im Gewühl des Streits!"

„Ja, hoher Fürst und Herr! Öffnet die Thore, — ihnen nach!" So klang es aus der Menge. „Heut', in dieser Nacht des Schreckens, warten sie auf keinen Angriff mehr! Öffnet die Thore, — fallen wir sie an; — gewinnen wir uns Licht und Luft!" —

Es wäre ein vergebliches Mühen gewesen, die kriegerische Begeisterung und den finstern Ingrimm der Bürger von Frankfurt dämpfen zu

wollen. Wer Gut und Blut so auf dem Spiele stehen sieht, wie diese Männer, wer so den Fluch des Himmels über sich und das Verderben vor sich weiß, bei dem muß wohl der Haß zu jenem wilden Feuer auflodern, welches jeder Anstrengung, dasselbe zu ersticken, spottet! Friedrich von Lochen und Herr Bethke von der Osten mochten das Mißliche und Gefährliche eines nächtlichen Angriffs bedenken; sie schüttelten die ernsten, noch mit den Helmen geschmückten Häupter; aber sie versuchten keinen Widerspruch gegen den Befehl des Fürsten. In wenigen Augenblicken schon waren die Bürger von Frankfurt gerüstet; unter der Führung ihrer Hauptleute standen sie am Lebuser Thore.

Es war ein unheimlicher Auszug. Das Fackellicht flatterte hin und her an den düsteren, ärmlichen Häusern der engen Straße, durch welche die bayrischen Ritter dem Thore zueilten. Draußen auf dem freien Felde mußten die Fackeln ausgelöscht werden. „In tenebris!“ murmelte Ludwig vor sich hin, als der letzte, glutrote Schein verschwand. —

Auf dem Turme von St. Nikolai wartete der Wächter seines Amtes. Von seinem luftigen Sitze aus hatte er's erblickt, wie ein Licht nach dem anderen erloschen war. Dunkel und düster lag ihm nun das unglückliche Frankfurt zu Füßen. Der Oktobersturm brauste über die spitzen Giebel der Häuser hin; heulend fuhr er durch die Linden des Kirchhofes; — er rüttelte an den Fenstern, an dem Eisenwerk des Turmhelmes und den hölzernen Gittern seiner Öffnungen. Durch diese wilden Töne aber klang's zugleich wie ein leises Wimmern von dem Dache der Franziskanerkirche her. Es war das Läuten der Pest- und Todesglocke. Als endlich draußen die letzte Fackel erlosch, schwieg auch die Glocke der Minoriten. Aber die Geister des Herbstessturmes, — sie blieben wach!

Elftes Kapitel.

Im Dorfe Wulkow.

Nachdem der Sturm auf Frankfurt zurückgewiesen war, hatten die Truppen der Lützelburger wieder ihre alten Lagerstätten bezogen. Nicht gar weit ab von der Oderstadt, im Nordwesten derselben, liegt ein Dörflein, Namens Wulkow. Es ist nur eine ärmliche Ansiedelung heut'

und ärmlicher noch war der rüsternumrauschte Ort in jenem Jahre 1348. Aber doch stand in der Mitte desselben, der Kirche gegenüber aus Fachwerk aufgeführt, ein altes Herrenhaus, freilich nur noch Trümmer aufweisend. Das war der Stammsitz jenes wackeren Vogts von Wulkow, welcher einst in dem Unglücksjahre 1325 die Landleute aus den Odergegenden zu den Waffen aufgeboten hatte, um mit ihnen das Schloß des Lebuser Bischofs zu Göritz zu erstürmen und zu brechen, weil der Kirchenfürst die wilden Horden der Litauer und Reußen gegen die Dynastie der Wittelsbacher in die Mark gerufen hatte. Nachmals hatten die Vasallen des Bischofs die Veste der Wulkows umlagert und bestürmt. Wohl hatte sich der Ritter Erich von Wulkow lange Tage mit bewundernswerter Tapferkeit in dem alten Sitze seiner Väter gehalten; endlich aber sah er sich doch gezwungen, sein Erbhaus den Bischöfen zu überlassen. Von Ergebung wollte dieser tapfere Ghibellin nichts wissen; er brach mit seinen Knechten aus und schlug sich durch in ritterlichem Kampfe. Die Reisigen des Bischofs aber zerstörten das feste Schloß ihres grimmigsten Feindes. So war es denn gekommen, daß den Türmen des alten Gebäudes die Dächer fehlten, daß die Fenstergitter herausgerissen waren oder, noch halb in ihren Angeln hängend, im Winde stöhnten und ächzten, daß der Vorhof des Gemäuers mit Sträuchern und Unkraut dicht bewachsen war. Dennoch, — so wüst die Stätte nunmehr auch erschien, — immerhin wachte sich's auf ihr noch besser, als auf dem freien Felde, über welches wild der Sturmwind dahinbrauste. So dachten jene Krieger auch, welche in der Nacht vom 3. zum 4. Oktober in dem verfallenen Herrenhause zu Wulkow ihr Quartier aufgeschlagen hatten.

Es war um Mitternacht. Durch die offenen Fensterräume schimmerte der Schein der Feuer, welche die Ritter und die Knechte sich zur Abwehr der Kälte unten auf dem Lehmboden der Halle des alten Wulkowschen Edelsitzes angezündet hatten, in die düstere, sturmdurchtoste Nacht hinaus. Drinnen lagerten sie auf den Strohbündeln, die Streiter Woldemars von Brandenburg, des wiedererstandenen Markgrafen, welche aus den westlicheren Teilen der märkischen Lande zu seinen Fahnen geeilt waren. An dem zerschlagenen Kamine aber lehnte er selbst, der schöne, hohe Greis in voller Rüstung. Es schien, als wollte er den Schlummer seiner Getreuen überwachen. Ihm zur Seite saß ein Ritter mit gleichfalls schon ergrautem Haare. Neben diesem Kriegsmanne

stand die Lanze, welche in ihrem roten Fähnlein einen weißen Adler zeigte: das Wappenbild des gräflichen Hauses von Lindow und Ruppin.

So still es in der wüsten Halle war, so wild mochte der Sturm der Gedanken den Geist des wieder zu Lande gekommenen Markgrafen durchwogen. Man sah es diesem edlen Antlitze an, daß schwere Sorge die Brust des Fürsten erfüllte, welcher gekommen war, sein Erbe zurückzufordern. Jetzt aber richtete er sich wieder auf, wie ein ernster Mann und wie ein kämpfender Fürst; ein männlich schöner Zug fester Entschlossenheit lag auf seinem Antlitz und umzog die bleichen, schmalen Lippen.

„Graf Ulrich“, so begann er jetzt; „sie ruhen alle dort jetzt aus nach des Kampfes Mühen! Niemand hört uns! Sagt Ihr mir, was Ihr denkt und hofft!“

„Ihr fragt mich viel zu gleicher Zeit!“ erwiderte der Ritter. „Aber sehet, gnäd’ger Herr, — ’s denkt sich nichts Gutes in der Sturmesnacht des Herbstes, und es hofft sich auch nicht viel nach einem abgeschlag’nen Angriff!“

„Wir müssen siegen, müssen diesem Lande helfen, dieser teuren Mark, die, mit dem Blute edler Helden einst gegründet, ein Kleinod bleiben soll in Deutschlands Krone allezeit!“

„Sie wollen sich nicht helfen lassen; es sind verstockte Ketzer! So meinen Mönch’ und Pfaffen!“ antwortete Graf Ulrich.

„Diese eine Stadt!“

„Viel gelten wen’ge Männer in so schweren Tagen!“

„Sie haben ihres Eides gegen mich vergessen! Um die Treue aber, die sie ihm jetzt halten, möcht’ ich jenen Ludwig wohl beneiden!“

„Mein Fürst und Herr, — es rächt sich alte Schuld!“

„Herr Graf, — Ihr denkt der meinen?“

„Sicher, edler Herr! — Darf ich Euch heut’ ein ernstes Wort zurufen?“

„Nimmer verschloß sich Eurer Rede noch mein Ohr! — Man nennt Euch hier zu Land’ den guten Grafen! Sie singen und sagen, daß Ihr ein Vater Eurer Unterthanen seid! Sprecht mir das Urteil!“

„Höret denn mein Wort, mein Fürst!“ entgegnete der Graf in feierlichem Ernste. „Ja! Ich glaub’s: Ihr seid der rechte Markgraf; sonst wär’ ich nimmermehr zu Euch gekommen! Ich kann nicht denken, daß Ihr uns getäuscht habt! Nein, es kann nicht sein! Ihr wisset all’ die dunklen, schweren Dinge, die auf dem Herzen des verschollenen

Fürsten ruhten; ja, Ihr gabt mir Zeugnis von den Kümmernissen, die ihn quälten, und Ihr tragt den Ring, den ich an seinem Finger sah! Nicht darf ich also Eure Hoheit tadeln, daß Ihr gekommen seid, um Land und Leute endlich frei zu machen von den Bayern! Sehet, ich selber hasse sie! Was ist aus meinem edlen Vaterland geworden, seitdem der Markgraf Ludwig hier das Scepter führt! — Und dennoch muß ich Eins Euch zurufen! — Herr Markgraf, Ihr thatet übel, da Ihr Euer Land verließet! Verlangt der Lehnsherr treue Lehensfolge, so soll er selbst auch treu erfunden werden! Mit Fug und Recht vermögen die Wittelsbacher Euch zu sagen, daß Ihr selbst des Fürstenhutes Euch begeben habt, da Ihr die Mark verließet! Wären sie ein anderes Geschlecht, die Bayern, — hätten sie getreulich ihre Pflicht erfüllt an diesem edlen Lande: nie und nimmer hätte sich ein märkisch Schwert für Euch erhoben! Wer also ist die Ursach' dieses Krieges, dieses thränenvollen Kampfes? Mein Markgraf Woldemar, Ihr seid's allein!"

Der Fürst zürnte dem kühnen Redner nicht; er schwieg.

Ulrich von Lindow jedoch fuhr fort: „Jetzt aber stehen wir mitten in des Streites Drang! Wir müssen hindurch! Die Fremden müssen aus dem Lande! — Was aber dann, mein Markgraf? Schwere Zeiten seh' ich kommen. Ihr seid ein greiser Mann; — Euch fehlt ein Leibeserbe! Gnade Gott der guten Brandenburger Mark! Hört, — ich sag's Euch; — wie die Wölfe werden sie einbrechen in das herrenlose Land, wenn Ihr zu Euren Vätern einst versammelt seid! Die Ballenstädter drüben aus dem Sachsenlande aber, die wollen wir Märker nicht; sie zählen nicht zu uns! O daß der gütige und ew'ge Wille, der die Welt regiert, dem armen Lande an der Elbe und der Oder, an der Spree und an der Havel endlich einmal Fürsten schenkte, fromm und tapfer, stark und weise; doch vor allem: fest und treu!"

Noch immer schwieg der Markgraf.

„Doch hinweg mit dem, was geschehen und was nicht mehr zu ändern ist!" fuhr Ulrich fort. „Eine Pflicht nur haben wir: das ist der Kampf! Ihn aber laßt uns nun mit Nachdruck führen! Ja, die Fremden müssen aus dem Lande! Nur diese Stützen haben sie im Lande: dies Frankfurt und des Oberlandes Adel! Wir sind mächtiger als sie! Drum laßt uns kämpfen jetzt mit voller Thatkraft, daß der Streit ein End' gewinne! Dann aber, Markgraf Woldemar, nützet jede

Stunde! Es giebt mehr der Wunden hier zu heilen, als wir denken, als wir ahnen!"

Ein heftiger Windstoß rüttelte und schüttelte wiederum an dem wüsten und ungastlichen Hause. Der Graf von Lindow war ans Fenster getreten; er blickte in die dunkle Nacht hinaus. Jetzt ward es still; der Sturm schwieg, und in dem Feuer knisterten die Scheite.

„Rücket Ihr morgen vor, mein Markgraf?"

„Ja, ich thu's! Dies Frankfurt, es muß endlich fallen."

„Die Bürger sind zum Äußersten entschlossen! Nach dem neuen Priestermorde bleibt ihnen auch keine Wahl!"

„Die Männer, die auf meiner Seite stehen, sind des Schwertes besser kundig! Und ich hoffe zuversichtlich:

Frankfurt wird fallen! Denn noch ein grauser Freund hat sich zu uns gesellt!"

„Der schwarze Tod! Ich traue diesem Bundesgenossen nicht!"

„Die Oder wälzt in ihren Wogen Leichen mit sich aus den Gauen Schlesiens! Es muß ein furchtbar Elend werden in der Stadt!"

„Auch uns weht wohl der gift'ge Atem an! Darum den Kampf, so schnell als möglich!"

„Wir stürmen morgen mit zweifacher Macht!"

„So schenk' uns Gott den Sieg!" —

Draußen auf der Dorfgasse und auf dem Friedhofe von Wulkow sang der Wind nun wieder seine wilden, düstern Lieder. Markgraf Woldemar hatte sich entwaffnet; er hatte das Haupt gegen die Wand des Zimmers gewendet und versuchte zu schlafen. An jener Stelle, da er sich auf den Estrich gebettet hatte, hing noch ein alt' Gewaffen früherer Einwohner dieses Herrenhauses. Ein ritterlich Schild war's mit einem feurig roten Wolfe, — er bildete als redend Wappen das Zeichen des alten Hauses der von Wulkow, und über ihm erblickte man zwei gekreuzte Schwerter. Die verstaubten Waffen klirrten leise aneinander.

„Hier zu Lande sagt man, das bedeute Kampf!" sprach Ulrich.

„Und wenn er kommt, — er ist erwünscht!"

„Mein armes Volk, behüte dich der Himmel!"

„Es haben andre Mächte jetzt Gewalt im Brandenburger Lande!"

„Ich schwör' es Euch, Graf Ulrich, — es soll besser werden!"

„Wer soll's, — wer kann es ändern oder bessern?" fragte zweifelnd der Graf Ulrich. — „Ich habe keine Hoffnung mehr! Die Kleriker, —

sie klagen, daß die Heiligen, daß auch die Jungfrau sich abgewendet haben von der Mark, seitdem der Priestermord sich hier so oftmals wiederholt hat! Ihr aber seid ein Greis! Ob Eure Vettern, die Herren von Anhalt und von Sachsen, dies Land so lieben werden, wie vor Zeiten einst die alten Fürsten: wer will es sagen, Herr? Ich glaub' es nimmer! Wer steht uns also für den Erfolg unseres Ringens? Dürfen wir sagen, dieses Erb' sei unser, weil's der Kaiser nun den Bayern abgesprochen hat? Ich sehe drüben mehr von Festigkeit, als hier bei uns! Und werden etwa die Söhne dieses Brandenburger Landes selbst dazu die Hand anlegen, daß das Glück hier wieder Wurzeln schlagen könne? Ich meine: nein! Wir haben einen ritterlichen Adel; aber er ist der Zucht entwachsen, ist verwildert und hat's, leider Gottes!, fast verlernt, zum Wohle dieses Landes beizutragen! Wahr ist's, noch immer schlägt sein Herz, sobald der Ruf der Ehre zu ihm dringt. Aber er will erzogen sein von seinen Fürsten! Und diese Städte? Gleichen sie nicht auf das Genaueste ihren hochstrebenden Schwestern im Reiche, die nur das Ihre wollen, denen ihre turmbesetzte Mauer auch das Vaterland abschließt? — Mein Herr und Markgraf, seht, da hab' ich wenig Hoffnung! Jedoch ich geh' ja bald zu Grabe! Die frohe Zeit erwarte ich nicht mehr!"

Der Markgraf schwieg. Die Flamme des Wachtfeuers loderte hell auf; sie hatte neue Scheite Holz erfaßt. Da erhob sich Woldemar. Die Flammen beleuchteten sein edelschönes Haupt; wieder umkleidete ihn volle, fürstliche Hoheit. „Nein, Graf Ulrich", sprach er, „ich habe besseren Glauben, bessere Hoffnung! Mein märkisch Herz, es will's nicht glauben, daß dieses Land von Gott verlassen ist! Dazu ist zu viel Heldenblut geflossen in der Mark, als daß die alte Wildnis wiederkommen, als daß die alte Roheit wieder hier die Herrschaft führen könnte! Das kann der Wille jener Macht nicht sein, die auch ob diesem Lande waltet, und die der Völker Schicksal lenket gleich den Wasserbächen! Nein, Ulrich, das wird nicht geschehen, daß dieses Volk, dies Land verloren gehe! Dieser feste, starke Stamm, — er wird sich wiederfinden zu dem Fürstenhause, welches das Geschick ihm geben wird; er wird mit treuer, thät'ger Hand an all die Aufgaben gehen, die ihm gestellt sind! Die Edelleute wie die Bürger! Das ist meine feste Hoffnung! Ich meinte wohl, die Kraft, — ich meinte den Beruf zu haben, eine so hohe und herrliche Zeit herbeizuführen! Ist das Gottes Wille

29*

nicht, so werden andere Männer nach mir kommen, die vom Glücke mehr gesegnet sind denn ich. Tadle Du mich aber nicht, daß ich so hohe und so edle Ziele mir gestellt; ich fühlte eines Höheren Ruf in mir: ich wollte diesem Land ein Retter werden! Und noch heute will ich's! Denn Kaiser Karl ist mir ein treuer Helfer!"

„Gebe Gott, daß er's uns bleibe!" sprach der Graf und zog den grauen Reitermantel fester um sich. —

Hui, wie heulte draußen vor dem Herrenhause der Sturm! Wie knisterte und knarrte drüben auf dem Turme die Wetterfahne! Woldemar hatte seinen Sitz dem Feuer näher gerückt; der Graf von Lindow aber horchte aufmerksam in die Nacht hinaus.

„Ihr habt doch Wachen ausgestellt?" fragte der Fürst. „In solcher Nacht ist's doppelt nötig! Man vernimmt das Nahen eines Feindes vor diesen Sturmfanfaren nicht!"

„Ich gehe selbst noch einmal, unsere Wächter aufzusuchen!"

Der Graf entfernte sich. Der Morgen mußte nahe sein; schon krähte hier und dort ein Hahn; es war empfindlich kalt. Ulrich von Lindow fand die Männer wacker auf der Wacht; er kehrte bald darauf zurück. „Wir dürfen ruhen, Herr; — wohl noch ein Stündlein! Unsere Wacht ist wohl bestellt!"

Sie war's! — Es graute kaum im Osten, und noch schärfer, schneidender wehte es vom Waldesrande her durch die offnen Fensterhöhlen des verfallenen Hauses; da erklangen die Trompeten auf drei Seiten. „Sie sind da!" Ein Bote rief's den Männern in dem Herrenhause der Wulkows zu; dann eilte er weiter. Wie ein Blitz war der greise Markgraf wieder in den Waffen, — wie ein Blitz waren die Schläfer auf und bei den Rossen! „Wo rücken sie an?" So riefen wirre Stimmen. — „Es zieht von allen Seiten her!" So lautete die Antwort.

Auf der Dorfstraße erhob sich bereits ein unbeschreibliches Getümmel. Doch die Thatkraft der beiden obersten Führer drang durch und schaffte Ordnung. „Hinaus zum Wendenhügel!" rief der Graf von Lindow. „Dort haben wir die beste Stellung und wehren ihnen den Eingang in das Dorf!"

Sie hatten sich gesammelt und wollten hinaus. Beim Ausgange aus dem Dorfe aber standen die Frankfurter ihnen schon gegenüber. Hinter ihnen auf der anderen Seite von Wulkow klangen gleichfalls

feindliche Trompeten. „Sie sind in der Überzahl, — wir müssen hinaus!“ rief der Graf von Lindow. „Wir sind sonst allesamt verloren. Drauf und dran! Hindurch!“

Drüben befehligte ein Reiter mit verbundenem Haupte. Es war der Patricier Nikolaus von Niemegk, der Verwundete von der Falkenhagener Schlacht her. Auch er gab den Befehl, vorwärts zu rücken. „Sie geben das Dorf auf“, rief er den Knechten von Frankfurt zu, „und wollen durchbrechen! Es darf nicht sein! Sie sollen uns am rechten Orte finden!“

Er wollte den Ausgang des Dorfes besetzen. Das drohende Verderben aber gab den lützelburgischen und ballenstädtischen Kriegern wahren Todesmut. „Vorwärts! Vorwärts!“ rief der Greis, der seine Hand nach dem Fürstenhute der Mark ausgestreckt hatte. Er schwang das Schwert und sprengte vor.

Der Andrang der lützelburgischen Knechte war übermächtig; der Führer der Frankfurter, Herr Klaus von Niemegk, wurde vom Rosse geworfen. „Vorwärts, hinaus zum Wendenhügel!“ kommandierte Woldemar. „Macht, daß wir freies Feld gewinnen! Aber hebt mir den Alten auf und schonet seiner!“

Es war ein blutig Ringen; aber sie schlugen sich durch, ehe sie von den bayrischen Rittern im Rücken angefallen wurden. Die Frankfurter, welche einen so entschlossenen Widerstand nicht erwartet hatten, wurden zur Seite gedrängt, die Lützelburger gelangten ins Freie. „Zum Hügel hinauf; dort stehen wir am besten!“ rief der Graf von Lindow und zeigte mit der Schwertesspitze in die fahle, neblige Dämmerung hinaus. „Laßt die Trompeten schmettern, was sie können, ob etwa Kaiser Karl uns höre und uns Hilfe bringe. Zieht er von Tempelberg und Heinersdorf heran, so fangen wir sie in der eigenen Falle! Beschicken können wir ihn leider nicht!“

Es wurde heller, und die düsteren Morgennebel fielen. Da zogen sie dem Wendenberge zu; — manch einer elend, todeswund und todesmatt. Aber das Bewußtsein, sich durchgeschlagen zu haben, erhob ihren Mut. Oben unter einer Anzahl wetterharter und vom Sturme verstümmelter Fichten stellten sie sich auf. Ihre Reihen waren gelichtet, aber es mochten doch noch etwa zweihundert Mann sein, und der Fürst, dem sie den Schwur der Treue geleistet hatten, er war bei ihnen! Zwei Adlerfahnen, zerfetzt zwar und zerrissen, wehten in der grauen, von

Nebel getränkten Morgenluft zu Häupten der Ritter und der Knechte Woldemars. Sie holten oben tief Atem. Zum Tode erschöpft, wollten sich die Männer auf dem Wendenberge bei dem Dorfe Wulkow in den feuchten, von dem perlenden Tau des Morgens benetzten Sand werfen, welcher unter den Wurzeln der Föhren und der grauen Flechten hervordrang. Verhieß er ihnen doch wenigstens eine weiche Ruhestatt! „Nein, meine Mannen!“, so klang es ihnen zu, „noch dürfen wir nicht ruhen; — noch darf kein Schlaf das müde Auge schließen! Nicht lange kann es währen, so werden sie uns angreifen mit aller ihrer Macht. Dann gilt's, das Schwert zu einem letzten Kampfe zu ziehen. Wir befehlen uns dem Herrn der Schlachten. Seht, schon stürmen sie heran!“

Ludwig von Bayern und die Bürger von Frankfurt hatten sich in dem Dorfe Wulkow vereinigt. Gesammelt rückten sie nun vor, die Frankfurter vor Eifer glühend, jene Scharte auszuwetzen, welche ihre kriegerische Ehre erhalten hatte. Das Entkommen ihrer Feinde aus dem umschlossenen Dorfe hatte die Wut der Bayern bis aufs höchste gesteigert. Aber auch die Männer auf dem Wendenhügel wußten, was für sie auf dem Spiele stand. Bleich, aber todesmutig blickten sie einander an, als nun die Feinde mit lautem kriegerischen Rufe anrückten.

Jetzt entwickelte jener rätselhafte, namenlose Mann, welcher als Markgraf Woldemar zu Lande gekommen war, eine Thätigkeit, wie dieselbe eines Fürsten wahrhaft würdig ist, — eines Fürsten, welcher fest steht, wenn alles um ihn wankt, wenn alles ihm Vernichtung droht! Überall am Rande des umstürmten Hügels war er zu finden. Sein Roß war mit denen der anderen Herrn dort oben an eine der Föhren auf der alten Wendenschanze angebunden; zu Fuß erwarteten die Anhaltiner den Angriff der Bayern, und Fuß an Fuß mit dem Grafen von Lindow kämpfte er hier um seinen Fürstenhut. Die bayrischen Ritter, Ludwig voran, stürmten und stürmten; aber sie kamen keinen Schritt weit vorwärts. Die Verzweiflung schien den Männern oben Heldenkräfte verliehen zu haben. Der Sturm wurde abgeschlagen. Wenige Augenblicke darauf kam ein Reiter über das Feld gesprengt; er brachte, wie die Angegriffenen wohl erkannten, dem Markgrafen Ludwig eine Mitteilung. Mit Erstaunen erblickten's die Angegriffenen, welche sich bereits verloren gegeben hatten, daß die Bayern sich hinter das Dorf Wulkow zurückzogen.

Jetzt eben stieg die Morgenröte fern im Osten auf. Bebend vor

Anstrengung und Kälte hielten Markgraf Woldemars Genossen auf der Wendenschanze die Wacht. Gleich einem Geiste der Vorzeit saß der Markgraf selbst auf einer der Wurzeln der Föhren, von welcher Sturm und Nässe den Sand entfernt hatten. Mit düsterem Blicke schaute er auf die Verwundeten hin, welche sich auf des Hügels Spitze geflüchtet hatten, und auf die Toten, welche die Abhänge des alten wendischen Burgwalls bedeckten. Welche Gedanken mochten den Geist des Fürsten durchziehen! All das Blut war um seinetwillen geflossen! Um seinetwillen war all das Land ringsum verheert! Kann Blut und Vernichtung das Fundament bilden, auf welchem man einen Thron, eine Stätte bleibenden Segens für ein Volk, errichtet?

Er sprang auf und ließ Klaus von Niemegk, den gefangenen Altbürger von Frankfurt, vor sich führen.

„Wie lange“, fragte er, „kann sich die ungetreue, ungehorsame Stadt dort drüben wohl noch halten?“

„Sie ist die treueste in den Marken!“

„Darüber streit' ich nicht mit Dir! Ich heische Antwort!“

„Und die erhältst Du nicht!“

„Ich bin Dein Fürst und Herr!“

„Ein Trugbild aus dem Abgrunde!“

„Blicke mich an!“

Die Stimme war so fest und so gebieterisch, daß der stolze Bürger unwillkürlich dem Befehle folgte. Er ward noch bleicher, als er vorher gewesen war. Auf der Stirn die Wunde öffnete sich wieder und sandte ihren Purpurtau über sein Antlitz herab. Der Bürger achtete des nicht.

„Mann, der Du die Züge des verstorbenen Markgrafen trägst, — der Du Dich Woldemar nennst“, so begann er, „siehst Du es nun, welch ein Elend Du gebracht hast über dieses Land? Ich fühle meine Kräfte schwinden, vernimm — die Worte eines Sterbenden. Warum entstiegest Du dem Grabe? Wahnwitzig war Dein Wiedererscheinen, wenn Du der Rechte bist! Übel hast Du gethan an diesem Lande, übel an dem Fürsten, welchen kaiserliche Huld uns zum Gebieter gab! Hoffe nichts für Dich; ein Sterbender ruft's Dir ins Ohr! — Ich sehe Dich ruhmlos von diesem Lande scheiden, seh' Dich ruhmlos enden! Nicht wie einen todesmutigen Mann hier auf dem Feld der Ehre!“

„Klaus, schweige, — Gottes Hand wird helfen!“ —

„O blicke hin, wie sie uns hilft!“ sprach mit finsterem Trotze Nikolaus von Niemegk. „Der Pesthauch weht über die Mark hin; wir sind von Gott verlassen! In wenigen Tagen wird dies Land einem Leichengefilde gleichen. Was sind der Menschen Pläne, — was ihre Hoffnungen! Willst Du streiten auch mit den Gewalten des Himmels? Nein, hoffe nichts für Dich! Verderben ist durch Dich über Dein Volk gekommen, — Verderben wird auch Dich gar bald erfassen!“

„Bei allen Heiligen, er lästert!“ rief der Ritter von Amforde. „Gebietet, Herr, daß wir ihn richten, den Propheten, der uns Unheil kündet wie ein Rabe!“ Das Schwert des Ritters flog aus seiner Scheide.

„Lasset den Stahl, Herr Werner!“ rief der Altbürger mit voller Fassung und mit hoheitsvollem Ernste. „Bald sehet Ihr Euch der Müh' überhoben, einen Greis zu töten! — Ein doppelt Leiden wühlt in meinem morschen Leibe! Die Todeswunde ist's und er, der Würgengel, den uns Gott gesendet hat, — die schwarze Pest!“

Ruhig stand der Bürger da, während seine Feinde scheu vor ihm zurückwichen.

„O seht, — Ihr wisset es noch nicht!“ fuhr Klaus von Niemegk fort. „Ja, hört's, die Pest zog ein in unsere Mauern! Seht, diese blut'gen Heldenleiber hier, die an des Hügels Fuße ruhen, treu ihrem Eide und dem Schwerte, — sie bringen, wie ich selbst, Euch Unheil und Verderben! Atmet Ihr nicht bereits das Blut, welches sich auf das graue Moos ergossen hat? Fühlt Ihr es nicht? Es ist der Brodem des Todes, welcher von der märkischen Erde aufsteigt! Dieselbe Geißel Gottes, unter deren blutigen Streichen wir jetzt fallen, sie schlägt auch Euch zu Boden!“

Der greise Patricier von Frankfurt hatte die letzten Worte mit einem unheimlichen Pathos gesprochen; — jetzt sank er zusammen; das Werk des Todes war an Nikolaus von Niemegk, wie er vorher gesagt hatte, vollendet! Woldemar schauderte; er wendete sich zu seinen Rittern. „Es ist nichts mehr für uns zu thun an dieser Stätte des Verderbens!“ so sprach er. „Reiten wir zu unserm Lager zurück!“ —

Die Reiter bestiegen ihre Rosse und leiteten dieselben langsam den Hügel hinab, dem Heinersdorfer Forste zu. Das Dorf Wulkow blieb gleich einer Stätte der Toten, von tiefem Schweigen bedeckt, hinter den Abziehenden liegen. Sie wandten sich dem Walde zu; niemand dachte

daran, jenen Toten, welche auf der Dorfgasse von Wulkow und auf dem Wendenhügel zurückgelassen waren, ein christliches Begräbnis zu gewähren. Mochte sie der Bauer einscharren, wann er wieder aus den unzugänglichen Wäldern zu seinen zerstörten Wohnsitzen zurückkam und neue Saat auf den blutgetränkten Feldern auszustreuen versuchte!

Es war ein trauriger Ritt durch den Wald! Der Tag, so rosig auch die Sonne aufgegangen war, hatte sich wiederum verdüstert. Von den Zweigen der Fichten tropfte leise der Nebel; grau lag der Weg — grau lag die ferne Waldung vor den Reitern, welchen die Wunden, die Kälte, die innere Erregung den Mund verschlossen. Kundschafter brachten die Nachricht, daß die Bayern sich völlig auf Frankfurt zurückgezogen hätten. Fast teilnahmlos vernahm Woldemar die Kunde. Sie ritten auf des Kaisers Lager zu, nach dem Tempelberger Felde hinauf: es war ein Ritt wie zum Grabe! Als sich der Wald lichtete, ward ihnen auch der Grund klar, um dessentwillen Ludwig die Erstürmung der Wendenschanze aufgegeben hatte: das Heer des Kaisers rückte ihnen entgegen! —

Zwölftes Kapitel.

Der schwarze Tod.

Furchtbar wütete nun die Pest in Frankfurts Mauern; die Stadt lag unter dem Banne des Todes. Nimmer wollte jenes Glöcklein auf dem Dache der Franziskanerkirche zur Ruhe kommen. Die furchtbare Seuche, welche im Jahre 1347 zuerst auf den Inseln Cypern und Sicilien aufgetreten war und sich von dort nach den Hafenstädten Italiens und Frankreichs verbreitet hatte, befiel ihre Opfer mit einer Schnelligkeit und Tücke, welche nur etwa dem Sprunge eines Tigers zu vergleichen ist. Die unglücklichen Opfer des schwarzen Todes bemerkten plötzlich, daß eine Beule unter der Achsel oder auch am Halse sich gebildet hatte; dann zeigten sich schwarze oder blaue Flecken, entweder klein und über den ganzen Körper zerstreut, oder einzeln und groß. Jetzt war der Tod gewiß. Ein helfend, heilend Mittel gegen die schwarze Pest gab es nicht. Die Ärzte standen der Seuche ratlos gegenüber. Dieselbe verbreitete sich durch jeden Verkehr, durch Berührung,

durch den Atem, ja, man meinte, durch den Blick. In vielen Fällen erfolgte der Tod ganz plötzlich, ohne irgend welch ein Vorzeichen.

Männlich und fest ertrugen die Frankfurter die schreckliche Heimsuchung; die Märker von 1348 waren an das Elend des Lebens ja bereits gewöhnt! Wohl brach auch hier von Zeit zu Zeit jene wilde Lust aus, welche von der Überfülle des Leides erzeugt wird; — wohl klang auch hier aus den Gewölben des Ratskellers zu nächtiger Stunde toller Gesang und lauter Becherklang auf den schweigenden Markt hinaus; aber es waren doch größtenteils nur fremde Söldner, welche die letzten Stunden ihres Daseins in solchem Taumel zu verleben trachteten. Fest und ernst hielten sich die andern, die Bürger und die Ritter des Markgrafen, Lebuser sowie Bayern. Der furchtbare Ernst ihrer Lage, das Bewußtsein, für eine gute und gerechte Sache zu kämpfen, verlieh den Männern in dieser Stadt eine eigentümliche Würde. Stolz trugen sie ihr Haupt; — so viel des Elends auch, so viel an Weh die vielgetreue Stadt getroffen hatte!

In der Junkergasse zu Frankfurt, in welcher die alten Geschlechter der Stadt ihre Höfe besaßen, befand sich dazumal ein gotisches Giebelhaus, eng und düster, aber mit hochragenden Giebeln geschmückt. Eine uralte Linde, welche hier schon stand, ehe Frankfurt eine Stadt ward, beschattete den Eingang zu dem ehrwürdigen Hause; der Oktobersturm hatte mit ihren falben Blättern den Boden ringsumher bedeckt. Hier wohnte ein altbürgerliches Geschlecht, welches zu den edelsten und verdientesten der Mark gehörte. Eine alte Familiensage behauptete, die Ahnen desselben seien einst aus weiter Ferne, aus den duftenden, im Schmucke der Orangenbäume prangenden, von wunderhellem Liederklang durchwogten Thälern der Provence nach Deutschland gekommen. Drum hießen ihre Nachkommen schlicht und einfach nur die „Walen“*), und weil die Stadt Marsilia an der See, die weitberühmte, dieses Hauses Stammsitz sein sollte, so führten seine Mitglieder wohl auch den Namen der Marsilier in den deutschen Städten. In Köln und Straßburg hatten sie gesessen; zu Soest und Dortmund waren Söhne dieses Hauses in den Rat getreten. Immer weiter waren die Walen dann der aufgehenden Sonne entgegen gewandert; ein markgräflicher Schulze „Marsilius“ hatte die Stadt Berlin gegründet, und seines Geschlechtes Genossen,

*) Walen = Welschen.

immer noch „die Walen“ genannt, waren die Erbauer und die Richter der Oberstadt geworden.

Über der engen Pforte zum Hause der Walen zu Frankfurt stand eine verwitterte Heiligengestalt, — es war der fromme Dionysius, der Ratsherr von Athen*), welcher der Franken Schutzpatron geworden war. Die Strahlen der herbstlichen Mittagssonne, welche von dem durchsichtig klaren Firmamente herableuchtete, umglänzten die alte, steinerne Statue; sie küßten zugleich einen Kranz von bleichen Malven und blaßroten Herbstesblumen, welcher um das Haupt des Heiligen geschlungen war, und spielten um die Guirlanden von Tannengrün, welche die Pforte des alten Hauses umzogen.

Was sollte der festliche Schmuck in einer Stadt, über welcher die Schrecken des Todes lagerten, — in einem Hause, dessen Herr, der jüngere Boto Wale, in der ersten Reihe derjenigen stand, welche die Waffen trugen in dem Verzweiflungskampfe für ihren Herrn und Fürsten?

In dem Ehren- und Prunkgemache des Hauses befanden sich die Bewohner desselben, ein Geschwisterpaar, Herr Boto Wale der Jüngere und seine Schwester Sophia. Wir kennen den ritterlichen Patricier mit dem ernsten, bärtigen Antlitze; wir sahen ihn unter dem Lebuser Thore von Frankfurt, als der Markgraf Ludwig einzog, — wir erblickten ihn in dem Kampfe um Falkenhagen, wie er an Hennings von Lichtenberg Seite focht, todesmutig, — das Leben für seinen Fürsten dahinzugeben gern bereit! Er saß in einem Lehnsessel, welchen er an den schweren Eichentisch gerückt hatte, das Haupt nachdenklich in den Arm gestützt. Und vor ihm stand ein blühend Weib im vollen Schmucke edler Schönheit. Dunkles, von der Natur gekräuseltes Haar spielte um die weiße, reine Stirn; das klare Auge aber war voll heller Freudigkeit auf die Züge des Mannes vor ihr gerichtet. Ein wunderbarer Adel lag über der schönen Gestalt, welche in ein einfaches, schneeweißes Gewand gehüllt war. Ein goldbeschlagener Gürtel, dessen Enden lang herabhingen, bildete den einzigen Schmuck ihrer Kleidung, und in dem dunklen Haare erglänzte eine goldene Lilie; — sie war das alte Wahrzeichen dieses Hauses. Es war die Schwester Botos, Sophia Wale. Das Haupt ein wenig gesenkt, die Lippen halb geöffnet und die Wange leicht ge-

---

*) Dionysius Areopagita, angeblich erster Bischof von Paris.

rötet, hatte die Dame die Rechte des Bruders erfaßt und zärtlich in ihren beiden Händen geborgen.

„Boto, ich scheide heut' aus Deinem, — aus der Eltern Hause!" sprach die Dame mit sanfter und melodischer Stimme.

„Es ist ein schwerer Abschied, meine Sophia."

„Es muß sein, mein Bruder! Henning Lichtenberg hat Dein — er hat mein Wort!"

„Und keine Glocke tönt Dir Frieden, — kündet Dir den Segen, Du reiches, reines, treues Herz!"

„Boto, — es klingt ja wie Glockenläuten aus meines Herzens Grunde!"

„Es ist das Echo von der Franziskanerkirche!"

„So, wie Gott will! — Du weißt, wie ich ihn liebe, dieses rasche, heiße Blut, ihn, meinen Helden! Du sagtest mir es selbst, wie er in Kampfesnot Dir zur Seite gestanden, ohne Furcht und ohne Zittern! O, wie freute mich das Lob, das Du ihm schenktest! ‚Es soll ein Heldenkampf werden, welchen Frankfurt ficht, für Ehre und für Recht!' Das hat er einst gelobt, wie Du mir's sagtest, draußen am Lebuser Thore! Er hat sein Wort gehalten; ist's nicht wahr, mein Boto?"

„Ihr konntet glücklichere Zeit erwarten!"

„Nein, Boto, nein! — Weißt Du denn, wann sie kommt?"

„Die Totenglocke klingt an Eurem Ehrentage!"

„Nichts mahnt mich dringlicher als sie, ein wenig Licht auf seinen Erdenpfad zu werfen!"

„Er hat nichts als sein Schwert!"

„Und seinen hohen, tapfern, edlen Sinn!"

„Ahnst Du, wie dieser Stadt Geschicke sich noch wenden?"

„Das steht in Gottes gütiger und milder Hand!"

„Er war einst der Genoß des wilden Belkow!"

„Unglück und Liebe hat den Ernst, die Thatkraft, — alles Edle schnell in ihm gereift!"

„O möge nie Dein fröhlich Hoffen trügen!" —

Sophia Wale beugte sich zu dem Bruder herab. Ihr Auge war weit geöffnet. Es schimmerte feucht unter den langbewimperten Lidern, aber eine wundersame Freudigkeit klang aus ihrer Stimme, obwohl dieselbe zitterte.

„Nein, mein Boto, ich hoffe nichts! Wer sollte in dieser von Blut

und Leichen, von Pest und Todesdunst erfüllten Stadt noch hoffen? — Es ist ein anderer Grund, weshalb ich fest darauf bestand, noch heut' sein Eigentum zu werden! Nicht wahr, mein edler Bruder, — Du erkennst den Grund auch an? Seht, — Ihr seid treu und fest verbunden Eurem Fürsten! Keine Not und keine Todesfurcht trennt Euch von ihm! Das ist der Ruhm von Frankfurt, daß in späten Tagen man noch sprechen wird von dieser vielgetreuen Stadt! So will auch ich treu bleiben meinem Worte! Und treu auch meiner Liebe! Was braucht die Liebe Glanz und Glück? Es ist ihr überreich genug, wenn sie beglücken darf! Drum will ich mich ihm weihen, dem einsamen Manne, will nimmer von ihm weichen in der höchsten Not. Und wenn er's nicht gefordert hätte, daß ich jetzt die Seine würde, — ja, wenn er selbst es jetzt nicht wollte, — jetzt um des schwarzen Todes willen und um des Waffensturmes Lärm: weißt Du, mein Boto, wie ich zu ihm sprechen würde? Das Wort der frommen Ruth, — ich würd' es ihm entgegnen; es ist das weihevollste, das in Gottes Buch dem Herzen einer Frau gegeben ist; — Du weißt, es lautet: ‚Rede mir nicht darein, daß ich Dich verlassen sollte oder von Dir umkehren! Dein Gott ist mein Gott und Dein Volk ist mein Volk! Wo Du hingehst, da gehe ich auch hin! Wo Du stirbst, da sterbe ich auch! Ja, dort soll auch mir mein Grab gegraben sein!'" —

Die Hoheit ächten, liebenden Frauentums, — das ist ein besser Wort, als das neudeutsche „Weiblichkeit", — umstrahlte das edle Haupt Sophias. Ihr Bruder aber erhob sich und küßte sie auf die Stirn. Eine Thräne schimmerte in Boto Wales Auge. „Wie schmerzt es mich, daß Euch kein Priester segnen wird!" so sprach er weich.

„Wir sind gebannt und unsres edlen Vaters Leiche steht noch über der Erde, Boto; — sie haben ihm die Grabesruhe nicht gegönnt! Doch unser Gott lebt in uns, und in seiner Furcht reiche ich Henning Lichtenberg die Hand! O blicke micht so ernst und traurig! Boto, hoffe! — Wir werden unser Glück uns bauen! In frauenhafter Demut will ich ihm sein ein helfend Weib und eine Freundin seines Herzens, — will ich ihm alles, — alles sein! Ich denke, — treue heiße Liebe, sie verbürgt ein wenig Glück! Oft, wenn ich ihn an Deiner Seite stehen sah, — Du ernst, fast traurig, — und er so schimmernd in der Jugend Schönheit, in des Hoffens Glück, gewappnet und gerüstet, ein Wächter seiner Ehre, wie gerne hätt' ich da den teuren Mann an meine

Brust gedrückt! Der Tod ist über uns, — mißgönne mir die frohe Stunde nicht! Dir bleib' ich doch, was ich Dir stets gewesen!"

Boto Wale küßet die Schwester noch einmal. „Sie müssen kommen!? sprach er dann. „Ich geh' hinunter in die Halle! Gott behüte Dich, Sophia! Wir können Dir jetzt keine Rose winden in Dein dunkel Haar, — um Dein jungfräulich Haupt! Aber mit kleinen blauen Blüten haben sie Dir den Stirnreif doch umschlungen, die alten Dienerinnen unsres Hauses, wir haben keine anderen Blumen sonst zu Frankfurt! Blüten des Vergißmeinnicht sind es, — wie sie hier wachsen an der oft bestürmten Mauern Grunde, wo die feuchte Flut den Graben füllt! Noch einmal: Gott behüte Dich, Sophia!"

Da streckte das edle Weib beide Arme nach dem Bruder aus. Er zog sie an sein Herz. Es war eine lange, schweigende Umarmung. Dann sprach er: „Schwester, rüste Dich! Der Segen Gottes hat bisher gewaltet über diesem Hause! In seinen Räumen giebst Du Dich dem Gatten! Möge das wenigstens ein günstig Zeichen für Dich sein!"

Sie richtete sich hoch auf: „Wie ich vorher Dir sagte: So wie Gott will! — Ich thue, was mein Herz und mein Gewissen mir gebietet!"

Da reichte Boto Wale der Schwester seine Hand: „Ich hatt' es nimmer anders von Dir erwartet, Sophia"; sprach er, „und nun segne Gott Dein teures, vielgeliebtes Haupt!"

Da tönten Stimmen unten von der Straße her. Der Markgraf kam mit dem Bräutigam und mit seinen Rittern, welche der junge Patricier sich zu Brautführern erkoren hatte, Bethke von der Osten, Hasso dem Roten, dem Gundolfinger und der Verwandtschaft des Lichtenbergischen Hauses. Die Herren waren festlich gekleidet; es gab in der belagerten Stadt Kaufleute noch genug, welche wohlversehene Gewölbe besaßen! Wie es herkömmlich war, trugen die Festgenossen allzumal jenen aus Goldschnur geflochtenen Kranz auf den Häuptern, welcher das mittelalterliche Abzeichen von Hochzeitsgästen war. Boto Wale begab sich vor die Thür seines Hauses, um den festlichen Zug zu empfangen. „Gottes Friede sei mit Euch! Herr Markgraf!" rief er dem Fürsten zum Gruß entgegen. — „Das ist ein seltener Gruß bei mir Gebannten", erwiderte Ludwig, welcher bleich und abgespannt aussah, „aber wenn er mir kommt, so soll er mir hochwillkommen sein! Dir aber, Boto Wale, und Deiner tugendlichen Schwester Heil und Segen, soviel es davon giebt in einer friedelosen, dem Fluche Gottes übergebenen Stadt!"

Das Auge des Markgrafen war nicht hell und freudig, wie dasselbe sonst zu sein pflegte; es blickte heut' mit düsterm Feuer; Nachtwachen und die Mühsal des Kampfes hatten überdem sein Antlitz gebleicht. Jetzt ergriff er die Hand Boto Wales und Hennings von Lichtenberg, welcher zu seiner Rechten stand. „Ihr treuen Männer, meine Kämpen", fuhr er fort; „es ist nicht Eures Fürsten Schuld, wenn dieses Hauses Ehrentag so finster und unheimlich sich gestaltet! Sie haben mir mein Land genommen, — haben draußen meine Banner, die alten, ruhmvollen Fahnen Wittelsbachs, niedergetreten in den Staub! Wie der gehetzte, todeswunde Hirsch die Zuflucht sucht in Waldesdickicht und Gestrüpp, so hab' ich mich zu Euch geflüchtet! Aber seiet fröhlich; fasset Mut! Der unsichtbare und gespenst'ge Gast, den wir in unseren Mauern bergen, — der auch Dir vielleicht, mein Boto, an diesem Festestag ein Gast ist an der Ehrentafel dieses Hauses, — er ist's, auf den ich fest vertraue; — er wird auch uns erlösen! Fröhlich darum; er ist mein guter Freund, der schwarze Tod!" —

Es grauete doch manchen unter den festen Männern, welche Ludwig umstanden, als sie ihren Herrn in dieser Weise sprechen hörten. Er war ein anderer geworden in den letzten Tagen, oft wild fröhlich, dann wieder tief traurig; der rote Hasso und Bethke von der Osten wußten davon zu sagen! In fieberhafter Hast stürzte er den Wein hinunter, welchen ihm Boto Wale in goldenem Pokale bot. „Vergessenheit, Ihr Herren, unsres Elends, — und auf unsern lieben Freund und Bundesgenossen, auf den schwarzen Tod!"

Boto, der Wale, blickte besorgt auf den Herrn. Wie war Ludwig sonst in letzter Zeit so maßvoll gewesen, und heute dieser wilde, verstörte Geist, dies hastige, ja unfürstliche Wesen, dies offenbare Aufgeben seiner selbst, welches sich unter den unheimlichen Worten verbarg! Doch die plötzliche Erregung des Fürsten währte nur einen Augenblick; dann sammelte er sich wieder. Er führte den Patricier von Lichtenberg in die Halle des Waleschen Geschlechtes ein, den anderen Herren voranschreitend.

Hier fanden die Gäste die Braut, welche aus den oberen Zimmern nach dem Festesraume des Hauses herniedergestiegen war. Der Markgraf trat ihr mit edlem, fürstlichem Gruße entgegen und küßte sie, der Sitte jener Zeit gemäß, auf ihre weiße Stirn. „Ihr zeigt ein festes, edles Herz, vieltugendsame Jungfrau", sprach er dann, „indem

Ihr Euer Haus begründet in einer Zeit, da hier zu Lande alles wankt. Ihr trauet Eurem Gott und Eures künft'gen Gatten männlichem, erprobtem Sinne! Was ihn betrifft, so kann ich selber von ihm Euch Zeugnis leisten! Falkenhagen, — Wulkow! Die beiden Worte sollt Ihr nie vergessen, wenn dereinst glücklichere Tage Euch gekommen sind! Da strahlten alle Ehren dieser vielgetreuen Stadt im hellsten Glanze! Mein wackerer Henning hat dort Lorbeern sich erworben, die nie welken! Wer seinem Fürsten so getreu sich zeigte in der höchsten Not: der, mein' ich, bietet auch Gewähr, daß er in treuer Sorge, treuer Liebe eines Hauses Glück begründe! Gottes Segen drum, Ihr schöne, tugendsame Maid!"

Es war ein überaus holder und lieblicher Anblick, die Braut vor dem bleichen Fürsten zu sehen, wie sie errötend sich vor ihm verneigte. „Ich danke Euch viel tausendmal, mein Fürst und Herr", so sprach sie, „daß Ihr solch ein Wort des Wunsches und solch ein Wort der Hoffnung mir gewähret, da mir kein Segenswort aus Priesters Munde meinen Pfad erhellt!"

„Das wolle Gott nicht, daß dies junge Paar ohne den Segen unserer heiligen Kirche bleibe, welcher ich ein warmes Herz entgegenbringe, wenn sie auch mein Haupt und meine Fahnen mit dem Bann verfolgt!" Ludwig rief's. „Wohl öffnen sie uns nicht die Pforten eines Gotteshauses; aber ich denke, auch das schlichte Haus, — das bürgerliche Heim, es wird zu einer Stätte Gottes, wenn ein reiner Mund, wenn treue Herzen um den Segen bitten, ohne welchen alles, was wir thun, nur eitle Müh' und nicht'ge Arbeit ist! Gott Lob! Nicht alle sind mir feind geworden von den Priestern in der Mark, weil ich in Papstes Bann und Ächtung lebe. Hochwürd'ger Herr Dechant von Mörner*), thuet Eure Pflicht!"

Auf das Wort des Markgrafen trat aus seinem Gefolge sein Protonotar und Kanzler hervor, Dietrich von Mörner, einer der ausgezeichnetsten Männer der Zeit, Dechant des Hochstifts zu Soldin und, wie es scheint, Beichtvater des gebannten Fürsten in diesen schwersten Tagen seines Lebens. Wohl trug der treue Mann nicht die gestickte Kasel,

---

*) Dietrich von Mörner ist in der That der treue Begleiter des Markgrafen gewesen und scheint trotz Acht und Bann die geistlichen Verrichtungen an Ludwigs Hoflager ausgeübt zu haben.

welche seinem hohen geistlichen Range gebührte; wohl stand kein Becken mit dem geweihten Wasser vor diesem, gleichfalls dem Kirchenbanne verfallenen Priester da; wohl fehlte die Stola, jenes reichgeschmückte, priesterliche Band, mit welchem er nach dem Brauche der Kirche die zu dem Ehebündnisse vereinigten Hände der Verlobten zu umwinden hatte, — und dennoch war's ein Augenblick von höchster Weihe, als die beiden vor den gebannten Dombechanten traten, die Braut geführt von Boto Wale, Henning von Lichtenberg geleitet von dem Fürsten selbst. Wie es die Rechtsform jeder deutschen Eheschließung höheren Standes vorschrieb, steckte der Bräutigam der Braut den goldenen Reif als Mahlschatz an die Hand; sie übergab ihm dann ein Schwert. Darauf reichte Henning von Lichtenberg Sophia Wale seine Rechte. Es zuckte etwas in dem Antlitze des Markgrafen, wie er jetzt auf das schöne Paar vor sich herniederblickte, den kühnen Mann mit den blühend frischen Gesichtszügen und die ernste Patricierin mit jener goldnen Lilie und dem blühenden Vergißmeinnichtkranz in dem dunklen Haare. Sein Auge schimmerte feucht. Seine Brust hob sich in einem schweren Seufzer; aber er bezwang sich und drückte seine Hände fester auf die Parierstange seines Schwertes, auf welches er sich stützte.

Jetzt legte Dietrich Mörner segnend seine Rechte auf die verbundenen Hände des verlobten Paares. Mit einer von tiefer Bewegung durchklungenen Stimme sprach er: „Wohl ist es Nacht rings um uns her, so hell uns auch die Sonne Gottes leuchtet! Wir sind Verstoßene, — vom ew'gen Heil Geschiedene, wie sie's verkündet haben an geweihtem Orte! Nicht ruft der Orgelklang, nicht ruft des Weihwassers Netzung jetzt den Segen Gottes nieder auf die jugendlichen Häupter, die sich fromm gebeugt vor ihrem ewigen Herrn! Nicht rufen sanfte Stimmen Friedensgruß Euch zu! Umlagert sind wir von des Todes Schrecken; — wer will es sagen, ob nicht diese Hand, die Eurer Herzen Bund geweiht, auch Euch gesegnet hat zur letzten, schweren Fahrt? Und doch! der Ehrenkönig, Christ der Herr, ist über uns, ist mitten unter uns; wir wissen, daß wir recht gethan, und daß Gott anders richtet als die Menschen! Fröhlichen Herzens also, — starken, gotterfüllten Mutes! Wenn wir auch fallen allzumal: wir sterben auf dem Schilde, und die Treue, sie ist unser Ruhm! Sie soll auch Euch geleiten, jugendliches Paar! Nichts Andres bahnt auch Euch den Weg zu Glück und Frieden als die Treue, — die Treue gegen Gott, die Treue gegen Euren Fürsten,

die Treue, die Ihr Euch einander haltet! Mit unverlöschlichen Zügen wird sich diese Herbstesstunde Eurem Herzen einprägen; möge sie Euch mahnen allezeit zu dieser einen großen Tugend, ohne welche keinen Wert hat unsere Liebe, unsere Arbeit, unsere Hoffnung!"

Dietrich von Mörner hatte das Kreuz über die Häupter Hennings und Sophiens geschlagen; — jetzt sprach er ein lateinisches Gebet, auf welches die vorgeschriebene Formel folgte: „Ego conjungo vos in matrimonium in nomine patris et filii et spiritus sancti.*) Amen." Henning von Lichtenberg küßte das junge Weib, das nun für immerdar sein Eigentum geworden war; die Züge des ritterlichen Mannes aber waren düster und umwölkt; es war kein Hochzeitsfest, das frohen Mut erwecken konnte! Indes mit heller Freudigkeit und jenem tiefen und doch so sonnigen Blicke, welchen sie vorher auf den Bruder geworfen hatte, schaute Sophia Wale zu dem Geliebten auf. „Jetzt bin ich froh und fest!" sprach sie und drückte ihm die Hand. „Nichts soll uns scheiden; auch nicht Gottes Geißel, diese Pest!" —

Was waren für düstere Geister wieder über Ludwig gekommen? Die Feierlichkeit auch des Beilagers war vorbei; der Markgraf hatte dem jungen Paare ein Andenken an die ergreifende Stunde auf das bräutliche Lager gelegt; eine Mantelspange war's von köstlicher, uralter Arbeit, vielleicht das Kleinod eines der alten bayrischen Herzoge aus dem Hause der Agilolfinger; palmentragende Genien reichten sich auf dem Kunstwerke die Hände. Das festliche Mahl hatte seinen Anfang genommen; vor der Pforte des Waleschen Hauses hatten sich Arme und Kranke jedes Alters zusammengefunden, und die junge Hausfrau Hennings von Lichtenberg ließ es sich nicht nehmen, ihnen selbst die Gaben der Milde und Barmherzigkeit hinauszureichen. „Sophia, denk' an unser Glück, an unsere Hoffnung!" hatte ihr Gemahl gerufen und die Geliebte zurückhalten wollen. „Denk' an die Seuche, — an den schwarzen Tod!" „Ich fühle mich völlig sicher und gefeit, nachdem ich Dein geworden!" hatte sie ihm lächelnd erwidert; sie war nach echter Frauenart freudig und emsig dem althergebrachten Brauche gefolgt.

An dem Tische der bayrischen Herren in der Halle war es still; denn Ludwig saß in tiefem Sinnen dem Wirte gegenüber und schaute

---

*) Ich geb' Euch ehelich zusammen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

mit gefurchter Stirne in den Becher, in dessen Höhlung dunkelglühender Wein und der Schein der im Gemach brennenden Kerzen sich mischten Was für Gedanken waren wiederum in ihm erwacht? Es arbeitete mächtig in ihm; das zeigten diese schweren Wolken, welche über seine Züge dahinflogen. „Warst Du jemals in Italien, Boto?“ fragte er den Wirt. — „Nicht ich!“ entgegnete der Gefragte. „Aber Bruno, der Goldschmied! Er hat die schwere, schöne Kunst nach der Vorfahren Sitte ja dort im blühenden Florenz gelernt!“ — „An Florenz denke ich!“ entgegnete der Markgraf. „Dort haben sie den frohen Mut gefunden, auch der furchtbaren Gewalt zu spotten, mit welcher jetzt die Seuche unsern Erdteil schlägt! Sie sind hinausgezogen in die Lorbeer-, in die Myrten-, in die Rosenhaine; — dort trinken sie und lieben, — kosten des Lebens Becher aus bis zu dem tiefsten Grunde! Oft denk' auch ich: so sei es wohlgethan! Wir fechten und wir dulden, und was ist doch nur das Ende? Das Grab! Und heißt das wohl ein fürstlich Leben führen, — hier in Not und Sorge sitzen und mit den Buben draußen kämpfen? Auf, brechen wir hindurch, und dann zu Lebenslust und Freude! Wie schön ist doch das Leben! Sehet dort das anmutsvolle Haupt der Braut! O wie beneidenswert das Menschendasein, dem des Glückes Sonne lächelt! Und wohl dem Manne, der solch treues, festes Herz gefunden!“

„Ihr habt der Freunde ja so viel in dieser Stadt!“ erwiderte der rote Henning seinem Herrn mit vorwurfsvollem Blicke.

„Gern gäb' auch ich mein Herzblut für sie hin!“ entgegnete Herr Ludwig. „Allein wir sind umgarnt, umstrickt von eiserner Gewalt! Nur Einer kann uns retten, und das ist der schwarze Tod! Jedoch, Ihr Herren, — sind denn das die rechten Reden bei dem Hochzeitsmahle? Lernen wir von jenen frohen Herzen in dem schönen Süden; — lernen wir den Frohsinn von den Florentinern, — lernen wir lachen unter des Todes Schrecken!“

Es war eine wilde und doch nur eine erkünstelte Fröhlichkeit, welche in späterer Stunde an dieser hochzeitlichen Tafel in der gebannten Stadt herrschte. Die bayrischen Herren tranken einander zu; sie stießen die Becher zusammen auf das Verderben der Lützelburger; aber ein Ruf der Freude, — ein Wort des Scherzes ließ sich nicht vernehmen. — Es war ein banger, schwerer Tag! In das Klirren der Gläser klang wohl dann und wann auch der schwermütige Ton jenes Glöckleins von

der Franziskanerkirche her, welches meldete, daß nun wiederum eine Seele, — vielleicht unter schweren Qualen — das Kleid der Sterblichkeit von sich abgeworfen habe. Auch jetzt, grad' jetzt, — in diesem Augenblicke wieder, drang die feierliche, mahnende Stimme zu den Hochzeitsgästen. Da erhob sich der todesmüde Markgraf Ludwig an des Tisches Bord. Der Ausdruck seiner Züge, — dieser bleichen, übernächtigen und überwachten Züge, — war, wenn es möglich war, noch unheimlicher geworden. Ein Zug gehässiger Bitterkeit umschwebte seinen Mund. „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!"*) sprach der unglückliche Fürst vor sich hin, welchem aus der schönen, langvergessenen Jugendzeit das finstere Wort des römischen Dichters wieder in den Geist gekommen sein mochte. Jetzt aber schien er plötzlich in tiefes Sinnen versunken; jetzt sprang er auf und hielt dem Wirt seinen Becher entgegen: „Voto, — der schwarze Tod!" —

Es war ein entsetzliches Mahl; — es war, als ob der Tod selbst als bleicher Gast mitten unter den Hochzeitsgästen säße! — —

Wir haben leider keine genauen und authentischen Nachrichten über die Ereignisse des Jahres 1348 und über die Schrecken des großen Todes! Aber das Eine wissen wir: der schwarze Tod hat furchtbar bedrängt nicht allein die Männer, die in Frankfurt saßen, bedroht von überlegener Macht, sondern auch die Krieger Kaiser Karls IV., welcher die vielgetreue Stadt umlagert hielt. Wie Nikolaus von Niemegk es gesagt und prophezeit hatte: „Der schwarze Tod war Gast geworden auch in dem Lager Woldemars!" —

Und wo die Zelte Kaiser Karls IV. sonst gestanden hatten, — wo wir oben das Banner des deutschen Reichs und deutscher Herrlichkeit hoch schweben sahen über den märkischen Kiefern und Fichten, da herrschte jetzt nur noch die Stille des Grabes.

Aber dort am Rande der Heide, — dort, wo der Herbstwind noch spielte mit dem Sande, mit den braunen, grauen Flechten, — dort auf dem Tempelburger Felde, auf welchem, unweit vom Lager Kaiser Karls, der namenlose Mann sich gelagert hatte, den wir den „falschen Woldemar" nun nennen in den Büchern der Geschichte, dort herrschte reges Leben!

Ein Feldlager, welches abgebrochen wird, bietet wohl ein belebtes Bild!

---

*) Kann ich die Götter nicht beugen, so helfe mir Teufel und Hölle!

Auf einer Anhöhe mitten in jenem Lager stand die ernste, fürstliche Gestalt des Ritters, welcher vorgab, der Mann zu sein, der einst mit starkem Arme die Mark beherrscht hatte: der große Woldemar!

Ein Bote kam jetzt zu ihm, — ein Bote Kaiser Karls! Der Lärm des Lagers schwieg, und alle jene Kriegsobersten, welche dem Feldherrn zunächst standen, konnten die Worte des Herolds vernehmen:

„Gnädigster Herr, wir kämpfen mit den Mächten der Vernichtung! Kein Gott der Gnade hat uns Sieg und Segen gespendet! Unser Angriff scheitert an dieser festen, ihrem sünd'gen Fürsten so getreuen Stadt!"

„Es bleibt mir doch die Hilfe unsres Kaisers?"

„Gnädiger Herr!" erwiderte der Bote. „Erwartet von ihm für jetzt nichts! Die kaiserliche Majestät harrt Eurer zu Fürstenberg. Rechnet jedoch auf keine Hilfe! Sie bleibt unbezwungen, diese reiche Stadt! Der schwarze Tod hat fürchterlich auch unter uns gewütet. Dort unter den Hügeln auf der braunen Heide liegen unsere Toten! Wir vermochten nicht, auf der Unglücksstätte zu verbleiben. Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so fliehet von dem Orte, auf welchem die Dünste der Verwesung lagern!"

Es mußte eine übernatürliche Macht in den Worten des Boten liegen. Die Reiter spornten die Rosse an, und so ermüdet auch dieselben waren, sie flogen windschnell über die Ebene dahin. Hinter dem Dorfe Tempelberg begann wieder Wald. Drohender und drohender hatten die Wolken an dem Herbsteshimmel sich zusammengezogen; wo vorher ein heller Schein wahrnehmbar gewesen, da zog es jetzt dunkelgrau und schwer dahin wie ein düsterer, vom Winde fortgetragener Schleier, und durch die Äste und Zweige der Fichten flog der Sturm der von Norden her über die Landschaft dahinbrauste.

Ein Hügel lag seitwärts vom Wege in einer Waldlichtung, die Wandungen mit zwergartigen, verkrüppelten Föhren bestanden, die Spitze frei, — bewachsen mit graugrünen Flechten und scharfgezahnten Riedgräsern. Oben stand ein rohes Kreuz, — vielleicht ein Wahrzeichen für den Wanderer, vielleicht das Denkzeichen einer schweren That. Längst hatte der Wald die anderen aufgenommen; — ein einzelner Reiter aber hielt dort oben und blickte unverwandt auf die melancholische Landschaft hin, auf den Wald zu seinen Füßen und die von grauem Nebel übergossene Ebene. Es war der Markgraf Woldemar. „Du arme, teure Heimat!" so sprach er leise. „Ich habe dir Licht und Segen bringen

wollen; — ich dachte die Blume des Glückes wieder zu pflanzen in den märkischen Boden! Wie ein neuer Frühling sollte es diese Wälder durchziehen, wie ein Opferdampf sollte das Duften deiner glückseligen Felder zum Himmel aufsteigen! Die Söhne meines Landes aber, sie wollen nicht, daß bessere Zeiten kommen, und die Großen, die mir halfen, sie ziehen den Arm zurück, da nun Not und Gefahr sich nahen! Und ist es nicht ein Zeichen vom Allerhöchsten, daß er jetzt die Pest kommen läßt über das unglückliche Land? Nicht über Lebende soll ich herrschen; drum weht der Todeshauch hin über Feld und Flur! Bei den Toten ist meine Stätte, — bei denen, die ich so heiß geliebt, und deren letzten Willen auszuführen ich gekommen war. Der Himmel streitet wider mich, — der Himmel und dies Frankfurt in Acht und Bann! Nichts bleibt mir übrig, als ein Grab zu suchen, ein Grab in heimischer Erde! Gott sei mit dir, du teures Land! Gott führe dich, du märkisches Volk, das du leider den Ruf nicht vernommen hast, der dich leiten wollte zu deinem Heile, deinem Frieden!"

Langsam ritt der Fürst den Berg hinab. Dann gab er dem Rosse die Sporen, daß es durch die Heide dahinflog, den vorausgezogenen Begleitern nach. Bald hatte er dieselben eingeholt. Ein Zug von Krähen schwebte krächzend über den Reitern, gleichsam als ob diese die gewisse Beute des Todes wären. So gelangten sie bis zu dem Dorfe Steinhöfel. Von hier aus schweift der Blick bis zu der schöngeschwungenen Kette der Rauener Berge, welche südlich von der Spree bis in die unmittelbare Nähe des Flusses vortreten. Unter den falben Linden vor der alten Feldsteinkirche hielt Markgraf Woldemar. Er winkte mit der eisenbeschuhten Hand seine Begleiter zu sich heran. Ein Sturmwind fuhr durch die Bäume und trieb das raschelnde Laub zur Erde; dann begann Woldemar:

„Meine Lieben und Getreuen! Unsere Wege trennen sich hier. Lebt wohl, Ihr Mannen aus dem Havellande! Lebt wohl, Ihr Herren aus der Altmark! Lebt wohl, edler Graf Ulrich von Lindow! Zieht Ihr die Straße nach Berlin; — ich gehe mit meinen Dienern nach der Lausitz. Dort bei Fürstenwalde wird, so Gott will, noch ein sicherer Übergang über den Fluß zu finden sein. Habt Dank für alle Liebe und Treue! Gern hätte ich Euch zum Siege geführt; seitdem indessen Kaiser Karl von mir gewichen ist, muß ich darauf verzichten, den Streit zu gewinnen. Demnach ist es nunmehr nur noch ein Abschieds-

gruß, welchen ich der rühmenswerten Treue, Eurem edlen Eifer und der starken Liebe Eurer Herzen abzustatten habe. Lebet wohl, Ihr tapferen und vielerprobten Männer! Und wenn hier jetzt treufeste Brandenburger Herzen von einander scheiden, — wenn ein Fürst von seinem Lande geht, — wenn er sein Volk verlassen muß in schwerster, prüfungsreichster Zeit, — sein Volk, dem seine greise Hand nicht Frieden und nicht Ruhe bieten konnte: was soll da der Wunsch, — was soll da das Flehen unserer Lippen sein? Nur ein bedeutsam Wort bezeichnet es, und dieses Wort, es klingt wie ein Gebet, — klingt wie ein Todesgruß! Es lautet: ‚Gott schütze Brandenburg, sein Volk und seine Fürsten!‘ — Auch den Mann erleuchte Er, der jetzt des Landes Krone trägt, — ihn, — meinen Feind!“

Die Worte des Greises waren nur mit der höchsten Anstrengung hervorgebracht worden; er neigte das Haupt wie ein Kämpfer, der vollendet hat. Da ergriff der alte Graf von Lindow tiefbewegt das Wort:

„Nimmer wolle das der Himmel, daß getreue Männer so von ihrem Fürsten scheiden! Hat Euch auch, mein Herr, des Kaisers Majestät verlassen, — er, der Euer Recht zu schützen schien, — wir, die alten Brandenburger, lassen nicht von Euch! O, sagt es uns, wohin wir Euch geleiten sollen! Und wenn der Weg, den Ihr nun reitet, furchtbar schwer und bitter für Euch ist: mein Fürst und Herr, — wir thun ihn mit, und unsrer Schwerter Schärfe soll Euch schützen!“

„Bei Gott, es ist ein schwerer Weg!“ sprach der Markgraf Woldemar. „Nichts aber tröstet mehr und nichts erhebt den Mann, den Fürsten so im Unglück, wie dieses Gold der Treue, das Ihr mir geboten habt! Wer unter uns vermag's, den Schleier aufzuheben von der Zukunft? — Wie aber sich auch immer dieses Landes Schicksale gestalten mögen: nimmer wird diese teure Mark zu Brandenburg verloren sein, wenn ihre Söhne also halten zu den angestammten Herren!“

Der Markgraf Woldemar hatte sein Haupt gegen seine Begleiter geneigt. Er trieb sein Roß nach Süden, jener weiten Thalmulde zu, welche die Stadt Fürstenwalde und die sie umgrenzenden Anhöhen von der Hochebene des dürren, sandigen Lebuser Landes scheidet.

„Es war umsonst! — Es geht zu Ende!“ — So sprach er und gab dem Rosse die Sporen.

Dreizehntes Kapitel.

Befreit!

Vor den Thoren der Stadt Frankfurt und zwar nordwärts von derselben, — da, wo noch heut' das von einer Mauer umzogene Kirchlein der Lebuser Vorstadt sich erhebt, stand in jenen Tagen eine noch kleinere, aber von der städtischen Bevölkerung mit Vorliebe besuchte altersgraue Kapelle des wunderthätigen Ritters St. Georg. Auf dem Altare derselben befand sich zu jener Zeit ein rohes Schnitzwerk, wie man's auch noch heute oft in den Landkirchen der Mark antrifft: dasselbe stellte einen Reitersmann auf weißem Rosse dar, welcher mit der hocherhobenen Rechten das blitzende Schwert schwang und mit der Linken die geschärfte Lanze seinem Widerpart, dem Schuppenungeheuer, in den Rachen bohrte. Heut' in der duftigen Frühe des 5. Oktobers hatten die Jungfrauen der Stadt Frankfurt das alte Bild mit dem dunkelgrünen Laube der Eiche geschmückt und um dasselbe her im Kreise Kerzen aufgestellt, deren rötlicher Schein eigentümlich feierlich von den dunkelbraunen Backsteinwänden des kleinen Gotteshauses widerstrahlte.

Noch war das volle Sonnenlicht am Himmel nicht heraufgekommen; zartweiße Nebelstreifen zogen noch um die Dächer der Stadt, und nur die Spitze des Turmes von St. Nikolai ragte, rötlich beschienen, in die klarblaue Luft auf. Dennoch tönten bereits feierliche Gesänge aus dem kleinen Gotteshause von St. Georg zu der stillen Umgebung desselben hinaus, dem Siechenhause und den wenigen ärmlichen Hütten zu, welche in dem Schatten der Linden des Friedhofes sich bargen. Jetzt stimmten sie drinnen die alte Kreuzfahrerhymne an:

„St. George, Christi Krieger,
Heil dir, hehrer, lichter Sieger,
Der das Dunkel überwand!" —

und brausend tönte der Orgelklang jener Anzahl von Bürgern und Bürgerfrauen entgegen, welche unter dem niederen Spitzbogen des Portals in die Kirche eintraten.

Ein Mönch stand auf der Kanzel derselben; aber an den milden, bleichen Zügen desselben hättest du es erkennen können, daß dieser Mönch kein Eiferer war wie weiland der erschlagene Franziskanermönch Theophilus. Mit ergreifendem Worte erinnerte er seine Gemeinde an

die Drangsal, welche sie in den letzten Tagen erlebt, — an den unverhofften Sieg, an die Befreiung, welche Gottes Hand sichtbar gesandt hatte. „Und sind wir auch noch mitten in dem Dunkel der Sturmnacht, — schreitet auch unter uns noch der Würgengel von Haus zu Haus: wir sind der Menschen ledig“, — so schloß er, — „und stehen nun in Gottes Hand, — der gnädig und barmherzig ist!“

Von dem Altare her ertönte die Seelenmesse für die Verstorbenen. Ein unterdrücktes Schluchzen ging durch die stille Gemeinde, als das „de profundis“ intoniert wurde. Wie aber jetzt die Namen der Helden genannt wurden, welche draußen auf dem Felde der Ehre geblieben waren, — wie sich die Andächtigen jetzt die Gestalten des jungen Goldschmieds Bruno und all' der blühenden Männer vergegenwärtigten, die nun in kühler Erde ruhten, da erklang wohl hier und da ein lauter Ausruf des Schmerzes und der Trauer. „Gott gnade auch ihr, der heimgegangenen Schwester, die, eine barmherzige Samariterin, so thatkräftig in des Herrn Nachfolge gewesen, der Beguine Katharina!“ sprach jetzt der Mönch. Da rannen dem Goldschmiede Bruno, der unfern der Thür stand, die lang verhaltenen Thränen heiß über das gebräunte Antlitz herab. Es flimmerte ihm vor den Augen, und schwankenden Schrittes begab er sich zum Gotteshause hinaus. Draußen war soeben die Herbstessonne in ihrer vollen Glorie aufgegangen, so daß des Mannes Augen von all dem Glanze fast geblendet wurden: drinnen in der St. Georgskapelle aber ertönte, tieftraurig und stärker, immer stärker anschwellend, der lateinische Chor:

„Ewige Ruhe gieb ihnen, o Herr!
Dein Himmelslicht mög' ihnen leuchten!“ —

So sah's am frühen Morgen aus vor den Thoren der guten Stadt Frankfurt. Aber das Unglück erhebt und läutert nur einzelne Naturen; — es giebt auch andere, welche durch die Wetterschläge des Schicksals in völlig verschiedener Weise beeinflußt werden, — Charaktere, bei denen in so schwerer Prüfungszeit alles Glauben, alles Hoffen weicht, und welche durch die Verzweiflung dem tollsten Sinnenrausche entgegen getrieben werden. „Der Hauch des Todes liegt über der Stadt; heut' klopfte der Bote Gottes an deinem Nachbarhause an; morgen tritt er vielleicht über deine Schwelle, und ehe du es gedacht hast, mußt du davon! Nun, so schlürfe denn noch heut' mit vollen Zügen von dem

Becher dieses Lebens." — Diese traurige Weisheit altgriechischer Philosophen war auch dem deutschen Mittelalter nicht fremd. —

Am Markte der Stadt Frankfurt, unfern des Gewandhauses, befand sich ein düsteres Erkerhaus. Jetzt freilich in der Mittagsstunde des Oktobertages umleuchteten die Sonnenstrahlen freundlich den altersgrauen Giebel und den ritterlichen Eisenschild über der „Laube", d. h. dem säulengetragenen Vorsprunge des Eingangs. Ein alter Patricier hatte mit goldenen Buchstaben um den Wappenschild die Worte schreiben lassen:

„Heil dem, der kommt!
Heil dem, der geht!"

aber wie wenig hatte sich in den letzten Jahrzehnten der Wunsch des Erbauers erfüllt! Und endlich, — vor zwei Tagen war er selbst ausgezogen, der letzte, greise Sohn des alten Ehrenhauses, dem trotz all' seiner Gebete, trotz aller Opfer, welche er auf den Altären seiner Vaterstadt dargebracht hatte, kein Sohn geschenkt worden war! Als die Frankfurter, zerhauen und zerstochen, gebrochen an Leib und Seele, aus der Schlacht bei Wulkow zurückgekehrt waren, fehlte der Altbürger von Niemegk in ihrer Mitte. Niemand wußte zu sagen, welches sein Schicksal gewesen; sie hatten ihn vom Rosse stürzen sehen, — das war die letzte Auskunft, die man von ihm geben konnte. Einen Tag lang hatte das Haus der Niemegk vereinsamt und verödet dagestanden; dann aber waren die Erben gekommen, junge Patricier aus den Geschlechtern der Lichtenberg, der Hokemann und Murow. Sie rafften zusammen, was sich an Kostbarkeiten vorfand und warfen sich's einander zu. Was hat ein Ehrenkettlein, was ein kostbarer Becher für einen Wert für den, der vielleicht schon morgen von der Erde scheiden muß? — Die Überlebenden reichen solch eine Gabe ihm nicht einmal mit ins Grab!

Das Erdgeschoß des Niemegkschen Hauses bildete eine lange Halle, welche von zwei niedrigen Säulen getragen war. Zwischen denselben stand ein schwerer, eichener Tisch, an welchem die Erben des Hauses versammelt waren. Schwere, silberne Gefäße schmückten die Tafel, und in Strömen floß der goldene Wein aus einem mittelgroßen Fäßlein, welches zur Seite aufgelegt war. Obwohl es erst Mittagszeit war, flackerte ein lustig Feuer in dem Kamin. Jetzt hob der junge Kuno Hokemann sein Glas und sprach: „Werte Herren, hinweg mit den trüben Gedanken, die ich auf Euren Stirnen noch immer lagern sehe! Was können wir thun,

das Verhängnis abzuwenden, welches uns droht? Nichts, nicht das Allermindeste! Und ob Du, Klaus von Murow, der Du so trübe in Deinen Becher schauest, ob Du Dein ganzes Vermögen und all Dein Erbgut hingiebst, daß die frommen Brüder im grauen Kloster für Dich beten, — der Atem des Todes bläst Dich vielleicht doch an, und Du sinkst gleich der Blume auf der Halde hin, welche die Sichel der Schnitterin getroffen hat. Nein, eine andere Weisheit hab' ich mir erwählt. Wißt Ihr's nicht mehr, das Wort, das unser Lehrer in der St. Marienschule, der werte Meister Eulogius, uns zu sagen pflegte:

‚Quid cras futurum sit, tu fuge quaerere!'*)

Nach dieser Regel laßt uns leben! Der Tag, der heute noch uns leuchtet er gleicht einer rosigen Maid, die von uns scheiden will! Auf, — ihr die Lippen geküßt! Auf, — sie umschlungen, und die Rose des Glückes ihr aus den Locken geraubt, — wer weiß, ob es morgen noch Zeit dazu ist!"

Der Jüngling erhob den glänzenden Becher und leerte ihn auf einen Zug, — die anderen thaten Bescheid. — „Gnädiger Gott, was ist das?" rief indessen der junge Patricier Hokemann, während noch die Becher klangen und jauchzender Zuruf das gewölbte Gemach durchhallte. Es war zu seinem Ohr geklungen wie ein lateinischer Totensang. Er sprang auf und stürzte zur Thüre hinaus. Da standen sie, die Brüder von der Elendsgilde in ihren grauen Gewändern, — sie hatten vor der engen Pforte, grad' unter dem ritterlichen Schilde der Niemegk eine Tragbahre niedergesetzt, aus Föhrenzweigen geflochten und mit einem Schilde überdeckt. Bruno, der Goldschmied, der zu Häupten der Bahre stand, nahm einen Zweig hinweg; — der Patricier Hokemann schaute in die todesbleichen Züge des greisen Niemegk.

Die Genossen des Gelages waren still aus der Halle herausgetreten und umstanden den Leichnam. „Sie fanden ihn auf der Höhe hinter Wulkow", sprach der Goldschmied, „und bringen ihn nun hierher; — nie hat ein Niemegk mehr seinen angestammten Schild geehrt, als dieser treue Mann! Friede seiner Seele! Vergönnet ihm die letzte Rast in seiner Väter Haus! Er ist gesichert vor des Schicksals Stürmen!"

Langsam und unter feierlichem Schweigen ward der Entseelte in die Halle hineingetragen. Welch greller Gegensatz! Dort auf der Tafel

*) Entschlage dich der Sorge für den kommenden Tag!

standen noch die Becher, halbgefüllt gar mancher noch mit dem golden funkelnden Weine; und dicht daneben lag der Tote in seiner stillen Majestät! Wie feurig auch der Rebensaft die Adern dieser Männer schlagen ließ: sie knieten nieder und sprachen leise mit einander ein inniges Gebet. „Er ist nun glücklich und hat seine Ruhe gefunden!" sagte vor sich hin der Goldschmied Bruno. „Wohl jedem Manne, dem das Schicksal also neidenswerten Tod beschert!" —

In diesem Augenblicke trat ein reis'ger Knecht ins Haus, geschmückt mit den blauweißen Wappenfarben Bayerns. Wohl ward derselbe bestürzt, als er es sah, wie der tote Hausherr wieder eingezogen war in sein Heim. Still und gemessen, wie es der allgemeine Brauch der Zeit vorschrieb, hielt der kriegerische Mann sein kurz' Gebet; dann sprach er:

„Weise und bescheidene Männer, — unser gnädiger Herr, der Markgraf Ludwig, welchen Gott erhalten wolle, sendet Euch durch mich gnädigsten Gruß und alles Heil! Wohl seh' ich es! Ihr habt hier ernster Pflicht und frommer Sitte zu genügen! Wenn aber dem hier nachgekommen ist, was Eures Herzens Treue von Euch fordert; — dann, feste, weise und bescheidene Männer, kommt zu Herrn Ludwig und höret, was er jetzt verkündet der vielgetreuen Stadt!" —

Denn auf dem Rathause der Stadt Frankfurt stand an jenem Tage Markgraf Ludwig vor den Bürgern Frankfurts.

Es ist uns durch die Urkunden jener schweren Zeiten ein klares, festes Bild von dieser großen und denkwürdigen Stunde hinterlassen worden. Niemals ist höheres Lob, — niemals ist edlere und freudigere Anerkennung einer Stadt im Lande Brandenburg gespendet worden! Markgraf Ludwig trat in Wehr und Waffen selber hin vor die Vertreter seiner vielgetreuen Stadt.

„Es sind unzählige Leiden", so begann er, „es sind die Schrecken des Todes selbst, die wir, Ihr Herren und Ihr Bürger, fest und standhaft jetzt miteinander getragen haben! Nicht wollen wir uns rühmen, daß wir treu und unerschütterlich geblieben! Denn das hoffe ich zu Gott, daß nimmer andere Männer hier im Lande Brandenburg, auf seinen Schlössern und in seinen Städten walten werden als getreue! Treue ist des Brandenburgers erste Pflicht; dazu sind wir geboren, daß wir ohne Scheu und ohne Wanken jedem Ruf der Ehre folgen. Doch der finstere Geist, der jetzt geschritten ist durch dieses Land, — er hat auch

wohl die Macht gehabt, den bessern Mann zu täuschen! Fern sei's von mir, die Unterthanen anzuklagen, die beim Feinde gestanden haben, ferner noch, den Männern zu zürnen, die dem Manne Woldemar die Treue hielten in der Not. Wohl aber fordert das die höchste Anerkennung, was Ihr mir geleistet habt, Ihr Männer hier von Frankfurt! Als ich Einritt hielt bei Euch, da sah manch' Auge zu mir auf, das jetzt geschlossen ist! Wo ist jener treue Niemegk, — wo so mancher andere Mann? Wo Deiner Söhne volle Zahl, mein Uchtenhagen? — Darf ein Gebannter, ein Geächteter das Wort der Schrift gebrauchen, o dann möcht' ich sagen, ich beklage diese Helden allzumal, wie nur ein Vater klagt um seinen einz'gen Sohn! Es ist des edlen Blutes allzuviel geflossen! Das aber scheint mir eine Bürgschaft kommender Tage, kommenden Friedens, ja die Gewähr kommender Größe für dieses teure Brandenburg zu sein, daß seine Ritter, seine Bürger so getreu, so fest, so schlachtenfroh und todesmutig hingetreten sind zu jenem Banner, das der Hauch der Ehre schwellte!"

Ludwigs Antlitz erglänzte in einer Begeisterung von echt fürstlicher Art. Boto Wale stand ihm zunächst. Der edle Bürger, der in seines Markgrafen Schlachten stets sein Schwert so treu geführt, er fühlte es, wie der Blick seines Herrschers auf ihm ruhte. In Ludwigs Auge lag etwas von siegeshafter Sicherheit, etwas von königlicher Hoheit! Vor diesem Blicke senkte auch der ehrenfeste Bürger seine Wimpern. Dann aber trat er seinem Herrn mit freier Stirn entgegen. Hochbegeistert rief er dem Gebannten und Geächteten die Worte zu:

„Herr Markgraf, — ja, der Bund, den wir geschlossen, er wird bleiben! Solch ein fürstlich Haupt, das von dem Feuerstrahl der Not gefeit ist, kann nicht sinken! Nehmet von neuem hin das festeste Gelöbnis unserer Treue! Niemand soll hier je zu Lande scheiden Fürst und Volk! Keine Not, die uns je trifft, soll uns vereinzelt finden! Diese treue Stadt, dies Frankfurt, es soll allen Märkern Beispiel sein und Vorbild!"

„So vernehmet denn auch das Wort des Dankes, — höret das Wort des Lohnes, das ich spenden will der vielgetreuen Stadt!" Markgraf Ludwig sprach das Wort in jener wahren, großen Hoheit aus, welche das unentreißbare Erbteil seines kaiserlichen Vaters war.

„Befreit von soviel Elend!" So rief er. „Nie hab' ich tiefer, inniger jenes heil'gen Wortes Wahrheit je erfahren: ‚Wohl dem, der

unter Gottes Schutze wohnt!' Die Macht des Herrn, welcher auch den Wasserströmen gewaltig und jähe gebietet, — die Kraft des größten aller Herren, auf dessen Wort sich Berge türmten, — Felsen bauten, — sie hat uns wundersam behütet; nun lagert nicht mehr vor den Thoren dieser Stadt der grimme Feind! An diesen starken Wällen, — mehr noch aber an den treuen, festen Herzen ist seine Macht zerschellt! Jetzt soll von ihrem Fürsten, ihrem Herrn der Bürgerschaft der vielgetreuen Stadt von Frankfurt auch das höchste Lob gespendet sein! Niemals hat eine Stadt der Mark Gnade von dieser Art erhalten! Ihr Männer aus dem Rate, — alte*) und neue, — Ihr, Ihr Meister von den Viergewerken und Ihr acht Geschworene der Bürgerschaft, — Ihr schwert- und waffenfrohen Männer aus den alten Häusern dieser Stadt, — vernehmet, was Euch jetzt der Herr und Fürst des Brandenburger Landes froh entgegenruft! Ich weiß es wohl, — nur klein und winzig ist mein Dank; nie können Worte solcher echten, festen Mannestreue lohnen. Denn hoch und herrlich ist es, was Ihr an mir gethan! Aber mein fürstlich Wort, — es soll ein Denkmal sein der schweren Tage, die wir jetzt durchlebt haben, — es soll ein Wort sein, welches die Brandenburger aller Zeiten mahnt zur Treue, — wenn sie des bedürften; — es soll ein Wort sein, das für immer bleibt zum Ruhme dieser vielgetreuen Stadt! Dietrich von Mörner, leset diesen weisen und bescheidenen Männern vor, was wir in rechtem Danke über sie verfügt!"

Der Propst von Soldin, zugleich der Schreiber und Notar des vielgeprüften Brandenburger Fürsten, erhob sich; er hatte jene pergamentene Urkunde vollendet, welche noch heut vorhanden und zugleich das wertvollste Denkmal der getreuesten Stadt im Brandenburger Lande ist. Nicht all die Bürger und die Degen, welche hier zugegen waren, mochten Ton und Sprache jenes Pergaments verstehen; deshalb verdeutschte Dietrich Mörner den lateinischen Wortlaut dieses herzerquickenden Diploms; derselbe lautet:

„Wir Ludwig, Herr und Pfalzgraf an dem Rheine, Herzog zu Kärnten und Bayern, Markgraf zu Brandenburg, Graf zu Tirol: Dies höre jeder, der ein Herz für seinen Fürsten und ein Herz für seine Heimat hat! Die Bürger Frankfurts sind uns treu verblieben in

---

*) Worte der Urkunde. Alte = vorjährige, neue = diesjährige.

der schwersten Zeit, da es für den Herrn des Landes galt, sein Alles froh zu setzen an die Ehre, da niemand sonst ihm treu verblieben war, als diese Bürger Frankfurts! Ja, um der Ehre, um der Wahrheit willen haben sie Gefahr und Not auf sich genommen, da in dem Lande sonst kein Helfer uns erschien; — sie sind's, die uns mit unseren Rittern, unseren Dienern treu gehegt, als sonst nicht eine Pforte mehr im Lande sich uns öffnete! Für dieses jedes höchsten Lobes werte und, wie wir meinen, völlig ohnegleichen dastehende Verdienst gewähren wir den Konsuln und den Bürgern der Stadt Frankfurt Freiheit von der Abgabe, die man die „Urbede" nennt. Nimmer ist von einem Fürsten einer Stadt so hohe und so große Gunst geschenkt worden! Doch wir geben sie den Bürgern*) dieser Stadt! Niemand soll sie je stören in diesem hohen Rechte, und dieses Blatt bleibe ein Zeugnis von dem edlen, festen und bewährten Sinne dieser vielgetreuen Stadt!"

„Des bist Du Zeuge, edler Herr und Graf von Schwarzburg, — Du, Bethke Ritter Osten, Du, Friedrich von Lochen, Du Satzenhofener, Du, Albrecht**) von Wolfstein!" — Der Markgraf Ludwig sprach's und drückte, wie es üblich war, den Knauf des Schwertes mit dem Wappen Bayerns in das weiche Wachs der noch bis diesen Tag erhaltenen Urkunde. „Gegeben auf dem Rathause unsrer Stadt Frankfurt, — jetzt im Jahre unseres Herrn, 1348, am fünften Tage des Oktobers."

Dietrich von Mörner fügte diese Worte hinzu, indem er das Pergament faltete.

„Befreit!" sprach Markgraf Ludwig ernst und feierlich. „Ich weiß, — ich bin ein Fremdling hier noch in der Mark und habe keine Hoffnung, dieses stolze, harte Volk mir zu gewinnen! Eine Stadt aber ist meinem Herzen unauflöslich verbunden, — das ist dies Frankfurt hier in Bann und Acht! Es wird kein Denkmal sich erheben jener Tage, welche wir hier miteinander stark und treu getragen haben! Auch die Zeugen dieser schweren Zeit, sie werden schwinden! Vielleicht, daß diese Mauern dereinst sinken in die Gräben, die sie jetzt geschützt, — vielleicht daß diese Türme auch einst fallen, die wir hoch und fest gebaut, — eins aber wird nicht sinken, — wird nicht fallen: Das ist der Ruhm der Brandenburger Treue!"

---

*) Worte der Urkunde.

**) Diese Zeugen sind namentlich angeführt.

Da trat Boto Wale vor. „Es ist des Leides ein gerüttelt und geschüttelt Maß wohl über uns gekommen!“ sprach er mit tiefernster Stimme. „Aber Weh und Schmerz, sie beugen keinen ehrenfesten Mann! Ihr wißt es selbst, mein Herr und Markgraf, — sie veredeln ihn! — Viel Schweres haben wir getragen und von Not und Leid durchlebt! Aber trotz des Todes Schrecken, — trotz der Macht des Bannes, trotz all des Blutes, das geflossen, — trotz all der schweren Tage, die gekommen sind: Eins steht uns fest, — Eins soll den Enkeln bleiben, als ein hohes Erbteil, mein' ich, aus der alten Zeit, daß nimmer wanke die Treue in diesen Landen! Aus fernem Süden seid Ihr zu uns gekommen! Unsre Fürsten, uns're alten Herren, — seht, die ruhen in den Grüften von Lehnin und Chorin! Sie — sie waren's, welche diese Mark begründet, welche diese Heiden, diese Moore, diese Wälder unserem Deutschen Reich hinzugebracht und diesen unscheinbaren, aber dennoch unschätzbaren Edelstein der deutschen Kaiserkrone eingefügt und eingesetzt haben! Wann sie uns je zum Streite riefen, — wann sie je das Banner dieses roten Adlers wehen ließen, welches künft'gen Tagen aller Ehren Sinnbild sei, — ja, dann sammelten sich auch die Besten, — ja, dann jauchzte diesen hochgemuten Fürsten auch der Ruf der Freude zu und der Begeisterung fürs Vaterland! Und das, so denk' ich, hoher Herr und Markgraf, soll in Ewigkeit so bleiben! Unsere Treue ward erprobt in schwerer Zeit! Was sich in Feuers Glut bewährt, ich meine, das ist Gold! So stehen wir fest und treu zusammen, — Fürst und Volk! Unser Blut, und was wir haben, — was wir sind, für Euch, mein Fürst, — für Euch, mein Markgraf! Eins aber bitten wir von Euch: Für diese Arme, die sich für Euch waffnen, — für dieses Herzblut, das mit Stolz und Freude jetzt verspritzt wird für den Ruhm des Vaterlandes, — für der Märker Ehr' und Treue: Gebet uns das Herz! Treue gewinnt ja wohl ein Herz, und Ihr nanntet unsere Stadt die vielgetreue! O möchte dieses Wort, welches so hoch und herrlich klingt, einst seine volle Geltung haben für die ganze Mark, für dieses ganze deutsche Land, das jetzt so sehr, so furchtbar schwer zerrissen ist! Möge über ihm einst leuchten eines Herrschers Haupt, welches gestählt ist von schwerer Prüfung, gesegnet und gesalbt indessen auch von jener Hand, die immer wohlthut, immer hilft und immer läutert!“

„Nimmer“, erwiderte Markgraf Ludwig, „soll den Männern der

Mark Brandenburg, welche in dieser Weise fest und ernst zu ihrem Landesherrn gesprochen haben, rechte Antwort fehlen! Das Gelöbnis edler Treue war's, das Ihr in meine Hand gegeben habt! Es gilt mir — Eurem Fürsten, — um so höher, als diese Treue ward erprobt im Kampf und in der Not! Doch nicht allein den Bürgern ist sie edelster und schönster Schmuck; auch in des Fürsten Diadem strahlt keine Perle heller als die Treue! Ihr sollt sie kennen lernen auch an mir und an dem hohen Hause der Wittelsbacher; — auch die märkischen Fürsten sollen in nichts anderem ihren Ruhm und ihre Ehre suchen, denn in dem Einen, daß sie Treue halten bis zum Tode!"

„Das walte Gott!" sprach Boto Wale.

„Wo aber Märker je sich zu einander finden nach so schweren Tagen", fuhr Herr Ludwig fort, „soll ein Ruf erklingen, der die Losung werde kommenden Geschlechtern, der da mit Begeisterung erfülle jedes Brandenburger Herz! Er lautet: ‚Gott schütze die Mark, ihr Haupt und ihre Bürger!' Nimmer werde vergessen, was in dieser Stadt geschehen ist! Möge es dereinst verzeichnet werden, — treuen Herzen für die fernste Zeit zum Vorbild, was die Männer dieser Stadt gewesen ihrem Herrn und Fürsten in der größten Not! Wohl sagt man draußen unter den Menschen, daß nichts so trenne wie Gefahr und Prüfung! Nicht sei dies Sitte und Gewohnheit in der Mark! Was sonst die Menschen trennt, das binde hier! In schweren Zeiten einige sich Fürst und Volk; — leuchtend und glänzend werden sie dann stehen, wann die Gunst des Himmels ihnen wieder lächelt. Ja, ewig schütze Gott dies Brandenburg!"

* * *

Die feierliche Scene auf dem Rathause der Stadt Frankfurt hatte ihr Ende erreicht. Die vielgetreue Bürgerschaft, sie war nun wieder frei; sie hatte dem Ansturm eines großen Heeres glücklich widerstanden! Leuchtete indessen Siegesfreude durch die Stadt? — Wurden die Kränze froher Feste nun gewunden? Jubelte man etwa da, wo doch sonst der Sitz der Freude war? — Nichts von dem allen war in Frankfurt zu finden! Auch in dem Hause, das sich Heinrich Lichtenberg gegründet hatte, sah's gar trübe und gar dunkel aus! Eine junge Frau, sie bringt wohl sonst Freude in ihre Wohnung; — sie schmückt wohl sonst auch in der düstern Herbsteszeit das Haus mit Frohsinn und Behagen aus! Von all dem traf man nichts in der Wohnung des Patriciers an.

Aber ein höherer, edlerer Geist hatte Einzug gehalten in diese Räume; es war der Geist des Friedens, der gewonnen wird allein durch tiefes Leid. Die junge Frau Sophia blickte ihrem Herrn und Ehegemahle Henning von Lichtenberg mit thränenfeuchtem Aug' ins Antlitz.

„Weine nicht!" sprach der ritterliche Bürger. „Befreit nun von des Unglücks Stürmen! — Noch freilich thront des Todes Majestät in dieser Stadt! Ich aber traue Gottes Fügung, — traue seinem Frieden, seiner Gnade, die auch diesem Lande Brandenburg verheißen sind! Unser Herr und Markgraf war verlassen fast, — ein aufgegebener und ein hoffnungsloser Mann! Er hat sich starken Muts hindurchgekämpft; er hat gelitten, — aber auch der Sieg ward ihm zu Teil. Ich habe viel gelernt in dieser Zeit. Des Vaterlandes Not hat mich zum ernsten Manne umgewandelt. Geliebteste, an dem, was wir gesehen, wir getragen haben, laß uns lernen, unsere Hoffnung festzuhalten für die Zukunft. Auch wenn uns einst das Mißgeschick verfolgt, laß uns getreu und mutig kämpfen, — laß uns siegen! Auch Markgraf Ludwig traute seinem guten Engel und er überwand!"

„Und doch, wie furchtbar schwer war diese Geißel Gottes, die uns traf! Wie tief und wie entsetzlich ist das Elend, das in Frankfurt herrscht; — wie ungemessen jener Schmerz, der unter uns jetzt klagt um hingesunkene Hoffnung, um vergossenes und teures Heldenblut!"

„Wir gründeten im Sturme der Not des Vaterlandes unser Haus, das mir das Köstlichste geboten auf der Erde: Ruh', Frieden, Seelenglück!"

„O, daß sie nimmer von uns wichen!"

„Sie werden's nie, wenn wir dem Beispiel folgen, welches die Stadt, dies edle Frankfurt, uns gegeben, — wenn wir getreu uns zeigen bei des Schicksals Drohungen und Schlägen! Sophia, — willst Du alle Zeit in diesem Geiste mir zur Seite stehen?"

„Das hab' ich Dir gelobt! Ich will es halten. Nichts klingt schöner, herrlicher, als vielgetreu genannt zu werden!"

„Bleib' Du es mir, wie sich mein Schicksal immer auch vollende!"

„Von Herzen gern, mein Henning!"

Das war ein seliger und innig glücklicher Augenblick. Das junge Ehepaar umarmte sich in jenem Frieden, jener Hoffnung kommenden Glücks, welche nur den Auserwählten des Geschickes gegeben ist.

Unten aber vor dem Hause Hennings von Lichtenberg tönten Huf-

schläge. Reiter zogen an dem kleinen Giebelhause vorüber. Es war der Markgraf Ludwig, welcher mit seinen Begleitern die Stadt Frankfurt verließ. Da waren sie allzumal, die herrlichen Helden, der rote Hasso, Bethke von der Osten, Friedrich von Lochen und die oft erprobten Bürger dieser Stadt! Henning von Lichtenberg und seine Gattin richteten einen Blick schmerzlicher Teilnahme auf den Fürsten, welcher nun die vielgetreue Stadt verließ, um sich zunächst nach Müncheberg und Straußberg zu begeben.

„Befreit!“ tönte der Ruf der Volksmenge, welche den Fürsten begleitete, zu dem neuvermählten Paare hinauf. Das Wort war wie ein Wahlspruch durch die Stadt gegangen.

Draußen aber vor der „Klause“ am Lebuser Thore hielt der Markgraf Ludwig. Bis hierher hatten die Bürger ihm das Geleit gegeben. Auch Henning Lichtenberg war seinem Herrn und Fürsten noch nachgezogen. Und der Patricier sah's, wie sie sich dort am „Heil'gen Kreuze“ vor der Klause tief vor ihm verneigten, der als ihr Fürst und Herr die schwerste Mühe jedes Streites freudig mit ihnen und getreu getragen hatte!

Jetzt wendete sich der Markgraf zu seinen Begleitern um. „Gott schütze Euch!“ So sprach er. „Dies Wort behalte seine Geltung nun für jede Zeit, für jede Stadt, für jedes Herz in diesem Lande! Lebet wohl, Ihr Bürger hier zu Frankfurt, — Ihr, die schlichten, ehrenfesten Söhne dieser vielgetreuen Stadt!“ —

Vierzehntes Kapitel.

Das Ende.

Die Kämpfe um Frankfurt, die Treue der neumärkischen Vasallen und der Bürger der Oderstadt hatten eine Entscheidung wenigstens insofern bereits herbeigeführt, als Markgraf Woldemar und die Ballenstädter sich keine Hoffnung mehr machen konnten, je die Herzen in den Oberlanden zu gewinnen. Fest aber hielten die Lande bis zur Oder zu dem zurückgekehrten Markgrafen. Nur an einzelnen Stellen sank auch hier trotz aller Kampfesnot das Banner der Wittelsbacher nicht zu Boden; so in Mittenwalde nicht und nicht zu Brietzen, jener Stadt,

welche sich damals den Ehrennamen „Treuenbrietzen" errang. Noch heute befindet sich an dem Rathause des letztgenannten Ortes die schöne und bedeutungsvolle Inschrift:

„Haec urbs praemeruit, quae Brezia fida vocetur:
Principibus belli tempore fida fuit"; d. h.:

„Wohl hat die Stadt es verdient, das treue Brietzen zu heißen:
Als ihn alles verließ, blieb sie dem Fürsten getreu." —

Die Mark war demnach in ein ballenstädtisches und in ein wittelsbachisches Fürstentum zerfallen, und, was das Schlimmste war, ihre Söhne zerfleischten sich gegenseitig; selbst in die Mitte der Geschlechter und der Familien wurde der verhängnisvolle Zwiespalt getragen, und dazu kam noch das große allgemeine Weh!

Selbstverständlich dauerte der Kampf fort, — nur daß er auf wittelsbachischer Seite mit größerer Thatkraft als auf der ballenstädtischen Linie geführt ward. Und woher das kam? — Auf ersterer war ein Mann Befehlshaber, ein Wille der bestimmende; bei den Ballenstädtern zerschlug sich jeder entschiedene Plan, jedes feste Zugreifen an der Verschiedenheit der Interessen, an der Menge der Heerführer, an der ängstlichen Rücksichtnahme auf den Kaiser.

Schon im Dezember 1348 war überdies die Partei der Wittelsbacher in der Mark und im Reiche derartig wieder erstarkt, daß sie es ihrerseits vermochte, dem Kaiser Karl einen Gegenkönig gegenüberzustellen. Kein edel' Geschlecht aber im ganzen Reiche hatte dem Hause der Wittelsbacher eine so hingebende Treue bewiesen wie das der Grafen von Schwarzburg; — freudig hatten diese thüringer, auch in der Mark zu Spremberg angesessenen, Herren Gut und Blut für die Bayern dahingegeben. Aus ihrem Geschlechte ging dann auch der tapfere und hochherzige Gegenkönig Günther von Schwarzburg hervor, der am 16. Januar 1349 auf dem Felde vor Frankfurt am Main erwählt und am 6. Februar feierlich auf den Altar der St. Bartholomäuskirche erhoben wurde. —

Zwischen dem Kaiser Karl und dem Markgrafen Woldemar waren dagegen offene Mißhelligkeiten ausgebrochen. Schon die Abtretung der Lausitz hatte es klar bewiesen, daß der Kaiser nicht sowohl das Beste der Mark, als vielmehr die Größe Böhmens und seines Hauses im Auge hatte. Überdem: ein ernster Kampf, ein Streit, der mit allen

Kräften bis zur Vernichtung des Gegners fortgeführt wurde, war nie seine Sache gewesen. Was er beabsichtigte, das erreichte er ja viel leichter und bequemer auf den verschlungenen, aber unblutigen Pfaden seiner Ars diplomatica! So gelang es ihm selbst, eine Bresche in die festgeschlossene Phalanx der Wittelsbacher dadurch hineinzulegen, daß er nach dem Tode seiner Gemahlin Blanche von Valois sich mit Anna, der Tochter des Pfalzgrafen Rudolf bei Rhein, vermählte. Damit aber war die pfälzer Linie der Wittelsbacher von der bayrischen getrennt. Der wackere König Günther sah sich daher bald allein auf den Beistand der selbst so hartbedrängten wittelsbacher Brüder Ludwig des Älteren, Ludwig des Römers, Stephan und Otto beschränkt. War es nun der Gram, — war es eine Krankheit, — war es eine Vergiftung: kurz, Graf Günther von Schwarzburg erkrankte. Er suchte Hilfe bei dem Frankfurter Arzte Freydank; aber dieser weise, hochangesehene Meister vermochte ihn nicht mehr zu retten. Am 12. Juni 1349 verzichtete Günther auf das Reich; am 14. starb er; am 19. wurde er mit königlicher Pracht in der St. Bartholomäuskirche zu Frankfurt am Main bestattet. Noch heute zeigt sein Denkmal uns seine ritterliche Gestalt im Schmucke der Rüstung und des mit Löwen bestickten Waffenrockes; trefflich aber schildern die Inschriften dieses Grabmals die Zeit, von welcher wir berichtet haben. Da lesen wir:

„Untreue, Falsch und Schande ziemt,
Und stete Treue Schaden nimmt";

und auf der andern Seite:

„Untreue nahm Gewinnes Hort,
Untreue, Falsch, mit Giftes Wort."

Es ist, als wenn der Tote die arglistige Staatsweisheit Kaiser Karls IV., die soviel Unglück auch über die Mark gebracht hat, noch aus dem Grabe heraus anklagen wollte! —

Und dazu hätte er vollkommen ein Recht gehabt! Denn mit Staunen erblickten es die Ballenstädter, welche um diese Zeit in der Priegnitz unter den Waffen standen, wie Kaiser Karl mit Ludwig dem Älteren verhandelte. Ohne große Schwierigkeiten kam in der That auch eine Aussöhnung zu stande. Karl versprach, er wolle den Papst bewegen, die Wittelsbacher vom Banne zu lösen und Ludwigs Ehe mit Margarete von Tirol gutzuheißen. Ludwig sollte sowohl die Mark wie

Tirol behalten und dem Kaiser nur den Durchzug durch das letztgenannte Land nach Italien gestatten, die kaiserliche Würde Karls anerkennen und ihm die Reichskleinodien herausgeben, welche der Markgraf noch von seinem Vater her in Gewahrsam hatte. Und zu derselben Zeit, in welcher diese Abmachungen getroffen wurden, schrieb Karl den Ballenstädtern:

„Es ist nicht wahr, daß wir einen andern als Markgrafen von Brandenburg ansehen, denn den hochgeborenen Fürsten Woldemar.“ !! —

Welch arge, doppelzüngige Politik! Der freilich, der als „Markgraf Woldemar“ jetzt auf der Priegnitzer Heide lagerte, hatte sie bereits vollkommen durchschaut, als Kaiser Karl die Belagerung Frankfurts an der Oder aufgehoben hatte.

Denn seit jener Zeit war es wie ein finsterer Geist über den greisen Mann gekommen. Er suchte mit Vorliebe die Einsamkeit auf. O wer es hätte erkennen können, was ihm durch die Seele ging, als er sich jetzt im Kloster Heiligengrabe in der Kapelle des heiligen Blutes vor dem Altare auf die Knie warf und sein Antlitz in seine Hände barg! Doch dann blickte er zu dem Marienbilde auf und richtete sich fest empor.

„Ihr wißt es, ihr Seligen dort droben“, so sprach er leise, „ich habe es nicht um meiner selbst willen gethan, sondern um diesem Lande den Frieden zu bringen! Ich glaubte eure mahnende Stimme zu vernehmen; — ich glaubte, ihr würdet mit mir sein! Nicht wußt' ich, daß die Welt so falsch geworden, seit ich in des Islams Ketten lag; — doch, — wehe mir! — ich habe ja kein Recht zu klagen! Nimm, ewige Gerechtigkeit, nimm denn mein Herzblut hin!“

Er faßte das Schwert und verließ die dämmernde Kapelle. —

Ludwig der Ältere war indessen keineswegs geneigt, den Prätendenten, den er nur „den falschen Mann“ zu nennen pflegte, ruhig in der Altmark, der Priegnitz, der Uker- und Mittelmark als Herrscher gewähren zu lassen. Er selbst und sein Bruder der Römer hatten freilich jetzt gar vieles in Süddeutschland zu ordnen und zu schlichten; allein König Woldemar Atterdag von Dänemark vergaß seines Versprechens, den Wittelsbachern zu helfen, ebenso wenig wie König Kasimir von Polen. Er landete auf der Insel Poel und verheerte zunächst die mecklenburgischen Lande. Dann drang er in die Ukermark ein und belagerte die Veste Straßburg. Nach hartem Kampfe erstürmte

er sie und setzte sich in dem wichtigen Platze fest. Sofort aber eilten jetzt die mecklenburger Fürsten herbei und schlossen den Dänenkönig in Straßburg ein.

Da war nun freilich guter Rat sehr teuer. Ludwig der Ältere war noch in Bayern, Ludwig der Römer stand in dem treuen Lande Lebus. Allein, obwohl er zu einem entscheidenden Schlage nicht vorbereitet war, beschloß letzterer dem Dänenkönige zu Hilfe zu eilen. In schnellem Zuge ging er gegen Oderberg vor, um hier den Paß ins Land der Ukker zu gewinnen.

Die Veste Oderberg erhob sich damals auf steil ansteigender Höhe über der Wasser- und Sumpfwildnis des hier seeartig sich erweiternden Stromes und seiner Niederungen. Eine lange, aber nur sehr leicht gebaute Brücke führte von Süden nach Norden über Sumpf und Fluß auf die Veste zu. Der Aufklärungsdienst aber war damals bei Heeresmärschen nur ein sehr unzuverlässiger, ganz abgesehen davon, daß die Art der Kriegführung Täuschungen des Feindes den weitesten Spielraum ließ. „Die Veste dort drüben mit der alten, hohen Warte", so wurde dem jüngeren Ludwig berichtet, „ist völlig unbesetzt." Unbesorgt also zog er über die Brücke. Da aber tönte es oben plötzlich:

„Ballenstädt! Ballenstädt!",

und aus allen Einschnitten und Schluchten des Berggeländes quollen woldemarische Krieger hervor. Sie stürzten zur Brücke hinab, auf deren Mitte sie Ludwig den Römer antrafen. Es gab ein furchtbares Gemetzel, — eine Niederlage der Bayern, welche lange nicht verwunden werden konnte. Wer nicht erschlagen wurde, der wurde gefangen oder in den Fluß gedrängt. Viele der bayrisch-märkischen Krieger suchten sich auf die im Strome liegenden Fahrzeuge zu retten. Wie es in der Verwirrung aber nicht anders geschehen konnte, wurden die Schiffe dabei allzusehr überlastet: eines von ihnen sank mit mehr als hundert Menschen unter. An Gefangenen zählte Herzog Albrecht von Mecklenburg, welcher den Überfall veranstaltet hatte, nicht weniger denn viert-halb hundert Ritter und Edelknechte, dazu noch die Fußknechte. Ludwig der Römer selbst entkam nur mit genauer Not und nur mit dreien seiner Getreuen.

Wie jubelten da die Mecklenburger! Vermochte der Markgraf Woldemar sich indessen eines Sieges zu erfreuen, welchen sein eigenes Vaterland mit so blutigen Opfern hatte bezahlen müssen? — Und

kämpften die Mecklenburger etwa für ihn oder um die Priegnitz? — Woldemar blickte hell genug, um sich Irrtümmern nicht hinzugeben. Düstrer und düstrer wurde sein hoheitsvolles Antlitz.

Nur das mochte ihn erfreuen, daß der wilde Dänenkönig Atterdag jetzt so gut wie verloren schien. Allein überraschende Hilfe kam auch ihm, dem Schwager Ludwigs! Die Herzöge von Pommern, welche den zurückgekehrten Woldemar von Brandenburg anfangs so freudig begrüßt hatten, waren sehr bald inne geworden, daß der Markgraf keineswegs geneigt war, das Brandenburger Land noch weiter zerbröckeln zu lassen. Da waren sie denn — zu Ludwig übergetreten. O wie recht hatten doch die Inschriften an König Günthers Grabmal! —

Und nun fielen die Pommern, Herzöge Barnim und Bogislaw die Mecklenburger an, welche das feste Straßburg umschlossen hielten. Sie machten dem Dänenkönige „Atterdag" Luft. Schnell drang jetzt der letztere in wildem Verheerungszuge, seine Bahn mit Blut und Rauch bezeichnend, quer durch den Barnim auf Berlin vor; am Ende des Monats September 1349 stand der König, der ein sehr verwegener Kriegsmann war, auf den Höhen nordwärts von dieser Stadt, welche später den Namen der „Windmühlenberge" trugen und jetzt — von einem Häusermeer bedeckt sind.

Die Dänen vor Berlin! — Wer hätte das gedacht! Allein Berlin war eine feste Stadt, und jene Männer, die bis dahin im Interesse Woldemars gewirkt hatten, ein Peter von Blankenfelde, ein Otto von Belgern, ein Thilo von Prettin, waren nicht im mindesten geneigt, ihr Banner vor dem Dänenkönige einzuziehen. Der „Atterdag" wurde darob, wie es seine Gewohnheit war, „fuchswild"; — was aber half das? — Er mußte nun eine regelrechte Belagerung beginnen. Und das that er denn auch.

Es wurde doch nun Ernst für die Männer von Berlin. Die Dänen warfen Faschinen in die Stadtgräben; sie führten „Schutzdächer" gegen die Mauern vor; sie setzten „Widder" gegen die kolossalen Feldsteine derselben in Bewegung. Schon sah man in Berlin recht düstere Gesichter. Da tönten einst von den Säumen der Waldungen von Pankow, Weißensee und Marzahn her den Dänen fremde Trompeten gar unliebsam in die Ohren. Herr Albrecht, der getreueste und kriegerfahrenste der Verbündeten des wieder zu Lande gekommenen Markgrafen, der ebenbürtige Sohn des Löwen Heinrich von Mecklenburg, war dem Dänen-

könige gefolgt und griff ihn jetzt von Norden an. Da mochte der Däne, um nicht zwischen der Stadt und den Mecklenburgern eingeschlossen zu werden, sich seines Sprüchwortes

„Atterdag!" —

„es giebt noch einen andern Tag!" — entsinnen; war doch für diesmal wenigstens die günstige Gelegenheit vorbei! Er unterhandelte deshalb sowohl mit Berlin wie mit Albrecht von Mecklenburg, — anfangs freilich ohne Erfolg. Da machte er entschlossen gegen die Mecklenburger Front. Schon war der Fanfarenruf zur Schlacht erschollen; schon vernahm man Schwerterklang und Speer- und Schildesdröhnen. Da gab Albrecht von Mecklenburg im letzten Augenblicke den Vorstellungen der Vermittler Gehör. König Magnus von Schweden wurde sowohl von den Mecklenburgern wie von den Dänen zum Schiedsrichter über

„die Sache des Markgrafen Woldemar"

bestellt. —

Als nunmehr der Waffenstillstand abgeschlossen war, rüsteten sich die Dänen wieder zum Abzuge. Allein Woldemar Atterdag wollte von Berlin nicht scheiden, ohne ein glänzendes Fest als Siegesfeier dafür abgehalten zu haben, daß er bis in das Herz der Lande Woldemars von Brandenburg vorgedrungen war. Ein günstiger Platz dafür fand sich im Norden der Stadt. Unter hohen, alten Linden stand auch hier ein St. Georgskirchlein, welches in vergrößerter Gestalt heute noch besteht. Unfern davon erhob sich der „Schützenbaum" Berlins mit dem „Papagoyen" oder Königsvogel, — befand sich ferner ein weiter, sorgfältig geebneter Plan.*) Hier hielt König Woldemar im blinkenden Herbstesscheine ein farbenprächtiges Turnier ab und schlug viele seiner Kämpen zu Rittern, die dann später in ihrem Vaterlande den ehrenden Beinamen der „märkischen Ritter" empfingen. Dann kehrte er, wohl weil die Dienstzeit seiner Vasallen abgelaufen war, wieder nach Dänemark heim.

Dem Kaiser Karl konnten diese Erfolge der Ballenstädter bei jener Politik, die er nunmehr eingeschlagen hatte und die das Haus der Wittelsbacher unter dem Anscheine der Freundschaft zu verderben trachtete, nicht eben erfreulich sein. Ludwig und seine Brüder ließen es auch durch-

---

*) Im Norden des heutigen Alexanderplatzes.

aus nicht an ernsten Mahnungen fehlen, daß er nun doch endlich einmal sein kaiserliches Ansehen gebrauchen und den „falschen Mann“, wie sie ihn nannten, mit seinem gesamten Anhange aus der Mark verweisen möchte. Ein entschiedenes Handeln aber war ganz und gar nicht nach Karls Geschmack, und — noch war er sehr wohl zu gebrauchen, „der hochgeborene Herr und Fürst, Herr Woldemar von Brandenburg.“

War er aber das wirklich? — Wer ihn jetzt erblickt hätte, der hätte diese Frage, wenigstens im Sinne Karls, verneinen müssen! Die hoheitsvolle Gestalt des Pilgers erschien zusammengesunken; sein Auge sprühte nicht mehr vor Feuer, wie damals, als er vor Kaiser und Reich stand. Er schien tiefsinnig geworden zu sein und suchte die Einsamkeit. Hatte das Heer ein Lager bezogen, so erblickte man ihn wohl am Waldesrande unter einer Eiche, einer Buche sitzend und in dem grüngoldigen Scheine des Laubes dumpfen Träumereien hingegeben. Erst wenn es dann zum Kampfe ging, erwachte er ganz wieder, der alte, große Woldemar, dessen Herz einst in so stürmischem Ehrgeize geschlagen! Dann flog er auf seinem schneeweißen, arabischen Renner, den er aus dem Morgenlande mitgebracht hatte, dem Heere voran mit blitzendem Helme und hocherhobenem Schwerte, die grauen Locken wallend im Winde, den Scharlachmantel wehend um die Schultern! Und wie ein Schrecken ging es dann oft vor ihm her; — die Feinde wichen, wo er einbrach; sie hielten ihn für unverwundbar, vielleicht mit bösen Geistern im Bunde stehend. Die ballenstädtischen Fürsten pflegten seiner zwar mit liebevollster Sorgfalt; die tiefe Trauer jedoch, welche sein Gemüt offenbar erfüllte, vermochten sie nicht von ihm zu nehmen. —

So zog sich der kleine Krieg lange, lange hin. Noch manches Dorf wurde im Jahre 1350 wüst, welches die Jahre 1348/49 glücklich überstanden hatte. Der „schwarze Tod“ hatte zwar mit seinem Wüten nachgelassen; dennoch lag es wie Leichengeruch und Moderduft über der gesamten Mark. Dazu gesellte sich eine andere, höchst eigentümliche und unheimliche Erscheinung: die „Geißelfahrten“ dehnten sich selbst bis nach der Mark aus. —

Das Heer Markgraf Woldemars lag in der Werbelliner Heide, am großen Wege der zum Schlosse Werbellin selbst führte. Allein es gab schon im Frühlinge 1350 kein Schloß Werbellin mehr. Längst war dasselbe, nachdem es von den Pommern in Brand gesteckt worden

war, zerfallen; nur die hohe Warte ragte noch stolz und wetterfest auf. Dem greisen Markgrafen Woldemar waren Thränen ins Auge getreten, als er den Graus der Verwüstung auf dieser so erinnerungsreichen Stätte erblickte. Und dennoch: Grad' angesichts der hehren Trümmer hatte er sich den Platz zur Rast im Walde erwählt. Wollte er mit Absicht sie heraufbeschwören, die Erinnerungen an Otto den Minnesänger, an Konrad und Constanze? — Die Reisigen lagen in der Ruine selbst.

Da tönte durch den lenzesfrischen Wald, der mitleidig zu den rauchgeschwärzten Trümmern hinüberblickte, von ferne her ein klagender Gesang. Woldemar horchte auf. Bald vernahm er die Worte eines geistlichen Liedes:

„Hilf uns, Herr, durch Dein heil'ges Blut,
Das Du am Kreuz vergossen hast,
Und nimm von uns der Sünden Last!

Mach' uns die Straße wohlbereit
Und führ' uns all' an Deiner Hand
In unser ew'ges Vaterland."

Und jetzt trat ein Zug aus dem Walde, — wallende Banner voran, — und eine Menge Volkes, allen Ständen, allen Lebensaltern angehörig. Die Kleider der Wallfahrer waren mit Kreuzen bezeichnet. Unter düsterem Gesange knieten sie auf dem freien Platze vor der Ruine nieder; dann entledigten sie sich auf Geheiß ihres Führers der Oberkleider bis zu den Hüften hinab und ergriffen die Geißeln, welche, mit Dornen und selbst mit Eisenspitzen versehen, von ihren Gürteln herabhingen. Mit Staunen sahen die Kriegsleute, — sah auch Woldemar auf ihr Thun. Dann erklang ein anderer Gesang:

„Jesus, der ward gelabt mit Gallen!
Laßt uns am Kreuze niederfallen!"

und nun erschollen klatschend die Geißelhiebe, welche sich die seltsamen Wallfahrer selber beibrachten. Das waren die „Geißler", welche auf diese Weise ihre Sünden zu büßen und das Elend der Zeit abzuwenden vermeinten! In den ergreifendsten Tönen forderte sie jetzt der Vorsänger auf:

„Nun hebet auf all' Eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende!
Nun hebet auf all' Eure Arme,
Daß Gott sich über uns erbarme!"

Dann erschollen wilde Klagen, vermischt mit Tönen brünstigsten Gebetes, bis ihr Führer ihnen die Absolution erteilte:

„Steht auf zu Christi Marters Ehre
Und hütet Euch vor Sünden mehre!"

Sie bekleideten den blutenden Nacken wieder mit dem kreuzgeschmückten Gewande und zogen weiter in den ruhenden, dämmernden Wald.

Markgraf Woldemar war tief ergriffen. Und doch, — er fragte sich im geheimen: „Ist ihre Buße denn so schwer? — O nein, — viel härter muß ich büßen, was ich in bester Absicht begonnen, gerufen von unversöhnten Geistern, gerufen von dem Genius des Hauses Ballenstädt!" —

Dann sank er wieder in sein düsteres Sinnen zurück. —

Allein noch einmal sollte seine Seele an diesem Abende stürmische Bewegungen erdulden.

Die Dunkelheit brach herein; da stürmte ein Reiter ins Lager. Er trug schwarz-gelb, die kaiserlichen Farben, die man im ganzen Reiche als neutrale ansah, und zum Überfluß wehte an seiner Lanze noch ein weißes Tüchlein. „Treffe ich hier den Mann, der da behauptet, Markgraf Woldemar zu sein?" so fragte er mit weithin tönender Stimme die Wachen.

„Den, der es ist, Herr Ritter!" versetzte der Rottmeister.

„Nun denn, so führet mich zu ihm! Ich komme als der Bote meines Kaisers und des edlen Grafen Günther von Schwarzburg des Jüngeren!"

Bald stand der Sendbote vor Woldemar. Die Frühlingsnacht war frisch; — man hatte Feuer angezündet. An einem solchen saß der greise Markgraf. Flammenschein und tiefes Dunkel bedeckten abwechselnd seine Züge.

„Wer bist Du?" fragte er den Abgesandten.

„Hans von Buch, der Capitaneus, und Herr zu Buch und Garsedow!" so lautete die Antwort.

Woldemar zuckte zusammen, allein er verbarg seine Bewegung und winkte den Umstehenden, sich zu entfernen.

„Bestellet Eure Botschaft!" befahl er. Er hatte sich erhoben.

„Herr", sprach der Ritter, „wer Ihr auch sein möget; wenn Ihr ein Märker seid, so muß das Elend dieses Landes Euch das Herz abstoßen! Es muß dem ein Ende gemacht werden!"

„Gewiß, Herr Ritter von Buch! Die Fürsten und die Unterthanen haben nichts zu thun, als Woldemar, den letzten Ballenstädter, und sein Recht an die Mark anzuerkennen. Dann wird der, — dann werde ich die Nachfolge dem edlen Hause derer von Anhalt auftragen, dessen Glieder mit allen Herrschertugenden geschmückt sind, und Ruhe suchen an einem weltentfernten Orte. In Frieden mögen die Wittelsbacher dann nach Süden ziehen, und Frieden wird wieder herrschen in diesem tiefunglücklichen Lande, dessen Elend auch mir in die Seele schneidet."

„Die Wittelsbacher", entgegnete der Ritter von Buch, „herrschen vermöge kaiserlicher Belehnung; sonst diente ich ihnen nicht, Herr, dessen Geschlecht durch uralte Bande denen von Ballenstädt verbunden ist. Die Wittelsbacher können nicht von ihrem Rechte lassen!"

„Sie haben keins; denn noch lebt Woldemar!" —

Auch der Ritter von Buch ward durch die fürstliche Haltung des Greises betroffen. „Herr", sprach er, „wundersam bewegt mich Eurer Stimme Klang; — es ist, als hört' ich meinen sel'gen Vater reden! Wir sind allein: verzeihet drum ein offen Wort!

Wer Ihr auch sein möget: ob der echte, ob der falsche Woldemar: Unrecht habt Ihr in jedem Falle gethan, als Ihr Eure Hand wiederum nach dem Fürstenhute der Mark ausstrecktet. Denn, — seid Ihr der rechte nicht, so richtet Euch Gott! Auf Eurer Seele liegt dann das vergossene Blut, — liegt dann das Elend dieses Landes! Und seid Ihr Woldemar der Große: wie konntet Ihr dann dieses Landes Ordnung stören, nachdem Ihr Euch vor dreißig Jahren selbst der Herrschaft über uns verziehen habt?"

„Höre mich an, Hans von Buch!" rief der Fürst in leidenschaftlicher Glut. „Du weißt nicht, wie dieses Herz gerungen hat und welche Schmerzen es getragen! Und dann vernimm auch das:

> Ich bin nicht von mir selbst gekommen! Ich war — Du hast recht, — für diese Welt gestorben! Die Schuld Ludwigs, der dieses Land vernachlässigt hat, und das Elend, welches ob meiner Heimat lastet, — sie allein haben mich wieder in das Licht des Tages gerufen. Ich kam nicht eher, ehe ich nicht Gottes Stimme vernommen.

Es liegt mir an Deinem Urteil, Ritter Hans von Buch; — deshalb dies Wort der Rechtfertigung!"

„Lassen wir das, Herr!“ erwiderte der Gesandte. „Ich bin nur ein Bote und darf Euch nicht kränken. Vernehmet meinen Auftrag:

Was sollen wir Märker mit Märkern uns noch ferner schlagen? — Machen wir ein Ende! — Unter kaiserlichem Geleite läd der edle Graf Günther von Schwarzburg die Ballenstädter und die Bayern auf heut' über vierzehn Tage zu einem friedlichen Gespräche auf das Schloß Spremberg ein.“

„Es thut mir weh“, erwiderte Woldemar; „allein ich kann nicht kommen. Vor dem gesamten Reiche hat der Kaiser Karl mein Recht an die Mark bereits aufs feierlichste anerkannt. Es wäre eine Herabwürdigung meiner selbst, wenn ich erscheinen wollte.“

„Ist das Euer letztes Wort?“

„Es ist's! — Mögen meine Vettern von Ballenstädt den Tag besuchen! Ich bleibe ihm fern, denn — ich unterhandle mit dem falschen Kaiser Karl nicht mehr; — ich bin nicht sein Geschöpf.“

„Denkt an dies Land!“

„Ich hab's gethan! Zu hoch stehen mir die Mark und die Märker, — zu hoch, Hans von Buch, stehe ich mir selbst, um als willenloses Werkzeug der tückischen Kunst des Kaisers Karl zu dienen!“ —

Der Gesandte ging nach kurzem Gruße, um sein Roß zu besteigen. Woldemar zog den Mantel fester um sich; — er bebte.

„Das war die schwerste Stunde!“ flüsterte er. —

Der Tag von Spremberg kam dennoch zu stande, da die Herzöge von Sachsen und die Grafen von Anhalt ihn beschickten, da auch Ludwig und der König Woldemar von Dänemark Abgeordnete sandten. Wie schon zu Berlin, so rief man auch hier das schiedsrichterliche Urteil des Königs Magnus von Schweden an. Das aber war dem Kaiser Karl, der gleichfalls nicht erschien, sehr wenig angenehm, und er geriet in heftigen Zorn. Sofort berief er selbst einen zweiten Tag nach Bautzen.

Und hier drang er mit allen seinen Absichten durch. „Es ist Hochverrat,“ erklärte er den Fürsten, „die Einmischung eines fremden Herrschers herbeizuführen. Ich allein bin Richter im Deutschen Reiche. Wohl habe ich bei Heinersdorf bereits einmal in dieser Sache Recht gesprochen. Ich stützte mich damals auf das Zeugnis Eurer Hoheiten, Herr Rudolf von Sachsen und Herr Albrecht von Anhalt! Ich entschied nach dem Urteil der Schöffen, wie ich nicht anders konnte. Jetzt aber sehe ich es klar,

daß sowohl Ihr, Ihr edlen Fürsten, wie ich selbst getäuscht worden. Der Mann, der sich für Markgraf Woldemar ausgiebt, ist nicht der echte. Ein Gaukler ist er und tenebrio*); — kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit sprech' ich die Mark ihm also wieder ab!" —

Da brausten die Fürsten von Sachsen und von Anhalt auf. „Herr Kaiser", rief der alte Rudolf, „das wagt Ihr uns ins Angesicht zu schleudern? — Glaubt Ihr, wir hätten nicht geprüft? — Glaubt Ihr, daß ich die Züge Woldemars vergessen? — Nur Einer war ihm ähnlich; — das war der Klaus von Buch, und der ward hingerichtet als Verräter auf dem Frankenfeld bei Frankfurt, — ich glaub', im Jahre 1314. Glaubt Ihr etwa: wir, die Fürsten von Sachsen und von Anhalt, — wir wüßten nicht, was Woldemar auf seiner Seele trug; — wir wüßten nicht, wie Markgraf Konrads Siegelring beschaffen war? — O pfui der Schmach! — Ihr wagt uns zu beschuldigen, wir hätten leichtfertig oder falsch geschworen? Herr Karl von Lützelburg, vernimm es denn:

Trügst Du den kaiserlichen Purpur nicht, — auf dieser Stelle hier hätte ich Dich erschlagen wie 'nen meineidigen Schalk, Du Frevler an dem Heiligsten, an Treu' und Glauben! O wohl! Wie recht that Woldemar, daß er hierher nicht kam. Zu mir Ihr werten Vettern! Wo hat er die Beweise her? — Kommt, Liebe! Wir haben nichts zu thun mit einem böhm'schen Wichte, der die von Sachsen und von Anhalt Lügen strafen will!" —

Die Thränen stürzten dabei dem greisen Fürsten aus den Augen. Seine Vettern kamen und klirrenden Schrittes verließen die von Ballenstädt allzumal den Saal der Ortenburg zu Bautzen.

Dergleichen hatte der letztere wohl noch nie vernommen; dergleichen Worte waren noch keinem deutschen Kaiser ins Gesicht geschleudert worden! Der Eindruck auf die Versammlung war ein ungeheurer; denn das sah man wohl:

die Ballenstädter hatten in gutem Glauben gehandelt;
— von einem Betruge ihrerseits konnte keine Rede sein.

Karl aber war blaß geworden wie der Tod. Mit heiserer Stimme rief er dem Herzoge von Sachsen nach:

*) Ein im Finstern schleichender Betrüger. — So in der Urkunde.

„Du wirst mir Rechenschaft geben!“ —

Da wandte sich der Sachse noch einmal um. Er lachte überlaut. „Du wagst ja nicht ein Schwert zu ziehen! Gedenke nur daran, wie Du vor Frankfurt von uns flohest! Hol' Dich der Satan, feiger, tückischer Böhmenhund!“ —

Das war denn doch zu viel. Die Schwerter flogen aus den Scheiden. Allein inzwischen hatte Karl seine volle Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Mit mächtiger Stimme gebot er Frieden. Es wurde wieder still, und man vernahm es, daß die Fürsten von Ballenstädt unten satteln ließen und auf der Stelle abritten.

„Laßt sie!“ rief Karl. „Das Reich soll sie richten! Allein Rudolf von Sachsen hat Beweise gefordert. Hier sind sie!“

Er breitete mehrere Pergamente vor sich aus; dann fuhr er fort:

„Ihr wißt es, edle Fürsten, allzumal, daß der Mann, der sich Woldemar nennt, zuerst in Prag erblickt worden ist und daß er dann erst, nachdem er spurlos von dort verschwunden war, am Hoflager zu Wolmirstädt sich als Woldemar von Brandenburg angekündigt hat. Nun ist vor kurzem zu Prag ein Domherr verstorben; der hat, von Gewissensbissen gefoltert, vor dem hochwürdigen Herrn Erzbischof auf seinem Totenbette ausgesagt,

> ihn drücke eine schwere Schuld. Es sei im Jahre 1348 ein Pilger zu ihm gekommen und habe ihn gefragt, ob es wohl Sünde sei, einen zufällig entstandenen Irrtum zu benutzen, wenn man durch denselben ein ganzes Land und Volk zu retten vermöchte. Er selbst, der Priester, habe lange geschwankt; als aber der Pilger gesagt, er suche seinen eigenen Vorteil nicht, — er wolle, wie der heilige Paulus, selbst seiner Seele Heil hingeben für sein Volk, da habe er solchen Heldenmut bewundert und habe ihm gesagt, er solle in Frieden hingehen und sein Werk vollbringen. —

„Der Erzbischof“, fuhr Karl fort, „hat mir solches vermeldet. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Nun wußte ich, wer der Pilger von Wolmirstädt gewesen.“ —

Diese Enthüllung war im höchsten Grade überraschend, — ein Zweifel an der Echtheit der vorgelegten Urkunden war nicht möglich, da der Erzbischof Arnest von Prag in eigener Person zugegen war und

nach den Angaben des bald darauf verstorbenen Domherrn die Erscheinung jenes Pilgers beschrieb.

„Das also ist des Rätsels Lösung!“ rief Markgraf Ludwig hoch erfreut. „Nun denn, Herr Kaiser, so ist mein Recht ja unbestritten! Hab' übrigens mir Eideshelfer mitgebracht, neumärkische und lausitzer Mannen, die Wedell und die Waldow, die von Kottbus und von Schönfeld, die von Köckeritz und die Valkes! Die sagen, daß der ‚Mann‘ dem lang verstorbenen Woldemar zwar *sehr ähnlich* sei; aber sie wollen dennoch schwören,

daß jener Mann eher Woldemar *nicht* sei, denn *daß* er es sei.*)

Entsetzet ihn daher der Mark; nehmet zurück, was Ihr zu Heinersdorf ihm sagtet, und abgeschlossen ist dann alles, was uns trennte!“ —

Und so geschah es auf der Ortenburg zu Bautzen. Um der Reichskleinodien willen, die Ludwig ihm herausgab, ließ Kaiser Karl seinen Schützling fallen und erklärte

Woldemar für falsch,

oder, wie es in der Urkunde lautet: „für ungerecht“. Am 6. April 1350 wurde dann auf einem großen Fürstentage zu Nürnberg, welchem die Ballenstädter gleichfalls fernblieben, dies Urteil noch einmal wiederholt. Als aber Kaiser Karl, der sich nun endlich im angeblichen Ornate des großen Weltbeherrschers Karl krönen zu lassen vermochte, — eine Feierlichkeit, die ihm überaus am Herzen lag, — sein Urteil den märkischen Ständen anzeigte, da schrieben ihm z. B. am 19. April 1350 die Berliner flehentlich und doch zugleich recht trotzig zurück:

„Lieber, gnädiger Herr! Mit eigenem Munde und mit eigenen Briefen habt Ihr uns vor Frankfurt an Markgraf Woldemar und nach dessen Tode an die Fürsten von Anhalt gewiesen, so auch an die Sachsen; — wir bitten, daß Ihr es dabei *belasset*!“

Diese Bitte aber war selbstverständlich ohne jeden Erfolg. —

So hatte Ludwig der Ältere denn die Mark von neuem; aber er mußte sie erst, wie man es damals nannte „erkriegen“, d. h. durch Krieg gewinnen, und *dazu* fehlte ihm die Lust. Er war eines Landes überdrüssig, das ihm so bitteres Weh geschafft; er wußte auch wohl, daß seine Schuld nicht mehr zu tilgen war, — daß sich die Herzen der

*) Wörtlich nach der Urkunde.

Märker ihm doch niemals erschließen würden. Er trat deshalb zu Frankfurt an der Oder, auf der Stätte seines kurzen Glückes und seiner schwersten Kämpfe, am 10. November 1350 die Mark an seinen jüngeren Bruder, Ludwig den Römer, den Geschlagenen von Oderberg, ab. Als er sich dann aber vor dem Rathause zu Rosse setzte, da mußte er doch die Lippen aufeinanderpressen. Noch einen letzten Blick sendete er nach dem Hause Brunos, des Goldschmieds, hinüber; dann trieb er das Roß an. Das getreue Volk, welches ihn ehrerbietig grüßte, wußte nicht, was dort oben in dem gewölbten Saale geschehen war, und daß der Herr, mit welchem es durch so viel gemeinsam getragenes Leid so fest verbunden war, nie wiederkehren werde. Ein Jahr darauf, am 24. Dezember 1351, verließ er auch das Land Brandenburg. Das Weihnachtsfest war für ihn nur ein Scheidefest! Der schwergeprüfte Markgraf, der auch im deutschen Süden den Namen des „Brandenburgers" beibehielt, herrschte fortan friedlich in Bayern und Tirol; er unternahm nur noch einen bedeutenderen Kriegszug im Jahre 1354 nach Verona, verstarb aber schon am 18. September 1361 zu Zorngolding in Bayern, der Sage nach an Gift. Sein Gattin Margareta, „seine liebe Wirtin", wie er sie später nannte, und ein Sohn, der obenerwähnte Meinhard, überlebten ihn. Ludwigs Asche ruht in den Gewölben der Frauenkirche zu München. Man hat bei einer Untersuchung der wittelsbacher Gruft seine Gebeine noch im 19. Jahrhundert vorgefunden. —

Kehren wir nunmehr nach der Mark zurück! Ludwig der Römer besaß alle Tugenden seines Bruders, die Tapferkeit, den Mannesmut, den Fleiß, ohne dessen Fehler, den allzu hochfahrenden und doch allzu leichten Sinn. Gleichwohl war seine Stellung dem Lande gegenüber eine noch schwierigere als die seines älteren Bruders. Er hatte ja die Mark gegen Bayern nur eingetauscht, nicht einmal durch kaiserliche Belehnung erhalten, und sollte sie nun den Händen tapferer Fürsten entreißen, die bis auf den Tod gekränkt waren! Mutig aber, auf die allezeit getreuen Vasallen der Oderlande sich stützend, begann er den Kampf. Noch volle fünf Jahre, bis 1355, durchtobte derselbe die Mark; Rudolf von Sachsen, Albrecht von Anhalt und der greise Woldemar waren, fürwahr! nicht verächtliche Gegner.

Wer aber möchte diese Zeit voll Blut und Thränen eingehend schildern? — Nur allzu Trübes schon haben wir berichten müssen, um die Menschen von heute daran zu mahnen,

wie gut sie es haben den Vorfahren gegenüber, und daß ein ander' Leben ist im neuen als im alten Reiche.

Eine Zeit, reich an großen Heldenthaten, bildeten jene Kampfesjahre ja auch nicht; — es war nur ein wirrer, wilder Streit; — an vielen, vielen Orten wurde zugleich gekämpft. Wichtige Entscheidungen blieben anfangs aus; als aber Berlin und Kölln sich den Wittelsbachern unterwarfen, was endgültig am 4. Januar 1352 geschah, war die Sache der Ballenstädter verloren.

Für Köpkin von Rhode und Heinrich Hemerer, die Gemordeten von 1348, wurden in Berlin und Spandau Altäre gestiftet. Denn das wenigstens hatte Karl — schon um der Kirche willen — gehalten: er hatte das Haus der Wittelsbacher und die Mark vom Banne gelöst. Die Berliner kämpften nunmehr auf bayrischer Seite, und unter dem blau-weißen Banner Ludwigs des Römers gelang ihnen Anno 1352 wenigstens eine wichtigere Waffenthat; sie fingen jenen Grafen Woldemar von Anhalt, welchem der große Woldemar zu Bärwalde einst anno 1319, wie der Marschall Redeko von Redern es aufgezeichnet hatte, die Nachfolge in der Herrschaft über die Mark zugedacht hatte. Sie legten ihn in einen Turm der Stadtmauer, bis er mit schwerem Gelde sich löste. Allein trotz dieses Erfolges nahte noch keine Entscheidung; unerschütterlich treu hielten namentlich die beiden Städte Alt- und Neu-Brandenburg, sowie die Ukermark zu jenem Woldemar, welchen Kaiser Karl zuerst für den berechtigten Herrscher der Mark und dann für einen Betrüger erklärt hatte. —

Das Elend des Landes fing an, jedes Maß zu übersteigen, und die Kräfte der Ballenstädter waren — erschöpft. Sowohl das Kurfürstentum Sachsen wie das Fürstentum Anhalt waren nur kleine Lande; — was vermochten sie der nun vereinten Macht der Lützelburger und der Wittelsbacher gegenüber? — Und Ludwig der Römer, — das sahen die Märker gar bald zu ihrer innigen Freude, — hatte ein Herz für seiner Brandenburger Wohl und Wehe. Darum beseelte auch ihn das Bedürfnis nach Frieden.

Wer aber war so hochherzig, dem Feinde zuerst die Hand zum Frieden zu reichen? — Es war der Sieger, — war der edle, in der ew'gen Stadt geborene Markgraf! Der Edelherr Johann von Buch, der einst als Unterhändler zu den Ruinen von Werbellin geritten war, mußte wiederum in den Bügel steigen, — war er doch auch des „Römers"

rechte Hand, — und nach Prenzlau ziehen, woselbst der Markgraf Woldemar, jetzt ein gebrochener Mann, im Februar 1355 sein Lager aufgeschlagen hatte. Die Fürsten von Sachsen und von Anhalt waren bei ihm. Es war ein erschütternder Auftritt, der hier vor sich ging. Der Ritter von Buch traf die Herren in der herrlichen, hochgewölbten St. Marienkirche von Prenzlau an. Da beugte er ein Knie vor Woldemar:

„Herr", rief er, „wer Ihr auch sein möget — und ach! ich möchte es so gerne glauben, daß Ihr der echte Markgraf wäret: schenkt uns den Frieden! Ja, wenn Ihr wirklich Woldemar der Große seid, so müßt Ihr Euch bezwingen, müßt allen Hoffnungen entsagen und nach so vielem Streit die Ruhe suchen! Um Euretwillen, Herr, geht Land und Volk zu Grunde!" —

Woldemar und selbst der Herzog von Sachsen, das nunmehrige Haupt des ballenstädtischen Hauses, waren tiefbewegt. Am Nachmittage nach diesem Zusammentreffen gelang es dem Ritter und Capitaneus Johann von Buch daher thatsächlich,

die Sühne von Prenzlau

zu stande zu bringen. Am 27. Februar 1355 verzichteten Woldemar und alle anderen Ballenstädter freiwillig auf die Mark. Sie erkannten den Markgrafen Ludwig den Römer feierlich als solchen an, wiesen die ihnen noch gebliebenen Lande und Städte an ihn und erhielten eine Abfindungssumme von 20000 Mark löthigen Silbers, wofür ihnen zum Pfande die Städte Brandenburg und Görzke noch eine Zeit lang verblieben. Am Dienstage nach Okuli 1355, den 10. März, hatte Ludwig der Römer auch diese Summe entrichtet, und nun schrieb Woldemar den Bürgern zu Brandenburg:

„Wir Woldemar, Markgraf zu Brandenburg, zur Lausitz und zu Landsberg, des h. römischen Reiches Erzkämmerer, thun allen guten Leuten, die diesen Brief sehen, lesen oder hören, kund, daß wir den Städten Brandenburg und Görzke ihre Huldigung erlassen haben, ihnen für ihre Treue fleißig danken und sie an den hochgeborenen Fürsten, Ludwig den Römer, weisen." —

Jetzt war es aus. Die edlen Ballenstädter, deren Ahn Albrecht der Bär einstmals die Mark gegründet, hatten nichts mehr in ihr zu wirken und zu schaffen. —

Es war ein trauriges Scheiden. Die Bürger von Prenzlau ließen die Glocken läuten und gaben den abziehenden Fürsten eine Stunde Weges lang das Geleit. Quer durch das Land zogen die Ballenstädter dann auf Brandenburg los; — laut klagte hier das Volk. Dann ging es über Kloster Lehnin und den Fläming der Elbe zu und über sie hinweg nach Dessau an der Mulde. Auch hier erklang Glockenton, als Woldemar, der wie ein Träumender auf dem Rosse saß, einritt. Vor dem Schlosse empfing Woldemar, der Sohn Albrechts von Anhalt, jener einstmalige Gefangene Berlins, den Zug der Heimkehrenden. Tröstend sprach er zu dem Greise, als er ihm aus dem Sattel half:

„Kommet, Oheim, — es war ein Traum! Kommet, — hier ist Euch die Stätte der Ruhe bereitet!“ —

Nachwort.

Bis an sein Ende von den ballenstädtischen Fürsten hochgehalten und als der echte Woldemar angesehen, verstarb jener merkwürdige Mann, der es versucht hatte, die Herrschaft der Wittelsbacher in der Mark zu stürzen und dem Hause Ballenstädt die Herrschaft über Brandenburg zurückzugeben, im Jahre 1357 zu Dessau. In seinen letzten Jahren war der Trübsinn nicht mehr von ihm gewichen; er war ein Büßer geworden. Von seiner Beichte hat jedoch niemals jemand auch nur das geringste erfahren. Er wurde in der Schloßkirche zu St. Marien in Dessau vor dem Altare einer Seitenkapelle bestattet. Noch zeigt man dort die Stelle; — von einem Grabmale oder einer Inschrift aber hat sich keine Spur erhalten.

Ludwig der Römer wirkte rastlos zum Heile seines Landes; überall aber waren ihm die Hände gebunden. Der Krieg mit den Ballenstädtern hatte nicht allein die Mittel des wittelsbachischen Fürstenhauses erschöpft, sondern auch die Stärke der Fürstenmacht gar arg geschädigt. Die große Sippe der Herren von Wedell z. B. stand auf dem rechten Oderufer damals in fast fürstlicher Hoheit da, und eine ähnliche Stellung nahm an der Elbe das Geschlecht der Edelherren von Buch ein.

Auch Ludwig der Römer hatte daher nur wenig Freude an der Mark. Wir finden ihn auf all den Stätten wieder, auf welchen wir seinem älteren Bruder begegneten, in der getreuen Stadt Frankfurt, im mächtig aufblühenden Berlin, im stillen Kloster Chorin und auf der breiten, braunen, märkischen Heide. Bruno Goldschmied von Frankfurt verblieb auch ihm ein zuverlässiger Freund. Allein schon 1357 traf den Fürsten ein herber Verlust: es verstarb ihm seine Gemahlin Kunigunde. Sie wurde bei den Franziskanern zu Berlin bestattet. Noch

im 16. Jahrhunderte erblickte man in der Kirche des grauen Klosters daselbst in lateinischer Sprache die Inschrift:

„Im Jahre 1357 verstarb die hohe Frau Kunigunde, die Gemahlin des erlauchten Fürsten Ludwig des Römers und Tochter des Königs von Krakau (Polen), welche mit würdigem Pompe hier unter diesem Altare bestattet ward." —

Nach langen Kämpfen, nach vielen Demütigungen und schweren Mißerfolgen gegenüber der Staatskunst des heimtückischen Böhmenkönigs und deutschen Kaisers Karl IV. verschied auch Ludwig der Römer schon sehr früh im Jahre 1365. Maßlose Sorgen hatten seine Kraft gebrochen. Er fand die Ruhestätte neben seiner Gemahlin und die folgende Inschrift:

„Anno 1365 starb der erlauchte Fürst und Herr, Herr Ludwig, Markgraf zu Brandenburg, der Römer genannt, der Sohn des unüberwundenen Kaisers und Herrn, Herrn Ludwig von Bayern. Mit gebührenden Ehren ist er unter diesem Altare beigesetzt worden."

Man hat in jüngster Zeit die Grüfte wieder aufgefunden; aber der Boden war bereits mehrfach durchwühlt. —

Ludwig dem Römer folgte nunmehr sein dritter Bruder, Otto von Bayern, in der Mark. Man hat ihm den Beinamen des „Faulen" gegeben; allein er hat denselben, wenigstens durch sein Verhalten in Brandenburg, keineswegs verdient. Mit allen Kräften sträubte er sich gegen die arglistige Politik Kaiser Karls IV., der nun die rechte Zeit gekommen sah, um jenes Ziel zu erreichen, welches er von Anfang an im Auge gehabt hatte, das nämlich,

dem Hause Wittelsbach die Mark zu entfremden, um sie mit der Krone Böhmen zu verbinden.

Otto wurde von Karl unter dem Scheine einer väterlichen Freundschaft völlig umgarnt. Als er sich dann maßlos getäuscht sah, ergriff er die Waffen. Allein am 15. August 1373, am Feste Mariä Himmelfahrt, kam es im

Lager bei Fürstenwalde

zu einem Vergleiche, in welchem Otto und alle Herzöge von Bayern die Mark Brandenburg für eine Entschädigung von 500000 Goldgulden an das Haus der Lützelburger abtraten. In den Armen der Müllerin von der „Gretlmühle" unter dem Schlosse Wolfstein vergaß Otto die düstere Mark Brandenburg und die eigene, tiefe Schmach.

Das war das Ende der bayerischen Herrschaft in der Mark. —

Auch das große Geschlecht der Herren von Buch in der Altmark erlosch noch im 14. Jahrhunderte; ihre Güter fielen der Landesherrschaft heim. Von ihrer Burg ist kein Mauerrest mehr erhalten; noch aber steht mitten im Flecken Buch die Rolandssäule; noch erblickt man im Havelberger Dome einige Grabsteine dieses berühmten Geschlechtes mit seinem Wappenschilde. Unvergängliche Denkmäler dieses edlen Hauses und seiner Liebe zur Rechtswissenschaft aber sind:

der „Richtsteig Landrechts“ und

die „Glosse zum Sachsenspiegel“,

welche jener Johannes von Buch verfaßt hat, den wir oben mit dem falschen Woldemar verhandeln sahen.

Sonst hat die von uns geschilderte Zeit nur sehr wenige Denkmäler hinterlassen. Das graue Steinkreuz, welches an die Verbrennung des Propstes Nikolaus von Bernau erinnert, steht allerdings noch neben der St. Marienkirche zu Berlin. Oft trifft man ferner in den märkischen Städten vermauerte Thore an: durch sie, behauptet die Sage, ist einst der falsche Woldemar eingezogen. —

Kaiser Karl IV. endlich — es muß das dankbar anerkannt werden, — ist der Mark ein weiser, gnädiger und segenspendender Herrscher gewesen. In der Stadt Tangermünde an der Elbe, die er mit prächtigen Bauten geschmückt hat, ist er noch heute unvergessen. Unter seinen Söhnen Wenzel und Sigismund aber versank die Mark in ein noch tieferes Elend, als zur Zeit des falschen Woldemar, bis endlich das ewige Gesetz der Geschichte,

daß aus Bösem nimmermehr Gutes, — nimmermehr bleibender Segen aufsprießen kann,

sich auch an dem Hause der Lützelburger erfüllte:

Auch diesem Geschlechte war in der Mark keine bleibende Stätte bereitet; die Lützelburger wichen aus dem Lande an Elbe und Oder. Und nun erst kam dem letzteren das Heil:

glanzvoll und ohne Wandel stieg der Stern der Hohenzollern auf.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Schwebel, Oskar,

Markgraf Woldemar der echte oder der falsche? ; ein vaterländisches Geschichtsbild

Düsseldorf 1891